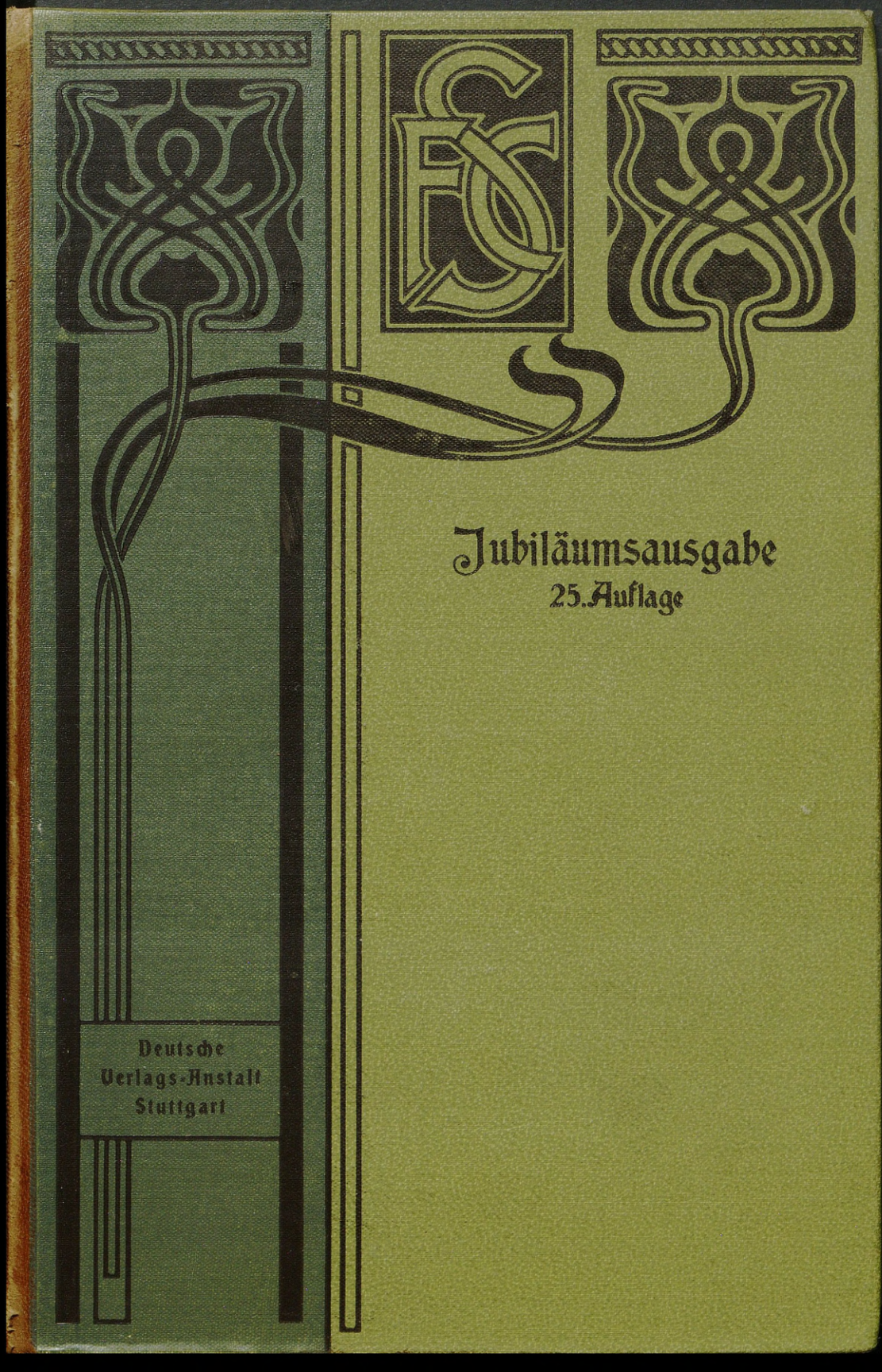
R G B WH GR BL
Grey Scale #13
C M Y K
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19


Jubiläumsausgabe
25. Auflage
Deutsche
Verlags-Anstalt
Stuttgart

Colour Chart #13
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
Inches
Centimetres

Jubiläumsausgabe

25. Auflage

Deutsche
Verlags-Anstalt
Stuttgart

Fr. Chr. Schlosser's

Weltgeschichte

für

das deutsche Volk

Von neuem durchgesehen und ergänzt

von

Dr. Oskar Jäger und Dr. Franz Wolff

Fünfte Ausgabe

Mit zahlreichen Abbildungen und Karten

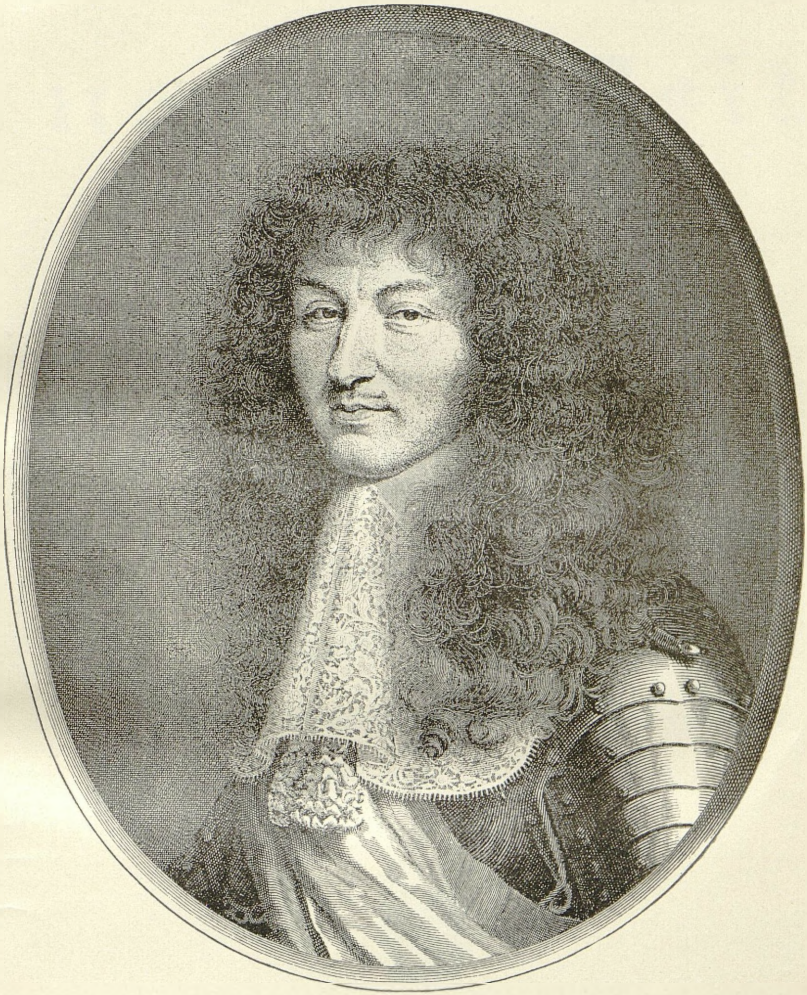
Fünfundzwanzigste Jubiläums-Auflage

Dreizehnter Band

Stuttgart und Leipzig

Deutsche Verlags-Anstalt

1904



Ludwig XIV., König von Frankreich.
Nach dem Leben gemalt und gestochen von R. Nanteuil im Jahre 1667. (Reproduktion.)

Geschichte

der

neueren Zeit

Von

Friedrich Christoph Schlosser

Durchgesehen und ergänzt

von

Dr. Oskar Jäger

Fünfter Band

Fünfte Ausgabe

Fünfundzwanzigste Jubiläums-Auflage

Mit Abbildungen und Karten

Stuttgart und Leipzig

Deutsche Verlags-Anstalt

1904

93/100

Alle Rechte vorbehalten

31534/2

Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

X. Frankreich, Spanien und Italien zu Mazarins Zeit.

1. Militärische und diplomatische Erfolge der Franzosen in Spanien, Deutschland und den Niederlanden.

Der Kardinal Richelieu hatte die auswärtigen Angelegenheiten anfangs seinem Pater Joseph anvertraut, nachher aber ganz dem schlauen Römer Mazarin überlassen, der ihm in Italien so oft gute Dienste geleistet hatte. Nach dem Tode des leitenden Mannes war König Ludwig XIII. nicht im entferntesten geneigt, Mazarin aus dem Kabinett zu entfernen: denn dieser hielt schon seit Jahren alle Fäden der Geschäfte in der Hand, und Ludwig, welcher mit Spanien im Kriege war, fürchtete die Anhänglichkeit seiner Gemahlin, Anna von Österreich, an ihr spanisches Vaterland und an ihre Familie. Mazarin bewies sich damals als einen Meister in allen politischen Künsten und Kniffen. Er gab zuerst dem Könige Rat, wie er trotz der Konstitution seine Gemahlin von der Vormundschaft ihres Sohnes durch Testament ausschließen könne; nachher aber, als Ludwig todkrank daniederlag, zeigte er der Königin, wie sie es anfangen müsse, um dieses Testament umzustoßen. Er täuschte zugleich die Herren, welche Anna von Österreich zu leiten gedachten, sowie den Herzog von Orleans und den Prinzen von Condé, die vom Umstoßen des Testaments Vorteile hofften. Der Herzog von Orleans erhielt nur den leeren Titel eines Generalstatthalters des Reiches ohne wahre Macht; auch sollte er und in seiner Abwesenheit der Prinz von Condé den Vorsitz im Staatsrate führen; Mazarin dagegen wurde ganz unerwartet Premierminister. Die Königin ging auf den Rat des Bischofs von Beauvais ein, welcher ihr vorstellte, ihre Stellung werde fester sein, wenn ihr die wirkliche Regentschaft vom Parlament zuerkannt werde. Sie berief demnach am 18. Mai 1643 eine Sitzung, welcher Orleans, Condé und sein Sohn, die ersten

Herzöge und Beamten sowie drei Bischöfe und unter diesen der Erzbischof von Paris, beiwohnten*). Diese Sitzung eröffnete der fünfjährige König, den man dafür sehr bewunderte, mit den Worten: „Ich bin gekommen, um Ihnen meinen guten Willen zu zeigen; mein Kanzler wird Ihnen das übrige sagen." Zunächst erklärte nun die Königin Anna, daß sie sich stets gern der Ratschläge des Parlaments bedienen werde; Orleans und Condé bezeigten den Entschluß, sich ihr unterzuordnen. Nachdem dann der Kanzler gesprochen hatte, wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, der Königin-Mutter die volle Regentschaft zu übertragen.

Wir wagen nicht Annas Minister Mazarin, diesen kleinlichen, habsüchtigen, aber aller Kniffe und Schliche kundigen Römer, mit einem großen, kenntnisreichen und hochgebildeten Manne wie Richelieu, der sich auch um die Sprache und Litteratur seiner Nation unsterbliche Verdienste erworben hat, zu vergleichen; allein jedenfalls war es unter den damaligen Umständen ein Glück, daß Mazarin der Anarchie steuerte, mit welcher das Französische Reich bedroht war. Er erhielt den Franzosen nicht nur durch große Feldherren und durch eine neue Organisation des Kriegswesens das Übergewicht, das sie sich im Felde errungen, sondern er bewirkte auch, daß die unter Richelieu gebildeten Diplomaten durch ihre Gewandtheit, ihre Sprache und ihre freiere Bildung dem französischen Kabinett das Übergewicht über die spanische und italienische Politik verschafften. Wir gehen daher ausführlich auf Mazarins Zeit ein, weil damals alles was unter Ludwig XIV. geschah, vorbereitet und die französische Nation mit dem Heiligenscheine des militärischen Ruhmes umkleidet wurde, der für jeden Franzosen höchster Preis des Lebens ist. Herrschen, Erobern und Siegen ist Bedürfnis der Franzosen, und jeder einzelne unter ihnen lernt von Jugend auf die Kunst, sich so zu spreizen, als wenn er allein die Nation ausmache. Der Franzose und der Engländer prahlen trotzig und laut, jener mit allen tapferen Thaten seiner Nation, wie wenn er selbst sie vollbracht hätte, dieser mit seiner vortrefflichen Verfassung; und der Deutsche, welcher immer das, was vornehme Leute sagen, gern glaubt und Fremde stets für vornehmer hält, als seine Landsleute, betet entweder demütig nach, was so laut verkündigt und durch so viele Schriften verbreitet wird, oder er glaubt es in seiner Gutmütigkeit, oder er schweigt doch ganz bescheiden.**) Wir sind daher auch weit entfernt,

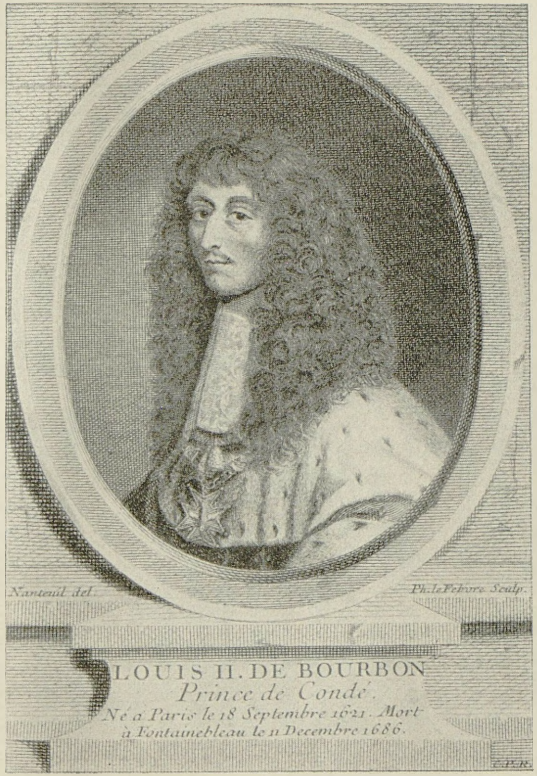
---

* Paris war erst 1623 auf den Wunsch Ludwigs durch den Papst Gregor XV. vom Rang eines Bistums zu dem eines Erzbistums erhoben worden.

**) Das hat er doch, seitdem Schlosser dies niederschrieb, einigermaßen und mitunter vielleicht mehr als gut ist, verlernt.

XIII. 5.

Herzog Heinrich de la Tour d'Auvergne, Vicomte von Turenne.



Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Condé.

den Franzosen den militärischen Ruhm und das Besserwissen und Bessermachen oder den Engländern ihr Glück bestreiten zu wollen. Wir wollen kurz andeuten, wie die Franzosen unter Mazarin das Übergewicht erlangten, welches nachher unter Ludwig XIV. zur Unterdrückung der anderen Nationen benutzt wurde.

Es wird die Übersicht der sehr verworrenen Geschichte von Frankreichs vormundschaftlicher Regierung unter Ludwig XIV. erleichtern, wenn wir zunächst alles, was sich auf Krieg und Politik oder auf das Verhältnis zu anderen Mächten bezieht, erzählen und dann erst auf die Geschichte der inneren Unruhen und auf die Errichtung der dadurch herbeigeführten Militärregierung übergehen. Die deutschen und niederländischen Angelegenheiten sind schon bis zum Westfälischen Frieden behandelt worden; wir werden ihrer daher nur gelegentlich des Zusammenhanges wegen erwähnen. Dagegen müssen die spanischen und italienischen Angelegenheiten, welche früher nur leicht berührt wurden, jetzt nachgeholt werden. Von Portugal, welches sich zwar seit 1640 der spanischen Herrschaft wieder entzogen hatte, aber auch als selbständiges Reich nur eine Nebenrolle spielte, werden wir nur gelegentlich Hinweise über sein Verhältnis zu anderen Mächten geben.

Mazarin beendigte zuerst in Deutschland das, was unter Richelieu begonnen worden war, weil es das Glück wollte, daß gerade zu der Zeit, als er die Leitung der Dinge in Frankreich übernahm, zwei große Feldherren, Turenne und der Herzog von Enghien, dort neue Siege erfochten, und weil überdies auch die junge Königin von Schweden des Krieges müde war. Mazarin that alles, um den Frieden der Niederländer zu Münster aufzuhalten: er vermochte dies aber doch nicht. Auch den Frieden, welchen Schweden durch Salvius betreiben ließ und Trautmannsdorf im Namen des Kaisers betrieb, wünschte er keineswegs, besonders nachdem die Franzosen die Niederlage bei Tuttlingen erlitten hatten (24. November 1643). Er konnte indessen nicht wollen, daß auch Schweden seinen Frieden ohne ihn mache, weil dann die ganze Last des Krieges mit Spanien und mit Deutschland auf Frankreich gefallen wäre. Die schon im März 1643 abgeschlossenen Präliminarien des Westfälischen Friedens blieben nachher, obgleich sie ratifiziert waren, auf sich beruhen, bis im August 1645 die französischen Heere nach dem Siege bei Allersheim in der Nähe von Nördlingen wieder die Übermacht erlangten. Dann begannen freilich die Friedensunterhandlungen endlich ernstlich: der Krieg wurde aber während derselben lebhaft fortgesetzt, und zwar trotz vieler Wechselfälle im ganzen zum Vorteile der Franzosen. Mazarin verzögerte, sobald es seine Politik oder seine Privatabsichten forderten, den Abschluß, weil er es dahin gebracht hatte, daß er, je nachdem es

ihm passend schien, entweder Frieden schließen oder den Krieg fortsetzen konnte.

Mazarin hatte die oberste Leitung der Friedensunterhandlungen anfangs sich selbst übertragen lassen. Nachher gab er dieses Amt dem Herzoge von Longueville, den er aus Paris entfernen wollte, jedoch nur als ein Ehrenamt: die Geschäfte selbst wurden von dem Grafen d'Avaux und von Abel Servien, Grafen von la Roche des Aubiers, geleitet, welche ausgezeichnete Geschäftsmänner und ganz von Mazarin abhängig waren. Einig waren freilich beide Männer nie, was dem Kardinal nach seiner Art lieb sein mußte, weil er infolgedessen sicher war, daß alles doch schließlich nach seinem Willen gehen werde. Er allein erntete daher die Frucht ganz verschiedener Talente der aus Richelieus Schule hervorgegangenen Diplomaten sowie der Bildung und Kenntnis derselben. Seine Kreatur, der Graf Servien, ertrotzte hochmütig manches von den Deutschen, was ein Mann wie d'Avaux nie erlangt haben würde. Der letztere war ein mit allen deutschen Verhältnissen vertrauter und, was damals viel sagen wollte, auch in der deutschen Sprache sehr bewanderter Diplomat; er hatte aber das Vertrauen des Kardinals, dem er viel zu ehrlich war, durchaus nicht. Dieses besaß dagegen Servien, welcher in italienischen Geschäften zum Italiener geworden war, in vollem Maße. Es ging jedoch schließlich dem Kardinal zu weit, daß die beiden Gesandten endlich einander nicht mehr sahen und sogar Schmähschriften gegeneinander veröffentlichten; der Herzog von Longueville mußte daher noch einmal nach Münster gehen, um durch sein Ansehen Servien in Schranken zu halten. Servien war ein guter Jurist und, nachdem er Generalprokurator des Parlaments von Grenoble gewesen war, als Unterhändler nach Italien geschickt worden, wo er jene italienische Politik erlernte, welche im 15. Jahrhundert in ein System gebracht worden ist, im 17. an allen Höfen gelehrt und getrieben wurde. Er zeigte sich bei den Unterhandlungen durch seinen Stolz, seine Heftigkeit und seinen hartnäckigen Sinn für Mazarins Absichten so brauchbar, daß dieser auch im Jahre 1648 noch keinen Frieden abgeschlossen haben würde, wenn nicht ein Bürgerkrieg in Frankreich ausgebrochen wäre und die Parlamente, die Großen und das Volk von Paris den gerade damals ganz unentbehrlichen Minister in ihre Händel gezogen hätten. In den Niederlanden dauerte der Krieg mit Spanien noch fort; in Neapel und besonders in Katalonien aber hatte er, als Mazarin die Regierung übernahm, eine für Frankreich ungünstige Wendung genommen: denn hier stellte sich endlich, wie wir näher berichten werden, Philipp IV. selbst an die Spitze einer Armee. Mazarin konnte daher, als Schweden ernstlich zum Frieden entschlossen war, den Krieg nicht weiter fortsetzen, ohne ganz allein dem

Habsburgischen Hause gegenüberzustehen. Er trennte also durch den Westfälischen Frieden Österreich von Spanien und setzte dann den Krieg mit diesem auch ohne Bundesgenossen fort.

Was den Krieg mit Spanien angeht, welchen Frankreich im Bunde mit den sieben Provinzen der Niederlande seit 1635 führte, so sah Mazarin sehr gut die Unmöglichkeit ein, daß die Tag und Nacht auf nichts als auf ihren Vorteil bedachten Holländer ihm jemals behilflich sein würden, die spanisch gebliebenen Niederlande an Frankreich zu bringen, was seine Absicht war. Die Prinzen Moritz und Friedrich Heinrich von Oranien beschränkten sich darauf, alle diejenigen südlichen Festungen zu erobern, welche ein Bollwerk für Holland bilden konnten; sie waren aber aus vielen Gründen niemals anwesend, wenn eine entscheidende Feldschlacht geliefert werden sollte. Der Kampf der Franzosen und Spanier in den Niederlanden war, obgleich nicht nur Richelieu, sondern sogar König Ludwig XIII. selbst ins Feld gezogen waren, trotz der gebrachten großen Opfer ohne Entscheidung geführt worden; im Jahre 1643 erschien aber dort ein Kriegsheld, welcher, so unwürdig und niedrig auch sein moralischer Charakter und Wandel war, von den Franzosen, besonders den politisch und theologisch Rechtgläubigen, noch jetzt gleich einem Kriegsgotte verehrt wird. Dieser Held war der Sohn des unersättlich habgierigen Prinzen von Condé. Er hieß damals noch Herzog von Enghien, führte dann nach seines Vaters Tode (1646) den Namen Prinz von Condé und wurde, seitdem er für Ludwig XIV. Siege erfochten hatte, nur der Große Condé genannt. Da große Feldherren, wie große Dichter und Mathematiker, nicht gemacht, sondern geboren werden, so könnten wir uns mit der bloßen Aufzählung von Enghiens Thaten begnügen; allein wir dürfen doch nicht ganz übersehen, daß die Umstände der Entwickelung seiner natürlichen Anlagen sehr günstig waren, und daß er, gleich dem Marschall von Sachsen im 18. und Bonaparte im 19. Jahrhundert, sein ganzes Kriegssystem auf den Nationalcharakter der Franzosen gründete, oder mit anderen Worten, daß er, wo nur immer möglich, den gewagtesten und kühnsten Angriff vorzog. Er hatte schon in seinem 20. Lebensjahre an einem Kriegszuge Ludwigs XIII. gegen Aire und Arras teilgenommen und sich auch auf dessen Zuge nach Roussillon (1642) ausgezeichnet; daß er aber in dem darauf folgenden Jahr den Oberbefehl über das Heer in den Niederlanden erhielt, schrieb man nur seiner Vermählung mit Richelieus Nichte Clemence, der Tochter des Marschalls von Brézé, zu. Wenn dies richtig ist, so zeigte sich diesmal der Nepotismus für die öffentliche Sache vorteilhaft: denn Enghien hatte, obgleich er damals erst 22 Jahre alt war, die Stimme des Heeres für sich.

Das Heer, dessen Oberbefehl Enghien 1643 auf Mazarins Betreiben erhielt, war ziemlich bedeutend und sollte das spanische Heer des Don Francesco de Melos abhalten, aus dem Hennegau in die Champagne einzurücken. Schon gleich anfangs, als dasselbe zum Entsatze der Festung Rocroy, deren Außenwerke bereits genommen waren, herbeizog, verschaffte sich Enghien den Ruf eines großen Feldherrn und jenes volle Vertrauen der Soldaten, welches einen französischen General unüberwindlich macht. Er setzte es gegen die Meinung des Marschalls de l'Hopital, der ihm, um sein Ungestüm zu mäßigen, beigegeben war, durch, daß das Lager der Spanier, die den Franzosen entgegenstanden, aber keine Schlacht anboten, sogleich gestürmt werde. Dies schien nicht nur militärisch gewagt, weil das spanische Heer zahlreich und tapfer war, sondern auch politisch, weil durch ein Fehlschlagen des Sturmes die nach Ludwigs XIII. Tode eingesetzte vormundschaftliche Regierung in eine sehr bedenkliche Lage gebracht werden konnte. Der Sturm ward am 19. Mai 1643 (gerade einen Tag nach der oben erwähnten königlichen Sitzung) wirklich unternommen und, trotz der guten Befestigung des Lagers und trotzdem dasselbe von spanischer Infanterie, welche damals für die beste in Europa galt, verteidigt wurde, auf glänzende Weise vollbracht. Dieser Sieg bei Rocroy machte den Herzog von Enghien zum Helden der Franzosen und befestigte die Regierung Mazarins und der Königin-Mutter. Es wurden, wie man angiebt, 8000 Spanier getötet, 6000 gefangen genommen und alles Gepäck und Geschütz des Feindes erobert. Infolge des Sieges wurden zudem viele Festungen, unter andern Maubeuge, Binche und das damals überaus starke Diedenhofen (Thionville) innerhalb dreier Monate den Spaniern entrissen. Philipp IV. entledigte sich um jene Zeit (Juni 1643) seines Günstlings, des übermütigen Grafen-Herzogs Olivarez, welcher die Katalonier zur Verzweiflung gebracht und den Abfall Portugals von Spanien verschuldet hatte. Olivarez hatte die Ungeschicklichkeit gehabt, die Amme des Königs zu beleidigen. Er wurde auf seine Güter verwiesen; aber sein Neffe, Don Luis de Haro, der nun erster Minister wurde, war ebensowenig im stande, dem gesunkenen Reiche wiederaufzuhelfen, und hatte überall mit Unruhen zu kämpfen, die er selbst durch seine Maßregeln hervorrief. Es war daher ein Glück für die Spanier in den Niederlanden, daß Enghien gerade damals in Deutschland und bald auch in Katalonien gebraucht wurde.

Der Krieg in Katalonien war von Richelieu auf Mazarin vererbt worden, und Ludwig XIII. schmeichelte sich mit der Hoffnung, durch Benutzung der dort von Olivarez hervorgerufenen Unruhen Katalonien mit Frankreich vereinigen zu können. Olivarez zürnte den Kataloniern,

weil sie, stolz auf ihre Verfassung, welche auch nach den durch Karl V. und Philipp II. durchgesetzten Beschränkungen immer noch freier war, als die der meisten heutigen konstitutionellen Staaten, jeden seiner Schritte überwachten und nur der Gewalt nachgaben. Als daher die Franzosen das feste Salces den Spaniern entrissen (1640), benutzte Olivarez diese Gelegenheit, um zur Wiedereroberung desselben neapolitanische und kastilianische Truppen nach Katalonien zu schicken, deren Befehlshaber wahrscheinlich den Auftrag hatte, die dortigen Feinde des despotischen Ministers für ihre antimonarchischen Grundsätze büßen zu lassen. Das in Katalonien einquartierte Heer erlaubte sich die ärgsten Gewaltthätigkeiten; und als die Katalonier deshalb Deputierte nach Madrid schickten, wurden diese nicht vor den König gelassen, von seinem Günstling und Minister aber mit stolzer Verachtung, mit Vorwürfen und neuen Drohungen abgefertigt. Der Unwille der Bevölkerung Kataloniens ward unmittelbar nachher durch den Vicekönig Santa Colonna auf das höchste gesteigert, so daß endlich die Bürger von Barcelona sich unter dem Rufe „Freiheit oder Tod!" empörten, das spanische Joch abschüttelten und den Vicekönig töteten. Ganz Katalonien folgte dem Beispiele seiner Hauptstadt. Doch erkannten, als der Marquis de los Velos mit einem ansehnlichen kastilianischen Heere über den Ebro ging, die kleinen Städte ihre Ohnmacht. Sie baten um Gnade: Olivarez ließ aber selbst gegen diejenigen Städte, die sich ohne Widerstand unterwarfen, eine furchtbare Rache üben. Dadurch rief er einen neuen Aufstand hervor. Als hierauf die Spanier vor Barcelona erschienen, leisteten die Bürger dieser Stadt einen wütenden Widerstand. Sie schlugen drei Stürme ab, nötigten den Marquis über den Ebro zurückzugehen und bewirkten durch ihr Beispiel und ihr Glück, daß die ganze Landschaft sich aufs neue erhob. Die Katalonier hofften an Portugal, das sich gerade damals ebenfalls gegen die spanische Herrschaft empörte und wieder unabhängig machte, einen Bundesgenossen zu finden. Dies war freilich nicht der Fall; dagegen erhielten sie Hilfe von den Franzosen. Die Cortes von Katalonien hatten schon im Februar 1641 in Übereinstimmung mit dem Senate der Hundert von Barcelona den König Philipp IV. für abgesetzt erklärt, weil er seinem Eide zuwider die Landesrechte verletzt habe; sie wählten zugleich Ludwig XIII. zum Grafen von Katalonien. König Ludwig erkannte später, als er kurz vor seinem Tode einen Zug nach Roussillon unternommen hatte, die Katalonier unter dem Versprechen, ihre von Olivarez verletzten Rechte zu erhalten und zu schützen, wirklich als seine Unterthanen an, schickte den Marschall von Brézé mit einer Besatzung nach Barcelona und ernannte den Marschall de la Mothe Houdancourt zum Vicekönig von Katalonien. Der letztere war mit seinen Truppen

nicht so glücklich, wie la Meilleraye und Turenne, welche Rouſſillon beſetzt hielten, obgleich er zweimal, im Januar und März 1642, geſiegt, im Juni ſogar einen Einfall in Aragonien gemacht und, nachdem unweit Lerida die Spanier geſchlagen worden waren, dieſe feſte Stadt erobert hatte. Der deutſche Kaiſer überließ damals dem König von Spanien den General Piccolomini; auch wurde Philipp IV. ſelbſt durch die Siege der Franzoſen endlich aus ſeiner phlegmatiſchen Ruhe geweckt. Er ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze ſeines Heeres, nahm ſchon im Jahre 1643 die Stadt Monzon wieder ein, entriß im folgenden Jahre auch Lerida und Balaguer den Franzoſen und zwang ſie, die Belagerung von Tarragona aufzuheben. Sein General Philipp de Silva brachte dem Marſchall de la Mothe Houdancourt ſelbſt eine Niederlage bei, infolge deren dieſer auf Mazarins Befehl verhaftet und lange gefangen gehalten wurde.

An Houdancourts Stelle wurde 1645 der Graf von Harcourt nach Katalonien geſchickt, der ſich vorher in Italien ausgezeichnet hatte. Dieſer erfocht bedeutende Vorteile und wurde daher für Mazarins Ruhm und für deſſen Stellung gegenüber der allgemeinen Unzufriedenheit in Frankreich ebenſo wichtig, als Enghien und Turenne, welche zu derſelben Zeit die Kaiſerlichen und die Bayern in Schwaben ſowie die Spanier in den Niederlanden hart bedrängten. Harcourt ſchlug im Juni und Auguſt 1645 die Spanier zweimal im Felde, eroberte Roſas und Balaguer und vereitelte eine Verſchwörung, welche den Zweck hatte, den Franzoſen Barcelona durch Verrat wieder zu entreißen. Die Geſchichte dieſer weitverzweigten Verſchwörung, welche von der Baroneſſe Albi, einer vornehmen, reichen und galanten Dame angeſtiftet worden war, iſt ebenſo abenteuerlich, als für den Zuſtand Kataloniens und Spaniens überhaupt charakteriſtiſch: ſie gehört zu den merkwürdigſten des an Verrätereien und Verſchwörungen ſo reichen klaſſiſchen Jahrhunderts der italieniſchen und ſpaniſchen Politik. Sie endigte, wie Unternehmungen dieſer Art gewöhnlich zu endigen pflegen: ſie ward zu rechter Zeit entdeckt, und die Urheber und Teilnehmer wurden teils hingerichtet, teils als Gefangene nach Frankreich geſchickt. Im Jahre 1646 wurde der ſpaniſche General Marquis Leganez, welcher dem Grafen Harcourt im Felde nicht gewachſen war, ebenſo auf Befehl ſeines Miniſters verhaftet, wie ein Jahr früher auf Mazarins Befehl der franzöſiſche Marſchall de la Mothe Houdancourt, welcher ſeine Pflicht nicht gethan haben ſollte. Leganez erhielt jedoch bald Gelegenheit, ſeine Feinde und Neider zu beſchämen. Als nämlich Harcourt Lerida zu erobern ſuchte, hinderte Leganez, den man wieder in Freiheit geſetzt und beauftragt hatte den Platz zu entſetzen, nicht allein den Fortgang der Belagerung, ſondern er brachte auch ſeinem Gegner,

der als tüchtiger General bekannt war, zweimal eine Niederlage bei. Im November mußte Harcourt die fruchtlose Belagerung aufheben.

In den Niederlanden würden die Franzosen noch weit größere Vorteile erlangt haben, als sie wirklich gewannen, wenn nicht Anna von Österreich und Mazarin, um den Herzog von Orleans, dem sie durch den Titel Generalstatthalter des Reiches einen Anteil an der Regierung gegeben hatten, von Paris fern zu halten, diesem den Oberbefehl über die dortigen Truppen hätten übertragen müssen. Auch der Herzog von Orleans hatte jedoch in den Jahren 1645 und 1646 stets tüchtige Unterbefehlshaber und wurde von Zeit zu Zeit auch noch durch den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien unterstützt. Er eroberte einige kleinere befestigte Städte und zwang im Jahre 1646 Courtrai (Kortryk) zur Kapitulation. In diesem Jahre stand ihm auch der Herzog von Enghien zur Seite. Derselbe erhielt im Herbste, als der Herzog nach Paris gereist war, das Oberkommando und eroberte zum Staunen der Welt den wichtigen Handelsort und Seehafen Dünkirchen in dem kurzen Zeitraum von fünf Wochen. Er wurde dabei durch eine holländische Flotte unterstützt, welche die Stadt von der Seeseite her einschloß. Nach der Eroberung von Dünkirchen berief König Philipp IV., in dessen Dienste inzwischen Piccolomini getreten war, den Erzherzog Leopold Wilhelm, einen Bruder des Kaisers, zum Statthalter der Niederlande und zum Oberbefehlshaber der dort stehenden spanischen Truppen. Dieser Prinz, welcher im Dreißigjährigen Kriege eine bedeutende Rolle gespielt und wenigstens stets tüchtige Generaladjutanten zur Seite gehabt hatte, entriß 1647 den Franzosen viele im vorhergehenden Jahre eroberte Plätze wieder und zwang Landrecies zur Übergabe; er konnte jedoch nicht hindern, daß die Franzosen unter Gassion und Ranzau die feste Stadt Lens wegnahmen.

Schon im Dezember 1646 war der alte habsüchtige Prinz von Condé gestorben, welcher für die schwache Regierung eine wahre Plage gewesen war, weil er ihr eine Geldquelle und eine Stelle und Provinz nach der anderen abgezwungen hatte: sein Sohn Enghien hatte sofort den Namen Prinz von Condé angenommen und das meiste von seines Vaters erpreßtem Gute an sich gebracht. Er war von den Niederlanden bald abberufen und an Harcourts Stelle nach Katalonien geschickt worden. Dort sollte er Lerida erobern, vor welcher Stadt Harcourt gescheitert war. Auch der Große Condé aber konnte sich der durch ihren felsigen Boden geschützten Festung nicht bemächtigen; er erlitt schwere Verluste und mußte im Juni die Belagerung aufheben; er wurde dagegen, als die Unruhen in Paris immer bedenklicher wurden, der Königin und dem Kardinal, welche mit dem Herzog von Orleans ganz zerfielen, unentbehrlich. Diese machten ihn zum Reichsadmiral,

gaben ihm viele Statthalterschaften, die er durch Stellvertreter verwalten lassen konnte, leisteten ihm Zahlungen, auf welche er keinen Anspruch hatte, und erteilten ihm 1648 aufs neue das Kommando in den Niederlanden. Im Mai dieses Jahres eroberte Condé die Festung Ypern, welche der Erzherzog Leopold Wilhelm vergebens zu entsetzen gesucht hatte. Dagegen nahm dieser während der Belagerung von Ypern Kortryk weg. Gleich nachher bewies der junge Feldherr, daß er seiner alles wagenden Kühnheit zur rechten Zeit Schranken zu setzen wisse, was der alte Raufheld Ranzau, welcher neben ihm diente, nie gelernt hatte. Dieser mußte damals seine Tollkühnheit mit dem Leben bezahlen. Der Marschall drang nämlich darauf, daß Condé nach der Einnahme von Ypern gegen Ostende ziehen solle. Dies fand der Prinz zu gewagt; da jedoch Mazarin und der Hof das Unternehmen billigten, so gab er zu, daß Ranzau mit einem Teile des Heeres den Zug antrete. Es geschah, was Condé vorausgesehen hatte. Das Unternehmen scheiterte, Ranzaus ganzes Heer wurde vom Erzherzoge vernichtet; er selbst starb, wenig beachtet, als Befehlshaber von Dünkirchen. Der Erzherzog eroberte hierauf nicht nur Furnes, sondern er fiel auch in Artois ein und nahm Lens eher, als die von Condé herbeigeführten Franzosen diese Stadt entsetzen konnten. Condé trat darauf den Rückzug an. Unterwegs wurde er durch den Angriff der Spanier auf seine Reiterei, die den Rückzug deckte, zu einem Treffen genötigt (21. August 1648). In diesem Treffen bei Lens erlitten die Spanier aufs neue eine völlige Niederlage. Sie verloren 3000 Tote und 5000 Gefangene, darunter fast alle ihre höheren Offiziere, ihr Gepäck und 38 Kanonen. Lens wurde darauf wiedererobert und Ende September 1648 auch Furnes von den Franzosen mit Sturm gewonnen.

2. Italien und Frankreich.

Die soeben erzählten Kriegsbegebenheiten sind nur aus dem Grunde angeführt worden, weil in der letzten Zeit von Richelieus und im Anfange von Mazarins Verwaltung durch einige große Feldherren jene Militärmacht gegründet wurde, mit welcher Ludwig XIV. nachher ganz Europa zu unterdrücken drohte. Ehe wir nun zu dem inneren Kriege übergehen, welcher damals in Frankreich ausbrach, müssen wir noch einen Blick auf Italien werfen. Dort suchte zuerst Richelieu und dann Mazarin die Spanier in Neapel, Sizilien und Mailand, wo ihre Statthalter das Volk drückten, durch Kabalen aller Art und endlich auch mit den Waffen zu verdrängen oder doch wenigstens zu beschränken. Welche Veranlassungen Richelieu während des Dreißigjährigen Krieges benutzte, um das Ansehen des deutschen Kaisers und des Königs von

Spanien in Oberitalien zu schwächen, ist bereits früher erzählt worden. Dort ward auch schon bemerkt, daß in den letzten Jahren der Verwaltung Richelieus neue Ursachen zum Kriege gegeben wurden.

In Savoyen machten die Prinzen Moritz und Thomas nach dem 1637 erfolgten Tode ihres Bruders, des Herzogs Viktor Amadeus I., die Vormundschaft über dessen Sohn Karl Emanuel II. der Mutter desselben, Christine, einer Schwester Ludwigs XIII., streitig, ließen das Testament desselben durch ein kaiserliches Dekret umstoßen und riefen die Spanier zu Hilfe. Die spanischen Statthalter von Mailand nahmen sich der beiden savoyischen Prinzen an; Richelieu aber schickte den Herzog von Longueville mit französischen Truppen, um der Herzogin-Mutter beizustehen, oder eigentlich um Piemont und Savoyen auf dieselbe Weise an Frankreich zu bringen, wie Lothringen an dieses geknüpft worden war. Die Herzogin zeigte gegen Richelieus Zudringlichkeit einen männlichen Mut, behauptete die Festung Montmelian und ließ ihren Sohn in dieselbe bringen, bis kurz vor Richelieus Tode der Streit über die Vormundschaft beigelegt und die beiden Prinzen abgefunden wurden. Der eine, Prinz Moritz, welcher Kardinal war, legte diese Würde nieder und heiratete eine Tochter der Herzogin. Später kehrte sie (1645) mit ihrem Sohne nach Turin zurück; doch blieb auch nachher noch die Citadelle von Franzosen besetzt.

Der Krieg zwischen den Franzosen und den Truppen, welche die spanischen Statthalter in Mailand gegen diese sandten, dauerte in Piemont fort, bis ein neuer Krieg, welchen Papst Urban VIII. und seine Neffen, Taddeo und Antonio Barberini, hervorgerufen hatten, alle Staaten von Mittelitalien in Bewegung brachte. Der Zusammenhang dieses Krieges, welcher zugleich mit geistlichen und weltlichen Waffen geführt wurde, mag kurz angedeutet werden; wir wollen nur erwähnen, daß das Herzogtum Parma für ein Lehen des Römischen Stuhles galt, und daß die Päpste auf dasselbe Ansprüche gründeten, von welchen die Herzöge des Landes aus dem Hause Farnese nichts wissen wollten. Herzog Eduard (Odoardo) I. und sein Vorgänger Rainuto (Ranucci) I. waren außerdem sehr verschuldet und hatten gegen bedeutende Summen, die sie in Rom aufgenommen hatten, die ihnen gehörenden Herrschaften Castro und Ronciglione zum Pfande gegeben. Diese an der Grenze des Kirchenstaates gelegenen Herrschaften waren Lehen der Kirche und wurden von Urbans VIII. Neffen, den Barberini, zu kaufen gesucht. Da jedoch Herzog Eduard von Parma weder seine Herrschaften verkaufen, noch auch die verabredete Vermählung eines der Barberini mit seiner Tochter vollziehen lassen wollte, so hetzten die letzteren ihren Oheim, Papst Urban, den sie, als er alt und schwach geworden war, unbedingt beherrschten, gegen den Herzog

auf. Von dieser Zeit an suchte die päpstliche Regierung ihren Vasallen auf jede Weise zu ärgern und zu kränken. Als daher der Herzog Castro befestigte und mit einer Besatzung versah, erklärte der Papst dies für Rebellion, ließ, um jenen Ort militärisch zu besetzen, in Viterbo 6000 Mann Fußvolk und 600 Reiter werben und setzte dem Herzoge einen Termin. Nachdem dieser abgelaufen war, brachen die päpstlichen Söldner am 27. September 1641 auf und eroberten zuerst Montalto und dann Castro. Da Italien von Banditen und Gesindel wimmelte, so brachte auch der Herzog leicht einen Haufen Abenteurer zusammen, um die Soldaten der Kirche wieder zu verjagen.

Der drohende Ausbruch eines Krieges zwischen dem Papste und dem Herzoge von Parma regte den französischen König, den Senat von Venedig, den Großherzog Ferdinand II. von Toscana, die Vicekönige von Neapel und Mailand und den Herzog Franz I. von Modena heftig auf. Diese alle bemühten sich, Frieden zu vermitteln. Die Barberini wollten jedoch nicht nachgeben. Es bildeten daher endlich Venedig, Modena und Toscana einen Bund zur Beschützung des Herzogs von Parma. Der letztere konnte, da seine Schatzkammer leer war, die von ihm angeworbenen Truppen nicht so lange unterhalten, bis auch seine Verbündeten im Felde erschienen. Er brach also schon im September 1642 auf und rückte mit seinem ganz unbedeutenden Heere durch das Gebiet des Papstes und des Herzogs von Modena in den Kirchenstaat ein. Alle Verbündeten beschwerten sich über ihn, weil er es wagte, mit 3000 Reitern und ohne Artillerie, Gepäck und Kriegskasse gegen das Heer des Kardinals Taddeo Barberini zu ziehen, welches auf 18- bis 20 000 Mann geschätzt wurde und mit allen Bedürfnissen reichlich versehen war. Eduard Farnese zog jedoch an Bologna vorbei nach Imola, Faenza und Forli und gedachte nach Rom vorzudringen. Der Ausgang stellte sowohl das päpstliche Heer, als die Anstalten des Herzogs in ein sehr lächerliches Licht. Barberinis Truppen liefen, sobald die wenigen Reiter des Herzogs von Parma heranzogen, ungeachtet ihrer großen Überzahl, auseinander, und selbst ihr geistlicher General glaubte sich nicht eher in Sicherheit, als bis er innerhalb der Mauern von Ferrara war. Was die parmesanischen Truppen betrifft, so erwartete man, daß dieselben schnell gegen Rom aufbrechen würden, wo alles im größten Schrecken war und der alte Papst schon den Bannspruch gegen Parma suspendiert und sich in die Engelsburg geflüchtet hatte. Jener Aufbruch wurde jedoch thörichterweise unterlassen. Die Mietlinge des Herzogs verteilten sich im Lande, und der Herzog selbst ließ sich durch die Unterhandlungen der französischen und toscanischen Gesandten mit den Barberini täuschen. Das ganze Beginnen zerfloß daher wie Schnee vor der Sonne. Die Soldaten des Herzogs wurden,

weil sie in Unthätigkeit blieben, ganz demoralisiert und liefen, da sie nicht bezahlt wurden, auseinander. Der Papst hatte sich gegen Frankreich erboten, Castro den Verbündeten des Herzogs zu übergeben; doch als die Umstände sich zu bessern schienen, unterließ er es, und der Herzog kehrte unverrichteter Sache und ohne Heer nach Hause zurück.

Der für das unglückliche Land und die Finanzen des Herzogs gleich verderbliche Krieg, welcher zu gar nichts führen konnte, hörte noch nicht auf. Schon Ende Mai 1643 fiel Herzog Eduard aufs neue in das päpstliche Gebiet, und zwar in Ferrara, ein. Auch die Barberini hatten wieder Truppen gesammelt und durch Errichtung von Befestigungen im Gebiet von Ferrara die Venezianer gereizt. Im Mai 1643 wurde ein neues Bündnis zu Gunsten des Herzogs abgeschlossen, bei welchem Venedig, Modena und Toscana beteiligt waren. Den Venezianern traute Herzog Eduard durchaus nicht; denn er sah deutlich, daß sie nur die Gelegenheit benutzen wollten, um auf seine oder des Papstes Kosten ihr Gebiet zu erweitern. Der Herzog von Modena dagegen stand ihm tüchtig bei. Dieser brachte sogar den Grafen von Montecuculi, welcher sein Vasall war und später die kaiserlichen Heere zum Siege führte, auf jenen kleinen Kriegsschauplatz; er rief denselben aus Deutschland zurück, um ihm den Oberbefehl über sein Heer zu übergeben, welches gegen den Kardinal Antonio Barberini im Felde stand. Die Modenesen drangen gegen Bologna vor, wurden aber zum Abzuge genötigt, weil päpstliche Truppen ins venezianische Gebiet einfielen, während der Großherzog von Toscana ein Heer in den Kirchenstaat schickte. Die Güter der Barberini sowie des Malteserordens, welcher dem Papst beistand, wurden in Toscana mit Beschlag belegt und die römischen Truppen zweimal von den großherzoglichen geschlagen. Die Resultate des Kampfes verdienen keiner Erwähnung. Derselbe würde übrigens noch länger fortgedauert haben, wenn nicht schon am Ende des Jahres 1643 der alte Papst so schwach geworden wäre, daß die Barberini sein Ende vorausahen und sich deshalb zu Unterhandlungen über einen Frieden willig finden ließen. Im März 1644 ward in Venedig von den Verbündeten des Herzogs Eduard, unter französischer Vermittelung, ein Friede geschlossen, vermöge dessen alles wieder auf den alten Fuß gesetzt wurde. Kurze Zeit nachher söhnte sich der Herzog von Parma mit dem Papste aus und erhielt gleich darauf auch das Herzogtum Castro in demselben Zustande zurück, in welchem es vorher gewesen war. In Italien wurde durch diese kleinen Kriege das Banditenwesen auf eine furchtbare Höhe gebracht, da jeder Führer einer kleinen bewaffneten Schar (lancia oder Gleve) nach Belieben Dienste nahm und sie wieder verließ; zudem hatten die Barone des Kirchenstaates und mitunter sogar die fremden Ge-

sandten in Rom kleine Banden zu ihrer Verfügung; Barberinische Raubscharen hausten im Gebiet von Siena, toscanische in der Gegend von Perugia.

Für die allgemeine Geschichte sind diese kläglichen Händel nur darum wichtig, weil sie dem Kardinal Mazarin Gelegenheit gaben, den französischen Einfluß, nachdem derselbe in Piemont fest gegründet war, auch über Mittelitalien auszubreiten. Frankreich übernahm nämlich die Bürgschaft für die Erfüllung des abgeschlossenen Friedens: mit anderen Worten, der König von Frankreich wurde der Schiedsrichter zwischen Venedig, Parma, Modena und dem Papst, wie er es früher zwischen den savoyischen Prinzen, ihrer Schwägerin und den Spaniern geworden war. Im Juli 1644 starb Papst Urban zu großer Freude der Römer, da die Barberini allgemein verhaßt waren. Bei der Neuwahl zeigten sich drei Parteien, deren Häupter ihre Wohnsitze befestigten und Bewaffnete hielten; endlich wurde der Kardinal Johann Baptista dei Pamfili, der bereits 70 Jahre alt war, gewählt, welcher als Papst den Namen Innocenz X. annahm. Dieser hatte, wie sich bald zeigte, den Groll, den er gegen die Neffen seines Vorgängers hegte, nicht vergessen, obgleich dieselben zu seiner Erwählung mitgewirkt hatten. Der rüstigste der Barberini, Antonio, entfloh, als der Papst eine Untersuchung gegen ihn und die Seinen veranstaltete, im September 1645 heimlich aus Rom. Innocenz hielt nämlich auf Sparsamkeit und zog die heillose Wirtschaft der Barberini ans Licht, wobei sich fand, daß Antonio über mehr als zwei Millionen Skudi keine Rechenschaft zu geben wußte. Dieser begab sich nach Paris, wo Mazarin ihn in Schutz nahm. Schon im folgenden Jahre zwang der letztere, wie sich unten zeigen wird, den Papst zur Aussöhnung mit den Barberini. Dies führt uns auf die inneren Angelegenheiten von Neapel und Sizilien und auf die Bestrebungen Mazarins, den französischen Einfluß auch dort geltend zu machen.

In diesen beiden Provinzen des Spanischen Reiches regierten sowohl unter Philipp III. als unter Philipp IV. Vicekönige, welche durch die königlichen Günstlinge eingesetzt wurden und das ihnen unterworfene Land wie einen Schwamm ausdrücken mußten, damit Spanien unablässig Geld, Soldaten und Schiffe erhalte. Der Statthalter Emanuel Guzman erpreßte nicht nur in einem Zeitraum von sechs Jahren 44 Millionen Skudi, sondern er hob auch über 500 junge Männer nebst 8000 Pferden für den spanischen Kriegsdienst aus. Zudem wurden die Einnahmen und Steuern durch Pächter, meist fremde Spekulanten, erhoben, die dabei einen bedeutenden Gewinn für sich erzielten. Der Unverstand und die Härte, mit welcher beide Länder behandelt und zu Gunsten Spaniens ausgesogen wurden, hatten zur

Folge, daß dieselben mit Räubern und Banditen angefüllt waren und, als sie den Druck der Steuern nicht länger ertragen konnten, sich gegen die spanische Oberherrschaft auflehnten. Schon in dem Jahre, in welchem Katalonien und Portugal von Spanien abfielen, bestanden auch in Neapel und Sizilien viele geheime Verbindungen. Diese wurden vom Kardinal Mazarin unterstützt, welcher zugleich den Prinzen Thomas von Savoyen ermunterte, sich eine Partei in Neapel zu bilden, um dort mit französischer Hilfe auf den Thron zu gelangen. Im Jahre 1644 hatte zwar Philipp IV. endlich einmal einen Vicekönig nach Neapel geschickt, welcher ernstlich für das Wohl des Landes besorgt war: aber schon nach zwei Jahren war es dem neuen Statthalter nicht mehr möglich, den harten Geboten der spanischen Minister länger Folge zu leisten, so daß er seine Stellung freiwillig niederlegte. Dieser Vicekönig war Alfons Henriquez, Admiral von Kastilien. Er erließ während der kurzen Zeit seiner Verwaltung viele sehr nützliche Verordnungen, säuberte das Land einigermaßen von Banditen und Räubern, schaffte die von seinen Vorgängern eingeführten Mißbräuche ab und gab dem obersten Gerichtshofe sein Ansehen dadurch wieder, daß er ihn von unwürdigen Mitgliedern reinigte. Auch dieser treffliche Mann mußte aber das Land bedrücken; er mußte Millionen nach Spanien schicken sowie eine Flotte und ein Heer für den Krieg in Katalonien ausrüsten, und endlich gebot man ihm sogar, eine Häusersteuer auszuschreiben, gegen welche das ganze Volk protestierte. Diese Steuer zu erpressen, weigerte er sich standhaft; als die Minister auf ihrer Forderung bestanden, dankte er ab und kehrte nach Madrid zurück, wo er Oberstthofmeister wurde. Dort machte man ihm den Vorwurf, daß er aus Schwäche der Meinung der Menge nicht gehörig zu trotzen verstanden habe.

An seine Stelle kam Rodrigo Ponce de Leon, Herzog de los Arcos, welcher kräftig genug schien, um harte Befehle mit Gewalt durchzusetzen. Dieser fand, als er im April 1646 in Neapel ankam, die Lage des Landes ganz verzweifelt, zumal da gerade damals Mazarin ein Heer und eine Flotte ausgerüstet hatte, um seinen Schützling Thomas von Savoyen bei seinem Versuche zur Eroberung von Neapel zu unterstützen. Das französische Heer wurde vom Prinzen Thomas, die Flotte vom Herzog von Brézé befehligt. Beide richteten ihren Angriff zunächst nicht gegen Neapel, sondern gegen die spanischen Besitzungen an der Küste von Toscana, die man stato degli presidii nannte. Dort wurden sie vor Orbitello so lange aufgehalten, bis der neue Vicekönig eine spanische Flotte schickte. Diese nötigte dann die Franzosen ein Seetreffen zu bestehen, in welchem der Admiral Brézé das Leben verlor. Beide Teile rühmten sich des Sieges, weil sie

durch einen Sturm auseinander getrieben worden waren. Die Franzosen fanden sich jedoch bald durch die ungesunde Maremmenluft zu sehr geschwächt, um die Städte an der Küste erobern zu können, und da sie auch zur See Schaden litten, so mußten sie sich glücklich schätzen, ohne größeren Verlust wieder nach Toulon zu gelangen. Dieser schimpfliche Ausgang der kostspieligen Expedition rief unzählige Satiren gegen Mazarin und seinen Schützling, den Prinzen Thomas, hervor. Der Kardinal veranstaltete daher noch in demselben Jahre 1646 eine zweite und zwar viel stärkere Expedition unter den Marschällen de la Meillerie und du Plessis-Praslin. Die neue Flotte und das an Bord befindliche Heer eroberten gegen Ende Oktober Piombino und Porto Longone auf der Insel Elba, welche damals ein Besitztum der Spanier war.

Beide Unternehmungen Mazarins waren übrigens nicht nur gegen die Spanier und gegen Neapel, sondern gelegentlich auch zur Demütigung des Papstes Innocenz X. bestimmt. Gegen diesen war Mazarin einesteils durch die Barberini erbittert worden, die sich zu ihm geflüchtet hatten; andernteils aber wollte er sich an ihm auch dafür rächen, daß sein Bruder, Michael Mazarin, Erzbischof von Aix, nicht zur rechten Zeit Kardinal geworden war. Die an die Küste von Toscana geschickten französischen Truppen mußten daher außer den neapolitanischen Städten und Städtchen auch Piombino besetzen, welches dem Fürsten Lodovisi, einem Neffen des Papstes, gehörte. Innocenz versöhnte sich hierauf, dem Kardinal Mazarin zu Gefallen, mit den Barberini, die von Avignon nach Paris geflüchtet waren. Er gewährte ihnen, damit sie seinem Nepoten sein Besitztum wiederverschafften, Verzeihung und ernannte den Michael Mazarin zum Kardinal.

Dieselbe französische Politik hatte auch großen Anteil an den Unruhen, durch welche im Jahre 1647 Sizilien und Neapel in eine solche Verwirrung gebracht wurden, daß es einige Monate hindurch den Anschein hatte, als wenn auch diese Provinzen, von denen jede einen besonderen Vicekönig hatte, gleichzeitig mit Portugal und Katalonien ganz von Spanien abfallen würden. Die unmittelbare Ursache der Empörung in beiden Provinzen war die unverständige Einrichtung des Abgabensystems und die steigende Erhöhung der Steuern auf die ersten Lebensbedürfnisse. Dadurch wurde der ganze Druck auf die niedrigsten Volksklassen gelegt, welche dann durch Teurung und wirklichen oder vorgeblichen Mangel zur Verzweiflung getrieben wurden.

In Sizilien rief dieser Druck den furchtbaren Aufstand hervor, welcher am 20. Mai 1647 in Palermo ausbrach. Don Pedro Fajardo de los Velez, Vicekönig von Sizilien, hatte gerade damals weder eine

Flotte, noch ein Heer, weil beide in Katalonien gebraucht wurden. Er konnte daher nicht verhindern, daß das Haus des Bürgermeisters (pretore) vom Volke gestürmt und unsäglicher Unfug in der Stadt verübt wurde. Die Zollregister wurden verbrannt, die Gefängnisse erbrochen und die Einnehmer der Zölle mißhandelt. Die Jesuiten zogen, das Allerheiligste vorantragend, durch die Stadt, allein auch sie vermochten nichts gegen die allgemeine Aufregung. Der Vicekönig suchte durch Nachgiebigkeit den Pöbel zu befriedigen, vermehrte aber die Anarchie, weil er sein Versprechen, die Auflagen auf die ersten Lebensbedürfnisse (Öl, Salz, Mehl, Fleisch und Fische) abzuschaffen, nicht halten konnte oder durfte. Das Wüten und Toben der von allen Seiten her nach Palermo zusammenströmenden Haufen dauerte die Monate Juni und Juli hindurch fort. Endlich faßte das Volk Zutrauen zum Marchese von Gerace und wollte diesen zu seinem Führer machen. Da aber der Marchese seine Popularität benutzen wollte, um das Volk zum Könige zurückzubringen, so war sein Ansehen bald verloren, und das Morden und Rauben ward ärger als je zuvor. Endlich errichtete man, um einige Ordnung herzustellen, eine Bürgergarde von handfesten Leuten aus den Zünften der Handwerker. Diese vereinigte sich jedoch nach kurzer Zeit mit den Proletariern, zwar nicht um zu plündern, wohl aber um für das Volk einen Anteil an der Verwaltung zu erzwingen, welche bis dahin ganz in den Händen des Adels gewesen war. Der Schrecken der höheren Klassen war so groß, daß man endlich zwei Zunftmeister (Consoli dell' arti) in den Regierungspalast rufen ließ, um die Sache mit ihnen zu überlegen. Während dies geschah, blieb das Volk in den Straßen und auf den Plätzen versammelt; und als die Abgeordneten lange Zeit hindurch nicht wieder erschienen, glaubte die Masse sich verraten, rief Tod und Verderben über die Regierung aus (muora il mal governo!), plünderte die Arsenale und die Werkstätten der Waffenschmiede, bewaffnete sich, pflanzte eine Kanone gegen die Thore des Palastes auf und drohte diese einzuschießen. Zugleich führte der Haufe eine Art von militärischer Ordnung ein und ernannte einen gewissen Giuseppe da Lesi, der seines Handwerks ein Golddrahtzieher war, zu seinem Führer. Der Vicekönig rettete sich auf die Schiffe im Hafen und seine Gemahlin nach dem Fort Castellamare.

Glücklicherweise traute die rohe Masse der Meuterer sogar ihrem eigenen Führer nicht, weil dieser verständig genug war, Wachen auszustellen, um den Palast und andere Orte gegen die Banditen und Räuber zu schützen, die sich unter dem Volke befanden und sich das Volk nannten. Als endlich niemand mehr seines Lebens und seiner Habe sicher war, versammelte sich ein Teil der Ritterschaft vor dem

Palaste, um diesen zu verteidigen und sein eigenes Leben und Eigentum zu retten. Dort sprengten dann die berittenen Edelleute in die gedrängten Haufen hinein, trieben dieselben auseinander und töteten viele, unter ihnen auch den da Lesi und seinen Bruder. Dreizehn andere wurden gefangen genommen und erdrosselt. Mit dieser blutigen Scene, welche am 22. August vorfiel, war die Sache aber bei weitem nicht beendigt. Der Vicekönig, welcher durch milde Mittel die Gemüter zu besänftigen hoffte, hatte eine Amnestie bekannt gemacht und die lästigen willkürlichen Auflagen aufgehoben. Dies wurde aber in Spanien nicht gebilligt, und die Anarchie dauerte daher fort. Endlich erkrankte der Vicekönig vor Kummer und starb am 13. November. An seine Stelle wurde der Kardinal Theodor Trivulzio gesetzt: bis zur Ankunft desselben leitete der Marquis von Monteallegro die Geschäfte und hielt das Volk bei guter Laune. Die Hauptstadt Palermo war bei Trivulzios Ankunft noch so wenig beruhigt, daß die Kabinettsräte des neuen Vicekönigs diesem rieten, nicht nach Palermo, sondern zuerst nach Messina zu gehen. Diesem Rate folgte er jedoch nicht. Er begab sich vielmehr unmittelbar nach Palermo. Hier zog er mit großem Gepränge und unter dem jubelnden Zurufe des Volkes in den Dom und beantwortete die Ausrufungen des großen Haufens nur mit den Worten: „Frieden und Amnestie“ (Pace e libro nuovo). Das Volk ließ es nachher ruhig geschehen, daß Trivulzio die alten Obrigkeiten aufs neue einsetzte, die Gerichte und Gesetze wieder zur Geltung brachte und die Ruhe überall wiederherstellte. Er that dies mit Sanftmut und Milde und begab sich erst, nachdem er alles geordnet hatte, nach Messina, wo eine Flotte und ein Heer angelangt waren, welche der damals in Neapel herrschenden Ochlokratie ein Ende machen sollten.

In Neapel nämlich war der Herzog de los Arcos in derselben Verlegenheit, die von den spanischen Ministern unaufhörlich verlangten Truppen, Schiffe und Vorräte zu liefern, wie der Marquis de los Velez in Sizilien. Die Abgaben waren dort teils verpachtet, teils gegen Vorschüsse verpfändet und zwar fast durchgängig an Genuesen, unter deren Druck das an sich reiche Land erlag. Da der Betrag dieser Abgaben bei weitem nicht ausreichte, so suchte der Herzog Hilfe bei den Ständen. Diese bewilligten zwar eine Million Dukaten als Donativ für die Kosten der Abwehr des Zuges, welchen Thomas von Savoyen gegen Neapel rüstete: sie wollten aber nach der Sitte der mittelalterlichen Stände, bei welchen das Volk keine Stimme hatte, die Last von ihren Schultern abwälzen und den ohnehin schon hart besteuerten niederen Klassen aufbürden. Die neue Steuer sollte durch eine Abgabe von den ersten Lebensbedürfnissen, von Getreide und Obst,

erhoben werden. Dies hatte man schon einmal versucht; man war aber dabei auf solchen Widerstand gestoßen, daß die Steuer wieder abgeschafft werden mußte. Als dieselbe jetzt durch ein Edikt vom 3. Januar 1647 erneuert wurde, entstand unter der sehr zahlreichen Bevölkerung der niederen Klassen eine allgemeine Unzufriedenheit. Der Vicekönig sah sich, so oft er ausging, von Volkshaufen umdrängt, welche die Aufhebung der lästigen Abgabe forderten und Drohungen ausstießen. Endlich, am 19. Mai, verbrannte das Volk die Bude, welche mitten auf dem Markte für die Einnehmer errichtet war; und da um dieselbe Zeit die Empörung in Palermo ausbrach, wurde der Vicekönig ernstlich besorgt. Er suchte zum zweitenmal ein besonderes Mittel zu finden, um das Geld aufzubringen, drang aber bei den wohlhabenden Klassen ebensowenig wie früher durch. Die Unzufriedenheit nahm daher zu, und zwei geistliche Demagogen, der Priester Julius Genuino und der Karmeliterpater Savino, suchten dieselbe gegen die Spanier zu benutzen. Sie fanden an einem jungen Fischer, Thomas Aniello, nach neapolitanischer Weise Masaniello genannt, ein geeignetes Werkzeug. Dieser Fischer hatte nämlich großen Einfluß auf das niedere Volk, besaß Beredsamkeit, stand, so bettelarm er war, im Rufe der Uneigennützigkeit und schnaubte Rache, weil man seine Frau einmal wegen eines geschmuggelten Quantums Mehl bestraft hatte. Die beiden genannten Priester hatten verabredet, daß man im Juli 1647, an einem großen Festtage, an welchem das Landvolk zahlreich in die Stadt strömte, über die Spanier herfallen wolle: ein Zufall führte jedoch den Aufstand früher herbei. Am 7. Juli entstand nämlich auf dem Marktplatze zwischen den Käufern und Verkäufern von Feigen Streit darüber, wer von beiden die Abgaben zu bezahlen habe. Als endlich der Marktmeister erklärte, daß dies vom Verkäufer geschehen müsse, geriet ein Obsthändler aus Puzzuoli, welcher kein Geld bei sich hatte, darüber in solche Wut, daß er seine Feigen aus den Körben auf die Erde schüttete und sie mit den Füßen zerstampfte oder den Betteljungen preisgab. Dies veranlaßte einen großen Zusammenlauf von Menschen und viel Lärm. Auch Masaniello und die mit ihm längst verschworenen, mit Stangen bewaffneten jungen Leute kamen herbei. Diese fielen über die Einnehmer, ihre Gehilfen und Diener her, verjagten dieselben und plünderten nicht nur die Zollbude auf dem Markte, sondern auch alle anderen Orte, an welchen Abgaben erhoben wurden. Nachher strömte die tobende Schar, gegen 4000 Köpfe stark, zum Palaste des Vicekönigs. Dort beteuerte sie zwar ihre Anhänglichkeit an den König, tobte aber gegen die schlechte Regierung unter dem Rufe: Viva il re di Spagna e muoja il mal governo! Vor allem ver-

langte man Abschaffung der Steuern auf Lebensmittel und Herstellung der Privilegien, die Karl V. einst für Neapel erteilt hatte.

Von diesem Augenblicke an war Masaniello Herr und Diktator in Neapel. Er zeigte sich der Stelle, die er einnahm, im ganzen würdig. Als Redner im naiven Volkston hatte er einen wunderbaren Einfluß auf die Menge. Von Zeit zu Zeit bestieg Masaniello eine Bühne, welche neben der Kirche Santa Maria del Carmine für ihn errichtet war, um seine Verordnungen ausrufen zu lassen und das klägliche Schicksal des unter spanischem Drucke seufzenden Volkes zu schildern. Das Volk verschmähte infolgedessen die dem Vicekönig abgezwungene Milde und wollte den Palast desselben stürmen, so daß endlich der erschrockene spanische Statthalter sich in seinem geschlossenen Wagen ins Castel nuovo zu flüchten suchte. Dort fand er jedoch die Zugbrücke niedergelassen. Er ließ umwenden, um in das Castel dell'Ovo zu fahren. Aber das Volk erkannte ihn und riß ihn aus dem Wagen, worauf er versprach, in der Kirche des heiligen Franz von Paula seine Zusagen auf das Evangelium zu beschwören. Der Kardinal Erzbischof Filomarino übernahm die Vermittelung: inzwischen aber gelang es dem Vicekönig zu entkommen und das Kloster des heiligen Ludwig zu erreichen, wo er eine Zuflucht fand.

De los Arcos suchte vergebens die Empörer durch Güte sowie durch die Aufhebung der Abgaben von Getreide und Mehl zu befriedigen. Die Zahl der Unzufriedenen nahm von Tag zu Tag zu und stieg endlich durch 50 000 Landleute, welche nach und nach von weit und breit her in die Stadt strömten, so hoch, daß der Vicekönig in das Castel San Elmo flüchtete. Tiberius Caraffa, Fürst von Bisignano, welchen das Volk an seine Spitze gestellt hatte, berief dasselbe in eine der Hauptkirchen von Neapel, bestieg die Kanzel und ermahnte es mit dem Kruzifix in der Hand zur Ruhe. Er konnte jedoch nichts ausrichten, weil die Masse keinem Versprechen mehr traute. Das Volk verlangte das Original des erwähnten Freiheitsprivilegiums Karls V. zu sehen, welches die von diesem Kaiser der Stadt erteilten, nachher aber absichtlich in Vergessenheit gebrachten Rechte enthalten sollte. Das Original des Dokuments war nicht zu finden. Das Volk geriet daher in noch größere Wut und sammelte sich von allen Enden her in Neapel, wo jetzt nicht mehr der Vicekönig, sondern Masaniello regierte. Der Statthalter suchte, da er sich auch in San Elmo nicht für sicher hielt, aufs neue im Castel nuovo eine Zuflucht. Dahin folgten ihm der Prinz Bisignano und der Kardinal Trivulzio, welcher gerade um diese Zeit aus Mailand nach Sizilien gesandt wurde, nebst einem Teile des vom Volke bedrohten Adels. Im Castel nuovo ward er sehr bedrängt, weil das Volk vermittelst der geplünderten Waffenvorräte über 20 000

Mann ausgerüstet hatte. Außerdem waren 16 Kanonen aufgestellt und alle Anstalten getroffen, um den Palast und die Häuser des hohen Adels, in denen man noch immer Mitglieder desselben antraf, durch Feuer zu vernichten und die Bewohner zu ermorden.

Das Volk erwählte endlich den Masaniello förmlich zum Haupte des jetzt souveränen Pöbels (Capitan generale del popolo). Dieser sammelte darauf einen plebejischen Hof um sich, und der Vicekönig sah mit Vergnügen, daß der vorher zerlumpte Fischer, welchen das ganze Volk Tag und Nacht bewachte, hochmütig geworden sei. Er betrachtete ihn als wirkliches Haupt des Volkes, weil Masaniello, wie einst der römische Tribun Cola Rienzi, vom Volke gewählt, bei demselben auch unbedingten Gehorsam fand. Masaniello, welcher an der Spitze von 50 000 Mann stand, öffnete die Gefängnisse, setzte die Verhafteten in Freiheit und verfolgte den Adel und die spanische Büreaukratie mit Feuer, Schwert und Plünderung, ließ aber jeden, der für sich selbst und seinen eigenen Vorteil geraubt oder gestohlen hatte, sogleich hinrichten. Wie man dies bei Volksaufständen der neueren Zeit berichtet hat, so wurde auch während der neuntägigen Herrschaft des Fischers von Amalfi nichts geraubt als Waffen und Kriegsbedarf, welche man aus Läden und Werkstätten wegnahm. Er versammelte das Volk öfters vor einer auf einem öffentlichen Platze errichteten Bühne und hielt als Volksredner in seinen Fischerkleidern, aber das Schwert statt des Scepters in der Hand tragend, mit der den Südländern eigenen Lebhaftigkeit begeisterte Reden in dem eigentümlichen neapolitanischen Volksdialekt. Sein Wink war für alle ein Gebot. Der Vicekönig glaubte daher dem Kardinal-Erzbischof Filomarino, als dieser ihn darauf aufmerksam machte, daß er durch denselben Mann, welcher das Volk aufgeregt hatte, es auch wieder besänftigen könne. Er überschickte den Freiheitsbrief Karls V., den man bis dahin nicht hatte finden können, dem Diktator des Volks, welcher ihn dann demselben vorlesen ließ. Hierauf traten Masaniello im Namen der souveränen Menge und der Vicekönig im Namen des Königs von Spanien, dessen Einwilligung später eingeholt werden sollte, in Unterhandlung miteinander; und es kam unter Vermittelung des Kardinals und Erzbischofs ein Vertrag zu stande, welcher 23 Hauptartikel und fünf Nebenbestimmungen enthielt: dieser Vertrag, der im Juli 1647 abgeschlossen wurde, enthielt nicht nur die Gewährung einer vollständigen Amnestie, sondern auch das Versprechen, daß das Original der Urkunde Karls V. dem Volke ausgeliefert, alle seit der Erteilung desselben den Bürgern auferlegten Steuern abgeschafft und keine neuen eingeführt werden sollten. Außerdem war in dem Abkommen festgesetzt, daß das Volk künftig dieselben verfassungsmäßigen Rechte haben solle, welche der Adel besitze. Die

königliche Bestätigung des Vertrages sollte drei Monate lang erwartet werden, während dieser Zeit aber das Volk unter den Waffen bleiben dürfen: die getroffene Vereinbarung wurde alsdann in der Kirche der Karmeliter (Maria del Carmine) vom Volke durch einen Eid bekräftigt.

Die Ruhe wäre wenigstens vorerst hergestellt gewesen, wenn nicht die Häupter des Adels durch Verrat und Treubruch den Masaniello zu entsetzlichen Grausamkeiten getrieben hätten. Dies geschah bei Gelegenheit eines feierlichen Dankfestes, welches der Führer des Volks in der Karmeliterkirche halten ließ. Als er nämlich in der Kirche wie gewöhnlich von der Bühne herab eine Rede an das Volk hielt, erschien plötzlich eine Anzahl Banditen zu Pferde, ritt in die Kirche hinein und feuerte ihre Gewehre auf den Redner ab. Wir lassen die Zahl derselben unbestimmt; denn wir glauben weder, daß es 500, noch auch wie Giannone und Muratori sagen, nur 200 gewesen sind. Auch die Zahl der um die Kirche versammelten Proletarier betrug schwerlich, wie man meldet 150 000: wer sollte sie gezählt haben! Eine Art Wunder war es aber doch, daß die in die Kirche eingedrungenen Banditen insgesamt auf den Redner schossen und keiner ihn traf. Das Volk, welches bewaffnet um die Bühne stand, fiel sogleich über die Reiter her; Masaniello aber, der überhaupt eine furchtbare Polizei gegen alle Ruhestörer organisiert hatte, übte von nun an eine blutige diktatorische Justiz. Diese traf zuerst die Brüder Caraffa, gegen welche einer der Banditen ausgesagt hatte. Der eine von ihnen, der Herzog von Montechiaro, rettete sich durch die Flucht; der andere aber, Joseph (Peppo) Caraffa, wurde enthauptet, sein Leichnam durch die Gassen geschleift, sein Haupt auf eine Pike gesteckt: und ähnlich wurde mit vielen anderen verfahren.

Dem Erzbischof gelang es gleichwohl, noch einmal eine Unterhandlung zwischen dem Vicekönige und dem armen Fischer, welcher jetzt den Titel „Haupt des getreuen Volkes" führte, zu stande zu bringen. Das Ergebnis dieser Unterhandlung war ein zweites Abkommen, das gleichfalls die Form eines eigentlichen Vertrages erhielt. Jetzt wurde aber der in Neapel unumschränkt herrschende Volkstribun, welcher die dortige Ritterschaft ebenso gedemütigt hatte, wie einst Cola Rienzi im 14. Jahrhundert die römische, seinen Plebejern auf dieselbe Weise verdächtig, wie Rienzi den seinigen. Man beredete ihn boshafterweise, sich nicht nur zu einer Zusammenkunft mit dem Herzoge de los Arcos in dessen Palast zu begeben, sondern dabei auch nebst seiner Frau in vornehmem Kostüme zu erscheinen. Er legte also, ohne Zweifel auf den Antrieb seiner vornehmen Ratgeber, seine zerlumpten Kleider ab und verfügte sich mit seiner Frau, wie sie, in Silber und

Seide gekleidet,*) mit einem Federhut und auf einem Zelter reitend, in den Palast. Ehe er in denselben eintrat, erklärte er dem Volk, er sei arm geboren und wolle arm sterben, er sei ohne Ehrgeiz; auch fügte er die Bitte hinzu, wenn er innerhalb einer Stunde nicht zurückkomme, möge man ihn rächen. Vor dem Vicekönig warf er sich nieder; dieser aber hob ihn auf und umarmte ihn. Als er längere Zeit im Palast verweilte und das Volk seine Unruhe laut äußerte, trat er ans Fenster und gebot Stillschweigen. Dennoch war von diesem Tage an das Vertrauen der Menge auf ihren Führer erschüttert, nachdem dieser schon vorher durch leidenschaftliches Trinken und durch sein ganz despotisches Verfahren seine Anhänger sich entfremdet hatte. Nach anderen Nachrichten war seine Überspannung zuletzt in Wahnsinn übergegangen. Man muß wohl annehmen, daß das neapolitanische Volk beleidigt wurde, als der Verteidiger der Gleichheit plötzlich nicht nur im Hofkostüm erschien, sondern auch von derselben Bühne herab, auf welcher er so oft gegen die spanische Regierung geredet hatte, das Volk zur Treue ermahnte und zu dem Rufe: „Es lebe der König von Spanien!" aufforderte. Das neapolitanische Volk stand nämlich nicht auf der Höhe unserer Zeit, die es ganz natürlich findet, wenn ein Mann vom höchsten Unglauben zum blinden Aberglauben, von anarchischem Treiben zur Verteidigung der Willkür und des Despotismus ganz plötzlich übergeht. Masaniello warf sich übrigens nochmals dem Herzog zu Füßen, zerriß die kostbaren Gewänder und erklärte, daß seine Rolle ausgespielt sei. Auch gegen das Volk erbot er sich, seine Stelle aufzugeben; gleichwohl behielt er sie und erlaubte sich Gewaltthätigkeiten, welche ein Zeichen von Raserei zu sein schienen. Man sagte daher, es sei durchaus erforderlich, ihn auf irgend eine Weise unschädlich zu machen. Der Vicekönig ließ ihn hierauf am 16. Juli, wenige Tage nach seinem höchsten Triumphe, durch vier Schützen erschießen, welche man in der Karmeliterkirche versteckt hatte.

Das Volk regte sich für den Augenblick nicht, weil der Mord von der Regierung gebilligt ward: gleich am folgenden Tage jedoch zeigte es eine ganz entgegengesetzte Stimmung, und der Herzog hatte Ursache, die Ermordung eines Mannes zu bereuen, welcher bis dahin den tobenden Haufen mit seinem bloßen Winke geleitet und 100 000 wütende Schreier dadurch, daß er die zwei vorderen Finger auf den Mund legte, im Nu zum Schweigen gebracht hatte. Nach dem Morde hatte man dem Getöteten den Kopf abgehauen und denselben dem Herzog überbracht, welcher ihn in einen Graben werfen ließ. Der Rumpf des Gemordeten war durch die Straßen geschleppt und schänd-

*) Wörtlich: Veste di tela d'argento e cappello con pennachiera.

lich verstümmelt worden. Adel, Priesterschaft und Geistlichkeit wollten jedoch zu früh den Augenblick für ihren Vorteil benutzen. Der feierlich beschworene Vertrag wurde sogleich vergessen, und schon am Tage nach Masaniellos Ermordung hatte das Brot nicht mehr das bestimmte Gewicht. Dies wurde dann das Signal zu einem neuen förmlichen Aufstande gegen Spanien, dessen König das Volk unter Masaniello nie verleugnet hatte. Man holte die Leiche des Ermordeten aus dem Graben, in den sie geworfen worden war, hervor, legte sie auf eine Bahre, bedeckte sie mit dem Königsmantel, setzte ihr eine Lorbeerkrone auf das Haupt, gab ihr einen Kommandostab in die Hand und trug sie unter dem Geleite des ganzen Volkes, darunter 500 Priester und 40 000 Bewaffnete, in allen Quartieren der Stadt umher. Ja, die Neapolitaner machten sogar ihren Tribunen im Tode zu einem Märtyrer und Wunderthäter. Sie hatten seine Leiche, an welche, wie sie sagten, der Kopf wieder angewachsen sei, in der Kirche Maria del Carmine niedergesetzt und beerdigten sie wie die Leiche eines Mannes vom höchsten Rang. Der verächtliche Vicekönig schickte nicht allein seine Pagen als Leidtragende, sondern er ließ auch dem Leichnam des Volksführers alle militärischen Ehren erweisen.

Gegen das Volk verfuhr de los Arcos damals nach der gewohnten spanischen Weise. Viele wurden gefangen gesetzt, andere hart behandelt; ein Vermittler war nicht da; der abgeschlossene Vertrag wurde nicht gehalten. Das Volk zog daher aufs neue in Masse gegen den Palast, um den Vicekönig zur Rede zu stellen. Es wurde nach hartem Kampfe (aspra zuffa) mit den Wachen zurückgetrieben. Dagegen wurden aber auch alle Spanier, deren die wilde Menge sich bemächtigen konnte, von ihr grausam hingerichtet oder gemordet. Nach einem drei Tage andauernden Gefechte mußte der Vicekönig sich abermals in das Castel nuovo flüchten. Dieses sowie das Castel San Elmo wurde hierauf vom Volke eingeschlossen. Da die Belagerung beider Kastelle einen militärischen Anführer erforderte, so wurde Don Francesco Toralto, Fürst von Massa, gezwungen, die Stelle eines Oberbefehlshabers anzunehmen. Dieser, ein Sprößling des Hauses Aragonien, verständigte sich insgeheim mit dem Herzog, um das Volk so lange zu äffen, bis die erwartete Hilfe aus Spanien anlange. Die Zustände wurden bei dem lebhaften Charakter des begabten, aber ungebildeten Volkes völlig tumultuarisch; die Bettler verlangten und erhielten gewisse Rechte; die Studenten drangen auf Herabsetzung der Promotionskosten; die Laienschwestern im Kloster Santa Chiara wollten der Hausordnung nicht mehr gehorchen; in der Umgegend erhoben sich die Bauern gegen den Adel. Während der Fürst das Volk durch allerlei zwecklose Unternehmungen beschäftigte, hatte der Herzog die Stirn über einen dritten

Vertrag zu unterhandeln und am 17. September noch einmal alles zu bestätigen, was er vorher zugestanden hatte. Er erkannte auch den Fürsten von Massa in der ihm vom Volke verliehenen Würde eines Generalkapitäns an und versprach, daß künftighin alle Ämter nur an Eingeborene vergeben werden sollten. Sobald dann kurz nachher die Flotte und das Heer, die man lange vergebens erwartet hatte, ankamen, dachte niemand mehr daran, dem Volke Wort zu halten.

An der Spitze der aus Spanien gesandten Kriegsmacht stand der jüngere Don Juan d'Austria. Dieser war ein Bastard Philipps IV. von der Maria Calderon, welche, da sie ihren früheren Geliebten, den Herzog von Medina Sidonia, nicht vergessen konnte, bald nach der Geburt ihres Sohnes in ein Kloster gegangen war. König Philipp hatte den letzteren als Sohn anerkannt und ebenso, wie einst Philipp II. seinen Halbbruder, Don Juan d'Austria genannt. Er hatte ihn nachher zum Großprior von Kastilien gemacht und schickte ihn 1647 als Oberbefehlshaber eines Heeres und einer Flotte nach Sizilien und Neapel, um den dortigen Aufstand zu unterdrücken. Don Juan landete mit seinen 22 Kriegsschiffen und 40 Transportfahrzeugen zuerst an der Küste von Sardinien und lief dann am 1. Oktober in den Hafen von Neapel ein. Er ließ sich, da er als ein junger Mann von 17 Jahren die Lage der Dinge unmöglich richtig beurteilen konnte, vom Vicekönige und von den spanischen Räten leiten, und diese führten ihn auf einen falschen Weg. Seine freundliche und jugendliche Manier und Gestalt würden im Gespräche leicht obgesiegt haben; er weigerte sich aber, zu unterhandeln oder auch nur sein Schiff zu verlassen, wenn das Volk nicht vorher die Waffen niedergelegt habe und alles Weitere der Gnade des Königs überlasse. Dies konnte um so weniger geschehen, als derselbe Vicekönig, der die Sache betrieb, früher mehrmals Verträge mit dem Volke beschworen und nicht gehalten hatte.

Da die Spanier sich nicht getrauten, das zahllose bewaffnete Volk anzugreifen, so wurde gegen den Rat des Kardinals Trivulzio beschlossen, an Schuldigen und Unschuldigen Rache zu nehmen, nachdem man vorher die Neapolitaner durch abermalige treulose Versprechungen zur Niederlegung der Waffen bewogen habe. Es wurde dem neapolitanischen Volke versprochen, daß die mit Masaniello geschlossenen Verträge gehalten werden sollten, wenn sie unbewaffnet als Bittende erschienen. Die Menge ließ sich dazu bereit finden, weil der von ihr gewählte Fürst von Massa sie insgeheim den Spaniern verraten hatte. Überall erblickte man in den Straßen nur weiße Fahnen: als plötzlich am 15. Oktober einige Hundert Spanier feindlich einbrachen und die Stadt zugleich von der Flotte und auf Befehl des Vicekönigs von den drei Kastellen aus, dem Castel nuovo, dell' Ovo und San Elmo, mit Kugeln

und Bomben überschüttet wurde. Die Soldaten eilten, alle Posten zu besetzen; es zeigte sich aber bald, daß es ihnen unmöglich sein werde, der ganzen Einwohnerschaft einer Stadt, welche zu den bevölkertsten von Europa gehörte, Widerstand zu leisten. Die Kanonen konnten, obgleich sie großen Schrecken verbreiteten und viele Menschen töteten, bei weitem nicht die ganze Stadt bestreichen. Weiber und Kinder liefen heulend und wehklagend durch die Straßen, die Männer aber läuteten Sturm, ergriffen die niedergelegten Waffen wieder und riefen alles zur Gegenwehr auf. Die Straßen wurden hierauf verrammelt und die Soldaten voneinander getrennt. Während die Männer mit diesen in den Straßen kämpften, schütteten die Weiber siedendes Wasser und Öl aus den Fenstern und wälzten Steine von den Dächern herab auf die Soldaten, die sich in einer ihnen ganz unbekannten Stadt befanden. Mehrere Stunden lang wurde in den Straßen mörderisch gekämpft, bis die Spanier merkten, daß ihre Zahl immer kleiner werde, die der Neapolitaner dagegen durch stets zuströmende Scharen furchtbar anwachse. Sie suchten daher zu unterhandeln und steckten ihrerseits weiße Fahnen auf: das Volk aber, welches schon so oft schändlich betrogen worden war, wollte von Unterhandlungen nichts mehr wissen. Es steckte vielmehr schwarze Fahnen auf und erklärte, daß es lieber alles wagen und opfern, als sich noch einmal betrügen lassen wolle. So dauerte der Kampf zwei Tage lang fort.

Vergebens bat der Statthalter, als die Neapolitaner ganz mit ihm gebrochen hatten, den Kardinalerzbischof um seine Vermittelung. Die Spanier ließen es nachher den edlen Mann bitter entgelten, daß er seine Landsleute nicht den Spaniern verraten wollte, wie der Fürst von Massa es gethan hatte. Der letztere wurde damals vor ein Volksgericht gestellt, zum Tode verurteilt und enthauptet, sein Leib aber an einem Beine an den Galgen gehängt (22. Oktober). Das Volk, dessen Vertrauen der Fürst so sehr mißbraucht hatte, verfuhr auch gegen andere mit großer Strenge. Es setzte namentlich einen Preis von mehreren Tausend Dukaten auf den Kopf des Herzogs von Montechiaro, des Don Joseph Mastrillo, des Lucio Sanfelice, des Herzogs von Siano und der beiden Söhne des Anton Musciotolo. Es bestand jetzt in der Stadt Neapel eine Art demokratischer Republik, die von Demagogen geleitet wurde. Diese erließ eine Anzahl Verordnungen, durch welche der Ritterschaft ihre Privilegien entzogen wurden, soweit sich dieselben dem Volke drückend erwiesen hatten. Durch ein ferneres Volksdekret vom 16. Oktober wurden alle nur auf dem Volke lastenden Auflagen (gabelle) aufgehoben, und durch ein anderes ward den Baronen verboten, sich, wie sie seither gewohnt gewesen, mit bewaffnetem Gefolge irgendwo öffentlich zu zeigen.

Da es den Volksführern in Neapel nicht entging, daß ihre Republik sich gegen die See- und Landmacht Spaniens auf die Dauer nicht würde halten können, so traten sie vermittelst des französischen Gesandten in Rom, des Marquis von Fontenay, mit dem Leiter der französischen Politik, Mazarin, in Verbindung, der ihnen die besten Zusicherungen gab. Unglücklicherweise aber wählte das Volk jetzt einen Mann zu seinem Führer, welcher weder Masaniellos Beredsamkeit, noch dessen Uneigennützigkeit und Herrschertalent besaß; und zu gleicher Zeit drängte sich ein französischer Prinz heran, dem die Königin von Frankreich das bisher ihrem Bruder Philipp IV. zugehörige Königreich Neapel nicht gönnte. Der vom Volke erwählte demokratische Führer war der Büchsenmacher Gennaro Annese, ein Mann aus dem niederen Haufen. Man erteilte diesem den Titel Generalkapitän des Volkes, welchen auch der Fürst von Massa geführt hatte, und vergönnte ihm, sich in einen festen Turm (torello) neben der Karmeliterkirche von einer Art Garde bewachen zu lassen. Der französische Prinz, der sich herbeidrängte, um im trüben zu fischen, war der Herzog Heinrich von Guise, welchen einst Richelieu aus Frankreich fortgeschickt hatte, der aber von der Königin wieder zugelassen worden war. Er war ein Glied des Hauses Lothringen, welches von dem Titularkönig René von Anjou her alte Erbansprüche an Neapel machte und diese einmal zur Geltung zu bringen hoffte. Er hielt sich damals in Rom auf, um vom Papste die Scheidung von seiner Gemahlin und die Erlaubnis zur Vermählung mit seiner Mätresse, einem Fräulein von Pons, zu erlangen. An diesen Prinzen, welcher in guter und schlechter Beziehung der Zeiten des alten Rittertums ganz würdig war, wandten sich die Neapolitaner, nachdem sie vergebens beim Papste als Oberlehnsherrn von Neapel Gehör gesucht hatten; Innocenz X. war nicht geneigt, als solcher einzuschreiten. Der Herzog bot den Volksführern seine Hilfe an, wobei er selbst auf die der französischen Regierung rechnete; er schwieg aber im Anfange von seinem Erbrechte; er erkannte sogar die vom Volke eingesetzte demokratische Regierung stillschweigend an und erklärte, er nehme im Staate keine andere Stellung in Anspruch, als etwa diejenige, welche der Prinz von Oranien in den Niederlanden innehabe. Guise, den der Marquis von Montglat in seinen Denkwürdigkeiten als einen romantischen Schwärmer schildert,*) war weder

*) Er sagt vol. II, pag. 103 (ed. Petiot): Ce prince avoit beaucoup d'esprit et de coeur, mais il manquoit de jugement. Il étoit susceptible de pensées fort chimériques, plus approchantes des romans que de la vraisemblance; tellement qu'il se remplit la tête de vanité et d'imagination si vague, que dans le besoin qu'il eut de secours il en demanda en France non comme sujet, mais comme allié ou ami oppressé, qui désiroit d'être protégé. Le cardinal

mit Mazarin, noch mit dem neapolitanischen Pöbel einverstanden. Er wurde im Oktober von den Neapolitanern durch ein Schreiben aufgefordert, sich als ihr Beschützer zu ihnen zu begeben. Dieses Schreiben war unterzeichnet: „das Volk von Neapel und sein Königreich". Zugleich aber wandten sich die Unterzeichner an Ludwig XIV. in einer anderen Zuschrift, in welcher es hieß, das allergetreueste Volk von Neapel bitte den König mit blutigen Thränen, die spanische Flotte zu vernichten, nachdem ein furchtbarer Angriff des hochmütigen Feindes zurückgeschlagen sei; diese Zuschrift schloß mit den Worten: „Wir verbeugen uns aufs tiefste und küssen Ihre königlichen Kleider." Als nun Guise am 15. November ohne Flotte, ohne Truppen, nur von 22 Personen begleitet und mit wenigem Geld und Kriegsbedarf in Neapel eintraf, wurde er an die Spitze des Kriegswesens gestellt, während Gennaro Anneſe die inneren Angelegenheiten der sogenannten Republik Neapel leiten sollte. Dies führte Verwirrung herbei. Doch brachte es der Herzog dahin, daß man ihn, weil er sich nicht getraute, den Königstitel anzunehmen, zum Herzoge oder Dogen der Republik ernannte. Seine Wohnung erhielt er bei Gennaro Anneſe in Torello an der Karmeliterkirche.

Unterdessen hatte der Kardinal Mazarin wirklich eine Flotte und ein Heer abgeschickt, um die Neapolitaner gegen die Spanier in Schutz zu nehmen; Guises Vetter aber, der Herzog von Elboeuf, schrieb diesem, er solle dem Kardinal ja nicht trauen, sondern sich in den Besitz von Neapel setzen, ohne die Franzosen zuzulassen. Die französische Flotte, welche vom Herzoge von Richelieu kommandiert wurde, litt unterwegs durch einen Sturm großen Schaden und mußte zuerst an der Küste von Toscana landen, um sich erst mit allem, was sie bedurfte, neu zu versehen. Sie kam daher erst spät bei der Insel Ischia an. Hier ließ Guise dem Befehlshaber der Flotte sogleich sagen, daß es ihm an dem nötigen Pulver und Geschütz fehle, um die von den Spaniern besetzten drei Kastelle anzugreifen. Der Herzog von Richelieu konnte ihm aber weder mit Munition aushelfen, noch auch das Getreide liefern, an welchem damals in Neapel großer Mangel war. Auch in den Hafen der Stadt konnte Richelieu nicht einlaufen, weil die Kastelle den Eingang beherrschten. Als hierauf die spanische Flotte in See ging, ward ein furchtbares Seetreffen geliefert. Ein Sturm, welcher die beiden Flotten auseinander trieb, verhinderte, daß es in demselben zu einer Entscheidung kam. Obgleich die Franzosen sich des Sieges rühmten, so legte sich doch die spanische Flotte unmittelbar nach dem

---

Mazarin jetà en même temps des yeux de concupiscence sur ce beau royaume, pour en faire partage à quelqu'un des siens.

Kampfe wieder unter die Kanonen des am Eingange des Hafens befindlichen Kastells dell' Ovo.

Der Herzog von Guise glänzte nach seinen prahlenden Denkwürdigkeiten, die sich in der großen französischen Sammlung finden, in Neapel als ein Held alter Zeiten; die Frau von Motteville und der Marquis von Montglat aber machen in derselben Sammlung einen Don Quichotte aus dem edlen Herrn, welcher von einem Königtum Neapel träumte*). Seine Geliebte, das Fräulein von Pons, spielte in Paris schon die Königin, zum großen Ärger der Anna von Österreich. Dem Rauben und Morden vermochte der Herzog in Neapel nicht Einhalt zu thun. Etwas mehr leistete Gennaro Annese, mit welchem Guise bald zerfallen war. Schon im November 1647 mußte Mazarin mißbilligen, was in Neapel vorging. Da Papst Innocenz X. eine Partei dort hatte, so suchte sein Nuntius, Altieri, eine Aussöhnung zu stande zu bringen. Er beredete den Herzog de los Arcos, die ersten Schritte zu einer solchen zu thun: dies geschah denn auch im Dezember dadurch, daß der Herzog ein Edikt erließ, in welchem alles, was billig war, zugestanden wurde. Sogar Annese erklärte in Übereinstimmung mit dem päpstlichen Nuntius, daß das Volk mit den gemachten Zugeständnissen zufrieden sein könne, obwohl er zugleich aussprach, daß dem Herzog de los Arcos nicht zu trauen sei. Im Januar 1648, als die französische Flotte sich von der neapolitanischen Küste entfernt hatte und nach Porto Longone zurückgegangen war, verließ Arcos die Hauptstadt, und nun trat Don Juan d'Austria selbst mit Annese und mit dem Nuntius in Verbindung. Man unterhandelte lange. Nachher setzte Don Juan an seine Stelle für eine Zeitlang den Grafen von Oñate, Inigo Velez, einen alten, erfahrenen Geschäftsmann, welcher damals spanischer Gesandter in Rom war. Dieser begab sich in eines der Kastelle von Neapel, und es gelang ihm zugleich, mehrere Kompanieen Spanier heimlich dort hinein zu bringen. Auch Annese trat mit ihm in Korrespondenz, nachdem dieser Volksführer durch einen nach Paris gesandten Mönch vergebens versucht hatte, die Königin von Frankreich und den Kardinal Mazarin gegen die Demokratie und den Herzog von Guise zu benutzen. Übrigens hatte Don Juan schon vorher eine allgemeine Straflosigkeit verkündigt und dem Volke viele Erleichterungen versprochen.

---

*) Die Frau von Motteville sagt unter anderem da, wo sie des Herzogs Aufnahme in Neapel schildert (vol. II, pag. 308): Il fit distribuer de la monnaie au peuple, qui l'environnoit, afin de faire redoubler leurs cris de joie. La femme d'Annese, qui n'étoit ni belle ni propre, lui fit la chemise, qu'il mit le lendemain, et les Napolitains lui donnèrent, en petite quantité sans doute, des choses dont il avoit besoin.

Dessenungeachtet zogen sich die Unterhandlungen in die Länge, und alles geriet in einen kläglichen Zustand.

Ein umfassender Angriff, den der Herzog von Guise am 12. Februar gegen die Kastelle unternahm, wurde zurückgeschlagen, und die Hungersnot nahm zu. Außerdem erweckten die Leichtfertigkeit und Vergnügungssucht des Herzogs von Guise, besonders seine Unvorsichtigkeit im Verkehr mit vornehmen verheirateten Damen, große Eifersucht gegen ihn. Er wurde darüber von zwei Männern aus dem Gefolge des Erzbischofs, Antonio Basso und dessen Bruder, in Volksliedern verspottet. Dies nahm er so übel, daß er beide Männer, trotz der Fürbitten des Kardinals, des Gennaro Annese und anderer Häupter des Volkes, enthaupten ließ. Dadurch geriet alles in die größte Erbitterung. Am 10. März machten daher Gennaro Annese, der Generalprokurator Vinzenz Andreis und der Syndikus des Volkes (eletto del popolo) Antonio Mazzela an der Spitze eines Haufens von mehreren Tausend Menschen einen Versuch, des Herzogs Haus zu stürmen. Dies gab ihm dann Gelegenheit, seine eigene ritterliche Tapferkeit und die Erbärmlichkeit des souveränen neapolitanischen Volkes zu beweisen. Er bestieg sein Streitroß, ritt an der Spitze einer kleinen Schar den Lazzaroni entgegen und ließ über ihre Köpfe hin feuern, worauf alle sogleich auseinanderliefen. Unmittelbar darauf brachten dieselben Leute dem Herzog ein Lebehoch, und es gelang ihm sogar, die Hinrichtung des Syndikus Mazzela, den er der Konspiration mit den Spaniern verdächtig gemacht hatte, zu bewirken. Dies hatte jedoch zur Folge, daß Ende März Annese und sein Anhang sich dem Don Juan ganz in die Arme warfen. Sie verabredeten mit demselben einen Plan, nach welchem der ritterliche Mut des Herzogs benutzt werden sollte, um ihn aus der Stadt zu locken, damit dann Annese die Spanier in dieselbe einlassen und in den von ihm selbst besetzten festen Turm neben der Karmeliterkirche legen könne. Zu diesem Zwecke ließ Oñate die Insel Nisida angreifen. Der Herzog von Guise zog wirklich mit allen denen, die er in den Waffen geübt hatte, aus der Stadt, um dem belagerten Nisida Entsatz zu bringen. Während er aber mit den Seinigen außerhalb der Stadt war, führten Oñate und Don Juan in der Nacht vom 5. auf den 6. April alle spanischen Truppen vor die Mauern von Neapel, und Annese ließ ihnen ein Thor sowie einen festen Turm öffnen. In zwei Stunden waren alle Posten von ihnen besetzt, und der elende Haufe feiger Bürger strömte, über Verrat schreiend, durch alle Thore hinaus. Sobald die Nachricht davon zu den Begleitern des Herzogs von Guise kam, gingen alle, welche bis dahin mit ihm gegen die Spanier gekämpft hatten, davon und ließen ihn allein. Sogar die dreißig, welche anfangs noch bei ihm geblieben

waren, trennten sich von ihm, als er den Weg nach Rom einschlug. Schon in Capua wurde er von einem der überall ausgestellten spanischen Piketts gefangen und nach Gaeta gebracht, von wo man ihn dann nach Spanien hinüberführte. Dort wollte man ihm den Prozeß machen; doch ward er 1652 wieder in Freiheit gesetzt. Die Neapolitaner wurden auch diesmal schändlich betrogen; denn die Zusicherungen, welche Oñate mündlich und schriftlich gegeben hatte, wurden ebensowenig gehalten, wie vorher die des Herzogs de los Arcos. Nur die Steuern auf Getreide und Obst blieben abgeschafft. Zugleich wurde nach spanischer Sitte leicht ein Vorwand gefunden, um auch den Gennaro Anneſe ungeachtet der Amnestie, die man ihm zugesagt hatte, verurteilen und hinrichten zu lassen.

Zu derselben Zeit, als die demokratischen Bestrebungen der Neapolitaner und Sizilianer vereitelt wurden, brach in Paris eine Empörung aus, welche der hohe Adel und die Parlamente für ihre Privatzwecke anstifteten. Das Volk diente ihnen dabei als ein Werkzeug, welches man wegwirft, wenn es nicht mehr gebraucht werden kann. Es ward daher auch durch diese gegen Mazarin angestifteten Unruhen der sogenannten Fronde überzeugt, daß weder die Parlamente, noch der Adel sich jemals aufrichtig seiner annehmen würden, und zog also die Ruhe vor, welche nur der Minister mit der ihm zu Gebote stehenden Militärmacht schaffen konnte. Auf dieses Ruhebedürfnis konnte Mazarin und nach ihm Ludwig XIV. ein System des Despotismus gründen, wie dies auch neuerdings und in derselben Weise — wir meinen im Jahre 1852 — in Frankreich durch Louis Napoleon geschehen ist.

3. Die Zeit der Fronde bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges.

Unter dem Kardinal Richelieu hatte die französische Politik und Diplomatie zugleich mit der französischen Sprache, den Kriegswissenschaften und den Formen gebildeten Umganges und höfischer Unterhaltung eine Entwickelung erlangt, welche nicht wenig dazu beitrug, daß der ganze Vorteil des Dreißigjährigen Krieges, den Frankreich mit Schweden hätte teilen sollen, dem König Ludwig XIV. zufiel. Nach des Kardinals Tode wurde die von Karl V. stammende spanische und italienische diplomatische Kunst und Treulosigkeit maurischer Politik durch Mazarin und durch seine Schützerin Anna von Österreich in das französische Kabinett gebracht. Dieses Kabinett ist durch Kabalen und Intriguen sowie durch die vielen Leute, die uns in ihren Denkwürdigkeiten romanhafte Schilderungen ihres eigenen Treibens und des Lebens ihrer Zeitgenossen hinterlassen haben, ebenso berühmt und mächtig geworden, wie die großen französischen Generale im Felde. Schon 1648

erntete Mazarin allein die Frucht der Verdienste der Generale und Diplomaten durch den Triumph, den ihm der Westfälische Friede bereitete. Herr von Frankreich ward er aber erst nach Beendigung des Kampfes, den er mit den Parlamenten, mit den bedrückten Bürgern von Paris und mit den konspirierenden Großen des Reiches zu bestehen hatte. Dieser Kampf, welcher 1648 in einen förmlichen Bürgerkrieg überging, wurde durch Mazarins und seiner Kreaturen rücksichtslose Finanzwirtschaft und durch die Selbstsucht der Großen hervorgerufen. Man hat sich gewöhnt, die gegen Mazarin verbündete Partei mit dem von dem Schleuderspiele der Pariser Straßenjungen entlehnten Namen Fronde zu benennen*).

Der Hauptzug von Mazarins Charakter war jene den römischen Naturen**) eigene kalte egoistische Klugheit, welche, mit Geschmeidigkeit und Fügsamkeit verbunden, selten ihr Ziel im Leben verfehlt und, mit unablässiger Geschäftigkeit vereinigt, ebenso sicher ihre nur äußeren Zwecke erreicht, wie der merkantile Geist des Engländers und der karge Sinn des Schotten. Wenn man jedoch beachtet, was für Leute es waren, welche mit Mazarin um die unumschränkte Herrschaft über die schwache Anna von Österreich auf Tod und Leben kämpften, so kommt man zu demselben Schlusse, wie bei den meisten politischen Bewegungen unserer Zeit. In so schlechten Händen nämlich auch die Regierung unter Mazarins Leitung gewesen sein mochte, so war sie doch immer noch in besseren Händen, als wenn sie bei seinen Gegnern gewesen sein würde. Die Hauptgegner Mazarins und der von ihm und Anna von Österreich geführten Vormundschaft über den jungen König waren die beiden ersten Prinzen von Geblüt, der Herzog Gaston von Orleans und der alte Prinz Heinrich II. von Condé. Beide hatten sich im Kampfe mit Richelieu verächtlich gemacht und unfähig bewiesen. Der Herzog von Orleans hatte fortwährend seine Freunde und Parteigenossen, den Marschall von Ornano, den Grafen von Chalais, den Herzog von Montmorency, den Marquis von Cinqmars und sogar seine eigene Gemahlin, Margarete von Lothringen, der Rache des Kardinals Richelieu preisgegeben, und er benahm sich zur Zeit der Fronde gegen Mazarin ebenso schwach und schwankend, wie vorher gegen Richelieu. Der Prinz von Condé war während seines langen Lebens bei allen Unruhen mit thätig gewesen, hatte aber ebenfalls stets diejenigen, welche

*) Entweder wegen der bei diesen Kämpfen mit der Schleuder (à coup de fronde) obwaltenden Unruhe überhaupt, oder weil dieselben nach jedem Dazwischentreten der Polizeibeamten immer wieder ausbrachen. Andere Ableitungen haben wenig für sich.

**) Genau genommen war Mazarin zu Piscina in den Abruzzen geboren, aber in Rom erzogen worden.

Kardinal Mazarin.
(Reproduktion des Stiches von Nanteuil: nach Van-mol.)

ihm vertrauten, in der Not verlassen. Sogar seine Religion hatte er verkauft und dadurch Statthalterschaften, Gnadengelder und Vorteile aller Art auf schamlose Weise an sich gebracht. Er hatte unter Richelieu seinen Anteil an den Kabalen und Unruhen durch eine mehrjährige Haft gebüßt und sich seitdem etwas ruhiger verhalten. Als jedoch Mazarin und seine Kreaturen ebensowenig, wie vorher Richelieu, ihm und den mit ihm verbundenen Familien die Ausbeutung des Volkes zugestehen wollten, dessen Gut und Blut nur dem Kardinal, der Königin und ihren Damen zu gute kommen sollten, regte Condé von neuem Parlament und Junkerschaft gegen die Regierung auf. Dies war doppelt auffallend, weil seine wegen ihrer außerordentlichen Schönheit berühmte Gemahlin, eine Tochter des hingerichteten Marschalls von Montmorency, von der Königin Anna sehr begünstigt wurde. Durch sie wurde Condé auch lange abgehalten, sich der geheimen Verschwörung gegen Mazarin oder der Fronde anzuschließen; doch gelang ihr dies nicht durchaus.

Die ganze Familie des Prinzen von Condé war unabläßig bemüht, sich Vorteile vom Staate zu verschaffen und der Regierung Hindernisse zu bereiten, damit Mazarin genötigt werde, ihre Habsucht auf irgend eine Weise zu befriedigen. Wir haben im 19. Jahrhundert verwandte Schauspiele gesehen: die doktrinären Mitglieder der französischen Deputiertenkammer unter Louis Philipp und die ergebenen Deputierten unter Napoleon III. ließen sich ganz ebenso, wie die Prinzen, der hohe Adel und die Parlamente des 17. Jahrhunderts, durch die Regierung auf Unkosten des Volkes abfinden. Condés ältester Sohn, der Herzog von Enghien, war auf der einen Seite durch niedrige Gesinnung, Habsucht, Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit verächtlich und bewies sich auf der anderen von Jugend auf als einen der größten Feldherrn seiner Zeit. Der Bruder dieses unter dem Namen des Großen Condé als Kriegsheld unsterblich gewordenen Prinzen, Armand, Prinz von Conti, war trotz seines verwachsenen Körpers von früher Jugend an in alle Ränke, Kabalen und Unruhen dieser für die romantische Geschichte so wichtigen Zeit eingeweiht. Die Schwester Anna, welche gegen ihren Willen mit Herzog Heinrich II. von Longueville vermählt worden war, hat an dem Philosophen Cousin einen Lobredner gefunden, auf den wir verweisen müssen, weil nur ein französischer Rhetor und Doktrinär Kunst und Dreistigkeit genug hat, um den Ton, die Litteratur, den Geschmack der vornehmen Welt unseres oder des 17. Jahrhunderts als Ideal und Muster echter geselliger Bildung zu preisen. Die Herzogin von Longueville war ihrem jüngeren Bruder Conti weit mehr zugethan, als dem älteren und berühmteren, der ihre Lebensweise tadelte. Als der Kardinal Retz eine Partei gegen

den Hof bildete, führte sie derselben den Prinzen Conti und ihren begünstigten Liebhaber Marsillac zu, welcher letztere später (nach seines Vaters Tode) Herzog von Larochefoucauld wurde. Übrigens wurden sowohl der Prinz von Condé als der Herzog von Orleans stets von ihren Vertrauten dem Kardinal verraten, und ihr Komplott war Kinderspiel. Der Prinz von Condé ward von seiner eigenen Gemahlin, der schwache Bruder Ludwigs XIII. von den Intriganten, denen er seine Geheimnisse anvertraute, verkauft. Früher war es der Abbé la Rivière, welcher sein Spiel mit dem Herzoge von Orleans trieb; nachher fiel derselbe in die Hände des Koadjutors von Paris, des nachherigen Kardinals von Retz.

Neben Orleans und seinem Anhange und neben der Familie Condé und ihren Klienten war das Haus Vendome besonders geschäftig, um von Mazarin und der schwachen Königin Anna alles dasjenige wieder zu ertrotzen, was es unter Richelieu verloren hatte. Der Stifter dieses Hauses, Cäsar von Vendome, ein Sohn Heinrichs IV. und der Gabriele d'Estrées, welchem sein Vater das Herzogtum Bretagne verliehen hatte, war in die Händel mit Richelieu verwickelt und dabei nicht glücklicher gewesen, als die anderen Herren, welche gegen diesen Staatsmann Kabalen schmiedeten. Er und sein älterer Sohn, der Herzog von Mercoeur, nahmen, von Richelieu eingeschüchtert, an der wilden Bewegung der Anarchie der Zeit der Fronde nicht teil. Cäsars jüngerer Sohn dagegen, der Herzog von Beaufort, glaubte in Verbindung mit einem geistlichen und einem weltlichen Genossen die dem Kardinal Mazarin bestimmte Vormundschaft an sich reißen zu können. Er machte sich jedoch vor aller Welt lächerlich, als dieselbe plötzlich an Mazarin übertragen wurde: Beaufort, der sich damals in eine Verschwörung gegen Mazarin einließ, war schon im September 1643 verhaftet und nach Vincennes gebracht worden. Seine Kabalen waren besonders deshalb verächtlich, weil jedermann wußte, daß er von seiner Geliebten, der Prinzessin von Montbazon, unbedingt geleitet wurde, und daß eine ganze Anzahl loser Schelme sich seiner als ihres Werkzeuges bedienten.

Auch das Haus Bouillon wollte nicht leer ausgehen, als es einen Bürgerkrieg voraussah, der ihm aufs neue die Gelegenheit darbot, im trüben fischen zu können. Der Herzog von Bouillon war in alle Händel des Herzogs von Orleans und des Grafen von Soissons mit Richelieu verwickelt gewesen, hatte ihm aber, wie solche Herren ihres Vorteils und ihrer Familie wegen zu thun pflegen, die Sache der Protestanten verraten und durch die Übergabe von Sedan an die Krone sein Leben gerettet. Sein Bruder, der Vikomte von Turenne, blieb lange Protestant; Ludwig XIII. hatte erklärt, der Vikomte könne

keinen Marschallstab erhalten, solange er dem reformierten Glauben angehöre; Anna von Österreich erhob ihn jedoch schon 1644 trotzdem zum Marschall, und er blieb seinem Bekenntnis treu, bis nachher Ludwig XIV. auch ihm einen Preis bot, dem er nicht zu widerstehen vermochte. Der Herzog von Bouillon konnte den Verlust der Festung Sedan und des gleichnamigen Fürstentums nicht vergessen, und als Meister in Intriguen und Kabalen jeder Art schloß er sich an die Verbindung gegen Mazarin und Anna von Österreich an, sobald sich eine Aussicht zur Wiedererlangung des Verlorenen zeigte.

Es ist hier, wo nur die Beziehung zur allgemeinen Geschichte angegeben wird, nicht möglich, auf diese elenden, für die französische Nation und ihre Bildung aber nur zu wichtigen Kabalen näher einzugehen. Wir verweisen deshalb den Freund von Anekdoten und Abenteuern auf den Herzog von St.-Aulaire, welcher alle Liebesgeschichten, Eifersüchteleien, Galanterieen, Witze und romanhaften Abenteuer jener Zeit in ein eigenes, auch ins Deutsche übersetztes Werk vereinigt hat, wozu sich ihm in der frivolen Memoirenlitteratur der damaligen Hofdamen und Höflinge Stoff genug darbot. Übrigens hat von den schwatzenden und intriguierenden Damen der Fronde die Herzogin von Longueville unter den anglisierten doktrinären Häuptern der neueren Aristokratie fast ebensoviele Bewunderer und Lobredner gefunden, wie zu der Zeit, wo die Gesellschaftssäle des Hotel Rambouillet für den Mittelpunkt europäischer Bildung galten. Um uns kurz fassen zu können, wollen wir der Geschichte des Bürgerkrieges mit Mazarin und seiner Schützerin nur noch die Erwähnung einiger Personen vorausschicken, welche in diesem Kriege mit mehr oder weniger Glück eine Rolle spielten.

Vor allen anderen ist der sehr weltlich gesinnte Geistliche zu erwähnen, der durch seine romanhaften Denkwürdigkeiten schon zu seinen Lebzeiten und dann bis auf unsere Tage herab den höchsten Ruhm in dieser Art von Schriftstellerei erworben hat. Welchen historischen Glauben diese Denkwürdigkeiten, in denen der Lüge das Kleid der Wahrheit gegeben worden ist, verdienen, und wie vielen Anteil er selbst an der Abfassung derselben hatte, haben wir nicht zu untersuchen; darauf kommt bei historischen Halbromanen wenig an. Dieser Mann, dem es weder an Geist, noch an der in den Schulen jener Zeiten erlernten Schulgelehrsamkeit, Spitzfindigkeit und Erfahrung im Klopffechten fehlte, war der Abbé Franz Paul von Gondi oder der nachherige Kardinal von Retz. Seine Familie, die aus Florenz stammte, war einst mit Katharina von Medici nach Frankreich gekommen und daselbst zu großem Reichtum und Ansehen gelangt. Der Oheim des jungen Mannes war Erzbischof von Paris und wünschte seinen Neffen,

der mit 13 Jahren Domherr an der Notredamekirche wurde, trotz der ärgerlichen und liederlichen Lebensweise desselben, zum Koadjutor zu erhalten; er hielt ihn daher zu geistlichen Studien an. Da der junge Gondi ein guter Kopf und von lebhafter Natur war, so bezweifeln wir nicht, daß er die Wahrheit sagt, wenn er erzählt, er habe schon im 27. Jahre alle Proben theologischer und klassischer Gelehrsamkeit bestanden. So erhielt er denn im 30. Jahre, 1643, wirklich die Würde eines Koadjutors und zugleich den Titel eines Bischofs von Korinth. Gondi ward der Catilina oder — indem er auch wie dieser Geistlicher war — der Talleyrand der Zeit der Fronde, in welcher höchstens von Glauben, niemals aber von strenger Sittlichkeit und Zucht die Rede war. Als Schriftsteller hatte er ein italienisches Geschichtswerk, Mascardis „Geschichte der Verschwörung des Fiesco zu Genua," in einem Sinne bearbeitet, welchen Richelieu für revolutionär und gefährlich hielt. Er hatte sich zuerst in der Gunst der Anna von Österreich festzusetzen gesucht; als er aber diese Frau ganz in Mazarins Gewalt sah, suchte er sich des schwachen Gaston von Orleans zu seinem Zwecke zu bedienen. Dieser letztere fühlte recht gut, daß man ihm zwar den Titel Generalstatthalter des Reiches nicht bestreite, daß aber dieser Titel ihm kein Gewicht im Staate verleihe. Ihm konnte also der junge Abbé als Koadjutor seines Oheims sehr nützlich sein; denn Gondi hatte nicht nur die reichen Stiftungen und Spenden der Pariser Kirche ganz in seiner Hand, sondern es stand auch der ärmere Teil der Bürgerschaft von Paris in seinem Solde, und seine Kreaturen konnten jeden Augenblick die ganze Stadt in Bewegung bringen und von der Kanzel herab fanatisieren. Außerdem übte Gondi auch einen Einfluß auf die jüngeren Mitglieder des Parlaments und auf die Damen aus, welche eine stille Verschwörung gegen Mazarin bildeten. Der Cynismus der Gesinnung, welcher damals in den höheren Kreisen unter dem Einfluß italienischer Bildung verbreitet war, giebt sich nirgendwo so empörend kund, wie in den Denkwürdigkeiten des Kardinals von Retz: er sagt geradezu, er habe sich zu geregelten Sitten, wie sie einem Geistlichen geziemen, nicht fähig gefühlt, und weder Ehre noch Gewissen hätten ihn dazu fähig machen können. Gerade dadurch habe ihn die Wirksamkeit eines Parteihauptes, wie er dieselbe in den Lebensgeschichten des Plutarch kennen gelernt, sehr angezogen; die Laster eines Erzbischofs können unter vielen Umständen Tugenden sein. Auch äußert er einmal: das Böse mit Absicht zu thun, sei zwar vor Gott das größte Verbrechen, aber vor der Welt das Klügste.

Auf die älteren Parlamentsräte wirkten in gleicher Weise zwei Männer, die sich in jener unruhigen Zeit dadurch ein unsterbliches Verdienst erworben haben, daß sie zugleich den Demagogen und dem

despotischen Kardinal mutig die Stirn boten. Diese Männer waren der erste Präsident des Pariser Parlaments Molé und der Generaladvokat Omer Talon. Der letztere galt zu seiner Zeit für den ausgezeichnetsten Redner in Europa. Wir wissen jedoch nicht, wie er zu diesem Ruhme gekommen sein mag, wenn er ihn nicht etwa nur der Art des Vortrages verdankte: denn seine pedantischen Denkwürdigkeiten, welche in der großen Sammlung eine Reihe von Bänden füllen, haben nichts Anziehendes; einige seiner Reden freilich, deren Inhalt uns vorliegt, zeugen ebenso von Kraft und Nachdruck, wie von ehrenhafter Gesinnung; die einzige aber, die ganz gedruckt wurde, ist im Ausdruck sehr überladen.

Wer die Damen, Pfaffen, Juristen und Prinzen, welche Mazarins Gegner waren, näher ins Auge faßt, wird trotz der tiefen Immoralität des schmutzigen Römers eingestehen müssen, daß bei dem geringen Werte, den die französische Gesellschaft überhaupt auf Wahrheit, Einfalt und Sittlichkeit legte, Mazarin im 17. Jahrhundert ebenso bedeutend für die Erhaltung der bestehenden Ordnung war, als Talleyrand in den Jahren 1814 und 1815. Mazarins ganzes Streben war auf Erpressungen sowie auf die Vermählung seiner Nichten mit Prinzen und mit anderen Herren des höchsten Ranges gerichtet. Er hat beide Zwecke erreicht und namentlich so große Summen an sich gebracht, daß er einige Hundert Millionen hinterlassen konnte. Er suchte durch gleisnerische Milde und Demut zu erlangen, was Richelieu hochmütig und kraftvoll ertrotzt hatte. Dabei aber hatten Mazarin und Anna von Österreich als Fremde den Nationalgeist der Franzosen gegen sich, besonders der erstere, welcher das Französische nie ordentlich aussprechen lernte. Das Glück wollte jedoch, daß der Herzog von Enghien in den Niederlanden und der Vikomte von Turenne in Deutschland gerade in dem Augenblicke glänzende Siege erfochten, als die neue Regierung von allen Seiten bedroht wurde. Diese beiden Feldherren, welchen Mazarin und Anna von Österreich den militärischen Glanz ihrer elenden und verächtlichen Regierung verdankten, erschienen wie Meteore in einer traurigen Zeit. Die Thaten beider Feldherren und deren Bedeutung für die innere und äußere Geschichte Frankreichs sind schon früher ausführlicher angegeben worden. Das militärische Glück der Franzosen hatte freilich, was ebenfalls oben schon angedeutet wurde, im Kriege mit Spanien anfangs keinen Bestand, weil in Katalonien, wie in den Niederlanden nicht dem Verdienste, sondern der Kabale des Hofes gehuldigt wurde. Dessenungeachtet kann man den von Enghien bei Rocroy erfochtenen Sieg und die Stütze des Heeres, welche Mazarin durch diesen Sieg erlangte, als den Anfangspunkt von Mazarins Allmacht und von Ludwigs XIV. autokratischer Herrschaft ansehen.

Von der Kenntnis der eigentlichen Finanzwissenschaft war Mazarin allerdings weit entfernt. Er behandelte alles, was die Finanzen betraf, auf italienische Weise, ohne Rücksicht darauf, ob das Geld durch gerechte oder ungerechte Mittel herbeigeschafft werde. Außerdem bediente er sich bei der Finanzverwaltung seiner Landsleute, welche im ganzen Mittelalter ebenso verhaßt waren, wie die Juden. An der Spitze der Scharen, vermittelst deren Mazarin unter allerlei Vorwänden, ohne die Stände oder das Parlament zu befragen, Abgaben erpreßte, stand der Italiener Particelli, Herzog von Emery, dessen Familie seit längerer Zeit in Lyon ansässig war. Er hatte anfangs nicht den Titel eines Finanzministers, übte aber unter dem Namen eines Generalkontrolleurs der Finanzen jede Willkür. Als der Kardinal den Unwillen des Volkes mit jedem Tage wachsen sah, suchte er die gefährlichsten, aber zugleich unwürdigsten Schreier auf Unkosten des gedrückten Volkes abzufinden oder zum Verrat an ihren Freunden zu erkaufen. Er fügte, um des Herzogs von Orleans ganz sicher zu sein, diesem zu seinen anderen Statthalterschaften auch noch die von Languedoc hinzu und erteilte dem Leiter und Verräter desselben, dem Abbé la Rivière, das Versprechen, daß er Kardinal werden solle. Er verschaffte dem jungen liederlichen Abbé von Gondi seine hohen geistlichen Stellen und Würden. Dem alten Prinzen von Condé gab er die Statthalterschaft von Burgund; seinem Sohne, dem Herzoge von Enghien, die der Champagne. Dem Herzoge von Bouillon endlich wurde die Wiedererlangung des Fürstentums Sedan in Aussicht gestellt.

Dies alles war auf Lüge und Betrug berechnet und konnte nicht von Dauer sein. Es war schon im Dezember 1644 geschehen, noch ehe Mazarin zum Premierminister ernannt wurde, und als die Grafen Servien und d'Avaux wenigstens noch den Schein eines Anteils an der Finanzverwaltung hatten. Im folgenden Jahre wurden die genannten beiden Grafen mit der Leitung der Unterhandlung des Westfälischen Friedens beauftragt, und nun ward endlich Emery als Finanzminister (Surintendant) ebenso Despot im Finanzwesen, wie Mazarin es im Kabinett war. Er schuf neue Ämter, um sie zu verkaufen; er gestattete den Steuerpächtern, bei Erhebung der Taille den Landleuten Vieh und Hausgerät zu pfänden, so daß viele derselben ihre Heimat verließen. Eine der gehässigsten Maßregeln des neuen Finanzministers bestand darin, daß er ein Erpressungssystem gegen die Pariser Bürgerschaft ausdachte und durchzuführen suchte, welches nicht auf ein Gesetz, sondern auf eine bloße Kabinettsordre (arrêt du conseil) Heinrichs II. vom Jahre 1548 begründet war und die Pariser aufs höchste erbitterte. König Heinrich hatte, um die schon zu seiner Zeit bedenkliche Vergrößerung der Stadt Paris zu verhindern, die Verordnung erlassen,

daß über eine gewisse Linie hinaus keine neuen Häuser erbaut werden dürften und zwar bei Strafe der Niederreißung und der Wegnahme aller Materialien, wozu noch eine bedeutende Geldbuße kam. Diese Verordnung war in Vergessenheit geraten; Emery zog sie aber wieder hervor, um von den Hausbesitzern in Paris starke Summen zu erpressen. Es sollten, wurde verordnet, alle über die bestimmte Linie hinaus gebauten Häuser gemessen (toisé) und je nach dem Raume, den sie einnahmen, mit einer festen Abgabe belegt werden. Diese Verordnung wurde auch sogleich unter militärischer Bedeckung ausgeführt und die Abgaben mit der größten Strenge eingetrieben. Die unmittelbare Folge davon war ein Straßentumult des Pöbels. Die Regierung erklärte nun, sie wolle sich anstatt jener Bauabgabe mit einer Million Livres begnügen; um jedoch den Ausfall zu decken, verlangte sie eine Zwangsanleihe, an der alle Vermögenden sich zu beteiligen hätten. Im Fortgange der Verhandlungen wurde von seiten der jüngeren Parlamentsräte die Forderung gestellt, daß eine Versammlung aller Abteilungen des Parlaments*) veranstaltet werde, wodurch man eine Art Ständeversammlung sowie eine souveräne Volksgemeinde zu deren Schutz erhalten haben würde. Dies verhinderte jedoch der erste Präsident Molé, welcher mit demselben Mute dem tobenden Volke (civium prava jubentium ardori) und dem despotischen Minister (vultui instantis tyranni) entgegentrat und mit dem Gesetze drohend die Ruhe erhielt. Doch konnte er nicht verhindern, daß die fünf Untersuchungskammern zusammentraten und einen ihrer Präsidenten, Gayant, an den Hof schickten: als dieser jedoch sprechen wollte, entzog ihm die Königin das Wort und verbannte ihn nach Montargis. Gleich nachdem Molé den ersten Aufstand ohne militärische Hilfe gedämpft hatte, zeigte Mazarin bei einem ganz elenden Anlasse einen völligen Mangel an Festigkeit und Mut. Die Pfarrgemeinde von St.-Eustache wollte den ihr bestimmten Pfarrer nicht annehmen. Als man darauf bestand, wurde Sturm geläutet und in den Straßen gekämpft; die Truppen, welche Mazarin kommen ließ, wurden vom Volke zurückgedrängt; und dem Kanzler Seguier, welcher zu jener Gemeinde gehörte, ward mit dem Niederbrennen seines Palastes gedroht. Nichts-

*) Es gab deren zehn, die zusammen gegen 300 Mitglieder zählten: 1. die Große Kammer (grand'chambre), die für die oberste galt; ihr erster Präsident, damals Molé, galt für den Präsidenten des ganzen Parlaments; 2. fünf Untersuchungskammern (chambres des enquêtes); 3. die chambre de la tournelle, d. h. Kammer der wechselnden Reihe, so genannt, weil die Mitglieder der vorher angeführten sechs Kammern der Reihe nach in sie eintraten; 4. zwei Bittschriftenkammern (chambres des requêtes du palais); und endlich die Ediktkammer, die sich hauptsächlich mit Streitsachen der Reformierten beschäftigte.

deſtoweniger gewährte man, nachdem die Hökerweiber (les dames de la halle) eine Deputation an die Königin geſchickt hatten, der Gewalt, was der Bitte verſagt worden war.

Die Unzufriedenheit des Volkes wurde durch Emerys Unverſchämtheit und beſonders dadurch geſteigert, daß dieſer gleich einem gemeinen Betrüger Verſprechungen machte, die er weder halten konnte, noch wollte, ſowie daß er, um dem Hofe für ſein leichtſinniges Verſchenken und Verſchwenden bares Geld zu ſchaffen, ſich von den Generalpächtern und Generaleinnehmern ungeheure Vorſchüſſe geben ließ, wofür er ihnen dann Wucherzinſen zugeſtand. Er ging noch weiter. Er erließ den Unterpächtern ein volles Drittel der einzuzahlenden Gelder, wenn ſie die beiden anderen Drittel ſogleich bezahlten. Von den Renten, welche die Stadt Paris zu zahlen hatte, ward zuerſt ein Viertel und dann noch zwei andere ganz eingezogen. Die meiſten Jahrgelder wurden nicht ausgezahlt und die Garde des Königs (la maison du roi) ohne Sold gelaſſen. Als Emery, ungeachtet aller dieſer harten Maßregeln, zuletzt ſeine Hilfsquellen doch erſchöpft ſah, hatte er die Unverſchämtheit, für 1 100 000 Livres neue Leibrenten zu ſchaffen, deren Ankauf er von den Unterthanen erzwingen wollte. Ein anderes Mittel, für den Augenblick Geld zu ſchaffen, war die Schöpfung vieler ganz unnützer Titel und Stellen, die man an die Meiſtbietenden verkaufte. Es wurden königliche Räte ohne Amt und Geſchäft, Kontrolleurs vom Brennholz, königliche Ausrufer für den Weinkauf, königliche Geſchworene für den Heuverkauf und dergleichen mehr geſchaffen, auch Adelsrechte und der Adel ſelbſt an Mitglieder der höheren Behörden verkauft. Das Leben, welches dabei am Hofe und in der Stadt geführt wurde, hat der liederliche Abbé St.-Evremont vortrefflich geſchildert.*)

Das Volk wurde freilich durch Soldaten leicht in Ordnung gehalten; das Parlament war aber ein viel gefährlicherer Feind der Regierung. Wir glauben zwar nicht, daß der Finanzminiſter Emery ſich über Ehrlichkeit und Worthalten ſo unvorſichtig ausgeſprochen habe, wie der Koadjutor Gondi in ſeinen Denkwürdigkeiten behauptet; doch

*) J'ai vu le tems de la bonne regence,
Tems, où regnoit une heureuse abondance,
Tems, où la ville aussi bien que la cour
Ne respiroient que les jeux et l'amour.
Une politique indulgente
De notre nature indulgente
Favorisoit tous les désirs.
Tout goût paroissoit légitime.
La douce erreur ne s'appelloit pas crime;
Les vices délicats s'appelloient des plaisirs.

sind die Worte, welche dieser ihm in den Mund legt, des schamlosen Finanzmannes ganz würdig, da derselbe gleich den vornehmen Leuten das Volk und dessen Meinung tief verachtete. Gondi behauptet, aus Emerys eigenem Munde die Äußerung vernommen zu haben, Ehrlichkeit und Worthalten passe für Krämer und Justizbeamte (maîtres des requêtes), wer aber bei großen politischen und Finanzangelegenheiten davon rede, sei ein Einfaltspinsel. Schon im Jahre 1644 war Emerys Finanzverwaltung im Parlament heftig angegriffen worden. Im März 1645 entstand sogar ein förmlicher Krieg zwischen der Regierung und den souveränen Gerichtshöfen. Zwei Mitglieder des Parlaments, deren Patriotismus verdächtig und deren Talente zweifelhaft waren, zeichneten sich damals durch ihren Widerstand gegen den ministeriellen Despotismus besonders aus. Diese waren der Präsident Barillon und der Parlamentsrat Broussel. Den ersteren, welcher schon früher auf Richelieus Befehl in Pignerol festgesetzt worden war, ließ Mazarin am 25. März 1645 aufs neue ganz willkürlich nach Pignerol bringen, damit er nicht, wie er gedroht hatte, gegen den Finanzminister auftrete. Da begab sich Molé an der Spitze des gesamten Parlaments zu Fuße nach dem Palais Royal, um dagegen Einsprache zu erheben, worauf die Königin zwar die Rückkehr des Präsidenten Gayant zugab, aber die Freilassung Barillons verweigerte. Die Erbitterung über dieses gewaltsame Verfahren wurde dadurch noch gesteigert, daß Barillon in der Haft starb, und daß man seinen Tod dem Ärger und dem Gram über die vom Kardinal erlittene Kränkung zuschrieb; sogar von Vergiftung war die Rede, namentlich da zu gleicher Zeit auch Gayant verschied. Ganz Frankreich wurde damals mit Spottliedern und Satiren gegen den Kardinal überschwemmt. Es waren nämlich zu jener Zeit Redefreiheit und Preßfreiheit ebensowenig wie unter dem Kaiserreich in Frankreich zu finden: daß man aber den Leuten auch das Lesen und Singen verbieten könne, war der Polizei noch nicht in den Sinn gekommen. Übrigens waren Mazarin und die Königin Anna in betreff der Art, mit dem Parlament zu verfahren, ganz verschiedener Meinung. Anna mit ihren spanischen Begriffen vom göttlichen Ansehen der Könige sprach von den Juristen des Parlaments, die sich den königlichen Befehlen zu widersetzen wagten, nie anders als ganz verächtlich und verlangte, daß man dieselben mit Gewalt zum Gehorsam zwingen solle. Mazarin dagegen wollte dies nicht zugeben und behauptete, die Königin zeige den Mut eines Soldaten, welcher die Gefahr noch nicht kenne. Der Hof fuhr also fort, zu befehlen, und das Parlament, zu protestieren. Endlich faßte man von seiten des ersteren den kühnen Entschluß, sich des jungen Königs zu einer Handlung des Absolutismus zu bedienen. Am 7. September 1645 hielt der

siebenjährige König, welcher bei dieser frühen Gelegenheit die erste Probe seiner nachherigen Regierungsart ablegte, umgeben von den Prinzen und dem Hofe, eine feierliche Parlamentssitzung und befahl mit festem, trotzigem Tone, daß 19 Verordnungen über Finanzangelegenheiten auf einmal registriert werden sollten.

Glücklicherweise hatte, während das Parlament tobte und die Unzufriedenheit im Volke allgemein wurde, der Minister die Überlegenheit im Kriege wiedererlangt. In Katalonien, wo Philipp IV. selbst an der Spitze seiner Truppen erschienen war, wurde Rosas erobert und durch den Marquis von Harcourt die schon erwähnte gefährliche Verschwörung gegen die Franzosen, welche in Barcelona ihren Mittelpunkt hatte, vereitelt. In Flandern, wo dem Namen nach der Herzog von Orleans, in der That aber Ranzau und Gassion kommandierten, wurden Bethune, Menin, Bourbourg, St.-Venant, Armentières und Lens schnell hintereinander erobert. Nachher erhielt Enghien, welcher zuletzt in Deutschland gewesen war, an der Stelle des Herzogs von Orleans das Kommando und eroberte zur Verwunderung von ganz Europa Dünkirchen. Die Großen und die Parlamente fuhren unterdessen fort, gegen Mazarin und die Königin Anna zu konspirieren; wir dürfen uns aber in das unendliche Labyrinth der Kabalen jener Zeit nicht einlassen. Nur das eine müssen wir im allgemeinen bemerken, daß Statthalterschaften, Großwürden, Pensionen, bedeutende Zahlungen aus der Staatskasse damals der Preis dieser Intriguen waren. So war z. B. 1646 kaum der Herzog von Brézé gestorben, als über die Reichsadmiralswürde, die er besessen hatte, ein heftiger Streit zwischen dem alten Condé und dem Herzoge von Vendome entstand. Die Königin erteilte jenes Amt keinem von beiden, sondern ließ es verwalten und behielt die sehr reichen Einkünfte für sich. Der alte Condé zürnte anfangs und entfernte sich vom Hofe; doch gab er sich zufrieden, als sein Sohn, der Herzog von Enghien, mit Mazarin aufs neue in Verbindung trat. Er starb im Dezember 1646. Sein Sohn, welcher seine Güter und Titel erbte, sank um jene Zeit politisch und moralisch um so tiefer herab, je höher sein Heldenruhm stieg. Seit dem Tode des alten Condé war der Herzog von Orleans der einzige, welcher der Königin und dem Kardinal mit einem Scheine des Rechtes die Reichsverwaltung streitig machen konnte.

Im Herbst des Jahres 1646 war zwischen Mazarin und dem Parlament ein neuer Streit über das sogenannte Tarifedikt entstanden, durch welches Emery auf alle in Paris eingeführten Waren eine Steuer legte, die von jedermann entrichtet werden sollte, mochte er nun sonst steuerfrei sein oder nicht. Er gab als Grund an, daß durch

die bisherigen Steuern die ländliche Bevölkerung übermäßig belastet sei; es sei billig, die Städte mehr heranzuziehen, und dies geschehe am besten auf dem Wege der Verbrauchssteuern. Daß dieses Edikt registriert werden müsse, darüber war die Regierung mit dem Parlament einverstanden; das letztere verlangte aber, daß die Registrierung vor allen Kammern stattfinde, die Regierung dagegen wollte sie nur in der Finanzkammer (cour des aides) vorgenommen wissen, weil in der letzteren die nach Popularität strebenden jüngeren Räte nicht widersprechen konnten. Obgleich das Edikt auf königlichen Befehl wirklich in der Finanzkammer registriert wurde, so zerfielen doch Parlament und Regierung im Jahre 1647 über dasselbe gänzlich. Bei diesem Streite ließen sich der Herzog von Orleans und der Prinz von Conti gegen das Parlament gebrauchen. Das Parlament konnte sogar durch seinen der Königin und dem Kardinal ganz ergebenen Präsidenten Molé nicht abgehalten werden, gegen die ihm aufgedrungenen Edikte zu protestieren oder doch darauf zu bestehen, daß es über dieselben beraten und Abänderungen in denselben fordern dürfe. Die Königin ließ hierauf am 28. April 1647 das Parlament noch einmal sehr scharf zur Ruhe weisen. Erst jetzt, nachdem das Gezänk zwei volle Jahre gedauert hatte, kam es zu einem ernstlichen Kampfe, weil nun auch die beiden Präsidenten erklärten, daß eine erzwungene Registrierung den Edikten keine Gesetzeskraft verleihen könne. Sowohl Mazarin als der Kanzler Seguier sprachen sich gegen das Parlament in einer Weise aus, welche zeigte, daß der erstere weder die Grundgesetze, noch die Verfassung Frankreichs kenne, und daß der andere sich nicht schäme, die gelehrten Mitglieder der Gerichte mit Hohn und Spott abzufertigen. Mazarin sah die Sorge des Parlaments, unerhörten Druck vom Volke abzuwenden, als eine unnötige Tribulation an und sagte: „er wundere sich, wie ein so achtbares Kollegium seine Zeit mit Zanken über dergleichen Kleinigkeiten vergeuden möge". Seguier gab mehreren wackeren Mitgliedern des Parlaments, welche versicherten, sie könnten ihres Gewissens wegen dem Registrieren der verhaßten Edikte ihre Zustimmung nicht geben, gleichsam höhnend zur Antwort: „es gebe zweierlei Gewissen. Das eine sei das Gewissen für Staatsangelegenheiten, dieses müsse man nach demjenigen einrichten, was Zeit und Umstände forderten; das andere Gewissen sei für Privatsachen, dieses müsse man respektieren".

Ein neuer, noch heftigerer Streit entstand gegen Ende des Jahres 1647, als Emery, um Geld zu bekommen, die Zahl der maîtres des requêtes, welche ihre Stellen teuer angekauft hatten, bedeutend zu vermehren gedachte. Zugleich wollte er einem großen Teile der Parlamentsräte den Besitz ihrer Stellen, die sie hätten aufgeben sollen,

auf vier weitere Jahre zusichern, wenn sie dafür während dieser Zeit auf ihr Gehalt verzichteten. Nicht nur die Requetenmeister protestierten gegen ein solches Verfahren, sondern es weigerte sich zu gleicher Zeit auch ein großer Teil der Bürgerschaft von Paris, die ihm durch die Edikte auferlegte Steuer zu bezahlen. Als man Gewalt brauchen wollte, wurde Sturm geläutet, der Pöbel trieb die Soldaten zurück, und der Präsident Thoré, Emerys Sohn, entging der Wut desselben nur mit genauer Not. Im Jahre 1648 erklärten 800 Bürger durch Abgeordnete dem Herzog von Orleans, daß sie gewisse Abgaben, welche ihnen durch jene 19 Verordnungen auferlegt waren, nicht bezahlen würden; ja sie zogen nach dem Parlament und bedrohten heftig den Präsidenten Thoré, den sie als den Sohn des Tyrannen bezeichneten. Als die Königin nach der Notredamekirche fuhr, sah sie ihren Wagen von mehreren Hundert Frauen umgeben, welche drohend Gerechtigkeit verlangten und durch den Ruf: „Neapel!" anzeigten, man könne wohl das Beispiel dieser Stadt, deren Aufruhr wir erzählt haben, nachahmen. Auch der Vorgang Englands, wo damals das Parlament gegen den König Krieg führte, blieb nicht ohne Wirkung. Anna beharrte jedoch auch bei dieser Gelegenheit auf ihrer spanischen Art, der Verachtung der Stimme des Volkes und des Parlaments, während dagegen Emery und Mazarin sich sehr schwach zeigten. Sie ließ in verschiedenen Quartieren der Stadt Truppen verteilen. Als ihr jedoch die Stadtobrigkeiten anzeigten, daß die ganze Bürgerschaft im Begriffe sei, die Waffen zu ergreifen, zog sie die Soldaten wieder zurück. Das Parlament suchte sich damals das Ansehen zu geben, als wenn es nicht für seine Vorteile allein, sondern auch für die Milderung des auf dem Volke lastenden Druckes kämpfen wolle. Die Steuerkammer, der sogenannte Große Rat und die Rechnungskammer versprachen sich untereinander, für die Erleichterung des Volkes und die Beseitigung des allgemeinen Elends zu arbeiten. Vergebens suchte der Hof die sämtlichen Kammern vom Beitritte zu dieser Verbindung durch Gewährung besonderer Vorteile abzuhalten. Das ganze Parlament vereinigte sich mit der Rechnungskammer, dem Steuerhof oder Schatzgericht (cour des aides) und dem Großen Rat*), um, wie es hieß, zu beratschlagen, auf welche Weise künftig für das Wohl des ganzen Staates sowie für das der Einzelnen am besten gesorgt und die Mißbräuche abgeschafft werden könnten. Über die Ausführung sollten je zwei Deputierte von jeder Kammer und eine Anzahl Deputierte der genannten drei Behörden im

*) Der Große Rat (le grand conseil) war zur Erledigung gewisser Rechtssachen bestimmt, welche nicht vor das Parlament gehörten, sondern dem König vorbehalten waren.

Saale des heiligen Ludwig beraten. Dieser Beschluß vom 13. Mai 1648 war trotz aller juristischen Spitzfindigkeiten, mit welchen er bemäntelt ward, offenbar der bestehenden Verfassung entgegen und eine Anmaßung des Parlaments. Auch damals erwarb sich der Präsident Molé aufs neue das große Verdienst, daß er ohne Soldaten und Polizei, nur durch seine Würde und seinen richterlichen Ernst das Volk von Gewaltthätigkeiten abhielt: die Heftigkeit der Königin verdarb aber alles wieder, was er gut gemacht hatte. Sie glaubte das königliche Recht, von welchem sie träumte, nach spanischer Weise geltend machen zu können und zu müssen. Sie zog daher in feierlichem Gepränge mit ihrem neunjährigen Sohne ins Parlament, um von dem Kinde das Registrieren mehrerer finanziellen Verordnungen diktatorisch befehlen zu lassen. Bei dieser königlichen Sitzung gab der Generaladvokat Talon, obgleich er sonst für die Regierung arbeitete, einen Beweis von der alten biederen französischen Freimütigkeit, welche später ganz verschwand. Er sagte der Königin vor der glänzenden Versammlung bittere Wahrheiten, und in einem Tone, welcher erst in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts wieder in Gebrauch kam. Er erklärte, die Registrierung der Edikte beruhe auf Freiheit der Abstimmung; es sei eine Täuschung, zu glauben, ein Gesetz habe dadurch Gültigkeit, daß der König es in seiner Gegenwart vorlesen lasse. Eine beschränkte Gewalt gewinne sich das Wohlwollen der Unterthanen; dieses gehe verloren, wenn man sich überzeuge, daß die Regierung das allgemeine Elend verschulde. „Seit zehn Jahren", sagte er, „ist das platte Land zu Grunde gerichtet, die Bauern schlafen auf Stroh, ihre Gerätschaften sind verkauft; um den Luxus von Paris zu unterhalten, leben Millionen ehrlicher Leute von Brot und Kleie; sie besitzen nur noch ihre Seele, die nicht unter den Hammer gebracht werden kann. Eine despotische Regierung mag für Skythen oder für Barbaren des Nordens passen, die nur das Antlitz von Menschen tragen, nicht für Franzosen, die gewohnt sind, frei geboren zu werden und zu leben. Erinnern Sie Sich, Madame, abends in ihrer Hauskapelle an das Elend des Volkes; aller Ruhm gewonnener Schlachten kann diejenigen nicht befriedigen, welche kein Brot haben, und welche Lorbeeren und Palmen nicht zu den Nahrungspflanzen zählen können". Diese mit Würde und Pathos an das religiöse Bewußtsein der Königin gerichteten Worte machten auf Anna einen tiefen Eindruck; Mazarin verwischte aber denselben bald durch den boshaften Sinn, den er den Worten des Generaladvokaten unterschob. Er wußte die Königin sowohl gegen Talon, als auch gegen die maîtres des requêtes aufs neue und noch heftiger als früher zu erbittern. Sie ließ darauf die letzteren ins Palais Royal rufen, in welchem sie damals residierte,

und ihnen dort in Gegenwart des ganzen Hofes durch den Kanzler Seguier einen derben Verweis geben. Ja, als ihr die lange Rede des Kanzlers nicht derb genug zu sein schien, unterbrach sie ihn, fuhr die Herren grob an*) und hieß sie gehen. Sie machte dadurch das Übel nur noch ärger.

Die Königin ließ nachher dem Parlament eine Verfügung des geheimen Rats vorlesen, in welchem der seither erneuerte Parlamentsbeschluß vom 13. Mai kassiert und dem Parlament bei Strafe der Rebellion verboten wurde, allgemeine Versammlungen zu halten oder, wie geschehen war, die Deputierten aller hohen Gerichtshöfe im Saale des heiligen Ludwig zu vereinigen. Zugleich wurde dem Parlament im Namen des Königs befohlen, sich nicht in Staatssachen zu mischen, sondern seine Thätigkeit auf die Rechtspflege zu beschränken. Schon am nämlichen Tage jedoch, an welchem dies geschah, kamen die Deputierten besonders auf Veranlassung Broussels wieder im Saale des heiligen Ludwig zusammen, und das Parlament beratschlagte in allgemeiner Versammlung über den ihm mitgeteilten Beschluß. Unmittelbar darauf zeigte sich, daß die königliche Regierung es doch nicht wage, zugleich mit der gesamten Pariser Bürgerschaft und mit dem Parlament einen offenen Krieg zu beginnen, da die erstere Reformen begehrte und durch das Parlament Erleichterung des Druckes zu erlangen hoffte, das Parlament aber wegen der sogenannten Paulette heftig erbittert war. Diese von einem Kabinettssekretär Heinrichs IV. erfundene Steuer bezeichnet am besten den damaligen, für die Regierung und das Volk gleich traurigen Zustand des jetzt zur höchsten Vollkommenheit gebrachten Finanz- und Steuerwesens oder mit anderen Worten der langsamen und unmerklichen Ausnutzung der Privatvermögen für die Regierung. Nach der Paulette sollte nämlich ein vom Könige ernannter Parlamentsrat jährlich den sechzigsten Teil der Summe, die er für die Stelle, wenn er sie gekauft hätte, würde bezahlt haben, an den königlichen Schatz entrichten, wofür dann die Stelle in seiner Familie erblich blieb. Dabei versteht sich allerdings von selbst, daß jeder, der durch Kauf oder Erbschaft eine Stelle erhielt, erst die Fähigkeit, sie zu verwalten, nachweisen mußte. Um nicht durch die Forderung dieser Abgabe die ungemein zahlreichen Senate des Parlaments zu reizen, hatte man die Steuer vorerst nur von denjenigen Kollegien gefordert, welche nicht eigentlich Justizbehörden waren, d. h. von der Rechnungskammer, vom Schatzgericht (cour des aides) und vom Großen

*) Vous êtes, sagte sie ihnen, de plaisantes gens, de vouloir borner l'autorité du roi. Il vous montrera bien, qu'il peut créer telles charges qu'il lui plait.

Rat (grand conseil). Sie war von diesen in neun Jahren nicht entrichtet worden, jetzt wurde sie nachgefordert. Dies hatte die oben erwähnte Union der Kammern veranlaßt und das Parlament so dreist gemacht, daß es, um die Zahlung der Paulette zu verhindern, den Beschluß gefaßt hatte, es solle einstweilen niemand als Mitglied eines Kollegiums aufgenommen werden, der nicht die Zustimmung der Witwe oder der anderen Erben seines Vorgängers erhalten habe. Zugleich hatten die Schatzmeister von Frankreich (trésoriers de la France) nicht nur die ihnen auferlegte Steuer verweigert, sondern auch, was unter allen Umständen unerlaubt gewesen wäre, den Beschluß gefaßt, sich ihre vollen Besoldungen aus den in ihren Händen befindlichen Geldern zu verschaffen. Mazarin hatte deshalb auch Ende Mai 1648 einen Präsidenten und drei Räte des Schatzgerichtes sowie fünf Schatzmeister an verschiedenen Orten gefangen setzen und im Juni den erwähnten Beschluß sowie die ganze Union der Behörden durch den Geheimen Rat für nichtig erklären lassen.

Der Lärm, den diese auf ausdrückliche Veranlassung der Königin ergriffene Maßregel bei den Pariser Bürgern, den sämtlichen Parlamentsmitgliedern und den zahlreichen unzufriedenen Großen erregte, war so groß, daß dieselben Leute, von welchen sie angeraten worden war, zu einem Schritte rieten, der die Regierung ganz verächtlich machen mußte*). Am 27. Juni nahm die Königin eine Deputation derselben Räte an, deren Versammlung sie verboten hatte: sie unterhandelte mit ihnen und gestattete, daß die im Saale des heiligen Ludwig versammelten Räte über die Bedingungen beratschlagten, die sie ihr vorschreiben wollten. Sie erklärte, sie sei von der aufrichtigen Gesinnung des Parlaments überzeugt: da jedoch die Truppen des Königs im Feld und an der Grenze stünden, so bitte sie, die dringenden Bedürfnisse des Staates wohl zu erwägen. Die Beratungen begannen am nächsten Tag und dauerten bis zum 12. Juli: es gingen aus ihnen nicht weniger als 27 Forderungen hervor, von welchen sieben von großer Tragweite waren. Gleich im ersten Artikel wurde gefordert, daß die Intendanten der Provinzen und alle Kommissionen, welche nicht in den hohen Gerichtshöfen registriert seien, entlassen werden sollten. Die Taille oder persönliche Besteuerung sollte um ein Viertel vermindert werden; dies, wurde bemerkt, könne gar wohl geschehen, da der Gewinn der

*) La cour, sagt der Kardinal von Retz (vol. II, p. 200), beaucoup plus émue par la disposition des peuples, que par les remontrances du parlement, plia tout d'un coup et fit dire par les gens du roi à la compagnie, que le roi lui permettoit d'exécuter l'arrêt d'union, de s'assembler, de travailler avec les autres compagnies à ce qu'elles jugeraient à propos pour le bien de l'état.

Intendanten mehr als dieses Viertel betragen habe. Man hatte noch hinzugefügt, daß über die Amtsverwaltung der Intendanten eine gerichtliche Untersuchung angestellt werden solle; und die Räte bestanden auf dieser Forderung, auch als der Hof in betreff des ersten Punktes nachgegeben hatte. Der Streit dauerte daher bis zum Schlusse der Beratungen fort. Der Herzog von Orleans spielte dabei in sehr verdächtiger Weise den Vermittler. Die Regierung konnte nicht hindern, daß die versammelten Parlamentsräte sogar einen Beschluß faßten, welcher das ganze Reich in die größte Verwirrung bringen mußte. Es wurde nämlich nicht allein beschlossen, daß die den Wucherern und Zollpächtern zugestandenen Wucherzinsen nicht bezahlt werden sollten, sondern sogar auch, daß alle und jede Gelderhebung, welche nur auf ministerielle Verordnung ohne Bewilligung des Parlaments vorgenommen werde, aufhören müsse. Außerdem wurde die Abschaffung aller Monopole verlangt und der Beschluß gefaßt, es solle künftig kein Unterthan des Königs länger als 24 Stunden in Haft bleiben, ohne seinem gesetzlichen Richter übergeben zu werden; die gegenwärtig ohne gerichtliche Untersuchung Verhafteten seien alsbald freizulassen und in ihre Ämter und Rechte wiedereinzusetzen.

Die Heftigkeit des Parlaments und dessen Bestreben, sich gebieterisch zwischen die königliche Regierung und das Volk zu drängen, konnte zu nichts anderem führen, als zu einer Aristokratie adliger Juristen, welche ärger ist, als jede Ministerdespotie, weil die letztere doch schließlich keine Dauer haben kann. Mazarin verstand sich dazu, daß er den Finanzminister Emery, der doch ganz seine Kreatur war, dem Hasse des erbitterten Volkes und Parlaments aufopferte und an seine Stelle einen Franzosen aus altem Geschlechte, den Marschall la Meilleraye, setzte. Dessenungeachtet dauerten die Kabalen und die vom Koadjutor bewirkte künstliche Aufregung fort, und das Parlament nötigte die schwache Regierung, einen der streitigen Punkte nach dem anderen aufzugeben. Dabei erhielt eine Anzahl vornehmer Intriganten, der elende Gaston von Orleans an ihrer Spitze, Gelegenheit, eine Rolle zu spielen, und eine Anzahl Parlamentsräte spielte die Rolle großer Redner, obgleich sie eigentlich nur vom Haufen bewunderte Schreier waren. Unter den letzteren zeichnete sich besonders Broussel aus, welcher im Parlament das große Wort führte und in Paris für einen Mann des Volkes galt. Beiden Teilen war es offenbar mit einer Versöhnung nicht Ernst. Auch waren alle Zugeständnisse des Hofes so gefaßt, eingeschränkt und verklausuliert, daß man sie jeden Augenblick zurücknehmen konnte. Am 1. Juli wurden endlich die Versammlungen im Saale des heiligen Ludwig und die Beratungen des Parlaments über Erleichterung des auf dem Volke lastenden Druckes

in einer Sitzung, bei welcher der junge König wieder anwesend war, förmlich untersagt; man gewährte aber, um zwischen dem Parlament und dem Volke Uneinigkeit zu stiften, den vier hohen Gerichtshöfen die Vergünstigung, daß die Ämter derselben noch auf weitere neun Jahre erblich sein dürften. Dies war jedoch den Herren zu plump; sie gingen nicht in die ihnen gelegte Schlinge.

4. Krieg der Fronde mit der Regierung.

Die Streitigkeiten zwischen Parlament und Regierung dauerten in der seitherigen Weise fort, bis der Prinz von Condé — der Große Condé — in den Niederlanden am 21. August 1648 den glänzenden Sieg bei Lens erfocht. Die Nachricht von diesem Siege war kaum nach Paris gelangt, als Mazarin — schon am 26. August — Truppen in der Stadt aufstellen, die beiden Schreier des Parlaments, den Präsidenten Blancmesnil und den Rat Broussel, verhaften und den einen nach Vincennes, den anderen nach St.-Germain bringen ließ. Dieser Schritt veranlaßte einen förmlichen Aufstand in Paris. Broussel insbesondere, der bei geringem Vermögen genügsam lebte, galt für einen uneigennützigen Volksfreund. In höchster Aufregung sammelte sich die Menge vor dem Palais Royal: der Marschall de la Meilleraye wurde durch einen Steinwurf verwundet, und auch der Koadjutor Gondi richtete mit seinem Zureden nichts aus. Wahrscheinlich war es ihm auch mit demselben nicht recht Ernst; wenigstens gab ihm die Königin dies zu verstehen, als er von den ausgestandenen Gefahren erzählte. Als hierauf im Kabinett der Königin eine geheime Beratung gehalten wurde, erschien gleisnerisch und lauernd auch der Koadjutor, der vorher nicht wenig dazu beigetragen hatte, das Volk für die Sache des Parlaments zu begeistern. Er gesteht übrigens selbst ein, daß solche Dienstanerbietungen von Leuten, wie er, und unter den Umständen, unter welchen er sie machte, immer verdächtig zu sein pflegen*). Der Aufruhr breitete sich in Paris so sehr aus, und das Parlament, das sich in seiner Gesamtheit nach dem Palais Royal begab, forderte so trotzig die Freilassung der Gefangenen, daß die Königin sich entschließen mußte, nachzugeben. Schon waren alle Anstalten getroffen, um die Straßen durch Ketten und Fässer zu verbarrikadieren, und ganz Paris war im Begriffe, den königlichen Hof im Palais Royal zu belagern. Die Gefangenen wurden also wieder in Freiheit gesetzt. Ihre Ankunft in Paris führte alles in den gewohnten Gang zurück.

*) Seine Worte sind: Il est vrai de dire, qu'auprès des princes il est aussi dangereux et presqu'aussi criminel de pouvoir le bien, que de vouloir le mal.

Die Bürger wandten sich wieder ihren friedlichen Geschäften zu, und das Parlament ließ die Rüstungen einstellen. Die Ruhe war jedoch nur eine scheinbare; denn Mazarin und die Königin standen dem Parlament nach wie vor feindlich gegenüber.

Am 20. September kehrte Condé, vom Hofe gerufen, nach Paris zurück. Er war über die Anmaßungen des Parlaments und über den Trotz der von ihm wie von allen Prinzen und großen Herren tief verachteten Pariser Bürgerschaft erbittert und glaubte seine Rechnung vorerst besser bei Mazarin und der Königin, als bei dem Parlament und den Bürgern zu finden. Er sprach sich daher gegen den Koadjutor, der ihn für das Parlament zu gewinnen suchte, sehr verächtlich über die Pariser aus; er erklärte demselben, die Unverschämtheit der Bürger sei nicht länger zu dulden; er selbst sei Prinz von Geblüt und wolle den Staat nicht erschüttern. Hierauf bot er der Königin und dem Kardinal seine Dienste an. Dagegen ließ sich später Condés Bruder, der Prinz von Conti, durch den Koadjutor gewinnen: dieser Prinz konnte jedoch der Sache des Parlaments eher schaden als nützen. Außer ihm und den schon erwähnten Freunden der Herzogin von Longueville schlossen sich indessen auch noch Bouillon und Beaufort, der aus der Haft zu Vincennes entronnen war, an Gondi an. Auf Condés Rat wurden die Truppen, die man zusammenzog, nicht in die Stadt selbst, in welcher sie jeden Augenblick eingeschlossen werden konnten, geschickt, sondern in der Umgegend verteilt, um dem vom Parlament geworbenen Heere und den Bürgern von Paris die Zufuhr abzuschneiden. Ehe dies ausgeführt wurde, machte man noch einmal einen Versuch, das Parlament durch das Ansehen des Königs, des Herzogs von Orleans und des Prinzen von Condé zum Gehorsam zu bringen. Orleans und Condé begaben sich, von mehreren Pairs begleitet, am 16. Dezember in das Parlament. Hier verdarb aber Condé durch seine militärisch despotischen Manieren alles. Er sprach verächtlich davon, daß sich das Parlament in Staatssachen mischen wolle, da es doch nur zur Entscheidung der Prozesse zwischen Privatleuten berufen sei. Als seine soldatischen Worte von dem jüngeren Teile der Räte mit Hohn und Zischen beantwortet wurden, fühlte sein prinzlicher Stolz sich so sehr beleidigt, daß er sogleich der Königin anbot, mit den Truppen über die Stadt herzufallen. Mazarin traute ihm jedoch gerade jetzt, wo er es mit dem Parlament und den Bürgern ganz verdorben hatte, um so weniger, und es blieb also bei der Einschließung.

Eine neue Handlung ministerieller Willkür von seiten Mazarins gab dem Koadjutor die Gelegenheit, durch den schwachen Präsidenten Viole, den er ganz beherrschte, auch das Parlament zu einem neuen revolutionären Schritte zu treiben. Zwei Mitglieder des Kabinetts,

welche noch von Richelieus Zeit her großen Einfluß besaßen, Chavigny und der ehemalige Siegelbewahrer Chateauneuf, wurden ohne Urteil und Recht verhaftet, der erstere nach Vincennes gebracht, der andere auf 50 Lieues von Paris weggewiesen. Dies nahm der Präsident Viole zum Anlaß, um im Parlament darauf anzutragen, die Königin dringend zu bitten, daß der junge König nach Paris zurückgeführt und die zerrüttete Verfassung des Königreichs wiederhergestellt werde. In Rücksicht auf das letztere sollten der Herzog von Orleans und alle hohen Kronbeamten eingeladen werden, anwesend zu sein, wenn ein 1617 gegen den Marschall d'Ancre erlassenes Parlamentsdekret auch auf Mazarin angewendet werde, der dem Reiche noch verderblicher sei, als d'Ancre es jemals gewesen. In diesem Dekret war die Todesstrafe gegen jeden Fremden ausgesprochen, der sich in die Regierung des Reiches einmische. Dieser Beschluß wurde zwar nicht sogleich ausgeführt; in St.-Germain fanden Konferenzen statt, denen Abgeordnete des Parlaments und die ersten Herren des Hofes beiwohnten; in einer neuen Deklaration schien man sich über die wichtigsten Punkte geeinigt zu haben; Chavigny und die anderen Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt. Der Streit dauerte aber fort und wurde heftiger durch die Parlamentsverordnungen über die Verproviantierung von Paris, über die Aufstellung eines Bürgerheeres in der Stadt und über die Entfernung der königlichen Truppen aus den Umgebungen derselben.

Jetzt that die Königin endlich den letzten entscheidenden Schritt, obgleich sie nicht zugab, daß, wie Condé wollte, die Truppen zum Sturme gegen die Stadt geführt würden. Sie begab sich am 6. Januar 1649 mit dem ganzen Hofe wieder nach St.-Germain und ließ dadurch, daß der Stadt Paris von allen Seiten her die Zufuhr abgeschnitten wurde, den Bürgerkrieg beginnen: noch an demselben Tage meldete sie dem prévôt des marchands und den Schöffen (échevins) von Paris, sie habe sich den verderblichen Anschlägen derjenigen Parlamentsmitglieder entziehen müssen, die mit den Feinden des Staates einverstanden seien und die Person des Königs in ihre Gewalt bringen wollten. Es geschah dies genau um die Zeit, als in England Karl I. vor Gericht gestellt wurde: und nun schritt auch das Parlament zum Äußersten. Es erklärte am 8. Januar den Kardinal Mazarin für einen Feind des Vaterlandes und befahl ihm, binnen acht Tagen das Reich zu verlassen, indem er nach Ablauf dieser Zeit außer dem Gesetz stehe. Es traf ferner Anstalten zur Verteidigung von Paris, trat mit anderen Parlamenten des Reiches in Verbindung, nahm die Pairs, die den Dienst ihrer Vasallen und der von ihnen geworbenen Leute anboten, in Pflicht und ließ die königlichen Truppen angreifen. Jene Pairs waren die Herzöge von Longueville, von Elboeuf, von Brissac und

von Bouillon und der Marquis de la Boulaye. Auch der Prinz von Conti ließ sich, wie bereits bemerkt worden ist, damals durch den Koadjutor bewegen, mit den Unzufriedenen gemeinsame Sache zu machen. Ebenso ergriff der Herzog von Beaufort die Gelegenheit, um sich an Mazarin zu rächen. Die Pariser erwählten den Prinzen von Conti zum „Generalissimus der Truppen der Stadt Paris für den Dienst des Königs;" Elboeuf aber, Bouillon, Brissac und de la Mothe Houdancourt, welcher letztere sich längst aus seiner Haft gerettet und bisher verborgen gehalten hatte, wurden vom Parlament ernannt, um als Generallieutenants unter ihm zu dienen. Die Parlamente von Aix und Rouen schlossen sich an das Pariser Parlament an; dieses ordnete an, die königlichen Gelder seien in Beschlag zu nehmen und für die Verteidigung der Stadt zu verwenden. Die Herzogin von Longueville war und blieb der Mittelpunkt der Unruhen; sie blieb, angeblich wegen ihrer bevorstehenden Entbindung, in Paris und nahm sogar ihre Wohnung auf dem Stadthause. Am 18. Januar unterzeichneten die Prinzen und Herren zu Paris eine Akte, in welcher sie sich verpflichteten, zusammen zu stehen, bis Mazarin aus dem Reiche entfernt sei. Die vielköpfige Regierung der Juristen, Stadträte und großen Herren war jedoch einem General wie Condé im Felde nicht gewachsen. Dieser schlug die Truppen des Parlaments, wo sie sich zeigten, und brachte es dahin, daß schon im Februar die Pariser Mangel litten. Die letzteren verloren freilich, solange er ihnen noch nicht alle Zufuhr abgeschnitten hatte, die Fassung nicht. Als aber Condés Truppen Charenton erstürmten (8. Februar), sank vielen der Mut. Der Hof sandte einen Herold an das Parlament. Gondi, der um jeden Preis eine Versöhnung verhindern wollte, bewirkte zwar, daß man diesen Herold zurückwies; doch wurden die Unterhandlungen fortgesetzt. Auf seine Veranlassung hörte das Parlament nunmehr einen spanischen Agenten an, der im Namen seiner Regierung Beistand verhieß. Inzwischen aber verständigte man sich mit der Königin, welcher das Protektorat des Prinzen von Condé sehr lästig zu werden begann.

Nach einer langen Reihe von Kabalen und Winkelzügen kam man endlich in den letzten Tagen des Februar überein, daß Kommissare der Königin und der Pariser am 4. März im Schlosse von Ruel über den Frieden unterhandeln sollten. Während der Dauer dieser Unterhandlungen sollten täglich 100 Malter Getreide nach Paris geschafft werden dürfen. Als die Versammlung eröffnet wurde, fand sich, daß unter den von der Königin ernannten Kommissaren auch der vom Parlament verbannte und geächtete Kardinal Mazarin sei. Dies gab Anstoß, weil das Parlament nicht zugeben wollte, daß seine Bevollmächtigten mit Mazarin in Berührung kämen. Man half sich damit,

daß von den vier Bevollmächtigten eines jeden Teiles nur zwei persönlich die Unterhandlungen führen sollten. Schon in acht Tagen kam es zu einer Übereinkunft; und der erste Präsident Molé, der in dieser ganzen Zeit durch Mut und Thätigkeit sich große Verdienste erworben und der Anarchie stets widerstanden hatte, bewirkte in Verbindung mit dem Präsidenten de Mesmes, daß dieselbe am 11. März 1649 unterzeichnet wurde. Es kam ihm und der Friedenspartei sehr zu statten, daß die äußere Lage sich für den Hof gefahrdrohend gestaltet hatte. In Bordeaux hatte der Zwiespalt des dortigen Parlaments mit dem hochmütigen Herzog von Epernon zu einem Aufstand geführt; bedeutende Städte, wie Poitiers, Tours, le Mans erklärten sich für Paris; Turenne, der sich bisher an den Unternehmungen seines Bruders, des Herzogs von Bouillon, nicht beteiligt hatte, bot dem Parlament seinen Arm gegen Mazarin. Dies ermutigte die Häupter der Fronde, sogar mit dem Erzherzog Leopold Wilhelm einen Vertrag zu schließen, demzufolge dieser seine Truppen bis Reims vorrücken lassen sollte. Unter diesen Umständen gab der Hof einiges nach. Der Übereinkunft vom 11. März gemäß sollten erstens die Wege zur Versorgung der Stadt wieder geöffnet werden, dagegen auch zwei früher erlassene Deklarationen vom Parlament ausgeführt und den Geldanleihen für die Bedürfnisse des Staates im laufenden und im folgenden Jahre nichts entgegengesetzt werden. Zweitens wurden alle Parlamentsverhandlungen, welche seit dem 6. Januar stattgefunden hatten, sowie auf der anderen Seite alle königlichen Edikte und Beschlüsse gegen das Parlament für nichtig erklärt. Ferner erhielten alle Prinzen, Herzöge, Pairs, Kronbeamten und Städte, welche seit jenem Tage gegen den König gedient hatten, volle Verzeihung. Die Einwohner von Paris sollten die Waffen niederlegen, und die Bastille sollte dem König übergeben werden. Des Kardinals wurde gar nicht erwähnt, weder im Guten noch im Bösen, obgleich das Parlament, welches am 14. März den Frieden annahm, heftig getobt hatte, als es erfuhr, daß auch er, wie Orleans und Condé, seinen Namen unter den Vertrag gesetzt habe. Die Aussöhnung hatte also unter Bedingungen und Verhältnissen stattgefunden, welche voraussehen ließen, daß sie nicht von Bestand sein werde. Es dauerte daher auch einerseits die Aufregung in Paris fort, Molé wurde vom Volke bedroht, wobei selbst der Ruf „Republik!" laut wurde; andererseits kehrte die Königin noch nicht nach der Hauptstadt zurück, sondern ging vielmehr nach Compiegne. Auch gaben Conti, Longueville und Bouillon, deren unersättliche Habgier man nicht befriedigen wollte*), ihre Unzufriedenheit laut zu erkennen.

*) Die höchst lächerlich übertriebenen Forderungen aller der Herren, welche

Erst im August führte die Königin, begleitet von Condé und Mazarin, den jungen König nach Paris zurück. Hier zeigte sich dann bald, daß zwischen Mazarin und dem despotischen, unleidlich stolzen Prinzen von Condé ein gutes Einvernehmen nicht möglich sei. Der Kardinal fand die Dankbarkeit lästig, die er dem Prinzen dafür schuldig war, daß dieser ihn im Triumph nach Paris zurückgeführt und seine Feinde dadurch abgeschreckt hatte, laut zu werden. Dem Prinzen schien die zwischen Mazarins Nichte, der Mancini, und dem Herzoge von Mercoeur, einem Sohne des Herzogs von Vendome, verabredete Vermählung sehr bedenklich; und Mazarin hätte gern seinem Vertrauten Emery wieder die Stelle eines Finanzministers zugeteilt, welche la Meilleraye aufgegeben hatte. Condé, der sich damals mit seinen Geschwistern völlig aussöhnte, ertrotzte für seinen Schwager, den Herzog von Longueville, in der Normandie einen bedeutenden Platz nach dem anderen; und Mazarin sowie die Königin waren so ohnmächtig, daß sie nach langem Widerstreben endlich auch über den Besitz von Pont de l'Arche nachgeben mußten. Glücklicherweise übte Condé seine insolente Herrschaft mit solcher Brutalität, daß er auch den Gegnern des Kardinals, den sogenannten Frondeurs, unerträglich wurde. Mit dem Parlament war er wegen der heftigen Ausdrücke und drohenden Gebärden, durch die er einzelnen Räten sowie dem Parlament überhaupt in voller Versammlung seine Verachtung zu erkennen gegeben hatte, längst zerfallen. Es wurde daher endlich ein Komplott zu dem Zwecke gebildet, ihn durch das Gesindel, welches in Paris sehr zahlreich war, meuchelmörderisch aus dem Wege räumen zu lassen. Die Verwirrung in Paris und in ganz Frankreich war damals so groß und das königliche Ansehen so gering, daß, als der Prinz von dieser Verschwörung gegen sein Leben Anzeige machte, die Sache an das Parlament verwiesen wurde*).

Während Condé seinen Prozeß lebhaft verfolgte und das Parlament den Marquis de la Boulaye in Haft nehmen wollte, trat Mazarin

---

dem Parlament gegen den König gedient hatten, findet man in den Mémoires de Motteville vol. III, p. 254—260. Beaufort verlangte die Würde eines Admirals von Frankreich und für seinen Vater das Gouvernement der Bretagne, Bouillon außer Sedan das Gouvernement der Auvergne.

*) Mémoires de Montglat, vol. II, pag. 208: Il fut résolut, à cause de la foiblesse de l'autorité royale, de presenter requête au parlement pour demander justice de ceux, qui avoient été si hardis de conspirer contre le premier prince du sang Français. On prétendoit, sans désigner personne, vérifier par les informations, que c'étoient les frondeurs, qui en étoient complices, et qu'on leur ferait faire leur procès, par lequel on les châtieroit de toutes leurs rébellions passées.

mit diesem heimlich in Verbindung und half ihm aus dem Reiche. Er unterhielt auch mit dem Anstifter aller Unruhen und Frevel, dem Koadjutor von Paris, eine Verbindung und gab dem ihm ganz ergebenen Marschall de l'Hopital die Statthalterschaft von Paris, welche dem alten Herzoge von Montbazon entzogen wurde. Der Herzog von Orleans wurde durch den Koadjutor ebenfalls in die gegen Condé, Conti und Longueville gerichtete Verschwörung hineingezogen. Als man stark genug zu sein glaubte, um die genannten drei Herren offen anzugreifen, bewog Mazarin die Königin zur Unterzeichnung eines Verhaftsbefehls gegen sie. Dieser wurde durch den Befehlshaber der Garden in Ausführung gebracht: als die drei Herren sich am 18. Januar 1650 im Palais Royal zu einer Ratsversammlung einfanden, wurden sie durch eine Seitenthür zu einem Wagen geführt und sogleich ganz in der Stille nach Vincennes gebracht. Dem Herzoge von Vendome erteilte man, um ihn zu gewinnen, die durch des alten Condé Tod erledigte Reichsadmiralswürde; dem Herzoge von Beaufort wurde die Anwartschaft auf diese Stelle verliehen; auch den Marquis von Vitry und den Herzog von Noirmoutiers gewann man dadurch für Mazarin, daß beiden der Herzogstitel erteilt wurde. Der Marquis von Noirmoutiers ward zugleich Statthalter von Charleville, wogegen man den seitherigen Inhaber dieser Stelle aus der Staatskasse entschädigte. Chateauneuf, der sich zu Richelieus Zeit um Mazarin sehr verdient gemacht hatte, nachher aber entfernt worden war, wurde wieder Siegelbewahrer. Turenne, der Prinz von Marsillac (später Herzog von Larochefoucauld) und der Herzog von Bouillon entgingen der Verhaftung durch die Flucht; doch wurde die Gemahlin des letzteren auf die Bastille gebracht. Das Volk feierte die Verhaftung der Prinzen durch Anzünden von Freudenfeuern, und im Palais Royal drängten sich vornehme Leute, die ihre Glückwünsche darbrachten.

Durch alles dies vermochte Mazarin sich nicht gegen den allgemeinen Unwillen aufrecht zu erhalten, wenn er auch in Paris und im Norden die Übermacht hatte. Den Vorwand zu neuen Unruhen gab die Verhaftung der drei Prinzen. Diese ließen in ihren Statthalterschaften und auf ihren Gütern einen Krieg mit den königlichen Truppen beginnen. Larochefoucauld und Bouillon befanden sich in Guyenne an der Spitze eines Heeres, und Turenne hatte schon vorher vom Elsaß aus seinem Bruder, dem Herzoge von Bouillon, mit seinen größtenteils aus Deutschen bestehenden Truppen zu Hilfe ziehen wollen, war aber von dem Heere im Stiche gelassen worden. Mazarin hatte noch rechtzeitig an den Herrn von Erlach, der die Kriegskasse hatte, die Summe von 800 000 Livres gesandt, welche Erlach unter die Obersten verteilte.

In dem neuen Kriege wurde der Kardinal anfangs vom Glücke

begünstigt. Er zog zuerst nach Burgund und nötigte den dortigen Statthalter, den Herzog von Bouillon, nach Guyenne zurückzuweichen, wo die Stadt Bordeaux demselben ihren Beistand zusagte. Condés Gemahlin, Clemence, eine Nichte Richelieus, war samt ihrem jungen Sohn in Bordeaux vom Volke mit Begeisterung empfangen worden. Sie erschien persönlich im dortigen Parlament und stellte sich in den Schutz desselben. Das Parlament beschloß, ihr Gesuch dem König zu empfehlen. Weiter wollte es nicht gehen; das Volk aber erzwang unter Toben, daß die Herzöge von Bouillon und von Larochefoucauld, welche die Sache der Prinzen führten, in die Stadt eingelassen wurden. Nun trat das Parlament von Bordeaux mit dem von Paris in Verbindung. Als aber königliche Truppen die Stadt belagerten, gewann die Friedenspartei die Oberhand, namentlich auch weil die Weinlese herannahte; am 1. Oktober söhnte sich die Stadt mit der Regierung aus. Die Truppen der Prinzessin durften frei abziehen, sie selbst nahm ihren Aufenthalt zu Montrond in Berry. Mazarin und die Königin hatten sich unterdessen der ganzen Normandie bemächtigt und einen Versuch Turennes, Condé, Conti und Longueville zu befreien, dadurch vereitelt, daß diese Gefangenen schnell von Vincennes nach Havre gebracht worden waren. Die Herzogin von Longueville war, nachdem sie die Normandie vergebens zu retten gesucht hatte, genötigt worden, sich nach Dieppe zu begeben; da jedoch die Bürger nicht geneigt waren, eine längere Belagerung zu bestehen, so entfloh sie von da nach Holland. Hier unterhielt sie eine Verbindung zwischen ihrer Partei und dem Statthalter der spanischen Niederlande, dem Erzherzog Leopold Wilhelm. Dieser hatte in Paris durch einen besonderen Gesandten spanische Hilfe angeboten; der patriotische Parlamentspräsident Molé hatte aber bewirkt, daß das Parlament und die Bürgerschaft dieselbe zurückwiesen. Dagegen schloß sich Turenne an den Erzherzog an; er gab sich damals den Titel „Generallieutenant des Königs zur Befreiung der Prinzen." Der Erzherzog erklärte dabei, er führe diesen Krieg nur, um einen Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu stande zu bringen, den Mazarin hartnäckig zu verhindern suche.

Mit Turenne vereinigt fielen im Sommer 1650 die Spanier in die Champagne ein. Sie hatten schon Rethel und Chateau-Porcien erobert, als Mazarin den Marschall du Plessis-Praslin gegen sie schickte. Dieser war so glücklich, Rethel wiederzuerobern, da Turenne, welcher Entsatz bringen wollte, um einige Tage zu spät ankam. Damals gab sich Mazarin das Ansehen, als wenn er ein Feldherr sei; denn er kam selbst nach Rethel und befahl, Turennes Truppen, welche etwa vier Stunden von Rethel standen, anzugreifen. Es kam so am 15. Dezember 1650 zu einem Treffen, in welchem Mazarins Feinde völlig

geschlagen, das spanische Heer zersprengt und sein Führer, viele Stabsoffiziere und andere angesehene Personen gefangen genommen wurden. Turenne selbst war so glücklich, sich durch die Flucht zu retten. Mazarin, der bereits am 19. Dezember wieder in Paris eintraf, benahm sich nach dem Siege, den er sich allein zuschrieb, ebenso übermütig und beleidigend, wie er sonst niederträchtig und kriechend war. Das Parlament wurde dadurch nicht eingeschüchtert. Alle unzufriedenen Großen, welche Statthalter von Provinzen oder Kommandanten von Städten waren und mit deren Einkünften Truppen unterhielten, hatten die Waffen gegen Mazarin ergriffen. Es stand gleichsam das ganze Land, wie zur Zeit der Ligue, in den Waffen. Diese Umstände wurden von einigen Damen, welche durch ihre Intriguen bei den Franzosen Unsterblichkeit erlangt haben, geschickt benutzt, um in Verbindung mit dem Koadjutor, der die Fäden aller Konspirationen in seiner Hand hatte, und mit dem Parlament, welches dieser ebenso wie den Herzog von Orleans beherrschte, dem Kardinal alle erlangten Vorteile plötzlich aus der Hand zu reißen. Zu diesen Damen gehörte auch eine Pfalzgräfin, Anna Gonzaga, vermählt mit Eduard, einem Sohne des Pfalzgrafen Friedrich V.; in ihrer Wohnung wurde der Vertrag zwischen der alten und neuen Fronde zur Befreiung der drei Prinzen unterzeichnet. Den ersten Anstoß zur Veränderung der Lage der Dinge gab eine Bittschrift der Prinzessin von Condé, welche Deslandes-Payen dem Parlament überreichen sollte, um dasselbe zu neuen Schritten gegen Mazarin zu bewegen. Auch der Herzog von Orleans, der schon seit Mazarins Rückkehr aus Guyenne mit diesem gespannt war, wurde von dem Koadjutor in die neue Verbindung der Juristen und der Frondeurs gegen den Minister, welcher der Königin durchaus unentbehrlich war, hineingezogen.*) Mazarin ließ sich damals vom Grafen von Grancey, den er nicht, wie er versprochen, zum Marschall hatte machen wollen, brutal den Marschallsstab abtrotzen, weil Grancey zu verstehen gab, daß er im entgegengesetzten Falle den Spaniern wieder zum Besitze von Grevelingen verhelfen werde.

Wegen der Prinzen machte das Parlament der Königin am 20. Januar 1651 dringende Vorstellungen, wobei Molé selbst das Wort führte. Diese konnte, da auch der Herzog von Orleans den Hof verlassen und sich den Unzufriedenen zugesellt hatte, die Bitte des Parlaments nicht wohl zurückweisen; sie sagte also die Gewährung derselben zu, ohne jedoch vorerst Wort zu halten. Gleich darauf erklärte

*) Gondi unterscheidet in seinen Denkwürdigkeiten die alte Fronde, die hauptsächlich auf der volkstümlichen Opposition der Parlamente beruhte, von der neuen Fronde, die er als die Partei der Prinzen bezeichnet.

ihr der Herzog von Orleans rund heraus, daß Mazarins Entfernung durchaus notwendig sei, um Ruhe und Frieden im Reiche wiederherzustellen. Er begab sich sogar selbst in das Parlament und bewirkte dort, daß die Befreiung der Prinzen noch einmal von der Königin gefordert wurde. Man wollte damals im Parlament einen förmlichen Beschluß von der Art, wie er 1617 gegen d'Ancre erlassen worden war, gegen den Kardinal erlassen; dies verhinderte jedoch der Herzog von Orleans, welcher Mazarins Stelle bei der Königin einzunehmen wünschte und es also nicht ganz mit ihr verderben durfte, durch eine sehr verständig abgefaßte Rede. Es wurde daher nur beschlossen, der Königin zu danken, daß sie den Deputierten des Parlaments Mazarins Entfernung versprochen habe, sowie sie zu bitten, ihn ganz aus dem Königreiche zu verbannen und nicht zuzugeben, daß er wieder in dasselbe zurückkehre, und endlich noch das Gesuch um Freilassung der Prinzen zu wiederholen. Nachdem dieser Beschluß gefaßt worden war, entfernte sich Mazarin am 6. Februar, um den ersten Sturm austoben zu lassen, mit drei Begleitern aus der Stadt; er begab sich unter militärischer Bedeckung erst nach St.-Germain und von da nach Havre. Hier suchte er den gefangenen Prinzen die Meinung einzuflößen, daß er gekommen sei, um sie zu befreien; er ward aber von ihnen ausgehöhnt. Inzwischen hatte auch die Königin heimlich Paris verlassen wollen; aber das Volk, vom Koadjutor Gondi aufgewiegelt, drang lärmend in den Palast und sogar in ihr Schlafzimmer ein: sie leugnete nun das Vorhaben ihrer Flucht ab und stellte den Befreiungsbefehl für die Prinzen aus, welche alsbald entlassen wurden. Diese hielten am 16. Februar einen glänzenden Einzug in Paris, während der Kardinal sich nach Deutschland begab, wo ihm der Kurfürst von Köln auf dem Schlosse Brühl, zwischen Köln und Bonn, einen ehrenvollen Aufenthalt anwies.

Im Parlament zu Paris, wo Orleans und Condé ihren Triumph über Mazarin feierten, herrschte fortwährend tobender Lärm. Es wurden alsbald die heftigsten Beschlüsse gefaßt, welche die Königin, die seit Anfang Februar in Paris gewissermaßen Gefangene des Volkes war, im März bestätigte. In einem dieser Beschlüsse ward ausgesprochen, daß gegen Mazarin, seine Verwandten und Angehörigen ein Prozeß wegen Veruntreuung und Verschwendung öffentlicher Gelder, sowie wegen anderer Vergehen anhängig gemacht und Mazarin, wo er sich fände, verhaftet und in die Conciergerie gebracht werden solle. Vier Monate später untersagte das Parlament durch einen Spruch dem Kardinal und seinen Verwandten und Angehörigen auf ewige Zeiten die Rückkehr in das Reich und zwar mit der Drohung, daß sie,

wenn sie sich sehen ließen, als Majestätsverbrecher und als Störer der öffentlichen Ruhe bestraft werden sollten.

Der Kardinal blieb auch in der Entfernung Ratgeber der Königin; denn diese traute ihm mit Recht unbedingt, weil er allein seine Autokratie auf die des Königs zu gründen suchte, während alle anderen Leute am Hofe nur ihre besonderen Vorteile suchten und die Mitglieder des Parlaments eine Art juristischer Republik erschaffen wollten. Mazarins Stelle nahm zunächst Chateauneuf als leitender Minister ein. Dieser hätte den Kardinal gern an der Rückkehr gehindert, um die Stelle behalten zu können, während die Staatssekretäre le Tellier, Servien und Lyonne ganz auf Mazarins Seite standen und die Königin selbst mit diesem in Briefwechsel blieb. Sie erwartete sehnlich den Monat September, in welchem der König das 14. Jahr erreichte: denn mit diesem Termin hörte die Vormundschaft auf, und sie selbst wurde nicht allein der Rücksicht auf den Herzog von Orleans ganz entbunden, sondern es galt auch dann alles, was sie auf Mazarins Rat im Namen des Königs, der ja seiner Jugend wegen die Regierung noch nicht selbst führen konnte, anordnete und befahl, als unmittelbarer königlicher Wille.

Der Bund zwischen alten und neuen Frondeurs konnte nicht von Dauer sein. In Paris hatten sich während der Gefangenschaft der Prinzen allmählich gegen 800 Adlige versammelt: sie hegten umfassende Pläne zur Herstellung der mittelalterlichen Staatsordnung und gedachten sowohl die Parlamente als die Königsmacht in ihre Schranken zu verweisen. Sie blieben auch nach der Rückkehr der drei Prinzen vereinigt, ja sie veranstalteten regelmäßige Zusammenkünfte in einem Franziskanerkloster und bedrohten jeden Edelmann, der sich ihnen nicht anschließen würde, mit dem Verlust des Adels. Sie sprachen sich ebenso entrüstet gegen die Allmacht des Hofes wie gegen den Ämterkauf aus, durch welchen ein Student um Geld sich eine Stellung im Staate verschaffen könne. Im Parlament wurde dieses ganze Verfahren als ungesetzlich bezeichnet und die Teilnahme an den Versammlungen untersagt; die edlen Herren erklärten dagegen, sie würden den Präsidenten Molé mit seinem Sohn in die Seine werfen. Es stand jedoch der Adelsversammlung keine Truppenmacht zur Seite, da Condé nicht für sie eintreten wollte und der Herzog von Orleans sich sogar gegen sie erklärte. Diese beiden Prinzen gebrauchten seit Mazarins Entfernung ihren überwiegenden Einfluß auf eine Weise, daß sie die herrschende allgemeine Verwirrung eher vermehrten, als verminderten. Condé tauschte zuerst die Statthalterschaft Guyenne vom Herzoge von Epernon ein, dem er dagegen die von Burgund abtrat. Dann zwangen er und Orleans die Königin, welche den Siegelbewahrer Chateauneuf entfernt

und dem Präsidenten Molé dessen Stelle gegeben hatte, diesen nach wenigen Tagen wieder zu entlassen und durch eine Kreatur Condés, Chavigny, zu ersetzen, der vorher auf seine Güter verbannt worden war. Darüber war Molé sehr aufgebracht, während zugleich durch ihn wie durch den Koadjutor auch das Parlament gegen Condé erbittert wurde. Auch mit den sämtlichen Mitgliedern der gegen Mazarin geschlossenen Verbindung, den Frondeurs, entzweite sich der Prinz, was Montglat als höchsten Unverstand bezeichnet, weil jene natürlich, sobald Condé aufs neue mit der Königin zerfiel, die Gelegenheit begierig ergriffen, um sich an diese gegen ihn anzuschließen*). Endlich beleidigte Condé sogar auch den jungen König, indem er aus Mißtrauen gegen dessen Mutter nicht mehr zu dieser kam, also an einem und demselben Orte mit dem Könige war und doch nicht bei Hofe erschien. Der Haß gegen den Prinzen wurde bald so groß und allgemein, daß nicht nur der Koadjutor Gondi und der Staatssekretär Lyonne der Königin eine nochmalige Verhaftung desselben vorzuschlagen wagten, sondern daß auch, was für jene Zeiten und Menschen, welche daneben so viel auf kirchliche Devotion gaben, charakteristisch ist, der Graf Harcourt und der Marschall von Hocquincourt sich zu seiner Ermordung erboten. Die Königin wies dies Anerbieten mit Abscheu zurück. Sie hatte sich damals mit dem Koadjutor ganz ausgesöhnt, weil dieser ihr versprach, dafür zu sorgen, daß Mazarin zurückkehren dürfe, wogegen sie und Mazarin ihm den Kardinalshut zu verschaffen versprachen. Als endlich Condé im Einverständnisse mit dem Herzoge von Orleans von der Königin die Entlassung Serviens, le Telliers und Lyonnes, welche mehr Mazarins Minister als die der Königin waren, verlangte, gaben die letzteren der Königin den Rat, den Prinzen aufs neue verhaften zu lassen. Condé erhielt jedoch Kenntnis von diesem Anschlag und entwich nach St.-Maur (6. Juli 1651). Sein gehässiges, übermütiges und stolzes Wesen, sein Neid und seine Habsucht waren nicht geeignet, ihm Freunde zu verschaffen oder diejenigen, welche er erworben hatte, ihm zu erhalten. Gleichwohl suchte die Königin sich mit ihm zu vergleichen und verwies deshalb sogar die drei genannten Minister vom Hofe. Condé kam wirklich wieder nach Paris, wo er überaus hochfahrend auftrat. Er zeigte sich öffentlich mit zahlreichem Gefolge, das ihm zujauchzte; sein Hauptgegner Gondi ließ sich nun ebenfalls bei jedem Ausgange von Edelleuten und Bürgern begleiten. Da Condé offenkundig mit Spanien Verbindungen unterhielt, ließ die Königin

*) Mémoires de Montglat vol. II, pag. 287: Le prince fit en cette occasion une grande faute, car il devoit rester en bonne intelligence avec les frondeurs ou se réunir entièrement à la cour, mais il ne fit ni l'un ni l'autre.

schon im August wieder eine Klageschrift gegen ihn abfassen. Dies veranlaßte am 20. August im Parlament eine unerhört brutale Scene; Condé wie Gondi kamen mit bewaffneter Begleitung in das Haus; auf Ermahnung der Präsidenten entschlossen sie sich zwar, ihr Gefolge zu entlassen, zu welchem Zwecke Gondi persönlich den Saal verließ und Condé seinen Freund Larochefoucauld absandte: da sich aber beide bei ihrem Wiedereintritt begegneten, klemmte der Herzog den Koadjutor zwischen die Thüren ein und rief den Seinigen zu, ihn niederzustoßen. Dies hinderten zwar einige mutige Mitglieder, welche dazwischen traten; doch dauerte die wilde Zänkerei fort. Am 5. September schien die Lage sich dadurch zu ändern, daß der König sein vierzehntes Lebensjahr vollendete und somit einer Verordnung Karls V. gemäß volljährig wurde. Zwei Tage nachher (7. Sept.) wurde er in einer feierlichen Parlamentssitzung (lit de justice) für majorenn erklärt. Ludwig XIV. spielte schon damals durch seine Gestalt, Haltung, Rede und Freundlichkeit die Rolle eines Königs so vortrefflich, daß jedermann eingestand, er sei vollkommen geeignet und geübt, über ein Volk zu regieren, welches Pracht, Pomp, Glanz und Herrschen über alles liebt. Er hielt eine kurze Ansprache; die Königin beugte das Knie vor ihm, worauf er sie umarmte und ihr für die Sorge dankte, die sie seiner Erziehung und dem Staat gewidmet habe. Auch blieb sie zunächst an der Spitze der Regierung. Schon am Tage vorher war eine sehr entschiedene „Deklaration" gegen Mazarin veröffentlicht worden, und in der königlichen Sitzung wurde Condé für schuldlos erklärt; doch wurde gleichzeitig sein Feind Chateauneuf an die Spitze des königlichen Rates berufen und Molé zum Siegelbewahrer ernannt.

Der Prinz von Condé und seine Familie, besonders die Herzogin von Longueville, hatten unterdessen die Unterhandlungen mit den Spaniern, namentlich mit dem Erzherzog Leopold Wilhelm, erneuert, und Condé selbst war in seine Statthalterschaft Guyenne gegangen, um Anstalten zu einem neuen Bürgerkriege zu treffen. Er warb mit königlichen Geldern, die er in Bourges weggenommen hatte, ein Heer, fand aber die Umstände ganz verändert, weil der Krieg mit ihm und seinen Verbündeten jetzt im Namen des Königs, der sich nebst seiner Mutter beim Heere befand, und nach den klugen Ratschlägen Mazarins geführt wurde. Der Koadjutor, fortan Kardinal von Retz, erhielt um dieselbe Zeit die von Mazarin lange Zeit hindurch verweigerte Zustimmung zu seiner Ernennung zum Kardinal. An der Spitze des im Oktober gegen Condé geschickten königlichen Heeres stand der Graf von Harcourt; die Königin selbst, die mit dem König im Spätherbst zu Poitiers eintraf, führte ihm 4000 Mann zu. Auf diesem Zuge hatte der Hof einige Wochen in Bourges zugebracht, und hier wurden durch einen

königlichen Erlaß Condé, seine Geschwister und Verbündeten für Hochverräter erklärt, falls sie nicht innerhalb eines Monats zu ihrer Pflicht zurückkehrten (8. Oktober 1651). Condé hatte, als Harcourt gegen Guyenne vorrückte, seinen Aufenthalt in Bordeaux genommen, wo die Bürgerschaft und das Parlament sich für ihn erklärten. Er und Harcourt führten während des ganzen Monats November den Krieg wie im feindlichen Lande. Am Ende vermochte jedoch die Geschicklichkeit des Prinzen nichts gegen ein krieggeübtes Heer, welches unter den Augen eines jungen, von der Bevölkerung angebeteten Königs kämpfte*). Er wußte sich zuletzt nicht anders zu helfen, als daß er der Königin anbieten ließ, er wolle ihr zur Rückkehr Mazarins behilflich sein, welche der Herzog von Orleans, der in Paris geblieben war, unablässig zu hintertreiben suchen werde. Die Königin fragte über diesen Vorschlag bei dem Kardinal an, der sich damals noch zu Brühl aufhielt; Mazarin sah aber seine Rückkehr als eine ganz unfehlbare Sache an, in betreff deren es nicht nötig sei, sich mit dem Prinzen einzulassen und ihm Zugeständnisse zu machen. Er warb in Deutschland Truppen und vereinigte sich unweit Sedan mit dem königlichen Heere, welches Hocquincourt, Manicamp und Vaubecourt aus der Champagne und aus der Pikardie herbeigeführt hatten (Ende Dezember 1651). Als dies in Paris bekannt wurde, geriet das Parlament in eine sehr schwierige Lage. Es mußte einerseits den Prinzen von Condé für einen Majestätsverbrecher erklären, weil er sich mit den Feinden seines Vaterlandes, den Spaniern, verbunden hatte, und erließ andererseits zu gleicher Zeit gegen den Minister, der die Königin und durch diese das Reich regierte, die strengsten Befehle. In betreff des letzteren, welcher mit dem Könige und seiner Mutter in ununterbrochenem Verkehr stand und dieser jeden Schritt angab, gebot das Parlament allen Befehlshabern an der Grenze, den von ihm Geächteten nicht in das Reich einzulassen. Es untersagte ferner allen Unterthanen des Königs bei Todesstrafe, sich an den Kardinal anzuschließen oder ihm auf irgend eine Weise Hilfe zu leisten. Es ließ endlich, als Mazarin, von der Königin gerufen, seinen Marsch von Sedan nach Reims fortsetzte, seine Güter und sogar die Einkünfte seiner Pfründen einziehen, befahl, seinen Palast in Paris, seine Möbel und seine Bibliothek zu verkaufen und setzte aus dem Ertrage einen Preis von 150 000 Livres für denjenigen aus, der ihn

*) Montglat sagt vol. II, p. 311: Le prince de Condé, toujours invincible jusqu'ici, se trouvoit bien empêché; il n'osoit tenir ferme devant le comte d'Harcourt, qui le battoit en tout rencontre, et par là il connut la différence qu'il y avoit entre combattre les ennemis de l'état à la tête de vieilles troupes aguerries ou de tirer l'épée contre son roi avec de nouvelles levées qui s'enfuyoient d'abord.

lebendig oder tot einbringen werde. Gleichzeitig aber untersagte es bei Todesstrafe jede Truppenwerbung, die nicht vom König ausgehe. Jener marschierte nichtsdestoweniger, ohne sich durch alles dies irre machen zu lassen, an die Orte, wo er den Hof zu treffen hoffte, und versah seine Garden mit Schärpen von grüner Farbe, welche die seinige war. Die Lage Frankreichs glich damals dem Zustande, in welchem das Reich sich zur Zeit der Ligue befunden hatte. Condé, welcher sein Anerbieten, zur Rückkehr Mazarins beizutragen, längst wieder zurückgenommen hatte, war aufs neue mit dem Herzoge von Orleans, der sich wieder vom Hofe getrennt hatte, in Verbindung getreten, dieser hatte seine Truppen von dem königlichen Heere abberufen und dem Prinzen zugesandt. Das königliche Heer stand damals zum Glück für die Sache, die es im Felde verteidigte, unter den Befehlen des Marschalls Turenne. Für diesen war es freilich ein Unglück, daß er in Mazarins Diensten den Ministerialdespotismus in Frankreich begründen mußte: am Ende war aber doch eine solche Regierung besser, als das, was Orleans, Condé und ihr Anhang wollten. Auch zeigten sich die Franzosen bald entzückt über das von Mazarin geschaffene Regierungssystem Ludwigs XIV.

Ende Januar 1652 langte Mazarin in der Nähe der Stadt Poitiers an, in der sich der Hof eben befand. Der König und sein Bruder zogen ihm mit den Garden eine halbe Meile weit entgegen, und am 30. Januar hielt er einen triumphierenden Einzug in Poitiers: die Königin, außer sich vor Freude, hatte zwei Stunden lang am Fenster seine Ankunft erwartet. Doch standen seine Angelegenheiten noch immer ziemlich bedenklich, und bald nachher schien sich das Glück sogar wieder ganz seinen Gegnern zuzuwenden. Condé, durch die Truppen des Herzogs von Orleans verstärkt, wandte sich, nachdem er seinen Bruder Conti und den Grafen von Marsin als Stellvertreter in Guyenne zurückgelassen hatte, plötzlich nach der Loire, wo eine spanisch-französische Armee, die der Herzog von Nemours aus den Niederlanden herbeigeführt hatte, seines Befehls gewärtig war. Er zog gegen das Heer des Marschalls von Hocquincourt und war im Anfang des Monats April so glücklich, dasselbe bei Bleneau in der Nähe von Gien, wo sich der Hof befand, zu schlagen. Er würde es sogar ganz aufgerieben haben, wenn nicht Turenne zu rechter Zeit als Retter erschienen wäre. Nach diesem Siege eilte Condé mit einem Teile seiner Truppen nach Paris, wo er am 11. April vom Herzoge von Orleans sehr feierlich empfangen wurde. Sonst aber war es fast nur die niedrigste Klasse, die ihn mit Jubel empfing; der Herzog von Beaufort war nicht zu stolz, sich an die Spitze derselben zu stellen und sie durch Spenden von Geld und Wein für den Prinzen zu begeistern.

Schon am folgenden Tage begab Condé sich in das Parlament und erklärte demselben, obgleich er auch spanische Truppen in seinem Heere hatte, daß er durchaus nicht gegen den König, sondern nur gegen Mazarin Krieg führe. Jetzt zog sich der Kampf in die Nähe von Paris. Das Parlament, welches kurz vorher den Hof noch einmal vergebens um die Entlassung Mazarins gebeten hatte, verhielt sich vorerst neutral. Seine Führer bewiesen dem Prinzen und dem Pöbel gegenüber einige Selbständigkeit; als Condé um die Erlaubnis bat, den heranziehenden Herzog von Lothringen als seinen Verbündeten vorzustellen, erhielt er die Antwort, derselbe werde bei seinem Erscheinen verhaftet werden. Dagegen wurde der Tochter des Herzogs von Orleans, der rüstigen Prinzessin von Montpensier, welche die Stadt Orleans gegen die Königlichen verteidigt hatte, das Kommando in der Bastille übertragen. In den Monaten April, Mai und Juni bewiesen Condé und Turenne ihre Meisterschaft in der Kriegskunst durch ihre Kreuz- und Querzüge, während der Hof sich bald hier, bald da aufhielt und sogar nach St.-Germain sowie von dort nach Saint-Denis kam, wo er jedoch nicht eingelassen wurde. Turenne bedrängte den Prinzen bei Etampes und nötigte den Herzog von Lothringen zum Rückzug in sein Land. Ein Treffen mußte Condé vermeiden, weil die königlichen Truppen ihm an Zahl weit überlegen waren, und weil der König selbst, auf den er doch nicht feuern lassen durfte, oft zu Pferde erschien. Turenne dagegen mußte ein Treffen suchen. Am 1. Juli glaubte er die Gelegenheit zu einem offenen Kampfe gefunden zu haben. An diesem Tage führte nämlich Condé seine Truppen aus Paris heraus, um bei Charenton am Zusammenflusse der Seine und Marne eine feste Stellung zu nehmen und das Eintreffen der spanischen Hilfstruppen aus den Niederlanden zu erwarten. Bei diesem Unternehmen suchte Turenne ihn ganz von Paris abzuschneiden. Er drang auch wirklich in die Vorstädte ein und erreichte die Fläche zwischen der Vorstadt St.-Antoine und dem Schlosse Vincennes. Dadurch wurde Condé von einem Teile seines Heeres abgeschnitten und genötigt, sich in der genannten Vorstadt einzuschließen und in derselben auf jede Weise zu verschanzen; er sperrte die drei Zugänge durch Barrikaden und besetzte die Häuser in der Nähe mit Musketieren. In der mittleren Straße gedachte er selbst den Oberbefehl zu führen: für die beiden anderen übertrug er denselben dem Herzog von Nemours und dem Marschall Tavannes. Turenne ersuchte zuerst den König, der sich unter den Gefahren Mut und Würde erworben hatte und, den Geschützen trotzend, am äußersten Ende der Vorstädte St.-Martin und St.-Denis zu Pferde erschien, sich zu entfernen. Dann befahl er dem Marschall la Ferté, mit einem ebenso starken Heere, als das seinige war, von der einen Seite her zu stürmen,

während er selbst von der anderen her vordrang. Dadurch kam es am 2. Juli in der Vorstadt St.-Antoine selbst zu einem sehr erbitterten blutigen Treffen; und Mazarin erwartete, daß an diesem Tage alle seine Feinde auf einmal vernichtet werden würden, weil er überzeugt war, daß die Stadt Paris ihre Thore dem Heere Condés verschlossen halten werde. Der Kampf, bei welchem der Hof von einer nahen Höhe, die Pariser von Dächern und Türmen aus Zuschauer waren, war sehr hartnäckig; Montglat meint, Condé habe selten besser bewiesen, daß er der größte Feldherr seiner Zeit sei, als bei diesem ganz ungleichen Kampfe*). In der Straße Charenton schlug Nemours im Verein mit Beaufort und Larochefoucauld die stürmenden Truppen des Königs dreimal über die Barrikade zurück. In der Straße Charonne wurden Hunderte, darunter der Marschall Saint-Maigrin, durch das heftige Feuer niedergestreckt, das von den Fenstern her auf sie unterhalten wurde. Turenne selbst mußte seinen Weg durch die Straße St.-Antoine mit Trümmern und Leichen bezeichnen. Er schob den letzten Angriff auf, bis auch la Ferté auf der anderen Seite eingetroffen sei. Dieser zog an dem Graben her, welcher damals die Stadt umgab, bis an das Thor St.-Antoine, in dessen Nähe die Bastille lag. Wäre es ihm möglich gewesen, sich dort festzusetzen, so würde Condé zwischen zwei ihm an Zahl überlegenen Heeren eng eingeschlossen und also völlig geschlagen worden sein. Die Prinzessin von Montpensier rettete aber den Prinzen auf ganz unerwartete Weise. Sie eilte nach dem Stadthause (Hôtel de ville), vor welchem, auf dem Grèveplatze, die für Condé günstig gestimmten Volkshaufen gegen das Parlament und die Behörden murrten und lärmten: sie ermunterte, während das Gefecht am Thor fortdauerte, die Bürger, dem Prinzen beizustehen, ließ im Vertrauen auf ihr Ansehen als Prinzessin, ohne eine Ordre zu haben, das Geschütz der Bastille, obgleich dieselbe eigentlich neutral war, auf die königlichen Truppen richten und bewog den Parlamentsrat Portail, die Kanonen abfeuern zu lassen. Auch dies würde jedoch den Prinzen nicht gerettet haben. Die Prinzessin wußte aber, noch ehe der Marschall la Ferté das Thor erreichte, die Bürger, die sich am Thor St.-Antoine gesammelt hatten, durch ihre Reden so zu begeistern, daß diese noch gerade zu rechter Zeit dem Prinzen das Thor öffneten, der, vom Geschütz der Bastille gedeckt, seine Truppen in die Stadt rücken ließ. Dadurch wurden Turenne und la Ferté zum Abzuge genötigt und der König, seine Mutter und Mazarin in ihrer

*) Montglat vol. II, p. 350: Le prince de Condé témoigna en cette occasion tant de courage et de présence d'esprit dans le plus grand péril et tant d'activité pour donner ses ordres, qu'il attira l'admiration des étrangers et rehaussa le coeur de son parti.

Hoffnung, in Paris einzuziehen, betrogen. König Ludwig XIV. hat der Prinzessin Montpensier in seinem ganzen Leben nicht verziehen, daß sie es gewagt hatte, ihm diesen Streich zu spielen, und sie hat es nachher schwer büßen müssen.

Von dem Augenblicke an, als Condé sich mit dem Herzoge von Orleans in Paris befand, erklärten sich die Bürger der Stadt zum Teil freiwillig für ihn, zum Teil wurden sie durch ein Schreckenssystem ohnegleichen dazu genötigt. Eine Versammlung von etwa 300 Parlamentsmitgliedern, Beamten, Geistlichen und Vorstehern der 16 Quartiere fand sich auf dem Stadthause ein (25. Juni): vor dieser erschienen die Herzöge, jedoch ohne eine Erklärung zu ihren Gunsten durchzusetzen. Als sie nun die Versammlung verließen, hörte man sie zum Volke sprechen: „Es sind Mazarins; macht mit ihnen, was ihr wollt." Nun wurden die verschlossenen festen Thore vom Pöbel durch aufgeschichtetes Feuer zerstört; der wütende Haufe drang ein und kämpfte gegen seine Vorgesetzten und die anderen achtbaren Bürger bis gegen Mitternacht. Von den letzteren fanden gegen 30 ihren Tod; manche retteten sich durch Lösegeld. Nun verstummte der Widerspruch; eine neue Stadtbehörde mit Broussel als Prevot wurde eingesetzt, welche sich für die Prinzen erklärte. Das Parlament ging am 20. Juli sogar so weit, daß es, obgleich der König nicht nur majorenn, sondern auch beliebt und geachtet war, den Herzog von Orleans zu dessen Stellvertreter in der Regierung (lieutenant-général du royaume) sowie den Prinzen von Condé zum Generalissimus des französischen Heeres ernannte, alles unter dem Vorwande, den Kardinal Mazarin, der die Königin auf ganz unbegreifliche Weise in seiner Gewalt habe, an der Rückkehr zu hindern. Es wurde hierauf in Paris eine Regierung organisiert und ein Heer für Condé angeworben, welcher noch immer seine Verbindung mit Spanien aufrecht hielt und sich mit einem herannahenden spanischen Heere unter dem Herzog von Lothringen und dem General Fuensaldagna zu verbinden im Begriffe stand. Der König war nach Pontoise gegangen. Dahin berief er auch das Pariser Parlament, indem er zugleich alle Räte desselben, die sich nicht dort einfinden würden, mit der Absetzung bedrohte und alle Urteile, die man in Paris fällen, und alle Beschlüsse, die man dort fassen würde, für null und nichtig erklärte. Allein ungeachtet aller Drohungen erschienen nur 16 oder 17 Mitglieder des Pariser Parlaments in Pontoise. Diese bildeten dann dort ein besonderes Parlament; aber auch dieses trug die Bitte vor, es möge durch Mazarins Entfernung die Ruhe hergestellt werden. Beide Parlamente bekriegten einander ebenso mit Dekreten, wie die beiden Regierungen in Pontoise und Paris mit den Waffen.

Dieser Streit mußte von selbst aufhören, sobald der junge und liebenswürdige König den allgemein verhaßten Italiener, welcher Richelieus Stelle ohne dessen Talente, geistige Überlegenheit und große Ziele einnahm, von sich entfernt hatte. Auch die Königin Anna erklärte sich, als sie sah, daß Condé sich jeden Augenblick mit den ihm versprochenen spanischen Hilfstruppen vereinigen könne, wenigstens dem Scheine nach geneigt, sich des Friedens wegen aufs neue von Mazarin zu trennen. Die Frau von Motteville behauptet,*) Mazarin selbst habe sich entfernt, um seinen Freunden Gelegenheit zu verschaffen, die Meinung für ihn zu gewinnen, so schwer es ihm auch geworden sei, die Königin zu verlassen, weil er befürchtet habe, es möchte ein anderer sich bei ihr eindrängen. Der Kardinal verließ, nachdem ein Versuch, sich mit dem Prinzen Condé zu verständigen, gescheitert war, am 19. August Pontoise; er erhielt vor seiner Abreise vom König und von der Regentin die Zusage, bei eingetretener Ruhe in ehrenvoller Weise zurückberufen zu werden. Er begab sich wieder in das Herzogtum Bouillon. Condé und der Herzog von Orleans konnten den Regentschaftsrat, den sie in Paris einrichten wollten, gar nicht zu stande bringen, und das Parlament von Paris erklärte sogar seine Bereitwilligkeit, sich mit dem Könige friedlich abzufinden. In ihrer Umgebung brachen Zwistigkeiten aus, wie sie bei so hochfahrenden und selbstsüchtigen Naturen nicht ausbleiben konnten. Die Herzöge von Beaufort und von Nemours schritten nach einem heftigen Wortwechsel zum Zweikampf, in welchem der letztere erschossen wurde; wie denn überhaupt in jener Zeit die Duellwut, trotz aller dagegen erlassenen strengen Gesetze, wahre Verheerungen anrichtete.**) Der junge König dagegen, der sich nach Compiegne zu dem von Turenne befehligten Heere begeben hatte, erhielt bald von allen Seiten her Versicherungen der Ergebenheit und Treue. Er bot dem Prinzen von Condé volle Amnestie an; dieser traute aber den Spaniern mehr, als der Königin,

*) Sie sagt vol. IV, 310: Mazarin se résolut enfin de quitter la cour pour quelque tems; mais comme l'absence est toujours dangereuse à un ministre, avant de partir il voulut encore tenter un accommodement avec Mr. le prince. Il envoya Lenglade au duc de la Rochefoucauld avec des conditions de paix presque conformes à ce que Mr. le prince avoit paru souhaiter, mais ce prince, étant entrainé par sa destinée, ne voulut pas écouter, et les offres du roi d'Espagne lui firent naître de nouvelles pensées dans l'esprit.

**) Der Graf von Rieux, Sohn des Herzogs von Elboeuf, gab dem Prinzen Condé eine Ohrfeige, welche dieser erwiderte. Nach den eigentümlich ausgebildeten Ehrbegriffen jener Kreise gab dieser Vorfall keinen Anlaß zum Zweikampf, weil Condé erklärte, er habe den Streich nicht mit der flachen Hand, sondern mit der Faust versetzt.

welche immer noch unter dem Namen ihres Sohnes die Regierung führte. Auch den Parisern ließ Ludwig eine Amnestie anbieten. Sie wurde jedoch, solange Condé noch in Paris verweilte, nur von wenigen angenommen. Auch traute weder das Parlament, noch die Bürgerschaft, obgleich beide des Krieges längst müde waren, einer Amnestie, welche unter dem Einflusse des verhaßten Kardinals erlassen worden war, wie denn auch später in der That von ihr viele Ausnahmen gemacht wurden. Der Krieg dauerte im September noch fort, weil die Herzöge von Württemberg und Lothringen dem Prinzen zu Hilfe gezogen waren.

Da der Prevot der Stadt Mantes, welcher auch in der Großen Kammer des Parlaments einen Sitz hatte, die Vermittelung übernahm, so begab sich der Hof in diese Stadt. Der Prevot redete in Paris den Bürgern und dem Parlamente zu, den Händeln ein Ende zu machen; und man beschloß darauf wirklich in einer sehr großen Bürgerversammlung, welche am 24. September im Palais Royal gehalten wurde, schnell Frieden zu machen. Beim Schlusse dieser Versammlung steckte jeder Anwesende ein weißes Band oder Papier an den Hut, um sich dadurch als Anhänger des Königs kundzugeben; das Abzeichen der Freunde Condés war seit dem Schlachttage in der Vorstadt St.-Antoine ein Bund Strohhalme gewesen. Indessen zog sich die Verhandlung in die Länge, weil Condé, Orleans und der Kardinal von Retz sich noch in der Stadt befanden und weil der alte einfältige Broussel damals Bürgermeister (prévôt des marchands) war. Als nachher der letztere seine Stelle niederlegte, wurde bald der ganze Magistrat von Paris geändert; und es begab sich hierauf eine sehr glänzende Deputation der Pariser Kaufmannschaft nach Pontoise, wohin der Hof gegangen war, und wo auch der Herzog von Guise eintraf, nachdem er infolge seines neapolitanischen Abenteuers vier Jahre lang in Spanien gefangen gehalten und endlich auf Condés Verwenden wieder freigelassen worden war. Der König nahm durch seine Freundlichkeit die Pariser Deputation ganz für sich ein. Jetzt verzweifelte Condé daran, die Stadt Paris behaupten zu können, in welcher nicht nur die höhere Bürgerschaft von ihm abgefallen war, sondern auch bei der niederen der Kardinal von Retz jetzt gegen ihn thätig war. Er verließ daher am 14. Oktober Paris und begab sich nach Flandern, wo er den Oberbefehl über das spanische Heer erhielt. Am 21. Oktober führte die Königin Anna ihren Sohn und den Hof nach Paris zurück. Unterwegs hatte sie zu ihrem Schrecken erfahren, daß der Herzog von Orleans nicht abgereist sei, sondern sie in Paris erwarten wolle. Sie hatte deshalb wieder umkehren wollen; Turenne hatte ihr aber das Unbedachtsame eines solchen Schrittes vorgestellt und ihren Zug mit

seinen Truppen gedeckt. Der Herzog war zu feig, um etwas zu wagen; er blieb nicht in Paris. Broussels Sohn, der während des Aufstandes zum Gouverneur der Bastille ernannt worden war, übergab dieselbe sogleich dem Hofe. Dann wurde das Parlament in das Louvre zu einer königlichen Sitzung berufen, in welcher ein Amnestiebeschluß, aber auch ein Dekret verlesen wurde, welches alle Erlasse des Parlaments seit Ausbruch der Unruhen für nichtig erklärte. Zugleich wurde der Versammlung verboten, sich künftig mit Staatsangelegenheiten und mit der Beurteilung von Finanzmaßregeln zu befassen.

Alles, was die Königin nunmehr that, geschah nach den Ratschlägen, welche Mazarin ihr von Sedan aus zugehen ließ. Auf seinen Rat versparte sie auch, als sie nach Paris zurückgekehrt war, vorerst die Ausführung ihrer Rachepläne. Später aber rächte sie sich auf kleinliche Weise nicht nur an Mazarins Feinden, sondern sogar an Weibern, welche während des Aufruhrs auf die Königin geschimpft hatten.*) Der Herzog von Orleans wurde nach Blois verbannt; seine Tochter, die Montpensier, wurde zuerst nach Bois le Comte ins Exil geschickt; nachher ward ihr von der Regierung ein nicht fürstlicher Gemahl gesucht, weil man witzelnd sagte, die Kanonen der Bastille hätten ihren Bräutigam erschossen. Sie wußte sich jedoch zu helfen; der König ernannte den Gardekapitän, den sie gewählt hatte, zum Herzoge. Broussel ward eine Zeitlang gefangen gehalten: ein Dutzend anderer unruhiger Köpfe im Parlament wurden nach verschiedenen Orten verbannt. Das Pariser Parlament, mit dem sich die Räte in Pontoise wieder vereinigten, ward in alle seine Rechte wiedereingesetzt. Den Kardinal von Retz verfolgte Mazarin bis an seinen Tod: er gab nicht zu, daß derselbe Erzbischof von Paris werde, und er weigerte sich deshalb sogar, als die Königin in Paris diesen Mann nicht entbehren konnte, dahin zu kommen, solange derselbe dort sei. Da jedoch Retz die ganze Bürgerschaft von Paris so sehr in seiner Gewalt hatte, daß er jeden Augenblick wieder einen Aufstand veranlassen konnte, so wagte die Königin zwei Monate lang nicht, ihn zu entfernen. Sie hatte ihn bei ihrem Einzuge sehr gnädig und freundlich empfangen, nachher mehrere Male sich wohlwollend gegen ihn bewiesen und sogar einer seiner Predigten in St.-Germain l'Auxerrois beigewohnt. Nachdem Retz dadurch ganz sicher gemacht worden war, wurde er am 19. De-

*) Montglat vol. II, pag. 399: Une chambre de justice fut crée à l'arsenal, qui fit exécuter à mort Bertaut et Ricors pour avoir attenté à la vie du cardinal Mazarin. Descouture, homme fort séditieux, fut aussi envoyé à la Bastille et dame Anne, harengère (Heringskrämerin), qui avoit parlé fort insolemment de la reine durant les troubles, fut enfermée dans les petites maisons.

zember, als er bei der Königin zum Besuche gewesen war, beim Heraustreten aus ihrem Zimmer von einem Kapitän der Garde verhaftet, zu Fuß durch die große Allee des Louvre in die Tuilerien geführt und von dort im Wagen nach Vincennes sowie später auf die Burg von Nantes gebracht.

Im Februar 1653 kehrte Mazarin nach Paris zurück. Er hatte bei den Westfälischen Friedensverhandlungen die Talente der beiden ihm untergeordneten Minister d'Avaux und Servien so vortrefflich benutzt, daß sein König gewissermaßen der Protektor des Deutschen Reiches geworden war. Er unterhielt außerdem Agenten bei allen deutschen Fürsten, um dieselben durch ihren Egoismus an Frankreich zu fesseln. Er wurde daher auch, als er nach Paris zurückkehrte, auf eine ganz ungewöhnlich feierliche Weise empfangen. Der König zog ihm, umgeben von seinen Garden, zum Empfang entgegen, und sobald Mazarin aus dem Wagen gestiegen war, verließ auch der König den seinigen. Er umarmte den Kardinal, nahm ihn in seinen eigenen Wagen und fuhr mit ihm durch die Straßen. Mazarin hatte schon im voraus dafür Sorge getragen, daß Geld unter die Lebehochrufenden (die claqueurs) ausgeworfen wurde. Er ward als Beglücker empfangen und von dem Magistrat nicht nur mit Lob und schönen Redensarten überschüttet, sondern auch prächtig auf dem Stadthause bewirtet. Die Juristen des Parlaments zeigten sich nicht weniger gemein und servil gegen ihn, als die reichen Kaufleute des Stadtrates. Von denselben Parlamentsräten, welche einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, empfing er jetzt zahlreiche und demütige Besuche. Sie brachten ihm auch ihren Dank dar, als er einigen ihrer Kollegen, die er ungerechterweise aus der Stadt gewiesen hatte, die Rückkehr erlaubte. Condé wurde im Jahre 1654 aufgefordert, sich innerhalb zweier Wochen vor dem Parlament zu stellen. Da er dies unterließ, wurde ein Dekret erlassen, durch welches er für schuldig erklärt wurde, die Majestät beleidigt und seine Lehnspflicht verletzt zu haben; demgemäß wurden ihm nicht nur alle Ämter und Würden, sondern auch der Name Bourbon abgesprochen und seine Güter eingezogen.

In und um Paris herrschte von dieser Zeit an Ruhe. In den verschiedenen Städten und Provinzen dagegen dauerte der Krieg noch einige Jahre fort. In Bordeaux zogen die königlichen Truppen erst im Sommer 1653 ein: dort hatte sich ein ultrademokratischer Volksverein gebildet, der die Ulmengesellschaft (Ormée) genannt wurde, weil er sich auf einem mit Ulmen bepflanzten Raume zu versammeln pflegte. Derselbe führte in seinem Abzeichen den Spruch „Volkes Stimme, Gottes Stimme," stand aber dabei mit dem Prinzen Condé in gutem Einvernehmen. Die Ormée widersetzte sich dem Parlament

und der vermögenden Bürgerschaft, behauptete sich in Straßenkämpfen und machte lange Zeit hindurch eine Versöhnung der Stadt mit dem Hofe unmöglich. Auch in der Provence und in Languedoc legte sich die Aufregung nur langsam. Mazarin selbst beförderte diesen Zustand des Reiches dadurch, daß er den Schwachen sich kräftig entgegensetzte, den Starken aber feige zugestand, was sie forderten. Dies ging so weit, daß einst, als er einem verdienten Offizier die Marschallswürde versprochen hatte und wochenlang sein Versprechen nicht erfüllte, der Getäuschte ihn auf der Straße anhalten und mit Gendarmen so lange umstellen ließ, bis er sein Versprechen erfüllte. Die Habsucht und der drückende Despotismus des Kardinals wurden nach seiner Rückkehr noch ärger, als sie früher gewesen waren. Er überließ z. B. die Finanzen einer Anzahl Personen, welche wie Gauner wirtschafteten, und unter denen einer, Fouquet, durch Pracht und Glanz eine Zeitlang ganz Europa in Erstaunen setzte.

5. Letzte Zeit Mazarins.

Mazarin war in allen seinen Unternehmungen vom Glücke begünstigt; und seine Nichten, die Fräulein Mancini, die sich in Frankreich durch ihre Schönheit und Lebhaftigkeit einen Namen erwarben, wurden alle mit fürstlichen Persönlichkeiten vermählt. Die eine erhielt einen Prinzen von königlichem Geblüt, Condés Bruder, Conti, der sich mit dem Hofe völlig aussöhnte, zum Gemahl, die zweite einen Prinzen von Modena, eine dritte, Olympia Mancini, den Prinzen Eugen Moritz von Savoyen, den Sohn des Prinzen Thomas, eine vierte den Herzog von la Meilleraye, welcher den Namen Herzog von Mazarin annahm, eine fünfte den Herzog von Bouillon. Eine sechste wollte sogar der junge König Ludwig XIV. zu seiner Gemahlin machen und stand nur ungern und in Thränen davon ab. Nach adligen Begriffen mögen sie alle sehr glücklich gewesen sein; nach unseren bürgerlichen Vorstellungen war es keine. Mazarin fürchtete mit Recht nur einen einzigen Mann, da derselbe gleich ihm Prälat war, weit mehr Verbindungen jeder Art unterhielt, in allen Künsten des Betruges, der Kabale und des Verrates Meister war und Bildung und Kenntnisse besaß, welche ihm selber, dem leitenden Minister, abgingen. Dieser Mann war der Kardinal von Retz. Dieser spielte, sogar als er auf dem Fort von Nantes gefangen gehalten wurde, dem mächtigen Minister einen argen Streich. Er übernahm nämlich beim Tode seines Oheims, des Erzbischofs von Paris, von dort aus als Koadjutor durch Prokuration dessen Stelle, ehe Mazarin dies verhindern konnte. Er würde sogar, da der Kommandant von Nantes ihm durch Erleichterung seiner Haft die Flucht

möglich machte, selbst nach Paris gegangen sein, wo er als Erzbischof schwer zu vertreiben gewesen wäre, wenn ihm nicht bei seinem Befreiungsversuch ein Unfall begegnet wäre. Er hatte nämlich, als er vermittelst eines Seiles von der 40 Fuß hohen Bastei glücklich in den Graben herabgekommen war, ein Pferd bestiegen, stürzte aber mit demselben noch in der Stadt. Auch bei diesem Unfalle wußte er sich noch zu helfen. Er suchte und fand bei Freunden ein Versteck und ließ sich bei ihnen heilen. Dann ging er nach Rom und, als man ihm dort nicht helfen konnte, nach Flandern und Spanien. Doch mußte er bis nach Mazarins Tod von Frankreich fern bleiben. Nach seiner Rückkehr (1662) verzichtete er auf sein Erzbistum und erhielt die Würde eines Abtes von Saint-Denis. Er lebte fortan zurückgezogen, arbeitete an seinen Denkwürdigkeiten, tilgte zum Teil seine ungeheuren Schulden und ergab sich frommen Übungen, bis er 1679 starb.

Mazarin verdient, da in Staatsgeschäften von Moral keine Rede ist, unstreitig den Ruhm, Richelieus System der Kabinettsregierung neu begründet, eine Anzahl ausgezeichneter Männer in die Verwaltung gebracht und das ganze Kriegswesen sowie das Ansehen der französischen Nation zu Wasser und zu Lande wiederhergestellt zu haben. Dagegen schwand zu gleicher Zeit in Spanien unter Philipps IV. Günstling und Minister Don Luis Haro, dem Neffen und (seit 1643) Nachfolger des einst allmächtigen Olivarez, auch der letzte Rest der Kriegsmacht und des königlichen Ansehens. Alle Vorteile, welche Frankreich im Westfälischen Frieden erlangte, wurden dem Kardinal Mazarin zugeschrieben, in dessen Auftrag Turenne in den Niederlanden glücklich gegen Condé kämpfte, den man an die Spitze des spanischen Heeres gestellt hatte. Die Franzosen waren einig unter sich und von einem starken Nationalgefühl beseelt; die Spanier dagegen sahen sich von einem fremden Prinzen angeführt, dem sie nicht trauten. Bei den Franzosen erschien von Zeit zu Zeit der junge König im Lager, dessen äußere Erscheinung sehr gewinnend war, und der sie begeisterte; bei den Spaniern dagegen war ewiger Streit zwischen ihrem Statthalter Leopold Wilhelm, dem Prinzen von Condé und einem anderen fremden Anführer, dem Herzog Karl III. von Lothringen. Der letztere war zwar ein ritterlich tapferer Mann, aber keines gesunden Gedankens fähig und hatte früher eine ganze Zahl sonderbarer Abenteuer bestanden, deren auch von uns gedacht worden ist. Er war zuletzt mit seinen Truppen in die Niederlande gegangen, um daselbst am Kriege gegen Frankreich teilzunehmen. Er wollte aber dort den Souverän spielen, vereitelte durch seinen Eigensinn jedes Unternehmen und war teils wegen des Ranges, teils wegen des Oberbefehls stets mit Condé in Streit, so daß seine Truppen den Spaniern eher hinderlich als

nützlich waren. Außerdem führte er auch in den Niederlanden wieder eine verdächtige Korrespondenz. Die Spanier entfernten ihn daher bald in einer Weise, daß sie seine Truppen behalten konnten. Sie ließen ihn (1654) aufheben und zuerst auf das Schloß von Antwerpen, dann nach Dünkirchen und zuletzt nach Spanien bringen. Wegen der tollen Streiche, welche Karl oft machte, gelang es den Spaniern, die Lothringer ruhig zu erhalten. Sein Bruder Franz kam sogar selbst in die Niederlande und übernahm ein Kommando bei den Spaniern, ging aber freilich bald mit allen seinen Lothringern zu den Franzosen über.

Die Franzosen hatten während der Unruhen der Fronde viele von den Vorteilen wieder verloren, die sie vorher in den Niederlanden, in der Franche Comté und sogar in Katalonien, in Neapel und an der Küste von Toscana über die Spanier erlangt hatten. Dazu trug freilich auch der Umstand viel bei, daß die Spanier einige Zeit an Leopold Wilhelm oder, was einerlei ist, an dessen Generaladjutanten in den Niederlanden sowie an Don Juan d'Austria zur See tüchtige Anführer besessen hatten. Diese waren besonders während der ersten Jahre der Unruhen in Frankreich glücklich. Damals (1651) rückte ein Teil der Truppen des Erzherzogs, mit Condé vereinigt, in die Champagne ein und nahm St.-Menehould in Besitz. Fast gleichzeitig vereitelte Don Juan, wie oben erzählt worden, die Hoffnungen, welche Frankreich auf die Unzufriedenheit der Neapolitaner und Sizilianer gegründet hatte, und eroberte dann die Städte an der toscanischen Küste wieder. Im Jahre 1652 entriß Don Juan den Franzosen auch Katalonien wieder. Er schloß nämlich die Stadt Barcelona von der Seeseite her ein, während sie zugleich auf der Landseite eng blokiert wurde. Der französische General Graf Marsin, ein eifriger Anhänger Condés, zog mit den: besten Teile der Truppen ab, um dieselben nach Frankreich zu führen. Die Spanier störten seinen Abmarsch nicht; die Bevölkerung der Stadt litt durch Krankheiten, und die Anhänger Spaniens drangen auf Unterhandlungen. Dadurch wurde der französische Marschall de la Mothe Houdancourt, welcher in der Stadt kommandierte, nach einer Belagerung von 13 Monaten genötigt, dieselbe am 12. Oktober den Spaniern gegen freien Abzug zu überlassen. Nachher eroberten die Spanier auch Girona, Palamos, Puy de Quiers, Balaguer und andere kleinere Städte, und ganz Katalonien wurde, nachdem es 13 Jahre lang eine französische Provinz gewesen war, wieder mit Spanien vereinigt. In demselben Jahre 1652 entrissen die Spanier den Feinden auch in Flandern Grevelingen und Dünkirchen, welche Condé an Frankreich gebracht hatte, wieder; doch konnten sie diese Städte nicht lange behaupten. Im Jahre 1654 erfocht Turenne in der Nähe von Arras über den Erzherzog und Condé einen glänzenden Sieg

Die Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und Spanien wurde nachher immer schwieriger. Erst als Cromwell Anstalt machte, die Feindschaft beider Staaten zu seinem Vorteile zu benutzen, ließ sich Don Haro zu Unterhandlungen bewegen. Cromwell hatte als militärischer Diktator von England gegen die großen holländischen Admirale des 17. Jahrhunderts, einen de Ruyter, van Tromp, de Wassennaar, Witt und de Evertsen, die nicht minder tüchtigen englischen Seehelden Monk, Dean, Penn, Blake, Lawson ausgesandt; diese waren meist glücklich gewesen, so daß sich die aristokratische Partei, welche damals in Holland am Ruder war, zu dem oben berichteten nicht ehrenvollen Friedensschlusse hatte verstehen müssen. Nach dem Frieden mit Holland bedachte sich Cromwell einige Zeit, ob er in Spanien oder in Frankreich Raub und Beute suchen solle. Condé hatte ihm angeboten, mit englischer Hilfe eine Landung in Guyenne zu unternehmen, wo seine Anhänger und die Reformierten ihn unterstützen würden. Cromwell aber überzeugte sich durch Agenten, die er in die protestantischen Städte schickte, daß diese mit Mazarin völlig zufrieden waren, indem der Kardinal, dem die Religion sehr in zweiter Linie stand, das Gnadenedikt von Nimes streng beobachtete. Was der Protektor von Spanien begehrte, würde, wenn es auch Don Haro bewilligt hätte, der König Philipp IV. nie zugestanden haben; Cromwell versuchte daher Dünkirchen, als es wieder in die Hände der Franzosen gefallen war, von diesen zu erlangen. Er wandte sich zuerst an den französischen Kommandanten von Dünkirchen, den Grafen Estrades, und bot ihm sehr große Summen, wenn er die Engländer in die Stadt einlasse. Der Graf lehnte dies zwar mit edlem Unwillen ab; da er aber die Geldverlegenheit seiner Königin und die Habsucht Mazarins kannte, so gab er den Engländern den Wink, der französischen Regierung selbst jenen Vorschlag zu machen. Die Königin Anna ging jedoch nicht auf denselben ein, und nun schämte sich Cromwell nicht, Raub und Gewaltthat zu üben, auch ohne daß er vorher gereizt worden war. Er erleichterte nämlich den Spaniern nicht nur ihre Werbungen in Irland, als sie sich zum Behufe der Wiedereroberung von Grevelingen und Dünkirchen verstärken wollten, sondern er ließ auch, als Dünkirchen aufs Äußerste gebracht war und die Franzosen auf sieben kleineren Kriegsschiffen Lebensmittel und Kriegsvorräte in die Stadt bringen wollten, diese Schiffe durch seinen Admiral Blake in dem Augenblick wegnehmen, als sie in den Hafen einlaufen wollten. Diesen offenbaren Friedensbruch hätte Mazarin rächen sollen; er that es aber nicht, sondern nahm vielmehr aus der Sache den Anlaß, einen Gesandten nach England zu schicken, welcher vorgeblich über die Rückgabe der geraubten Schiffe, in Wirklichkeit aber über eine gemeinschaftliche Benutzung der schlechten

Regierung und des elenden Zustandes von Spanien mit Cromwell unterhandeln sollte.

Durch diese Unterhandlungen, aus welchen ein Freundschaftsvertrag hervorging, der im November 1655 zum Abschluß kam, wurden die Spanier so lange getäuscht, bis der Protektor alle seine Rüstungen vollendet hatte. Dann verheerte Blake die Küsten des Mittelländischen Meeres, und die Besitzungen der Spanier in beiden Indien wurden von den Engländern teils erobert, teils geplündert und mißhandelt. Endlich schlossen Mazarin und Cromwell durch einen am 23. März 1657 in Paris unterzeichneten Vertrag einen förmlichen Bund zur Beraubung Spaniens, welcher ganz zum Vorteile und zur Ehre des Protektors und zum Nachteile und Schimpfe der Franzosen ausfiel. Mazarin machte sich in demselben verbindlich, die drei Söhne des unglücklichen Karl I. und der französischen Prinzessin Henriette Marie, also die Vettern seines Königs, den nachherigen König Karl II. und die Herzöge von York und Gloucester, aus Frankreich zu entfernen sowie in Verbindung mit den Engländern Grevelingen, Mardyk und Dünkirchen den Spaniern zu entreißen. Dem letzteren Punkte war aber die Klausel beigefügt, daß Frankreich nur Grevelingen behalten dürfe, Dünkirchen und Mardyk dagegen den Engländern übergeben müsse; doch sollte die katholische Religion in diesen beiden Städten nicht beeinträchtigt werden.

Die Spanier hatten damals zwei tüchtige Generale in den Niederlanden, Don Juan d'Austria, welcher als Statthalter an Leopold Wilhelms Stelle gekommen war, und den Prinzen von Condé. Mit dem letzteren war jedoch nicht auszukommen, weil er gegen Don Juan, wie früher gegen Leopold Wilhelm, chicanierte und intriguierte. Im Jahre 1657 eroberte Turenne die Festung Mardyk, welche alsbald von den Engländern besetzt wurde. Im Mai des folgenden Jahres zog er, von englischen Truppen und Lord Lockart begleitet, vor Dünkirchen. Er hatte diese Stadt kaum eng eingeschlossen und vor derselben ein stark befestigtes Lager aufgeschlagen, als Condé und Don Juan zum Entsatze herbeieilten und sich in der Nähe der Franzosen lagerten. Don Juan bestand darauf, daß man das befestigte Lager verlassen und das der Feinde stürmen müsse; Condé war zwar anderer Meinung, gab aber doch nach. Als darauf die Spanier sich außerhalb ihrer Befestigungen gelagert hatten, that Turenne ein Gleiches. Er benutzte die eintretende Ebbe, um ein Corps über den feuchten Strand zu senden und die feindlichen Linien zu trennen. Dann griff er seinerseits den Feind an, ehe noch dessen Geschütz eingetroffen war. Auf diese Weise ward am 14. Juni 1658 ganz nahe am Meere ein Treffen geliefert, welches notwendig unglücklich für die Spanier ausfallen mußte, weil

sie keine Artillerie hatten und zwischen der See und einem Morast standen. Dieses Treffen, das bedeutendste im ganzen Kriege, wird, da beide Heere auf den Sandhügeln der Küste aufgestellt waren, die Schlacht in den Dünen genannt. Der Ausgang desselben war schnell entschieden. Das spanische Heer wurde geschlagen und zerstreut. Schon am 25. Juni mußte Dünkirchen seine Thore den Franzosen öffnen, welche dann auch diese Stadt den Engländern übergaben. Nachher wurden noch Furnes, Dixmuyden, Grevelingen, Oudenarde und Ypern genommen.

Der Feldzug des Jahres 1658 brachte endlich den spanischen Minister zu der Überzeugung, daß er sich mit Frankreich abfinden müsse. Schon zwei Jahre früher, als Frankreich und England über ein Bündnis unterhandelten, hatte Spanien den Wunsch zu erkennen gegeben, Frieden zu schließen. Mazarin hatte damals Lyonne nach Madrid geschickt, um dort, während der Krieg in den Niederlanden, in Italien und in den Pyrenäen fortwütete, mit Don Luis de Haro zu unterhandeln. Bei diesen Unterhandlungen war Philipp IV. selbst mit thätig gewesen. Sehr große Schwierigkeit hatte gleich anfangs der Umstand bereitet, daß Philipp die Wiedereinsetzung des Prinzen von Condé in alle die Ehren, Würden, Ämter und Güter verlangte, deren Mazarin ihn mit Zustimmung des Parlaments beraubt hatte. Eine zweite Schwierigkeit hatte der Wunsch der Königin Anna gemacht, ihren Sohn, den König, mit einer Tochter Philipps IV. zu vermählen; Philipp hatte nämlich noch keinen männlichen Erben, es wäre demnach infolge dieser Heirat die Vereinigung von Spanien und Frankreich zu befürchten gewesen. Die Unterhandlungen waren deshalb damals fruchtlos geblieben. Im folgenden Jahre wurde jedoch dem spanischen Könige ein Sohn, der später unter dem Namen Karl II. auch wirklich König wurde, geboren, und es stand zu erwarten, daß die spanische Königin dem Lande noch einen Prinzen schenken werde. Man knüpfte daher 1658 die früher abgebrochenen Unterhandlungen wieder an. Jetzt wünschte der spanische Minister selbst die Vermählung der Infantin Maria Theresia mit Ludwig XIV., und Mazarin erdachte eine List, um die Langsamkeit der Spanier zu einem schnelleren Entschlusse zu bringen. Er bewog den König Ludwig, mit Pracht und Aufwand nach Lyon zu reisen, ließ auch die Herzogin von Savoyen mit einer ihrer Töchter dahin gehen und veranlaßte dadurch das Gerücht von einer bevorstehenden Verlobung Ludwigs mit der Prinzessin von Savoyen. Dies brachte die beabsichtigte Wirkung hervor. Der König von Spanien schickte alsbald einen seiner Staatssekretäre, Don Antonio Pimentel, nach Lyon, welcher den König nach Paris begleitete und schon im Anfange des Jahres 1659 die Präliminarien eines Friedens abschloß.

Die Stelle wegen des Prinzen von Condé war in diesen Präliminarien ganz so abgefaßt worden, wie der schon als Knabe auf sein königliches Ansehen sehr eifersüchtige Ludwig XIV. bereits im Jahre 1656 es gefordert hatte. Ludwig versprach nämlich, dem Prinzen von Condé aus königlicher Gnade alle seine Güter außer Chantilly, dagegen aber keine seiner Stellen und Statthalterschaften wiederzugeben. In betreff der gemachten Eroberungen wurde in den Präliminarien festgesetzt, daß Ludwig alle von seinen Truppen besetzten Plätze behalten dürfe; welche Plätze aber gemeint wären, sollte erst im Frieden selbst bestimmt werden. Im Mai 1659 ward ein Waffenstillstand geschlossen. Hierauf begab sich Mazarin nach St. Jean de Luz, Don Luis de Haro nach San Sebastian, um persönlich über den Frieden zu unterhandeln, da beide Minister in gleichem Grade unumschränkt über die Angelegenheiten ihrer Länder verfügten. Sie hielten ihre Konferenzen auf der Fasaneninsel des von den Pyrenäen herabkommenden Flusses Bidassoa, welcher die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildet. Mazarin trat dabei prächtig und prahlend, Don Luis de Haro dagegen weit bescheidener auf. Bei der ersten Konferenz am 24. August erschien Mazarin mit 27 Hofkutschen, welche alle mit sechs Pferden bespannt und mit französischen Edelleuten besetzt waren: auch eine Menge prächtig gekleideter Pagen, Garden und Livreebedienten war von Mazarin mitgebracht worden. Man hielt nicht weniger als 25 Konferenzen. Schon nach der sechsten reiste der Herzog von Grammont nach Madrid, um feierlich um die Hand der spanischen Prinzessin anzuhalten. Mit Bezug auf den Prinzen von Condé ließ Mazarin sich bewegen, einen Artikel der Präliminarien nachzugeben und dem Prinzen die Statthalterschaft von Burgund sowie seinem Sohne die Stelle eines Oberhofmeisters wieder zuzuteilen. Dafür mußten aber außer den in den Präliminarien erwähnten Plätzen noch Avesnes, Philippeville und Marienburg in den Niederlanden, sowie die Grafschaft Conflans in den Pyrenäen an Frankreich abgetreten werden. Eine der Hauptbestimmungen dieses sogenannten Pyrenäenfriedens, welcher im November 1659 unterzeichnet*), aber erst Ende Februar 1661 in aller Form ratifiziert wurde, bestand darin, daß der Herzog Karl von Lothringen, dessen sich Ludwig XIV. ebenso annahm, wie Philipp IV. des Prinzen von Condé, freigegeben wurde, aber das Herzogtum Bar, sowie Stenay, Jametz und andere Plätze im französischen Lothringen den Franzosen überlassen, auch die Festungswerke von Nancy schleifen

*) Bei dem Abschlusse saßen Mazarin und Haro einander gegenüber auf zwei Stühlen, zwischen welchen die Reichsgrenze angedeutet war; nach der Unterzeichnung umarmten sie einander, jeder im Gebiete seines Königs stehend.

mußte*). Frankreich wurde durch diesen Frieden an seiner Nordgrenze wesentlich ausgedehnt und durch den Besitz von Städten gestärkt. Es erhielt fast die ganze Grafschaft Artois; ferner in Flandern Gravelingen und Bourbourg: im Hennegau Landrecies und le Quesnoy; im Luxemburgischen eine Reihe von Ortschaften mit ihrer Gemarkung, darunter Diedenhofen und Montmedy; endlich (in der Grafschaft Namur) Marienburg und Philippeville, die es erst im Jahre 1815 wieder an die Niederlande verlor. Da ferner die Pyrenäen zur Reichsgrenze erklärt wurden, erhielt Frankreich für alle Zeiten die Grafschaften Roussillon und Conflans, sowie den nördlichen Teil der Grafschaft Cerdagne. Zur Feststellung der Pyrenäengrenze wurde vor Abschluß des Friedens eine Kommission eingesetzt. Den Katalonien wurde völlige Straflosigkeit zugesichert; dagegen versprach Frankreich, den König von Portugal in keiner Weise zu unterstützen. Die von Spanien abgetretenen niederländischen Städte gehörten staatsrechtlich zum burgundischen Kreise des Deutschen Reiches; doch war das letztere damals nicht so beschaffen, daß es hätte Einsprache erheben und sein Ansehen wahren können.

Seit der Zeit des Pyrenäenfriedens wurde Frankreich der Schrecken von Europa, Ludwig XIV. aber nebst dem französischen Hofe das Muster der Fürsten und des hohen Adels der Welt. Beides trat besonders hervor, seitdem die ganze Politik Frankreichs darauf gerichtet war, die Erbschaft des spanischen Zweiges der Habsburger an Frankreich zu bringen: und darauf war auch Ludwigs XIV. Vermählung mit der spanischen Prinzessin berechnet, obgleich seine Gemahlin für sich und ihre Erben auf die feierlichste Weise jedem Erbanspruche auf Spanien entsagen mußte. Mazarin hatte diese Verzichtleistung auf Spanien und Italien beschränkt sehen wollen, sie wurde jedoch ausdrücklich auch auf Burgund und die Niederlande ausgedehnt, und Ludwig bekräftigte sogar eidlich die Entsagungsakte in ihrem ganzen Umfang. Er nötigte auch das Parlament, dieselbe zu registrieren. Dieses blieb aber stets bei der Behauptung, daß sie nichtig sei, weil niemand die angeborenen Rechte seiner Kinder und Enkel veräußern könne. Ludwig sah die Infantin Maria Theresia zum erstenmal auf der Fasaneninsel am 4. Juni 1661; fünf Tage nachher wurde die Ehe vom Bischof von Bayonne eingesegnet.

Mazarin bewies in seinem ganzen Leben die Kunst, sich entweder

*) Dies ward am 28. Februar 1661 geändert. Der Herzog erhielt Bar zurück; die Festungswerke von Nancy aber wurden geschleift, und der Herzog entsagte nicht nur dem Besitze von Meyenvic, Causinau, Pfalzburg, Saarburg und der Grafschaft Clermont, sondern er räumte auch den Franzosen eine 30 Stunden lange und eine halbe Stunde breite Militärstraße ein, welche von Metz nach Pfalzburg und ins Elsaß führte.

im Sattel zu halten oder, wenn er heraus geworfen war, sich wieder hinauf zu schwingen. Er hatte auch das Glück, sich bis an seinen Tod in seinem Ansehen zu behaupten. Er wurde zwar zuletzt dem jungen Könige beschwerlich, welcher bereits laut sagte, daß er keinen Premierminister mehr ernennen werde; er starb aber im vollen Genusse der Macht am 9. März 1661 im Alter von 58 Jahren. Von seinem ungeheuren Vermögen bestimmte er einen Teil zur Stiftung eines Kollegiums, in welchem hauptsächlich junge Leute aus den neuen Gebietsteilen Frankreichs erzogen werden sollten; diesem „Collège Mazarin" vermachte er auch seine berühmte Bibliothek; sein Haupterbe, der Gemahl seiner Nichte, Hortensia Mancini, wurde später zum Herzog von Mazarin erhoben. Vor seinem Tode hatte der Kardinal dem Könige noch diejenigen Männer empfohlen, welche dann die Einrichtungen durchführten, denen das monarchische Frankreich seine Größe verdankt. Unter diesen nennen wir vor anderen le Tellier, welcher die inneren Angelegenheiten, Louvois, der das Kriegswesen, Pomponne, Croissy und Lyonne, welche die auswärtige Politik leiteten, und Colbert (geboren zu Reims 1619), den Mazarin statt des Verschwenders und Wucherers Fouquet für die Finanzen empfahl. Fouquet wurde von Ludwig noch einige Zeit hindurch geduldet, dann aber ebenso behandelt, wie man im Orient Finanzminister zu behandeln pflegt. Mazarin hatte nach Emerys Entfernung ein Finanzsystem befolgt, welches nur für die Verwalter der Finanzen vorteilhaft, für das Land dagegen höchst drückend war. An der Spitze des Finanzkollegiums stand Fouquet als Generalkontrolleur; ihm untergeordnet waren zwei Kontrolleure, ein Oberintendant und zwei Intendanten. Fouquet machte mehr Aufwand, als der König zu machen im stande war. Man sagte von ihm (wir wissen jedoch nicht, ob sich die Sache so verhält), er habe jährlich nicht weniger als 23 Millionen für unbekannte Ausgaben gebraucht. Er baute aber außerdem nicht nur mit einem Aufwande von neun Millionen, welche jetzt mehr als das Doppelte bedeuten würden, einen Palast und Garten in Vaux und verteilte jährlich vier Millionen Pensionen, sondern er beschenkte und bewirtete auch Edelleute, Künstler und Gelehrte auf wahrhaft fürstliche Weise. Seine Prachtliebe und Verschwendung gingen so weit, daß sich der König, den schon Mazarin gewarnt hatte, zuletzt tief gekränkt fühlte, weil Fouquet ihn in seinem neuen Palast in Vaux zu Festen einlud, welche seine eigenen in Fontainebleau weit hinter sich ließen. Manche behaupten jedoch auch, daß Fouquet, welcher die Gunst der berühmten Damen, Künstler und Dichter (auch Molière diente ihm) mit großen Summen erkaufte, dem Fräulein la Vallière, welche Ludwig innig und aufrichtig liebte, nachgetrachtet und dadurch des Königs Zorn gereizt habe. Dies mag unentschieden

bleiben; gewiß ist jedenfalls, daß der König noch eine Zeitlang fortfuhr, ihn ganz freundlich zu behandeln, weil er seine vielen Verbindungen scheute, daß er aber schon vorher ihn durch Colbert hatte dahin bringen lassen, die Stelle eines Generalprokurators des Parlaments zu verkaufen, die ihm das Vorrecht gab, nur allein vom Parlament gerichtet zu werden. Der König ließ ihn endlich nach Nantes kommen, dort am 5. September 1661 verhaften und, wie seit Richelieus und Mazarins Zeit Sitte war und blieb, nicht vor seinen gesetzlichen Richter, sondern vor eine Kommission stellen. Es ist für den früheren Zustand Frankreichs bezeichnend, daß Fouquet in der Bretagne zwei Festungen besaß, die der König nun in seine Gewalt brachte. Die Anklage lautete auf Unterschleif und auf Verbrechen gegen den Staat. Die Kommission begann den Prozeß erst am 24. November 1664 und verurteilte, da Fouquet alles, was er gethan, mit Bewilligung der Königin-Mutter gethan und zur Zeit der Fronde auf ihren Befehl Betrug und Wucher geübt hatte, ihn mit zwölf Stimmen gegen acht zu lebenslänglicher Verbannung und zur Einziehung seines Vermögens. Der König verwandelte jedoch diese Strafe willkürlich in lebenslängliches Gefängnis; Fouquet wurde auf die Citadelle von Pignerol gebracht, wo er nach 16 Jahren starb.

XI. Europa von Mazarins Tode bis zum Frieden von Nimwegen.

1. Deutschland vom Westfälischen Frieden bis zum Beginn der Raubkriege Ludwigs XIV.

Seitdem es den beiden geistlichen Staatsmännern Richelieu und Mazarin gelungen war, in Frankreich auf den Trümmern der alten Volksrechte eine absolute Monarchie, einen glänzenden Hofstaat, eine Ministerherrschaft mit prahlenden Wissenschaften und Künsten zu gründen, bemühten sich auch die deutschen Fürsten, das geschwächte kaiserliche Ansehen noch mehr zu schwächen und in jedem kleinen Ländchen eine absolute Monarchie oder vielmehr einen Polizeistaat einzurichten. Dies war jedoch in jenen Zeiten schwieriger, als in den unserigen, weil die Stände damals von anderer Art waren, als jetzt, und weil die Reichsgerichte und der Kaiser zwar selten und schwer jemand zu seinem Rechte verhalfen, aber doch gern wenigstens durch Worte den Mächtigen fühlen ließen, daß er nicht unabhängig sei.

Drei Mächte übten seit dem Westfälischen Frieden eine Protektion in Deutschland aus, Österreich, Frankreich und Schweden. Das letztere konnte aber, da es nach Karls X. Tode eine Beute der Oligarchie wurde, seine Stellung nicht behaupten. Dadurch erhielt der unter dem Namen des Großen Kurfürsten berühmt gewordene Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der sich gleich nach dem Westfälischen Frieden an den Kaiser eng anschloß, Gelegenheit, eine ganz neue antifranzösische Macht zu bilden, welche, weil Mazarin Frankreichs Übergewicht auf stehende Heere, auf tüchtige Feldherren und auf die Benutzung des Volkes für die Zwecke des Regenten gegründet hatte, notwendigerweise eine rein militärische, von Ständen unabhängige sein mußte. Unter allen Fürsten Deutschlands war nur Friedrich Wilhelm von Brandenburg fähig, die Verhältnisse derart zu benutzen, daß er die Stände beseitigen, die Finanzen verbessern, sein Heer auf Unkosten des Landes unverhältnismäßig vermehren und dem Kaiser wie dem

Reiche bedeutende Hilfe leisten konnte; denn er war nicht nur sparsam, sondern er besaß auch Feldherrntalent und nahm, während die schwedischen Oligarchen das alte Heer Karls X. vernachlässigten, die ausgezeichnetsten Offiziere in seine Dienste auf. Mit welcher Klugheit er Karls X. abenteuerliche Züge gegen Polen benutzt hatte, um sein Herzogtum Preußen von der polnischen Lehnsabhängigkeit frei zu machen und die Ritter und Städte seinem monarchischen Willen unterzuordnen, ist bereits bei Gelegenheit der Erzählung der Thaten des schwedischen Königs mitgeteilt worden. Hier müssen wir nur noch hinzufügen, daß Friedrich Wilhelm als aufrichtig deutsch gesinnter Mann sich stets an den Kaiser anschloß, obgleich dieser ein Feind des Protestantismus, er selbst aber dessen vornehmster Beschützer war und später auch den von Ludwig XIV. verfolgten Protestanten Schutz und Zuflucht gewährte.

Österreich war damals ganz in der Gewalt der Jesuiten. Schon Kaiser Ferdinand III. hatte 36 Kollegien derselben errichten lassen. Sein Sohn Leopold I. (geb. 1640), dem er in seinem Testament die Jesuiten dringend anempfahl, und der früher selbst dem geistlichen Stande bestimmt gewesen war, ging noch viel weiter. Dieser Kaiser, der von seinen eigenen Ministern verraten und verkauft wurde, erteilte nicht nur dem Jesuitenkollegium zu Wien ständische Rechte, sondern er wollte auch dem Orden die Grafschaft Glatz schenken und hatte sogar die Urkunde darüber schon ausfertigen lassen, als es dem Minister Lobkowitz gelang, ihn davon zurückzuhalten. Gleichwohl war er es, der den Großen Kurfürsten in dem schwedisch-polnischen Kriege am kräftigsten unterstützte und sich 1658 aufs engste mit ihm verband. Diese Allianz wurde 1666 auf zehn Jahre verlängert. Übrigens verdankte der Große Kurfürst seiner eigenen Einsicht und Energie sowie dem von ihm geschaffenen Heere und der Disciplin desselben das Ansehen, welches ihn in stand setzte, nicht nur in allen deutschen Angelegenheiten, sondern auch in den europäischen eine gewichtige Stimme zu führen. Er erlaubte sich dabei freilich, um die Finanzen seines kleinen Gebietes den neuen Bedürfnissen anzupassen, vielerlei schreiende Gewaltthaten. Doch kann hier, wo nur der innere Zusammenhang der allgemeinen europäischen Geschichte im 17. Jahrhundert angedeutet werden soll, der brandenburg-preußischen Angelegenheiten nicht näher gedacht werden.

Der Reichstag zu Regensburg vom Jahr 1654 war der letzte, der durch einen Kaiser (Ferdinand III.) geleitet und mit einem Abschied geschlossen wurde.*) Auf demjenigen, der im Jahr 1663 statt-

*) Dieser Reichstag war derselbe, bei welchem der Bürgermeister Otto von

fand, erschien zwar Leopold I.; doch verhandelten die Fürsten nicht in Person. Die Bevollmächtigten blieben beisammen und setzten die Beratungen fort, bis im Jahre 1670 ein kaiserliches Dekret bestimmte, daß die Reichsstände ihre Abgesandten auf ihre Kosten für die Dauer in Regensburg lassen sollten. So wurde der Reichstag von 1663 zu einem immerwährenden (permanenten) und erhielt sich so bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Gleichzeitig mit dem Prunk der alten berufenen Fürstenversammlung ging in diesem Jahrhundert die deutsche Bürgerfreiheit fast ganz unter: die freien Städte wurden, da der Kaiser sie nicht zu schützen vermochte, großenteils fürstliche Städte. Freilich verdiente die Art von Freiheit, welche in den deutschen Städten und durch sie bestand, ebensowenig aufrecht erhalten zu werden, als die Klöster. Beide hatten ihre Zeit gehabt, und diese war jetzt vorüber. Wir führen nur einige Beispiele an. Bremen, von den Schweden bedrängt, belagert und sogar beschossen, mußte seinen Rechten auf einen Sitz im Reichstage lange entsagen, wenn es auch durch die Verwendung des Kaisers und der Seestaaten eine freie Stadt blieb. Im Jahre 1666 wurde durch einen Vergleich festgesetzt, daß die Stadt ihren Sitz und ihr Stimmrecht auf den Reichstagen nach Beendigung des gegenwärtigen nicht mehr ausüben solle. Da nun der gegenwärtige Reichstag zu einem beständigen wurde, so blieb Bremen im Besitze seines Rechtes. Münster wurde 1661 durch seinen kriegerischen Bischof Bernhard von Galen der Reichsfreiheit beraubt. Dies geschah nach wilden Unruhen, in welchen ein Domdechant, Namens Mallinckrodt, als heftiger Volksführer gegen den Bischof auftrat; die Stadt hielt mehrere Belagerungen und Beschießungen aus, bevor sie sich unterwarf (März 1661). Gegen Erfurt wurde 1664 zu Gunsten des Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, der sich ganz in französischen Schutz begeben hatte, auf gleiche Weise verfahren, weil die Erfurter den Namen des Kurfürsten nicht mit dem Beisatz „unser gnädigster Herr" in das Kirchengebet aufnehmen wollten. Die Unterdrückung dieser Stadt wurde mit französischen Truppen ausgeführt, die Ludwig XIV. dem Kaiser gegen die Türken zu Hilfe geschickt hatte, die aber der Kurfürst zur Bekämpfung seiner angeblichen Unterthanen in Anspruch nahm. Erfurt kapitulierte im Oktober 1664; die Behörden mußten auf öffentlichem Platze den Kurfürsten knieend ersuchen, die Huldigung der Stadt anzunehmen.*) Johann Philipp von Schön-

---

Guerike auf offenem Markte vor dem Kaiser und den Ständen seine berühmten Experimente mit der von ihm erfundenen Luftpumpe anstellte.

*) Zum Dank verschaffte Johann Philipp dem König von Frankreich aus Wien den mit kostbarem Schmuckwerk versehenen Sarg des Merowingerkönigs Chil-

born war derselbe Kurfürst von Mainz, welcher vorher in Frankfurt den Rheinischen Bund gestiftet hatte, vermittelst dessen das Deutsche Reich auf eine schmähliche Weise abgehalten werden sollte, einem bedrohten Mitstande beizustehen, und welchem neben einer Anzahl deutscher Fürsten auch der schwedische König als Herzog von Bremen und Verden sowie Ludwig XIV. selbst beitrat (August 1658). Auch die Stadt Magdeburg verlor fast zu gleicher Zeit mit Erfurt ihre Freiheit: sie wurde (1666) durch den Großen Kurfürsten mit Truppen besetzt und zu dem Vertrage von Kloster Bergen genötigt, durch welchen sie sich unter günstigen Bedingungen verpflichtete, einstweilen dem Administrator des Stiftes, Herzog August von Sachsen, und nach dessen einstigem Ableben dem Kurfürsten von Brandenburg zu huldigen. Friedrich Wilhelm unternahm diesen Gewaltstreich im Vertrauen auf den Kaiser, der kriegerischen Beistand von ihm erwartete. Auf gleiche Weise verfuhr Bernhard von Galen 1674 mit Höxter. Ebenso wurden im Jahre 1671 Köln und Braunschweig ihrer Freiheit beraubt; jenes schloß mit seinem Erzbischof einen Vergleich, dieses wurde vom Herzog Rudolf August zu Wolfenbüttel durch eine förmliche Belagerung zur Huldigung und zur Aufnahme von Truppen gezwungen. Dagegen mißlang 14 Jahre später ein Versuch des Königs von Dänemark, Hamburg zu einer dänischen Landstadt zu machen.

In das unbegrenzte Lob, welches viele Geschichtschreiber dem Schöpfer des Preußentums zollen, können wir, wie schon gesagt, nicht einstimmen. Jedenfalls war es aber ein Glück für Deutschland, daß Friedrich Wilhelm sich eng an Österreich anschloß, als Ludwig XIV. beim Tode des Kaisers Ferdinand III. (1657) dessen Sohn Leopold I. um die deutsche Krone zu bringen und die Wahl auf einen Fürsten zu lenken suchte, welcher schwach und phlegmatisch war. Auch die deutschen Fürsten bedurften eines Kaisers, welcher weder mächtig noch energisch war. Man stellte als Mitbewerber Leopolds I. den Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern auf, welcher 1651 in seinem 15. Lebensjahre seinem Vater Maximilian I. nachgefolgt war. Derselbe war ebenso unbedeutend wie Leopold und wurde zudem ganz von seiner französisch gesinnten Gemahlin Adelheid von Savoyen beherrscht. Ferdinand Maria war, was die Hofleute einen herzensguten und frommen Regenten nennen; er blieb aber sein ganzes Leben hindurch unselbständig. Er that in der Jugend alles, was seines Vaters alte Räte ihm angaben, und ließ sich nachher von seiner Mutter Maria Anna, einer Tochter des Kaisers Ferdinand II., die ihn sogar auf die

---

derich, der in Tournay gefunden und vom Erzherzog Leopold Wilhelm an den Kaiser geschickt worden war. Childerich war der Vater Chlodwigs.

Jagd begleitete, unbedingt beherrschen, bis endlich seine Gemahlin ihn zu leiten übernahm. Daß er sich zum Werkzeuge der französischen Politik gebrauchen lassen werde, war deshalb um so sicherer zu erwarten, weil die Franzosen dabei auf den lächerlichen Ehrgeiz der Juristen in seinem Kabinett rechnen konnten. Dieser Ehrgeiz führte auch bei der nach Ferdinands III. Tode in Frankfurt gehaltenen Wahlversammlung eine von uns schon erwähnte, für die deutschen Juristen und Fürsten jener Zeit sehr charakteristische Scene herbei. Es war nämlich schon seit mehreren Jahren Streit darüber, ob durch den Westfälischen Frieden die Pfalz wieder ihre alte Kurwürde mit allen an ihr haftenden Rechten und Bayern eine neue erhalten habe, oder ob die alte Kurwürde mit allen ihren Attributen an Bayern übertragen worden sei. Man hatte deshalb von bayrischer Seite, noch ehe die Nachricht von Ferdinands III. Tode nach Heidelberg gekommen war, durch vorher gedruckte Patente Besitz von dem bis zur Wahl eines neuen Kaisers nötigen Reichsvikariat genommen, das für Oberdeutschland von jeher der pfälzischen Kur zugestanden hatte, wie für Niederdeutschland der sächsischen. Der Kurfürst von der Pfalz aber, Friedrichs V. Sohn, Karl Ludwig, hatte dagegen protestiert und durch seine Juristen Deduktionen und schmähende Streitschriften veröffentlichen lassen, welche von den Bayern in gleichem Ton und Stil beantwortet wurden. Zu der Wahlversammlung schickte Ferdinand Maria seinen Minister, Mentor und Deduktionenmacher Öchsle; Karl Ludwig dagegen erschien in eigener Person. Öchsle nahm zu Frankfurt seines Herrn Sitz im Kurfürstenkollegium ein und hielt einen Vortrag über das Reichsvikariat, welcher durchaus nicht in dem jetzt sogenannten parlamentarischen Stil abgefaßt, sondern derb war, wie die bayrische Lebensart. Karl Ludwig, welcher ebenfalls nichts weniger als fein im Benehmen war, unterbrach ihn jedoch und verbot ihm, seinen Vortrag fortzusetzen. Öchsle kehrte sich nicht an diesen Befehl; als er aber von einer verwirkten Kurwürde redete, warf ihm Karl Ludwig das Tintenfaß an den Kopf. Obgleich Öchsle als echter Diplomat sich dadurch nicht stören ließ, sondern seinen Aufsatz ruhig weiter las, so entstand doch ein großes Geschrei über die Verletzung eines kurfürstlichen Repräsentanten. Beide Teile trafen sogar kriegerische Vorbereitungen; und nur mit Mühe gelang es dem Kurkollegium, den guten Kurfürsten von Bayern dazu zu bringen, daß er sich mit einer öffentlichen Entschuldigung des heftigen Pfälzers aus Stuartschem Blute begnügte. Karl Ludwig hatte seine heftige Sinnesart auch im eigenen Hause kundgegeben. Da seine Gemahlin Charlotte von Hessen ihn nicht liebte und kalt behandelte, wandte er seine Neigung einem Fräulein Luise von Degenfeld zu, die eine seltene Geistesbildung besaß und mit

ihrem kurfürstlichen Geliebten in lateinischer Sprache Briefe wechselte. Da seine Gemahlin ihre üble Laune nicht verbarg, gab er ihr an offener Tafel eine Ohrfeige, worauf die gekränkte Frau nur mit Mühe verhindert wurde, ein geladenes Pistol auf die Degenfeld abzufeuern. Diese hatte ihm bereits vier Kinder geboren, als die Kurfürstin sich bewegen ließ, sich mit einem Jahrgehalt nach Kassel zurückzuziehen (1662). Die Degenfeld, deren Kinder den Titel von Raugrafen und Raugräfinnen führten, starb 1677, als sie ihrer vierzehnten Entbindung entgegensah. Karl Ludwig war den Bestrebungen für Vereinigung der christlichen Bekenntnisse zugethan und zeigte auch darin eine seltene Freiheit der Denkweise, daß er den berühmten Philosophen Spinoza auffordern ließ, eine Professur in Heidelberg zu übernehmen, worauf dieser freilich nicht einging. Karl Ludwig ließ im Jahre 1671 seine durch ihre originellen Aufzeichnungen berühmte Tochter Elisabeth Charlotte zur katholischen Religion übertreten, um sie mit Ludwigs XIV. Bruder, dem Herzog von Orleans, vermählen zu können.

Da die drei geistlichen Kurfürsten dem Rheinischen Bunde angehörten, dessen Protektor Ludwig XIV. war, und da nur Brandenburg und Sachsen österreichisch gesinnt waren, so schien es leicht, Ferdinand Marias Erwählung durchzusetzen. Allein dieser selbst war durchaus nicht geneigt, eines bloßen Titels wegen sich und sein Land den Feindseligkeiten Österreichs preiszugeben. Die französischen Minister wandten alle möglichen Mittel an, um ihn zu bewegen, daß er die Kaiserwürde suche und annehme. Sie streuten Geld mit vollen Händen aus. Sie ließen den Kurfürsten durch seine Gemahlin in ihrem Sinne bearbeiten; doch wirkte derselben seine Mutter entgegen, welche eine Schwester des verstorbenen Kaisers war. Die Gesandten boten ihm 15 000 Mann französischer Truppen und viel Geld an. Der Herzog von Grammont trat bei den in Frankfurt versammelten Kurfürsten mit dem größten Glanze auf und begab sich auch nach München. Einer der drei Fürstenberge, welche im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts eine so undeutsche Rolle gespielt haben, Franz Egon, bot seine ganze französisch-italienische Feinheit für die Zwecke des französischen Königs auf*). Alle Bemühungen scheiterten an der hartnäckigen Weigerung des jungen Kurfürsten von Bayern, und Leopold I. wurde im Juli 1658 zum Kaiser gewählt. In der Wahlkapitulation mußte er jedoch versprechen, sich in den noch andauernden Krieg zwischen Frankreich und Spanien nicht einmischen zu wollen.

Wenn auch in Bezug auf die Kaiserwahl Ludwig XIV. seinen

*) Da der Name Egon im Hause Fürstenberg herkömmlich war und noch ist, so bezeichnete man sie und ihre politische Partei auch wohl als Egonisten.

Kaiser Leopold I.
(Nach dem Stich von P. Kilian.)

Zweck nicht erreicht hatte, so fand er doch auf andere Weise Gelegenheit genug, durch Unterstützung der schwächeren Fürsten und Herren, welche sich dem Kaiser und den Reichsgerichten widersetzten, in Deutschland seinen Herrscherstolz zu befriedigen. Durch französische Unterstützung wurde z. B. Johann Philipp von Schönborn, Kurfürst von Mainz, seinem Nachbarn Karl Ludwig von der Pfalz so beschwerlich, daß dieser ihn nur den Oberpriester nannte, der ihm in allem entgegen sei; freilich war auch Karl Ludwig kein besonders guter Nachbar. Ludwig XIV. und seine Minister konnten das Protektorat, welches Schweden und Frankreich durch den Westfälischen Frieden erhalten hatten, damals für sich allein benutzen, weil sie in der Nähe waren und blieben, der Schwedenkönig Karl X. aber mit dem Kriege in Polen und Dänemark zu thun hatte. Auch flossen, als nach Fouquets Entfernung Colbert die Leitung der Finanzen Frankreichs übernahm, alle die großen Summen, welche Fouquet für seine persönlichen Zwecke und Gelüste verwendet hatte, in den königlichen Schatz, und durch den neuen Minister wurden zugleich frische Quellen des Reichtums in Frankreich geöffnet. Außerdem hatten die Franzosen allein große Feldherren und ein gut bezahltes, wohl eingerichtetes Heer. Ludwig XIV. konnte sogar 1664 den Kaiser Leopold ein Hilfsheer gegen die Türken schicken, welche damals bis nach Wien streiften. Dieses Heer hatte großen Anteil an dem bei St. Gotthard an der Raab unter Montecuculi erfochtenen glänzenden Siege der Österreicher.

Sogar Kaiser Leopold selbst verhalf damals den Franzosen zu einem immer weiter ausgebreiteten Einfluß in Deutschland, als der Bischof von Münster, Bernhard von Galen, 1661 diese Stadt ihrer Reichsfreiheit beraubte und eine Citadelle in derselben erbauen ließ. Der Kaiser hatte nämlich im Einverständnis mit den Reichsgerichten eine Achtserklärung gegen die Stadt erlassen, weil sie in dem Streite, den sie seit 1657 mit ihrem Bischofe führte, Abgeordnete nach dem Haag gesandt hatte, um von den Generalstaaten Hilfe zu erbitten. In seiner Wahlkapitulation hatte der Kaiser versprochen, nicht zu dulden, daß Unterthanen der Reichsstände mit anderen Reichsständen oder mit auswärtigen Mächten Bündnisse schlössen. Leopold that aber noch mehr: er schickte dem Bischof Exekutionstruppen. Dieser erhielt bei seinem Kriege mit der Stadt auch französische Truppen und war deshalb fortan den Franzosen behilflich, ihre Absichten in Deutschland zu fördern. Im Jahre 1664 gelang es dem Könige von Frankreich, nicht allein die Verlängerung des Rheinischen Bundes zu bewirken, sondern auch die Fürsten von Württemberg, Darmstadt und Pfalz-Zweibrücken sowie den Bischof von Basel zum Beitritte zu bewegen. Ludwigs Minister ließen schon damals ihren König in symbolischen Gemälden und Kupferstichen

als die alles belebende Sonne darstellen: Fürsten und große Gelehrte, in und außerhalb Frankreichs, Maler, Baumeister, Bildhauer und Dichter priesen für Geschenke, Jahrgelder u. dergl. m. einen König, welcher die Kavaliere aller Nationen an seinem Hofe versammelte und ihnen auf Unkosten des Volkes prächtige Feste gab*). Sogar dem Kurfürsten von Brandenburg zahlten die Franzosen Geld und zogen ihn in das Bündnis. Doch trauten sie ihm nicht recht, seitdem er sich förmlich beschwert hatte, daß Ludwig dem Kurfürsten von Mainz zur Unterdrückung von Erfurt Truppen geliehen habe. Seit dem Jahre 1665, als der Rheinische Bund durch die Unterschrift, wenn auch nicht durch den thatsächlichen Beitritt des Großen Kurfürsten auf drei Jahre verstärkt worden war, änderten sich freilich die Umstände gänzlich, der Bund zerrann, und auch die Politik Johann Philipps von Mainz nahm eine andere Richtung; dagegen verkauften sich aber die deutschen Fürsten fortan einzeln den Franzosen, weil der Schwache von Kaiser und Reich wohl Urteile und Dekrete, aber keine thätige Hilfe zu erwarten hatte. Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen verpflichtete sich sogar insgeheim, für die 200 000 Thaler, die er jährlich von Ludwig XIV. empfing, auf den Reichstagen stets im Interesse Frankreichs zu stimmen.

Damals begann Ludwig, noch ehe er mit seinen Ansprüchen auf einzelne Stücke der spanischen Niederlande und gelegentlich auch auf deutsches Land auftrat, in Verbindung mit dem wiedereingesetzten Könige von England seine Neckereien gegen die sieben Provinzen der Niederlande. Er that dies unter dem Vorwande des Schutzes, den er deutschen Fürsten und Herren zu gewähren habe. Dabei war ihm wieder der ganz militärische Bischof von Münster, Bernhard von Galen, sehr nützlich, welcher seit seinem Streite mit der Stadt Münster über die Holländer sehr erbittert war und mit französischem Gelde Truppen geworben hatte. Auch des Kurfürsten von Köln und des Herzogs von Pfalz-Neuburg nahm sich Ludwig gegen die Holländer an. Er verlangte trotzig, daß die Generalstaaten, welche damals die Niederlande republikanisch regierten, dem Kurfürsten von Köln Rheinberg, das sie noch immer besetzt hielten, sowie dem Herzog von Neuburg einen festen Platz seines Gebietes, den sie ihm vorenthielten, zurückgeben sollten. Des Bischofs von Münster nahm sich Ludwig an, als derselbe wegen einer kleinen Grenzfestung mit den Holländern in Zwist geraten war.

*) Unter anderem bezogen der Geschichtschreiber Böcler in Straßburg und der berühmte Staatsrechtslehrer Conring in Helmstedt vom französischen Hofe Jahrgehalte von je 300 Thalern. Conring, vom Glanze der Regierung Ludwigs eingenommen, meinte in ihm den einzigen Helfer gegen die Türken, ja einen neuen Karl den Großen zu erkennen.

Der kriegerische Bischof hatte nämlich, als Hermann von Lichtenstein den Fürsten von Ostfriesland bekriegte und die Holländer demselben ihren Schutz gewährten, das Fort Bockeloe an der Grenze errichtet, um sie von da aus zu beunruhigen. Der Graf von Styrum bemächtigte sich aber dieses Forts, und die Provinz Geldern leistete demselben Hilfe. Hierauf zog der Bischof gegen die Verteidiger des Grafen ins Feld. König Ludwig gewährte ihm zwar, weil sein getreuer Freund, der Kurfürst von Köln, Verbündeter der Provinz Geldern war, keine militärische Hilfe; er beauftragte aber seinen Gesandten bei den Generalstaaten, den Grafen Estrades, sich der Sache des Bischofs anzunehmen. Nachher hatte Ludwig, wie wir später sehen werden, politische Gründe, den Holländern gegen den Bischof von Münster beizustehen. Sie hatten ihr Landheer vernachlässigt und waren dem kriegerischen Prälaten kaum gewachsen. Dieser vertraute auf Hilfsgelder von England, welche jedoch ausblieben oder zu spät ankamen. Da nun Galen auch von Brandenburg nachdrückliche Abmahnungen erhielt, so sah er sich genötigt, am 20. April 1666 unter französischer Vermittelung einen Vertrag zu schließen, in welchem die Holländer wegen Bockeloes nachgaben, er selbst aber sich verpflichtete, nicht mehr als 3000 Mann Soldaten zu halten. Übrigens gab sich Ludwig schon um jene Zeit Mühe, Jülich von Pfalz-Neuburg und Kleve von Brandenburg zu erkaufen.

Diese kurzen Angaben zeigen zur Genüge, wie die Verhältnisse Deutschlands unmittelbar nach der endlichen vollständigen Ausführung des Westfälischen Friedens und nach der offenen Verletzung desselben durch das gewaltsame Verfahren der Franzosen im Elsaß beschaffen waren. Sie sind hier vorausgeschickt worden, um zu erklären, worauf Ludwig XIV. sich stützte, als er ohne alle Rücksicht auf jenen Frieden seit 1665 zugleich Spanien und Deutschland zu berauben begann.

2. England von Oliver Cromwells Tode bis zur Rückkehr Karls II.

Oliver Cromwell hatte, obgleich er mit keinem seiner Parlamente zurechtgekommen war, die Regierung bis an seinen Tod (3. September 1658) behauptet. Auch sein Sohn Richard Cromwell würde sich haben behaupten können, wenn er, der ein untadelhafter Privatmann war, irgend eine Regenteneigenschaft oder einen Anhang und Verbindungen im Heere gehabt hätte*). Zwar bewirkten sein Bruder Heinrich und

*) Burnet sagt in der Geschichte seiner Zeit, französische Übersetzung T. I, pag. 178 ganz richtig: Cromwell avoit deux fils et quatres filles. Ses fils

der General Monk, von welchen jener in Irland, dieser in Schottland an der Spitze der Regierung und der Truppen stand, seine Anerkennung in beiden Ländern: aber die Offiziere und die Republikaner wollten nichts von ihm wissen, und bei den Frommen im Lande war er ebensowenig beliebt. Außerdem geriet er unglücklicherweise mit seinem Schwager Fleetwood in Streit. Endlich ließ er auch, obgleich sein Vater nicht dafür gesorgt hatte, unermeßliche Summen für sich und die Seinigen in Sicherheit zu bringen, demselben unter königlicher Pracht eine Leichenfeier veranstalten, wobei ein Wachsbild des Verstorbenen die Stelle des rasch verwesten Körpers vertrat und eine Krone auf rotem Kissen getragen wurde. Richard lud auch sonst, gerade zu einer Zeit, wo er das Geld am nötigsten brauchte, eine so große Schuldenlast auf sich, daß ihm niemand mehr Geld leihen wollte. Die Mistreß Hutchinson sagt in ihren Denkwürdigkeiten, Richard habe schon im November daran gedacht, einen Platz aufzugeben, der für ihn zu schwierig gewesen sei, und in der That habe der arme Mann einen so schwachen Geist besessen, daß man dies glauben könne. Hierbei hat sie seine Unfähigkeit offenbar übertrieben; denn Richard Cromwell, wiewohl etwas lässig und bequem, hatte doch Verstand und guten Willen. Jedenfalls aber erkannten die Soldaten gleich anfangs, daß sie einen Mann empor gebracht hätten, welcher nicht im stande sei zu regieren, und daß dieser ein Parlament versammelt habe, das leicht zur Wiedereinsetzung der Stuarts schreiten könne. Die Soldaten waren wirklich stets in Besorgnis, die ganze Nation möge sich gegen sie erheben und ihr Joch abschütteln. Indessen standen dem neuen Protektor einige tüchtige alte Räte seines Vaters zur Seite. Unter diesen waren zwar Pierpont und St. John Anhänger des Hauses Stuart; dagegen meinten es aber Thurloe, Whitelock, Lord Broghill und einige andere aufrichtig mit Richard und waren ganz andere Ratgeber und Staatsmänner, als die Camarilla, die sich später um den wieder eingesetzten Karl Stuart bildete. Hallam meint daher auch, es würde für Richard möglich gewesen sein, eine neue Dynastie zu begründen*).

---

n'avoient point sa fermeté, mais ils étoient honnêtes gens. Richard, l'ainé des deux, quoique déclaré protecteur en consequence du choix de Cromwell lui-même, choix de la réalité duquel néanmoins bien des gens doutèrent, n'avoit ni l'habitude ni la capacité des affaires. Il étoit innocent de tous les crimes de son père, aussi n'y avoit-il aucune prévention contre sa personne, et tant les royalistes que les presbytériens tous s'imaginèrent être favorisés par lui, quoiqu'il se donnât pour indépendant.

*) Hallam Constitutional History of England, vierte Auflage T. II, S. 125 sagt: Time would have worn away the stains of ignoble birth and criminal usurpation, and the young man, whose misfortune has subjected him to rather

Die Soldaten hatten schon im Oktober 1658 ihre Beratungen über Staatsangelegenheiten, welche ihnen unter Olivers Regiment untersagt gewesen, wieder begonnen; und Richard hatte, um sie in Ordnung zu halten, seinen Schwager Fleetwood zum Oberbefehlshaber ernannt. Dieser war aber nicht nur unsicher und schwankend in seinen Entschlüssen, sondern er stand auch ebenso, wie Lambert und alle anderen fanatischen Independenten und Republikaner, der Masse des Volkes, welche stets im Herzen royalistisch geblieben war, ganz fern. Nur Monk, welcher damals in Schottland alles in militärischer Ordnung hielt, erkannte, daß der Engländer ein Sklave der Gewohnheit sei und weder durch Propheten, noch durch Idealisten regiert werden könne. Monk hatte Oliver Cromwell, seitdem dieser das Land königlich regierte, unterstützt. Er hatte auch Richard Cromwell als Protektor ausrufen lassen: sobald er jedoch sah, daß derselbe nichts als ein guter Landedelmann sei, faßte er einen Entschluß, der auf die Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge gerichtet war. Diesen Entschluß teilte er aber, wie es einem General und Admiral geziemt, keinem Menschen mit, bis er ihn unerwartet ausführte.

Richard berief, weil er Geld brauchte, gleich anfangs ein Parlament, jedoch nicht nach der neuen Wahlordnung seines Vaters, sondern nach der alten; die Flecken gewannen wieder ihr Wahlrecht und mit ihnen der Adel seinen Einfluß. Dieses Parlament, welches notwendigerweise mit den Offizieren und Soldaten bald in Streit geraten mußte, ward am 27. Januar 1659 eröffnet. In ihm saßen einesteils die angesehensten und tüchtigsten Demagogen der republikanischen Zeit, ein Henry Vane, Haslerig, Lambert, Ludlow, Nevil, Bradshaw, Scott und andere, lauter Männer, welche in politischen Kämpfen geübt waren; anderenteils war aber auch eine Zahl ihrer wütendsten Gegner erschienen. Gleichwohl wurde von diesem Parlament nicht nur Richard als Protektor anerkannt, sondern sogar das von Oliver Cromwell bestellte Oberhaus, dessen Berechtigung sehr zweifelhaft und schwankend war, unter gewissen Beschränkungen vorerst zugelassen. Richard Cromwells Eröffnungsrede hatte nichts von dem rauhen und sonderbaren biblischen Tone, dessen Oliver sich bedient hatte, aber auch nichts von dessen Kraft und Originalität. Die Soldaten wollten aber gleich anfangs von diesem Parlament nichts wissen. Sie erhoben sich bald mit einem Nachdruck gegen dasselbe, welcher den Protektor in große Verlegenheit brachte. Fleetwood hatte den unzufriedenen Offizieren erlaubt, ihre auf den Umsturz der Regierung, zunächst aber

---

an exaggerated charge of gross incapacity, would probably have reigned as well as most of those, who are born in the purple.

gegen das Parlament gerichteten Versammlungen bei ihm in Wallingfordhouse zu halten; und es war eine förmliche Verbindung derselben mit den republikanischen Mitgliedern des Unterhauses geschlossen worden, um die Auflösung des verhaßten Parlaments herbeizuführen. Man nannte diese Verbindung die Kabale von Wallingford. Die vornehmsten Offiziere, welche zu diesem Bunde gehörten, waren Fleetwood, Desborough, Berry und Sydenham. Neben der Versammlung in Wallingfordhouse gab es noch zwei andere Versammlungen von Offizieren, welche auch Soldaten unter sich aufnahmen. Die Offiziere hatten sich also förmlich als politische Körperschaft konstituiert. Sie bestürmten seit dem März bald den Protektor, bald das Parlament mit Forderungen und Bitten, bis endlich im April ein offener Zwist zwischen ihnen und dem Parlament entstand. Zum völligen Bruche kam es, als das Parlament in demselben Monat dem Ansehen Fleetwoods und der Anmaßung des Heeres, von der bürgerlichen Regierung ganz unabhängig zu sein, durch die Erklärung ein Ende machen wollte, daß die bewaffnete Macht von den drei obersten Staatsgewalten abhänge. Desborough, der wie Lambert Fleetwoods Unentschlossenheit stets mißbilligt hatte, erklärte am 21. April dem jungen Protektor gerade heraus: der Augenblick der Entscheidung sei gekommen; er habe ihm daher im Namen der von ihm zusammenberufenen und befragten Offiziere und Soldaten zu erklären, daß das Parlament entweder von ihm, als der bürgerlichen Obrigkeit, oder durch das Schwert aufgelöst werden müsse. Richard möge jetzt wählen; wenn er sich für das erstere entscheide, so werde man für seinen Unterhalt und seine würdige Stellung sorgen; wähle er aber das letztere, so werde man ihn seinem Schicksale überlassen, und er werde ohne Freund und von niemand bedauert fallen. Alle Räte hatten damals den Protektor im stillen schon aufgegeben, mit alleiniger Ausnahme von Whitelock. Dieser riet ihm, sich nicht zwingen zu lassen, so groß auch seine Geldverlegenheit sei. Richard folgte jedoch der Mehrheit und löste das Parlament trotz seines Widerstrebens am 22. April auf.

Jetzt entstand eine völlige Anarchie: denn Richard wurde von jedermann verlassen, und Fleetwood, welcher den Oberbefehl des Heeres hatte, mußte sich gefallen lassen, daß der sogenannte Kriegsrat sich in alles mischte, und daß die Republikaner zwar der Gewalt wichen, die neue Regierung aber nicht als rechtmäßig anerkannten. Der Kriegsrat fand es ratsam, ein Parlament zu berufen: und da die Soldaten einsahen, daß sie auch hierzu kein Recht hätten, so verständigten sie sich mit Lenthal, dem Sprecher des Langen Parlaments, damit er diese einst widerrechtlich aufgelöste oder nach Hause geschickte Versammlung wieder einberufe. Von derselben war, wie erzählt, schon im Jahre

1648 eine große Zahl von Mitgliedern durch eine gewaltsame Maßregel ausgeschlossen worden. Von diesen Ausgeschlossenen waren noch 194 am Leben, davon wohnten 80 in London. Zum zweitenmal war das Lange Parlament — nunmehr als Rumpfparlament — im Jahre 1653 durch Cromwell in Person aus dem Hause getrieben worden. Die Frau Hutchinson sagt, daß vom Kriegsrat aus auch ihrem Mann und anderen das Einberufschreiben zugekommen sei. Es ist daher nicht richtig, wenn man sagt, daß nur 42 in diesem Parlament gesessen haben sollen, zumal da auch Ludlow, welcher Mitglied desselben war, ausdrücklich bezeugt, daß das Parlament aus 160 Mitgliedern bestanden habe.*) Dieses Parlament setzte wenige Wochen nach seiner Eröffnung den Protektor, welcher schon seit Ende April aufgehört hatte zu regieren, förmlich ab oder nahm die von ihm eingereichte Entlassung an, wobei ihm und seiner Mutter eine Pension von 10 000 Pfund gewährt wurde, auch sollte er auf sechs Monate gegen Verhaftung durch seine Gläubiger geschützt sein. Für die Räumung der in seinem Besitz befindlichen königlichen Schlösser erhielt er noch eine weitere Entschädigung von 2000 Pfund. Da ihm unter den Stuarts sein Jahrgehalt sehr verkümmert wurde, begab er sich nach Paris, wo er sich mit einem einzigen Diener behalf. Im Jahre 1680 kehrte er zurück und starb erst 1712, gegen Ende der Regierung der Königin Anna, 86 Jahre alt. Auch sein Bruder Heinrich, welcher an der Spitze des Heeres und der Civilgewalt von Irland stand, mußte sein Amt niederlegen, da er voreilig sich für die Rückkehr der Stuarts erklärt hatte; er starb 14 Jahre später in völliger Verlassenheit. Dem General Monk dagegen wurde die Leitung der bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten in Schottland einstweilen gelassen. Er wartete dort ruhig ab, was aus dem voraussichtlichen Streit des Parlaments mit den Offizieren und Soldaten werden würde.

Als das Lange Parlament am 7. Mai 1659 wieder zusammentrat, heuchelten die Soldaten vorerst tiefe Reue über ihr früheres Verfahren gegen dasselbe. Sie machten eine von Lambert, Fleetwood und anderen unterzeichnete Deklaration bekannt, in welcher es hieß: „Man habe sie irre geleitet und dazu verführt, die Entfernung des Parlaments zuzugeben; sie kämen sich aber seit dieser Zeit vor, als wenn sie von Gott selbst verlassen worden wären; sie würden sich daher jetzt vor Gott und Menschen demütigen, zu ihrer Pflicht zurückkehren und fortan das Parlament bei allem verteidigen, was dasselbe zum Besten

*) Wohl aber mögen, nach Guizots Angabe (in: Monk, Chute de la république), bei der Eröffnung nur 42 Mitglieder zugelassen worden sein, da man die im Jahre 1648 entfernten nicht zuließ.

des Landes thun zu müssen glaube." Nachdem diese Erklärung erlassen worden war, ordneten die revolutionären Offiziere ebenso einen Fast-, Buß- und Bettag an, wie dies während der stürmischen Jahre der voraufgegangenen Revolution so oft geschehen und den Empfindungen dieser Menschen natürlich war: die Armee wolle sich, hieß es, vor dem Antlitze des Herrn demütigen.

Gleich darauf meldeten sich die einst vom Heere und seinem Führer ausgetriebenen, meist presbyterianischen Mitglieder unter dem Vorgange des alten Prynne; sie wurden jedoch am Eingange des Hauses von demselben Obersten Pride zurückgewiesen, welcher im Jahre 1648 die sogenannte Reinigung vorgenommen hatte. Es kam dabei in den Gängen des Hauses zu großem Lärm und sogar zu Handgreiflichkeiten. Namentlich erlaubte sich der Royalist Sir George Booth sehr heftige Drohungen. Die abgewiesenen Deputierten kehrten in ihre Wahlbezirke zurück und hetzten die Einwohner gegen die neue Regierung auf. Da sich auch viele Royalisten und viele Beamte des alten Parlaments an sie anschlossen, so erhielt die Sache ein sehr bedenkliches Ansehen. Besonders in Chester, wo sich alles um den erwähnten Sir George Booth sammelte, wurde der Aufstand sehr drohend: er hatte sich anscheinend nur für die Wahl eines freien Parlaments erhoben, stand aber mit dem vertriebenen Hofe in Einverständnis. Die Republikaner beschlossen, ein Heer dahin zu schicken. Dieses Heer hätte Fleetwood als Oberbefehlshaber der ganzen Armee kommandieren sollen; man traute ihm aber weder Entschlossenheit noch Mut genug zu und erwählte statt seiner den General Lambert, so heftig auch der Oberst Hutchinson, welchem Lamberts Republikanismus verdächtig war, ihm entgegenarbeitete. Lambert, welcher zu Fleetwood in demselben Verhältnisse stand, wie früher Oliver Cromwell zu Fairfax, war im Kampfe mit den Royalisten glücklich: er zerstreute sie und nahm George Booth gefangen.

Das Parlament führte zwar den Spottnamen der Rumpf; es regierte aber doch und übte die Gesetzgebung. Es notifizierte den fremden Gesandten, daß es die Regierung übernommen habe; es bestellte einen Staatsrat und einen Sicherheitsausschuß; es erklärte ausdrücklich, eine Verfassung, bei welcher von der Oberherrschaft einer einzigen Person abgesehen werden sollte, einführen zu wollen; seine Mitglieder nannten sich wieder die Kinder Zions und beteten viel, wie vordem. Auch ein politisches Verdienst wollten sich die frommen Leute erwerben; denn sie versprachen eine Verfassung ohne König und Oberhaus. In dieser Zeit spielte Algernon Sidney, welcher als Dichter mit Lamartine zu vergleichen ist, eine bedeutende Rolle als Republikaner; später ward er durch seinen stoischen Trotz und durch seinen

mutigen Tod unsterblich. Sidney war der zweite Sohn des Grafen Robert von Leicester, aber der republikanischen Staatsform mit antiker Strenge ergeben, wenn er auch als Mitglied des Gerichtshofes, vor welchem der König stand, sich weigerte, das Todesurteil zu unterzeichnen. Als Cromwell, wenn auch nur unter dem Namen eines Protektors, die Alleinherrschaft übernahm, zog sich Algernon Sidney auf ein Familiengut zurück, wo er sich mit theoretischen Untersuchungen über Politik beschäftigte. Um die Zeit, von der wir reden, diente er der Republik als britischer Gesandter in Kopenhagen.

Schon im Mai begannen die Soldaten wieder ihr altes Spiel. Sie überreichten dem Parlament fünfzehn Forderungen, in welchen nach ihrem Ausdrucke diejenigen Dinge zusammengefaßt waren, die sie bei der Wiederherstellung des Parlaments im Sinne gehabt hätten. Über diese Forderungen entstand ein langer Zwist zwischen dem Kriegsrate und dem Parlament. Das letztere ergriff wegen der eingereichten Petition gewaltsame Maßregeln: alle Exemplare derselben wurden eingezogen und ein Haftbefehl gegen Lambert nur dadurch abgewendet, daß Fleetwood versicherte, Lambert habe von diesem Schritte seiner Offiziere nichts gewußt. Als jedoch am 23. September 1659 das Parlament den Beschluß faßte, daß es unnötig, lästig und gefährlich sei, die Zahl der Generale zu vermehren, wurde dies von den Soldaten als eine Kriegserklärung betrachtet, und Desborough übernahm jetzt Lamberts Rolle. Es wurde eine neue Petition aufgesetzt, in welcher man dem Parlament mit Gewalt drohte. 230 Offiziere unterschrieben dieselbe nicht allein, sondern sie wohnten auch insgesamt ihrer Überreichung bei. Drei Regimenter boten dagegen dem Parlament ihre Dienste an, und zugleich versprachen ihm Ludlow in Irland und Monk in Schottland schriftlich ihre Hilfe. Dadurch wurde Haslerig, welcher im Parlament das Wort führte, am 12. Oktober zu dem Vorschlage ermutigt, daß Lambert, Desborough und sieben andere Obersten verabschiedet und auch Fleetwood der Stelle eines Oberbefehlshabers enthoben und zum Präsidenten der mit der Verwaltung des Kriegswesens beauftragten Kommission ernannt werden solle. Zugleich riefen die Republikaner im Parlament zwei der Regimenter, welche ihre Hilfe angeboten hatten, herbei und stellten sie an zwei Orten in der Nähe des Parlamentsgebäudes auf, nämlich in Kingstreet und Palaceyard. Unterdessen war jedoch Lambert mit 3000 Mann nach London geeilt. Er besetzte seinerseits, sobald er dort angekommen war (13. Oktober), die zum Parlament führenden Straßen. Als der Sprecher Lenthal heranfuhr, um sich in das Haus zu begeben, befahl Lambert, daß der Wagen umkehren müsse, und ließ ihn unter Höflichkeitsbezeigungen nach Hause geleiten. Ebenso ließ er die anderen Mitglieder auf dem Wege

zum Parlamentshause anhalten, in ihre Wohnungen zurückführen und das Parlamentsgebäude selbst schließen. Die vom Parlament in Pflicht genommenen Regimenter verbündeten sich mit Lamberts Truppen, und alle zusammen hielten einen Fasttag.

Während auf diese Weise das Parlament außer Thätigkeit gesetzt wurde, versammelte sich der Staatsrat. In diesem hatten zwar neben Lambert und Desborough auch die Republikaner Haslerig und Morley Sitz und Stimme; sie mußten sich aber in den Willen der militärischen Beisitzer fügen, weil sie keine Truppen zur Verfügung hatten. Es wurde der Beschluß gefaßt, daß der Krigsrat (council of officers) den Entwurf einer neuen Regierungsform ausarbeiten und denselben einem neuen Parlament zur Prüfung vorlegen solle. Bei Auflösung des Staatsrats war der Präsident desselben, Bradshaw, auf den Tod erkrankt; er nahm seine letzten Kräfte zusammen, um gegen die Gewaltmaßregeln in den stärksten Ausdrücken zu protestieren, doch vergeblich. Die Soldaten und Offiziere des Kriegsrats schritten sogleich zum Werke. Sie ernannten Fleetwood, der weder eines eigenen Gedankens, noch eines festen Entschlusses fähig war, zum Oberbefehlshaber aller Truppen mit ganz unbeschränkter Gewalt, sowie Lambert zum Generalmajor der Heere von Großbritannien; sie kassierten die Parlamentsbeschlüsse vom 10., 11. und 12. Oktober; sie übertrugen endlich die ausübende Gewalt einem Sicherheitsausschusse von 23 Mitgliedern. Dies geschah am 26. Oktober 1659: diesmal hatten jedoch die Herren, welche die ganze Sache betrieben, die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Das Rumpfparlament nämlich wurde zwar von keinem Menschen bedauert und vermißt; aber in ganz England, Schottland und Irland war doch jedermann mit dem rohen Verfahren der Offiziere und ihres Lambert und Fleetwood um so mehr unzufrieden, als gerade der vorzüglichste von Oliver Cromwells Offizieren, der Oberst Monk, gar nicht gefragt worden war.

Monk hatte zu viel angeborenes Phlegma, zu viel Vorliebe für Ruhe und Lebensgenuß, er hatte unter Cromwell zu großen Ruhm im Land- und Seekriege geerntet, er hatte zu viel Gelegenheit gehabt, in Schottland die Schwierigkeit des Regierens unter den Umständen und Menschen seiner Zeit kennen zu lernen, als daß er sich an Oliver Cromwells Stelle hätte drängen wollen. Dagegen war er, mehr selbstsüchtig als ehrgeizig, zu einer rettenden That geneigt. Er entschloß sich zu einer solchen, und da er keines anderen Menschen als seiner Soldaten bedurfte, die ihm unbedingt vertrauten, so hüllte er sich in tiefes Geheimnis ein und band sich durch nichts, um je nach den Umständen auf die eine oder die andere Weise handeln zu können. Die Bildung eines Kriegsrats, wie er in England bestand, hatte er bei dem

schottischen Heere stets zu verhindern gewußt. Er kannte die Leichtfertigkeit Karls II. und seiner Umgebungen zu gut, als daß er diesen ein Geheimnis hätte anvertrauen mögen*). Seine Unzufriedenheit mit dem, was die Truppen in London begonnen hatten, gab Monk alsbald zu erkennen; er marschierte nach Edinburg, wo zwei Regimenter lagen, und erklärte den Truppen seine Absicht, für das Parlament einzutreten, was ebenso bei diesen wie bei den Einwohnern der Hauptstadt großen Jubel erregte. Dann schickte er den Hauptmann Johnson nach Berwick, um den dortigen Kommandanten zu unterstützen, dessen Offiziere großenteils für die neue Umwälzung waren. Diese wurden abgesetzt; und als Cobbet, vom Sicherheitsausschusse abgesandt, in Berwick ankam, um Monks Truppen zum Anschlusse an die neuen Gewalthaber zu bewegen, ließ Monk ihn und 17 andere Offiziere verhaften.

Ludlow, welcher zur Zeit des Parlaments im Staatsrate sehr thätig gewesen war, weist im einzelnen nach, daß der von den Offizieren eingesetzte Sicherheitsausschuß eine militärische Anarchie bezweckte, während dagegen der republikanische Staatsrat ebenso wie Oliver Cromwell gebietend gegen das Ausland auftrat. Diese republikanische Behörde stellte nämlich nach dem Tode des schwedischen Königs Karl Gustav das Gleichgewicht im Norden dadurch wieder her, daß sie mit den Holländern ein Übereinkommen schloß, nach welchem beide Republiken sich verpflichteten, in Gemeinschaft miteinander Friedensbedingungen aufzustellen und die Annahme derselben von seiten Schwedens und Dänemarks nötigenfalls mit Waffengewalt zu erzwingen. Zur Entwerfung jener Friedensbedingungen wurden alsbald Kommissare ernannt, und zwar von englischer Seite Algernon Sidney, Robert Honeywood und der Kaufmann Boon. Die Wirren der letzten Zeit hatten damals alle Ordnung so sehr zerstört und die Einnahmen so geschmälert, daß die Kommissare erst 14 Tage nach dem Empfange ihrer Instruktionen abreisen konnten, weil die 2000 Pfund, deren sie zu ihrer Sendung bedurften, nicht eher aufzutreiben waren. Aus ihren Verhandlungen mit den anderen Mächten gingen die oben näher dargelegten Haager Konzerte hervor.

Während Lambert und die Tüchtigsten unter den Republikanern die Staatsgeschäfte mit Eifer besorgten, erklärten sich nicht nur die Presbyterianer und die sehr zahlreichen Royalisten, welche die Masse

*) Diesen großen General schildert Ludlow, dessen Worte wir in der französischen Übersetzung anführen, gerade so, wie wir fast alle die Leute schildern würden, welche dem Kaiser Napoleon III. zur Krone verholfen haben: George Monk, homme ambitieux, avide, de principes relâchés, ou plutôt sans principes et d'une conduite vicieuse et scandaleuse.

des Volkes ausmachten, laut gegen die Soldatenherrschaft, sondern auch Monk gab immer deutlicher den Entschluß kund, sich des Parlaments gegen seine Unterdrücker anzunehmen und zu diesem Zwecke das schottische Heer nach London zu führen. Dieser Entschluß war die Folge seines Unwillens über den Übermut, welchen Lambert nach seinem Sieg über die Royalisten, welche unter Sir George Booths Führung aufgestanden waren, an den Tag legte. Monk war keines Enthusiasmus fähig; er dachte nicht an den König, sondern nur an sich selbst; er wollte aber, gerade weil er kein Enthusiast war, den Triumph der Radikalen und besonders Lamberts nicht zugeben. Er beschloß daher, mit den Waffen gegen die Urheber der dem Parlament angethanen Gewalt aufzutreten. Wie wenig ihm daran lag, ob er dem Rechte oder Unrechte seinen Arm leihe, bewies er gerade um jene Zeit sehr deutlich. Es hatten nämlich, als nach der Besiegung der Royalisten einzelne Kompanieen von Hackers Regiment in verschiedene Orte verteilt worden waren, die in Nottingham einquartierten Soldaten gegen die Bürger dieser Stadt allerlei Unfug geübt, sie waren aber von denselben zum Abzuge gezwungen worden und hatten deshalb nicht nur die anderen Kompanieen herbeigerufen, sondern sich auch an Monk gewandt. Dieser gab sich nicht die Mühe, den Grund oder Ungrund ihrer Beschwerde zu untersuchen, sondern erlaubte den Soldaten ohne weiteres, die Stadt Nottingham zu plündern. Gleich nachher aber verbot er ihnen dies wieder, weil der Oberst Hutchinson, welcher gerade beim Beginne der Plünderung nach Nottingham kam, ihn darum ersuchte; denn es war ihm ganz gleichgültig, ob gemordet und geplündert werde oder nicht. Als einen Mann von solcher Art hatte ihn auch Oliver Cromwell gekannt und benutzt.

Dagegen bewährte er sich auch bei seinem Zuge nach London als ausgezeichneten Feldherrn. Er rüstete sich schon Mitte Dezember für denselben und überschritt am Neujahrstag 1660 unter froher Stimmung seines Heeres den Grenzfluß Tweed, zog aber doch erst am 3. Februar in London ein. Den Rücken sicherte er sich dadurch, daß er ganz zuverlässige Besatzungen in den Citadellen von Edinburg und Leith zurückließ und, sobald er an die Grenze von England gerückt war, auch Berwick stark besetzte. Seine eigentliche Absicht entdeckte er bis zum letzten Augenblicke keinem Menschen, wie er denn wahrscheinlich auch noch gar keinen bestimmten Plan entworfen hatte, weil er nur nach den Umständen handeln wollte. Gerade deshalb erweckte der von ihm angenommene Titel: „Verteidiger der alten Gesetze und Freiheiten des Landes (assertor of the ancient laws and liberties of the country)" überall, wohin er kam, große Erwartungen. Alles strömte ihm zu, und er wurde allenthalben mit Jubel empfangen. Als ein

Offizier äußerte: „Dieser Monk bringt uns noch den Karl Stuart ins Land," züchtigte ihn der General öffentlich mit dem Stock. Widerstand fand er auf seinem Marsche nicht: denn Fleetwood war eine unbedeutende Persönlichkeit, und seine Soldaten verließen, als Lambert sie gegen Monk führen wollte, ihre Fahnen. In London herrschte damals völlige Anarchie. Die Bürger waren mit den Soldaten in Streit, sowie diese wieder mit ihren Offizieren, ein Teil der Flotte unter Lawson erschien in der Themse und erklärte sich gegen Lambert und seine Pläne. Weder der Staatsrat, noch der Sicherheitsausschuß wurden respektiert, obgleich beide sich damit zu helfen gesucht hatten, daß sie ein Parlament nach alter Weise auf den 24. Januar einberiefen. Dieser Beschluß kam gar nicht zur Ausführung, weil die republikanischen Soldaten nach ihrem eigenen Sinne gehandelt hatten. Sie waren vor das Haus des ehemaligen Sprechers Lenthal gezogen und hatten ihn durch dreimaliges Abfeuern ihrer Gewehre als den Repräsentanten des künftigen Parlaments und als den Generalissimus der Truppen (lord general of the army) begrüßt. Desborough hatte, als er sich von seinem Regiment verlassen sah, die Flucht ergriffen; Fleetwood aber hatte Lenthal als seinen Obern förmlich anerkannt und ihm knieend seine Bestallungsurkunde ausgeliefert. Schon am 16. Dezember 1659 war daher das von Lenthal einberufene Rumpfparlament unter dem lauten Zurufe derselben Soldaten, von denen es verjagt worden war, wieder zusammengetreten. Dasselbe erklärte Lambert für abgesetzt.

Während das republikanische Parlament einen Staatsrat einrichtete, welcher das Abschwören jeder Anhänglichkeit an das Königtum überhaupt und besonders an das Haus Stuart allen Engländern zur Pflicht machte, erhoben sich die Royalisten der nördlichen Grafschaften Englands aufs neue in Waffen. An der Spitze derselben stand Fairfax, welcher längst Royalist geworden war. Er besetzte im Januar 1660 York, weil Monk versprochen hatte, sich mit ihm zu vereinigen; er trat jedoch wieder zurück, als ihm Monk zu verstehen gegeben hatte, daß es noch zu früh sei, um sich öffentlich zu erklären. Monk wurde, wie er erwartet hatte, durch das Parlament nach London gerufen; dieses setzte ihm sogar ein Jahrgehalt von 1000 Pfund Sterling aus, schickte aber zugleich zwei Deputierte, Scott und Robinson, ab, welche ihn auf dem Marsche nach London begleiten und jeden seiner Schritte ausspähen sollten. Sie folgten dieser Anweisung so pünktlich, daß sie stets in einem Hause mit dem General übernachteten und ihn sogar, was nicht sehr würdig war, durch die Ritzen der Wände belauschten. Er zeigte sich daher unterwegs bald als Eiferer für die Sache des Parlaments, bald ermunterte er wieder insgeheim die zahlreichen Kundgebungen des Wunsches, daß das alte Königshaus wiedereingesetzt werden möchte,

was wenigstens der kürzeste, wenn auch nicht der beste Weg zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung war. Um den Schein zu vermeiden, als wenn er in militärischem Sinne Besitz von London nehmen wollte, brach Monk nur mit 4000 Fußgängern und 1800 Reitern von York auf, obgleich in und um London weit mehr Soldaten lagen. Dagegen schrieb er dem Sprecher des Parlaments, daß man fünf Regimenter aus London entfernen sollte. Diese Regimenter weigerten sich anfangs, die Stadt zu verlassen: sie ließen sich aber gleich nachher durch das Versprechen voller Zahlung zum Abzug bewegen. Am andern Tage (3. Februar 1660) rückte Monk mit seinen Truppen in London ein. Als ihm der Sprecher Lenthal in seinem Wagen begegnete, auf dessen Sitze der Parlamentsstab (the mace) lag, stieg der General vom Pferd, um ihn zu begrüßen; hierauf geleitete man ihn nach Whitehall, wo er in den Zimmern des Prinzen von Wales seine Wohnung erhielt.

Monk nahm sogleich seinen Platz im Staatsrate ein, lehnte aber die Zumutung ab, sich durch den vorgeschriebenen Eid vom Königtum ganz loszusagen; noch sieben andere Mitglieder hatten übrigens diesen Eid gleichfalls verweigert. Monk hatte auf seinem Marsche wie in London selbst erkannt, daß die Presbyterianer und Republikaner ihren Kredit verloren hatten, und daß die Soldaten nebst ihren Offizieren verhaßt waren. Er konnte daher keinen besseren Weg einschlagen, als daß er der öffentlichen Meinung ihren Lauf ließ. Im Parlament wies er den Sessel zurück, den man ihm aufgestellt hatte, und hielt seine vorsichtige Rede stehend, mit unbedecktem Haupte. Den königlich gesinnten höheren Klassen sicherte er mittelbar seinen Schutz zu durch die Erklärung, daß ein freies Parlament berufen werden solle. Der Gemeinderat von London beschloß am 8. Februar, es sollten bis zur Berufung eines neuen, freien Parlaments keine Steuern bezahlt werden. Dies war in den Augen des Rumpfparlaments eine höchst vermessene Auflehnung, und es verlangte von Monk, daß er die City züchtige und zur Unterwerfung bringe. Monk befand sich in der schwierigsten Lage: sein Gehorsam gegen die gesetzliche republikanische Regierung sollte nun erprobt werden. Im Herzen stand er auf seiten der Bürger, und seine Popularität stand auf dem Spiel. Er gehorchte dennoch, um die Macht in Händen zu behalten. Die Bürger hatten sich zum Widerstand gerüstet und die Straßen mit Ketten gesperrt. Mit Staunen und Schrecken sahen sie nun, daß Monk dem Rumpfparlament seinen Arm lieh. Er ließ seine militärischen Maßregeln meist von niederen Offizieren ausführen, da die höheren sich dessen weigerten. Aber schon am Abend des 9. Februar erklärte er, es sei nun genug geschehen und der Gehorsam hergestellt. Ja er stellte sich nun förmlich auf die Seite der

Bürger und erließ ein Schreiben an das Parlament, worin er geradezu verlangte, das Parlament solle innerhalb einer Woche sämtliche ausgeschlossenen Mitglieder wieder einberufen, und, so vervollständigt, sollte die Versammlung den Zusammentritt eines neuen, freien Parlaments auf den nächsten Mai vorbereiten. Hierauf, am 11. Februar, veranstaltete er eine Bürgerversammlung in der City, erklärte sein Bedauern, daß er in die Notwendigkeit versetzt worden sei, gegen die Londoner Einwohnerschaft vorzugehen, und teilte mit, welche Forderungen er an das Parlament gestellt habe. Diese Mitteilung erregte begeisterten Jubel; man läutete die Glocken, zündete Freudenfeuer an und bewirtete die Soldaten mit gebratenen Hintervierteln (rumps), worin zugleich eine Verhöhnung des Parlaments lag. Das letztere fügte sich, indem es nur noch die Verpflichtung auf die republikanische Form festzuhalten suchte; doch wurde hierauf nicht geachtet. Da seit Ende Dezember der Sicherheitsausschuß aufgelöst war, so ließ Monk selbst sogleich die einst ausgeschlossenen Parlamentsmitglieder wieder einberufen und für die erledigten Plätze neue Wahlen vornehmen. Auch führte er selbst, von vielen Offizieren begleitet, am 21. Februar 1660 die einberufenen Deputierten in das Parlament ein. Die Mehrheit in diesem Parlament war zwar nicht königlich, aber doch wenigstens presbyterianisch. Da das Volk, wie bei jeder reaktionären Bewegung zu geschehen pflegt, für den siegenden Teil Partei ergriff, so wagten die meisten Independenten nicht, ihre Sitze einzunehmen; ja, sie hielten es nicht einmal für ratsam, sich öffentlich sehen zu lassen. Für die Stuarts, welche sogar von den Presbyterianern ungefähr ebenso angesehen wurden, wie die Bourbons um 1814 von allen seit der Revolution herangewachsenen Franzosen, war es ein Glück, daß Haslerig und alle wütenden Independenten seiner Partei am 21. Februar 1660 sich stillschweigend aus dem Parlament entfernten; denn diesen würde es leicht gelungen sein, viele der Presbyterianer mit sich fortzureißen. Monk selbst trieb die Verstellung so weit, daß er bei der Eröffnung des Parlaments eine Rede hielt, in welcher er behauptete, eine republikanische Verfassung sei für den Staat und eine presbyterianische für die Kirche von England die passendste. Fast zu derselben Zeit aber, als er diesen Ausspruch that, erteilte er dem ihm ergebenen und verwandten Grenville den Auftrag, dem Prinzen Karl Stuart (Karl II.), der sich damals in Spanien aufhielt, einen Wink zu geben, daß er nach Holland gehen möge.

Das Folgende beweist, daß Monk, so gewissenlos-gleichgültig er in Bezug auf Religion und Moral auch war, sich doch meisterhaft auf das Bedürfnis der Menschen verstand, welche, wie die Geschichte aller Zeiten zeigt, nur durch Täuschung (humbug) regiert sein wollen. Er

ließ durch das Rumpfparlament einen neuen Staatsrat von 21 angesehenen Männern, Royalisten und Presbyterianern, bestellen und sich selbst zum Oberanführer aller Truppen der drei Königreiche, sowie — neben dem Admiral Montague, welcher längst für die Sache des Königs gewonnen war — zum Befehlshaber der Flotten mit einem Einkommen von 20 000 Pfund ernennen. Zugleich sprach das Parlament nicht nur George Booth und alle seit der Schlacht bei Worcester verhafteten Royalisten und schottischen Lords ganz frei, sondern es verpflichtete sich auch, noch früher, als man verlangt hatte, auseinander zu gehen, so daß ein neues Parlament am 25. April zusammentreten könne. Damit war ausgesprochen, daß die Stuarts wiedereingesetzt werden sollten. Am 16. März 1660 hielt das denkwürdige Lange Parlament, das im November 1640 zusammengetreten war, endgültig seine letzte Sitzung. Einen Tag vorher hatte es die eidliche Verpflichtung auf eine Staatsverfassung ohne Monarchen und ohne Oberhaus förmlich beseitigt.

Der einzige Mann, der sich ihrer Zurückberufung hätte widersetzen können, war Lambert. Er hatte dies auch zu thun versucht, noch ehe Monk durch Einberufung des Parlaments in seiner ursprünglichen Form seine eigentliche Absicht kundgegeben hatte. Lambert war nämlich, als Monk sich von Schottland aus nach London in Marsch gesetzt hatte, ihm mit 7000 Reitern entgegengezogen. Monk hatte aber das ganze Unternehmen des Generals schnell zu vereiteln gewußt. Er hatte sich bei seinem Aufenthalt in Yorkshire an Fairfax gewandt und diesem sogar das Oberkommando angeboten. Fairfax war zwar auf dieses Anerbieten nicht eingegangen; er hatte sich aber mit einer Anzahl alter Freunde für Monk erklärt, und hierauf war Lambert von seinen Soldaten verlassen worden. Man hatte Lambert nachher auf Befehl des Staatsrates verhaftet und in den Tower gebracht. Hier wurde er gefangen gehalten, bis im Anfange des April Monk, welcher damals schon mit Karl II. in Verbindung getreten war, im Begriffe stand, alle die Offiziere und Soldaten aus dem Heere zu entfernen, die sich weigerten, dem neuen, offenbar zur Wiederherstellung der alten Verfassung berufenen Parlament im voraus Gehorsam zu geloben. In diesem entscheidenden Augenblicke beschlossen einige Republikaner, Lambert zu befreien, um ihn noch einmal dem General Monk entgegenzustellen. Glücklich entkam er mit ihrer Hilfe aus dem Tower, indem er sich an einem Seile in die Themse hinabließ, einen bereit gehaltenen Kahn bestieg und in der City Zuflucht suchte. Er mußte aber damals die Erfahrung machen, daß die Gunst des Volkes und der Soldaten nicht zuverlässiger ist, als die der Fürsten. Die Bürger der City weigerten ihm gleich anfangs die Aufnahme, und als er in der

Grafschaft Warwick, in welche er hierauf geflohen war, eine Anzahl Soldaten um sich gesammelt hatte, ließ sich sein alter Freund und Kamerad Ingoldsby gegen ihn gebrauchen, während Monk in London blieb. Seine Truppen gingen in Masse zu Ingoldsby über, er wollte fliehen, aber Ingoldsby selbst ereilte ihn mit geladenem Pistol und nahm ihn gefangen, um ihn in den Tower zurück zu bringen. Als er durch London geführt wurde und das Volk über seine Gefangennehmung laut jubelte, erinnerte er seinen ehemals republikanischen Genossen Ingoldsby daran, wie richtig Oliver Cromwell einst die Gunst des Volkes und der Soldaten beurteilt habe. Er erzählte ihm: als einst er und Ingoldsby mit Cromwell nach Schottland gezogen seien und das Volk sie überall jubelnd empfangen habe, sei er selbst darüber entzückt gewesen und habe zu Cromwell gesagt, es freue ihn sehr, daß das Volk auf ihrer Seite wäre; Cromwell aber habe ihm kalt erwidert: „Verlaßt euch nur darauf nicht; denn dieselben Leute würden ein ebenso lautes Freudengeschrei erheben, wenn wir beide zum Galgen geführt würden.“ Am Tage vor der Eröffnung des neuen Parlaments (24. April) saß Lambert wieder im Tower gefangen. Um diese Zeit begann man schon hier und da im Lande, Karl II. als König auszurufen und seinen Namen in das Kirchengebet einzuschließen.

Zu der Zeit, als man in England für Karl II. thätig war, gab dieser seinen ganz gemeinen und verächtlichen Charakter öffentlich zu erkennen. Er reiste damals an den Ort, wo Don Luis de Haro und Mazarin über den Frieden unterhandelten, welcher, wie wir sahen, im Jahre 1659 zum Abschluß kam, buhlte auf niedrige Weise um die Gunst beider und ging, um dieselbe zu gewinnen, sogar oft in die Messe, was er dann später wieder hartnäckig ableugnete. Mazarin bewies damals dem General Lockart, welchen die englische Republik der Unterhandlungen wegen geschickt hatte, mehr Aufmerksamkeit, als dem leichtsinnigen Prätendenten. Doch suchte er Lockart, welcher auch Kommandant von Dünkirchen war, zu bewegen, daß er Karl in diese Festung aufnehme, wobei er sich auf Monk berief. Lockart begab sich in der That, sobald der französisch-spanische Friede abgeschlossen war, im Januar 1660 nach London, um sich mit Monk über Karls Aufnahme in Dünkirchen zu unterreden: er fand aber den General durchaus verschlossen. Sein Freund Middleton war offener. Dieser riet ihm, Karl in Dünkirchen aufzunehmen und ebenso, wie alle anderen thaten, aus der bevorstehenden Veränderung für sich selbst Vorteil zu ziehen. Lockart teilte jedoch die Verdorbenheit seiner Zeit nicht und wollte ohne Monks Befehl nicht handeln. Er erwiderte seinem Freunde Middleton, die Republik England habe ihm das Kommando in Dünkirchen anvertraut, und er wolle ihr Zutrauen nicht verraten.

Als das neue Parlament auf Ende April einberufen worden war, traf Monk zwar alle Anstalten, um die Truppen voneinander zu trennen, die unruhigen Offiziere zu entfernen und in der Miliz Presbyterianer und Royalisten anzustellen; er vertraute sich aber dem Könige immer noch nicht an, und man blieb während der Monate März und April in gespannter Erwartung dessen, was er im Sinne habe. Schon am 19. März nahm er jedoch den ihm verwandten John Grenville, der ihm einen sehr schmeichelhaft abgefaßten Brief des Königs zu übergeben hatte, freundlich auf, und bei dieser Gelegenheit gestand er zum erstenmale einem Menschen ein, daß er königlich gesinnt sei. Dagegen vermied er jede öffentliche oder schriftliche Erklärung über seine Absichten mit solcher Ängstlichkeit, daß Grenville, als er zu Karl zurückreiste, nur eine mündliche Antwort bringen konnte. Monk hatte nämlich alles, was Grenville dem Könige sagen solle, wörtlich aufgeschrieben; dies las er ihm vor, indem er ihn aufforderte, es seinem Gedächtnisse einzuprägen; das Blatt dagegen verbrannte er sofort. Übrigens würde Karl damals ganz gewiß alles, was Monk von ihm gefordert hätte, ohne Bedenken gewährt haben, weil seine Wiedereinsetzung ganz allein von diesem General abhing; allein ein Mann ohne Sitten und ohne Grundsätze, wie Monk war, dachte gar nicht daran, von Karl eine bestimmte Zusicherung über alle die streitigen Punkte der Verfassung zu verlangen, welche den Kampf mit dessen Vater veranlaßt hatten: eine solche würde freilich auch schwerlich viel genutzt haben. Grenville erhielt in dieser Hinsicht von ihm nur den Auftrag, dem Könige in seinem Namen den freundlichen Rat zu geben, er möge eine Amnestie ohne alle Ausnahmen oder doch nur mit sehr wenigen verkündigen lassen, ferner Religionsfreiheit gewähren, soweit sie nur irgend mit der Ruhe des Staates verträglich sei, endlich versprechen, daß er die in der Revolution veräußerten Staatsgüter ihren gegenwärtigen Besitzern belassen und außerdem die Zahlung des rückständigen Soldes an die Truppen übernehmen werde. In Bezug auf seine eigene Person nahm Monk heuchelnd und lügend die Miene der Uneigennützigkeit an; er erklärte, daß er für sich selbst gar nichts verlange. Gleichzeitig täuschten sich die Presbyterianer, Hollis und seine Freunde, so sehr über den Stand der Dinge, daß sie ebenfalls Abgesandte nach Brüssel, wo Karl sich damals aufhielt, schickten und dem König die Wiedereinsetzung anboten, aber nur unter den harten Bedingungen, die einst sein Vater auf der Insel Wight in den Tagen der äußersten Bedrängnis zugestanden hatte. Grenville dagegen überbrachte Monks mündliche Botschaft nach Brüssel. Karl gewährte zwar die von Monk gewünschte Amnestie; allein die Royalisten Hyde, Ormond und Nicholas, welche des Königs Begleiter im Exil gewesen waren und alle seine Schritte

leiteten, bewogen ihn, eine Klausel beizufügen, durch welche dieselbe wieder aufgehoben werden mußte. Sie behielten nämlich dem Parlament das Recht vor, die Zugeständnisse des Königs näher zu bestimmen, weil sie überzeugt sein konnten, daß das unter dem Einflusse von Monks Anhängern gewählte neue royalistische Parlament mehr königlich gesinnt und von Rachgier durchdrungen sein werde, als der König selbst. Die Schreiben des Königs an das bevorstehende Parlament wurden im übrigen ganz nach Monks Rat abgefaßt. Diese Briefe nebst vier anderen, an Monk selbst, an das Heer, an den Stadtrat von London und an den Admiral Montague, überbrachte Grenville nach England. Sie waren zwar alle versiegelt; Grenville hatte aber zugleich offene Kopieen für Monk erhalten, damit derselbe diejenigen unter ihnen, mit deren Inhalt er nicht zufrieden sei, vernichten könne. Monk billigte alle von Grenville überbrachten Schreiben; denn er war in Sachen der Religion und Moral Indifferentist und Kind einer Zeit, in welcher die Frömmelei mit der größten Verdorbenheit verbunden war; er hatte also auch kein Vaterland, sondern dachte wie seine Frau nur an sich selbst. Doch empfahl er dem Überbringer, das Geheimnis zu bewahren und die Briefe erst dann abzugeben, wenn er selbst es ihm befehlen werde. Karl seinerseits hatte sich damals aus Besorgnis, die Spanier möchten ihn in Brüssel festhalten, in das Marquisat seines Schwestersohnes Wilhelm III. von Oranien nach Breda begeben, um dort seine Zurückberufung nach England abzuwarten.

Die Wahlen für das Parlament, auf welche diesmal weder die Behörden noch die Soldaten einwirkten, waren, wie die allgemeine Stimmung im Reiche, den Republikanern durchaus nicht günstig; es wurden nur wenige von ihrer Partei gewählt. Dagegen bestand die Mehrzahl der Deputierten aus Presbyterianern, welche auch jetzt noch den König nur unter streng vorgeschriebenen Bedingungen auf den Thron zu berufen wünschten. Monk hatte jedoch lange vorher, ehe er sich noch öffentlich für den König erklärte, die bewaffnete Macht derart organisiert, daß die königlich Gesinnten den größten Einfluß erhielten. Er war zum Obergeneral (lord general) aller Truppen in England, Schottland und Irland ernannt worden und hatte zugleich die aus 14 000 Mann bestehende Miliz der Stadt London, welche gegen die Republikaner sehr feindlich gesinnt war, unter seinem Kommando. Er hatte außerdem mit der ihm eigenen Schlauheit und militärischen Fähigkeit nicht nur die höheren Stellen mit lauter Leuten von seiner Art besetzt, sondern auch die streng republikanischen Regimenter der alten Soldaten weit voneinander getrennt. Über sein neu organisiertes Heer und die Londoner Miliz hielt er am 24. April,

gerade als Lambert gefangen vorübergeführt wurde, schon unter dem Namen eines vom Könige bestellten Generals Heerschau.

Am 25. April 1660 eröffnete das neue Parlament, welches, zum Unterschied von dem auf königlichen Befehl gesetzmäßig berufenen, die Konvention oder das zusammengekommene Parlament genannt wurde, seine Sitzungen. Auch Monk war Mitglied desselben; er war von Devonshire und von der Universität Cambridge gewählt und nahm für Devonshire an. Da im Unterhause die Mehrzahl aus Presbyterianern bestand, so gab Monk, um ein Gegengewicht gegen sie herzustellen, zu verstehen, daß er sich nicht widersetzen werde, wenn alle alten Peers ihre Sitze wieder einnähmen. Diese fanden sich hierauf insgesamt im Oberhause ein, welches zuletzt nur aus einer kleinen Zahl presbyterianischer Lords unter dem Vorsitze des Grafen von Manchester bestanden hatte. Das Oberhaus wurde dadurch ultraroyalistisch und zeigte bald einen blinden Fanatismus gegen alle Revolutionäre oder vielmehr gegen alle diejenigen, welche nicht servil waren. Doch erschienen die Mitglieder des Oberhauses von Oxford und die seit dem Anfange des Bürgerkrieges ernannten Peers anfangs nicht.

Grenville stellte sich erst dem Staatsrat vor und übergab sodann am 1. Mai 1660 den beiden Häusern die an sie gerichteten königlichen Schreiben; sie dankten ihm und dekretierten für ihn ein Geschenk von 500 Pfund. Den Offizieren las Monk den an das Heer gerichteten Brief vor, den Kapitänen der Flotte Montague den für diese bestimmten, dem Stadtrat von London der Lord-Mayor das für ihn überschickte Schreiben. Alle beschlossen, eine Danksagung und einen Glückwunsch an den König zu richten. Die Versprechungen, welche in diesen Schreiben enthalten waren, sind unter dem Namen der königlichen Freiheitsbriefe von Breda bekannt. Es wäre dem Parlament leicht gewesen, auf den von Karls geheimen Räten eingeschobenen Vorbehalt gestützt, alles, was die Nation billigerweise fordern konnte, einzuschieben; dies wußten aber die Mitglieder zu hintertreiben, denen es lieber war, daß alles beim alten blieb. Diese Leute benutzten den herrschenden Widerwillen gegen Neuerungen und den Enthusiasmus für das Königtum, um in Eile zu beschließen, was einer reiflichen Überlegung bedurft hätte. Beide Häuser erließen zuerst die Erklärung, daß nach dem alten Fundamentalgesetze Englands die Regierungsgewalt dem Könige und dem Ober- und Unterhause gebühre. Dann luden sie Karl II. ein, nach England zurückzukehren und die Krone zu nehmen, die ihm kraft seines Geburtsrechtes gehöre. Daß sie das Königtum von Gottes Gnade und von der Geburt ableiteten, gaben sie auch noch durch eine von ihnen erlassene Verordnung zu erkennen, nach welcher ganz nach streng monarchisch-legitimistischer Anschauung die Regierungsjahre Karls

vom Todestage seines Vaters an gezählt werden sollten. Ferner wies das Parlament dem Könige, welcher in großer Geldverlegenheit war und damals auch von Privatleuten bedeutende Summen erhielt, vorerst für seine Schatulle 50 000 Pfund an, 10 000 in Gold und 40 000 in Wechseln auf Amsterdam. Ferner bewilligte man für die Bedürfnisse seines ältesten Bruders, des Herzogs von York, 10 000 und für die des jüngeren Bruders, des Herzogs von Gloucester, 5000 Pfund. Am 8. Mai wurde Karl II. mit Lärm und Freudenfeuern in London proklamiert; am 13. reiste eine Kommission des Parlaments zu ihm nach Breda. Dem Enthusiasmus widersetzten sich im Unterhause nur zwei alte Republikaner, der gelehrte Oberrichter Hale und der heftige Prynne, welche ihren Kollegen den bekannten Grundsatz, den Talleyrand in die berühmt gewordenen Worte: „nur keinen Eifer" (surtout point de zèle) gekleidet hat, anempfahlen. Als jedoch Monk ihnen widersprach, erstickten die Royalisten im Hause ihren Antrag durch lärmendes Geschrei. Monk sprach entschieden dafür, man solle Seiner Majestät Wohlwollen dadurch gewinnen, daß man sich auf seine Großmut verlasse. Dagegen war er in Bezug auf die zu gewährende Amnestie billiger und mäßiger, als die presbyterianischen Wortführer, die gern eine größere Anzahl von Richtern des Königs ausgeschlossen hätten. Dem loyalen Enthusiasmus, welcher damals verhinderte, daß man vor Karls förmlicher Wiedereinsetzung eine neue Urkunde über die zweifelhaften Punkte der Verfassung von ihm forderte oder überhaupt Bürgschaften für Freiheit und Recht begehrte, schreibt der Bischof Burnet, Zeitgenosse und zugleich mithandelnde Person, alle Fehler von Karls Regierung zu. Wir glauben jedoch, daß Henry Hallam dies sehr gut in einer kurzen Note zu seiner ausführlichen Untersuchung über die Wiedereinsetzung der Stuarts widerlegt hat: dieser gründliche und einsichtige Historiker findet nämlich den schwersten politischen Fehler Karls II. in dessen Einverständnis mit Ludwig XIV. und in den Ränken, die er, auf dieses Einverständnis gestützt, nachmals gegen die politische und religiöse Freiheit Englands schmiedete. Der Eifer für das erneuerte Königtum stand in Zusammenhang mit dem Haß und der Erbitterung, die man im ganzen Land und in allen Ständen gegen die Ausschreitungen des Heeres empfand. Diese Stimmung wurde in der Folgezeit für die bürgerliche Freiheit Englands ungemein förderlich: denn bis in die neueste Zeit waren die meisten Parteien, namentlich die Anhänger der alten Einrichtungen, die Konservativen, vom tiefsten Mißtrauen gegen jedes stehende Heer beseelt und eifersüchtig darauf bedacht, ein solches nie mehr zu Bedeutung und Einfluß gelangen zu lassen. Gleichwohl ging nach der Restauration die Auflösung der furchtbaren republikanischen Armee in bester Ordnung von statten;

die meisten dieser entschlossenen, fanatischen Krieger kehrten in ihre früheren Lebenskreise zurück; Räubereien und Gewaltthaten, wie sie anderweit nach geschlossenem Frieden von versprengten Banden verübt wurden, fanden in England nicht statt. Es zeigte sich, daß die Soldaten der Republik doch etwas Besseres gewesen waren, als Prätorianer oder charakterlose Mietlinge: man hat wahrgenommen, daß diese Männer auch später, als sie in das bürgerliche Leben zurückgekehrt waren, durch Ernst und Sittenstrenge sich ausgezeichnet haben.

3. Erste Zeit von Karls II. Regierung.

Im Mai 1660 setzte Karl II. mit seinen beiden Brüdern, von welchen der jüngere, der Herzog von Gloucester, schon ein halbes Jahr später starb, auf der von Montague befehligten englischen Flotte von Holland nach England über. Er wurde bei seiner Landung von Monk empfangen. Dieser setzte ihn auf der Reise von Dover nach London in nicht geringe Verlegenheit. Er überreichte ihm nämlich zu Canterbury eine Liste von Männern, die er für geeignet hielt, den geheimen Rat des Königs zu bilden, die aber diesem nicht gefielen. Es war daher sehr gut, daß Monk keine Bedeutung auf seinen Vorschlag legte. Vor London war, als Karl am 29. Mai, seinem Geburtstag, sich der Stadt näherte, ein Heer von 40—50 000 Mann in Reihe und Glied aufgestellt. Die gemeinen Soldaten empfingen den König mit tiefem Schweigen; alle Oberoffiziere dagegen erschienen, wie Clarendon berichtet, demütig huldigend vor ihm.

Die Regierungszeit Karls II. zerfällt in zwei Teile. Der eine umfaßt die Zeit von 1660 bis 1668, in welcher Karl vom Parlament sogar in seinen Verkehrtheiten unterstützt wurde; die andere die folgende Zeit bis zu seinem Tode (1685), in der er das Land zu verraten schien, weil es seinen Ministern gelungen war, ein dem Volke verhaßtes Parlament, welches stets durch neue Wahlen ergänzt und stets schlechter ward, 18 Jahre lang beisammen zu halten. Wir wollen zuerst die inneren Angelegenheiten Englands während der ersten Jahre von Karls Regierung für sich allein betrachten, dann aber in einem anderen Abschnitt die auswärtigen Dinge — die englische Geschichte in Verbindung mit der gleichzeitigen Geschichte von Deutschland, Holland und Spanien — behandeln.

Als Karl II. die Regierung Englands antrat, war er 30 Jahre alt; er war 1630 geboren. Er hatte in Frankreich, wo er sich zur Zeit der Fronde aufhielt, alle Liederlichkeiten der französischen Aristokratie geteilt und sich nachher stets nach dem Augenblicke gesehnt, wo er eines königlichen Lebens auf dem Thron genießen, die Regierungs-

Karl II., König von England.
(Reproduktion des Stiches von B. Picart: nach G. Kneller.)

geschäfte aber anderen überlassen könnte. Ehe er sich nach England eingeschifft hatte, war er von Breda nach dem Haag gereist; und hier hatten sich die hochmögenden Herren gegen ihn, dessen Schwestersohn durch sie von allen Stellen seines Vaters ausgeschlossen worden war, auf eine unwürdig schmeichelnde Weise benommen, nachdem sie ihn vorher, solange er im Elende war, schmählich beleidigt hatten. Zu beiden Zeiten war es der gepriesene Republikaner de Witt, welcher den anderen voranging*). Nach den Erfahrungen also, welche Karl im Leben gemacht hatte, mußte er über Freiheit und über Menschen notwendig so denken, wie sein Lehrer, der Philosoph und Materialist Hobbes. Dieser Gegner des Idealisten Descartes, seines berühmten Zeitgenossen, war durch die herrschende Religion und durch den Mißbrauch der Freiheit zum Feinde jedes Kirchentums sowie zum Verteidiger des Egoismus der vornehmen Welt und zum Lobredner der autokratischen Regierungsweise gemacht worden. Er hatte schon im Jahr 1628 das Geschichtswerk des Thukydides ins Englische übersetzt, um seinen Landsleuten durch das Spiegelbild der athenischen Demokratie zur Zeit des großen Bürgerkrieges zwischen den griechischen Stämmen Abneigung gegen diese Staatsform einzuflößen. Der Naturzustand ist ihm ein steter Kampf egoistischer Kräfte, ein Krieg aller gegen alle. Der Staat entsteht aus dem Bedürfnis, dem Elende dieses Zustandes zu entgehen, aus der gegenseitigen Furcht, welche das Ringen selbstsüchtiger Wesen veranlaßt. Die Religion ist ihm ebenfalls ein Erzeugnis der Furcht und in der Hand kluger Regierungen ein Mittel zur Handhabung der bürgerlichen Ordnung**). Er hatte im Ausland den König Karl als jungen Mann kennen gelernt und ihm mathematischen Unterricht erteilt. Dieser war entzückt gewesen, einen Mann zu finden, der ihm systematisch bewies, daß ein Regent weder an die Moral, noch an die Gesetze gebunden sei, weil beide nur für gemeine, nicht aber für vornehme Leute verbindlich seien. Der junge Fürst machte sich Hobbes' Philosophie, Politik und Religion ganz zu eigen und blieb diesen An-

*) Der holländische Annalist Aitzema sagt, Karl habe erklärt, daß er an keinem der Höfe, die er besucht, einen solchen Glanz und eine solche Pracht gesehen habe, wie sie die Staaten von Holland bei dem ihm im Haag gegebenen Feste gezeigt hätten. Dieselben hatten für seinen Empfang und seine Bewirtung die ungeheure Summe von drei Millionen Gulden bewilligt und Holland noch sechs Tonnen Goldes hinzugefügt. Beim Abschied empfahl Karl den Generalstaaten seinen zehnjährigen Neffen, Wilhelm III.

**) Hobbes' System bietet den schlagendsten Beweis, daß der Materialismus keineswegs mit dem Streben nach sittlicher Freiheit zusammengeht. Sein Hauptwerk heißt „Leviathan" (zuerst London 1651); der Name des Ungeheuers bezeichnet hier das verheerende Auftreten rücksichtsloser Elementarkräfte, denen durch Zucht und Staatsordnung gesteuert werden müsse.

sichten sein ganzes Leben hindurch getreu. Er mußte also grundsätzlich die Freiheit hassen und dagegen den monarchischen Pomp sowie die Hierarchie einer alleinherrschenden Kirche, welche seinen Zwecken diente, schätzen und lieben. Gut unterrichtet war der neue König; er war aber mehr Franzose als Engländer, stets von verdorbenen Dirnen, ganz vornehmen und ganz gemeinen, sowie von Spaßmachern und Spöttern umgeben, selbst lebhaft und geistreich, ein unerschöpflicher Schwätzer und Witzling und reich an Anekdoten aller Art, die er gern und gut erzählte. Jede Religion war ihm gleichgültig, weil er durchaus kein edleres inneres Bedürfnis kannte. Sehr abgeneigt war er den Anglikanern, den presbyterianischen sowohl als den bischöflichen, und ihrem Kultus; noch mehr freilich den sittenstrengen Puritanern mit ihrem biblischen Prophetenton. Er gab die Langeweile, die er bei dem in England gebräuchlichen vielen Beten, Singen und Predigen empfand, durch Mienen und Geberden deutlich zu erkennen. Ebenso sprach er offen aus, daß er weder an die Keuschheit der Weiber noch an die Tugend der Männer glaube, und daß er von keinem Menschen wahre Treue oder Anhänglichkeit erwarte: er meinte, daß jede Tugend ihren Preis habe, mit dem man sie zu Falle bringen könne. Was das letztere angeht, so ist schon das eine ein Beweis seiner Leichtfertigkeit, daß er dies laut und offen aussprach, während es sonst von vornehmen Leuten als ihr Geheimnis betrachtet und bewahrt wird.

Die Regierung leiteten anfangs in Verbindung mit Monk die vier Männer, welche während der Verbannung Karls seine Geschäfte gut besorgt hatten. Diese Männer waren Eduard Hyde, welchen Karl zum Kanzler und später zum Grafen von Clarendon machte, der Marquis von Ormond, Lord Colepepper und der Sekretär Nicholas. Leider waren aber dem Könige auch Morrice und Ashley Cooper (der nachherige Graf Shaftesbury) von Monk empfohlen worden. Karl wurde lange Zeit von einer völlig sittenlosen Frau, mit welcher er Kinder erzeugt hatte, und die er zur Herzogin von Cleveland ernannte, auf eine ganz ärgerliche Weise geleitet. Dieselbe war eine geborene Französin, hieß eigentlich Luise von Querouaille, daher die Engländer sie anfangs Madame Carwell nannten, wurde später Herzogin von Portsmouth und übte ihre Herrschaft über den König, die bis zu dessen Tode dauerte, einzig im Interesse Frankreichs und Ludwigs XIV. Er war außerdem von Anfang an stets in Geldverlegenheit. Diese drückte ihn um so empfindlicher, als er sich durchaus des Heeres schnell entledigen und also für 60 000 Mann Soldaten den rückständigen Sold auftreiben mußte. Doch wurde die Entlassung der Truppen, wie schon bemerkt, mit Hilfe des Parlaments, welches nach und nach die zu ihrer Verabschiedung erforderlichen Summen bewilligte, glücklich ausgeführt.

Einem Regiment nach dem anderen wurden seine Rückstände ausgezahlt, und die Soldaten ließen sich die Verabschiedung ohne Murren gefallen. Die Sache war übrigens dadurch noch mehr erschwert worden, daß der Oberbefehlshaber Monk wegen seiner niedrigen Habgier das Vertrauen des Heeres verloren hatte. Dieser Mann machte sich durch sein unwürdiges und gieriges Betragen, in welchem er von seiner Gemahlin unterstützt wurde, später sogar dem Könige selbst verächtlich, nachdem er es schon längst beim Volke gewesen war. Vorerst erhielt Monk vom Könige viele Güter und zu seinen übrigen Einkünften ein Jahrgehalt von 7000 Pfund; auch ward er zum Ritter des Kniebandordens sowie zum Herzog von Albemarle und Grafen von Torrington ernannt. Der Admiral Montague, welchem der König nächst Monk das größte Verdienst um seine Wiedereinsetzung zuschrieb, erhielt gleichfalls den Kniebandorden und ward Graf von Sandwich.

Die Presbyterianer und die Bischöflichen beruhigte der Kanzler durch eine königliche Erklärung auf ebenso geschickte Weise, wie die Truppen abgefunden worden waren. Die Zahl der Bischöfe, die bis auf neun gesunken war, ward ergänzt, und die Pfründen wurden ihnen zurückgegeben: doch sollten die Einrichtungen des Episkopats verbessert und dem Kapitel (council) wie den Ältesten einiger Einfluß zugesichert werden. Die vom Könige erteilte Amnestie wurde, trotz des heftigen Widerspruchs des Oberhauses, aufrecht erhalten. Gegen die 51 noch lebenden Personen, welche wirklich als Richter den König Karl I. mitverurteilt hatten, wurde streng verfahren. Neunzehn von ihnen hatten das Land verlassen; die übrigen wurden vor eine außerordentliche Kommission gestellt, welche Clarendon als Kanzler leitete, und welcher auch der Herzog von Albemarle (Monk) angehörte. Als Königsmörder (regicides) wurden die Angeklagten zum Tode verurteilt und zehn von ihnen, darunter Harrison, wirklich hingerichtet; ebenso Cook (Coke), der als Ankläger des Königs aufgetreten war. Die Leichen Oliver Cromwells, Ireton's und Bradshaws wurden schmählicherweise ausgegraben, nach Tyburn geschleift, aufgehängt und dann enthauptet (1661). Dies geschah zur Sühne am 21. Januar, dem Tage der Hinrichtung Karls I. Unter den Leichen, die in der Westminsterabtei beigesetzt waren, und die man nun wieder ausgrub, befanden sich auch die der Mutter Cromwells und des großen Admirals Blake. Später befahl der König selbst, diese Exekutionen einzustellen. Lambert wurde nach der Insel Guernsey verwiesen; Henry Vane war der letzte, der auf dem Schafott seinen Tod fand (Januar 1662). Hutchinson, Lenthal, St. John und 16 andere Personen wurden damit bestraft, daß sie für keine bürgerliche, militärische oder geistliche Stelle mehr gewählt werden durften.

Gegen die oben genannten Staatsmänner, denen Karl, weil er selbst zu eigentlichen Geschäften nie aufgelegt war, die Regierung überließ, und von welchen der Kanzler Hyde ihm als Mentor bald beschwerlich ward, arbeiteten die Günstlinge des Königs. Unter diesen sind vorzugsweise Bennet und Berkley hervorzuheben, von welchen der erstere nachher zum Grafen von Arlington, der letztere zum Herzoge von Falmouth ernannt wurde. Beide wirkten in hohem Grade verderblich auf den König. Sie waren die Gelegenheitsmacher bei seinen unzähligen Liebschaften, und der eine (Bennet) hatte ihm früher den Sophisten Hobbes zugeführt, der den Absolutismus und Materialismus systematisch lehrte und die Gewalt als Recht darstellte. Auch der Graf Bristol und der Herzog von Buckingham waren sehr geschäftig, dem Könige seinen Kanzler Hyde sowie alle ehrlichen Leute überhaupt lächerlich und verhaßt zu machen und dagegen ganz leichtfertige Menschen an die Spitze der Geschäfte zu bringen. Der Herzog von Buckingham war ein vollkommener Hofmann, er war lebhaft, witzig und sarkastisch, wie der König, durch sein Äußeres und durch vornehme Manieren ausgezeichnet, aber ohne alle reellen Kenntnisse, ohne Treue, Glauben und Scham und trotz seines sehr großen Vermögens immer in Geldverlegenheit. Er war früher als Kind oft in Karls Gesellschaft gewesen und traf ihn, als er, nach der Sitte adliger Herren, seine Reise an die Höfe machte, 1645 in Paris wieder.

Das Parlament, welches den König zurückberufen hatte, bewilligte ihm auf Lebenszeit ein auf Steuern und Accise angewiesenes Einkommen, dessen Ertrag man auf 1 200 000 Pfund veranschlagte. Dieses Einkommen, verbunden mit dem Ertrag der Krongüter, machte ihn fast unabhängig. Und Karl war glücklich genug, nicht nur von seiten dieses Parlaments keinen Widerstand zu erfahren, sondern auch vermittelst des Kanzlers Hyde, jetzt Grafen von Clarendon, das zweite Parlament für seine persönlichen Zwecke gebrauchen zu können. Dieses letztere, das sich im Mai 1661 versammelte*), begünstigte besonders die Wiedererrichtung der anglikanischen Kirche, weil Clarendon die Presbyterianer abzufinden verstand. Durch eine ganze Reihe von Parlamentsakten wurde alles, was vor der Restauration eingeführt worden war, für ungültig und nichtig erklärt, und es wurden den Anglikanern ihre Pfründen und Güter zurückgegeben. Die Lehren der Hochkirche sollten in Büchern nicht bekämpft werden dürfen; die Non-

*) Dieses zweite Parlament Karls II., welches 18 Jahre beisammen blieb, wurde das Lange Royalistische, aber auch das Pensionierte Parlament genannt, weil die Mehrzahl seiner Mitglieder in königlichem Solde stand. Rapin Thoyras behauptet jedoch, dies sei anfangs nicht der Fall gewesen, sondern erst nachdem die entstandenen Lücken durch successive Wahlen ausgefüllt worden wären.

konformisten waren in Übung ihres Gottesdienstes auf Bewilligung aus Gnaden angewiesen. Im Jahre 1663 wurden Kultus und Kirchenglauben durch ein von König und Parlament erlassenes bürgerliches Gesetz vorgeschrieben, nachdem der Kanzler vergebens den Versuch gemacht hatte, die ganz geistliche Sache der Verbesserung der Liturgie und des Common Prayerbook oder des symbolischen Buches der anglikanischen Kirche durch eine Synode presbyterianischer und bischöflicher Geistlichen ordnen zu lassen. Das symbolische Buch wurde, nachdem Geistliche der Staatskirche es reformiert hatten, auf dem gewöhnlichen Wege zum Gesetz gemacht. Schon vorher waren alle diejenigen, welche nicht den Huldigungseid geleistet und den König als Haupt der Kirche anerkannt hatten, oder mit anderen Worten alle diejenigen, welche nicht die Kirche des Tyrannen Heinrich VIII. als die Kirche Christi anerkennen wollten, sowohl von den bürgerlichen Stellen und Ämtern, als auch von den Pfründen und von den höheren Lehranstalten ausgeschlossen worden. Durch diesen Parlamentsbeschluß oder durch die sogenannte Uniformitätsakte wurden ebenso in England, wie durch ähnliche Maßregeln in Deutschland, viele Hunderte von Pfarrern und Schullehrern von Amt und Brot getrieben und ins tiefste Elend gestürzt. Diese Akte ist, soviel auch neuerdings in England für Milderung der Härte gegen Andersdenkende geschehen ist, nie förmlich aufgehoben worden. Durch sie wurde verordnet, daß in allen Kirchen nur die verbesserte Vorschrift über Glauben und Gottesdienst (the common Prayerbook and ordination of ministers) und die in ihr vorgeschriebenen Formen und Formeln gebraucht werden dürften, und daß von einer gewissen Zeit an alle Geistlichen sich derselben in der Kirche bedienen sollten. Gegen eine solche Verfügung war, soweit der persönlichen Überzeugung keine Gewalt angethan wurde, nichts zu erinnern: allein man forderte auch ebenso, wie damals in Deutschland geschah, daß die Geistlichen durch einen besonderen Revers ihren aufrichtigen Glauben an alles das, was in jenem symbolischen Buche enthalten sei, oder, wie es lautete, ihre aufrichtige Zu- und Beistimmung zu dem gesamten Inhalte desselben (their unfeigned assent and consent to every thing contained in it) beurkunden sollten. Das Parlament von 1661, unter dem Eindrucke des Hasses gegen die Revolution gewählt, zählte viele heißblütige Kavaliere in seiner Mitte, die königlicher waren als der König; diese kannten auch in ihrem Eifer für die Hochkirche keine Grenzen und verlangten, daß der Covenant öffentlich von Henkers Hand verbrannt werde. In Schottland, welches nach der Revolution wieder ein besonderes Reich wurde und wie früher sein eigenes Parlament in Edinburg hatte, mußte man freilich vorsichtiger verfahren; in den westlichen Grafschaften hielten sich noch alte

Covenanters, die unter den furchtbarsten Verfolgungen standhaft blieben; wir vermeiden es jedoch überall, auf die schottischen und irländischen Angelegenheiten näher einzugehen, weil diese ganz der Specialgeschichte angehören. Aus demselben Grunde übergehen wir die entsetzlichen reaktionären Grausamkeiten, zu welchen Karl wider seinen Willen durch sein zweites Parlament genötigt wurde, viele grausame Hinrichtungen, den Prozeß des Grafen Argyle in Schottland und die von den Anglikanern und Katholiken Irlands gegeneinander geübten Greuelthaten.

Der Privatangelegenheiten des Königs Karl und seiner Umgebungen müssen wir ausnahmsweise erwähnen, weil der Gang der europäischen Geschichte mit Karls Leichtsinn und mit der Geschichte seiner Mätressen und Günstlinge, an die er unerhörte Summen verschwendete, zusammenhängt. Karls älterer Bruder, **Jakob, Herzog von York**, war seinem ganzen Wesen nach von ihm völlig verschieden. Jakob war in Frankreich von den Jesuiten bekehrt worden, trat aber erst später (1669) aus der anglikanischen Kirche förmlich aus. Er bereitete seinem Bruder, dem er sonst eifrig ergeben und gehorsam war, sowie seiner Mutter durch eine Mißheirat großen Verdruß. Er heiratete nämlich Anna Hyde, die nicht eben schöne, aber geistvolle und liebenswürdige, dabei sehr leichtfertige Tochter des Kanzlers Clarendon, wodurch der letztere zugleich hochmütiger und verhaßter gemacht wurde, wiewohl er uns in seinen Denkwürdigkeiten hoch und teuer versichert, daß er diese schon im Auslande heimlich vollzogene Heirat des mutmaßlichen Thronerben höchlich mißbilligt habe. Jakobs Heirat wurde erst durch die Schwangerschaft der Herzogin kund; Clarendon soll damals den König gebeten haben, sie in den Tower zu sperren. Indessen wurde nach einigen Aufwallungen das Ehebündnis von dem Könige und dessen Mutter gutgeheißen, dem Kanzler aber von vielen übel gedeutet. Außerdem war Jakobs Gemahlin so wenig vorsichtig in ihrem Betragen, daß man, als sie ihrem Gemahle einen Sohn geboren hatte, sogar dessen Echtheit bestritt. Da König Karl mit und ohne seine Schuld sich stets in Geldverlegenheit befand, so war die Vermählung seines Bruders mit einer Dame, die ihm keine fürstliche Mitgift brachte, eine neue Quelle von Verlegenheiten. Die Hofleute nämlich, welche Jakob umgaben, und Karls Minister, die denselben zu Willen waren, nahmen bei der Einrichtung von Jakobs Haushalt den orientalisch-prächtigen Hof Ludwigs XIV. zum Muster und umgaben den Herzog von York mit einem Glanze, wie wenn dieser nicht ein englischer, sondern ein französischer Prinz wäre. Jakob schrieb es seinem Schwiegervater zu, wenn der König seinen Geldverlegenheiten nicht so, wie er wünschte, abhalf. Karl konnte dies jedoch nicht; denn er hatte anfangs die

Güter der Krone, welche ihm zurückgegeben wurden, noch nicht in Händen, mußte das meiste von dem, was das Parlament ihm ohne Kargheit gewährte, für die Bezahlung des rückständigen Soldes der Soldaten ausgeben und ward endlich noch dazu durch seine täglichen Gesellschafter in Verlegenheit gebracht, weil diese ihn, was sehr leicht war, von allen ernsten Geschäften zu entfernen trachteten und deshalb von Tag zu Tage mehr in kostspielige Vergnügungen und Ausschweifungen hineintrieben. Macaulay hat übrigens richtig bemerkt, daß Karl keinen Wert darauf legte, ob er nach göttlichem oder nach menschlichem Rechte König sei, wenn er nur den Staatsschatz als den seinigen benutzen und seinen Lüsten frönen konnte. Karl erstrebte die autokratische Gewalt nicht wie Ludwig XIV., um aller Welt gebieten und jedermann durch seinen Pomp und seine Pracht blenden zu können, sondern wie Ludwig XV., um mit einer Aristokratie, welche der französischen zur Zeit der Regentschaft ähnlich war, Orgien und Feste zu feiern und Dirnen zu beschenken.

Seine beständige Geldnot verleitete ihn, zumal da er in den ersten drei Jahren nach seiner Rückkehr durch den Enthusiasmus des Volkes und durch die Gunst des Parlaments über die Bedingungen seiner Lage getäuscht wurde, zu unbesonnenen Schritten, die ihn bald ganz mit der Nation entzweiten. Zu diesen Schritten zählen wir besonders sein vertrautes Verhältnis zu Ludwig XIV., seine geheime Korrespondenz mit diesem und die Niederträchtigkeit, von ihm ein Jahrgeld oder mit anderen Worten ein Almosen anzunehmen und mit ihm insgeheim gegen die Holländer zu konspirieren. Geldverlegenheit bewog auch den König, die portugiesische Prinzessin Katharina, die Schwester des Königs Alfons VI., gerade in dem Augenblicke zu heiraten, als die Spanier ein Heer rüsteten, um Portugal wiederzuerobern (Mai 1662). Diese Ehe war schon darum den Engländern zuwider, weil man bestimmt wußte, daß sie unfruchtbar bleiben werde. Karl sollte als Mitgift seiner künftigen Gemahlin 500 000 Pfund bar, das auf der Nordküste von Afrika gelegene Tanger sowie die Stadt Bombay in Ostindien und freien Handel mit Portugal und dessen Kolonieen erhalten; das bare Geld war ihm indessen die Hauptsache. Dies bewies er, als die Spanier ihm zwei Prinzessinnen von Parma mit einer größeren Ausstattung in der Ferne zeigten und er alsbald einen Vertrauten nach Parma schickte, um zu sehen, ob nicht eine von den beiden ihm angebotenen Prinzessinnen ein leidliches Aussehen habe. Als dies nicht der Fall war, ward endlich die englische Flotte abgeschickt, um Tanger in Besitz zu nehmen und die königliche Braut aus Lissabon abzuholen. Die Flotte kam für beides zur rechten Zeit. Die Spanier gaben nämlich ihren Einfall in Portugal erst dann auf, als die englische

Flotte im Tajo erschienen war; und die Mauren würden die Stadt Tanger, deren Besatzung sie bereits zusammengehauen hatten, besetzt haben, wenn nicht der Graf von Sandwich mit seiner Flotte eingetroffen wäre. Die Hoffnung Karls auf das viele bare Geld war indessen durch den spanischen Einfall in Portugal vereitelt worden: er mußte sich gefallen lassen, daß vorerst nur die Hälfte, der Rest aber in Terminen bezahlt wurde.

Mit Ludwig XIV. wäre Karl schon zu der Zeit, als noch Fouquet in Frankreich die Finanzen mehr zu seinem als zu seines Königs Vorteil verwaltete, gern in eine Privatkorrespondenz getreten, um Staatssachen hinter dem Rücken seiner Minister zu verhandeln, weil Ludwig ihm nicht nur ein Jahrgeld gab, sondern auch 50 000 Pfund zur Bestechung der englischen Wähler und der Mitglieder des zweiten Parlaments zahlte. Die Verschwendungen des Königs nahmen aber mit jedem Jahre zu, besonders seitdem der alte, getreue Verwalter seines Privatschatzes, der Sekretär Nicholas, von seiner Stelle entfernt worden war. Man kam daher 1662 auf den Einfall, die Städte Dünkirchen und Mardyk, welche Cromwell in seinem letzten Lebensjahr (1658) durch Festigkeit und kluge Benutzung der Umstände von Frankreich erworben hatte, an Ludwig XIV. zu verkaufen.

Der Verkauf dieser Plätze erregte, mit Recht oder mit Unrecht, in England den heftigsten Unwillen. Das Volk legte auf den Besitz von Dünkirchen den höchsten Wert: diese Seefestung, die man als den Schlüssel zu den Niederlanden betrachtete, galt zugleich in der öffentlichen Meinung als ein Ersatz für das im vorhergehenden Jahrhundert aufgegebene Calais. Die allgemeine Entrüstung traf jedoch noch immer weniger den König, welchem auch andere gehässige Dinge nicht übelgenommen wurden, als vielmehr den Kanzler Clarendon, der damals noch alle politischen Geschäfte leitete. Dieser hat daher auch die Geschichte des gehässigen Verkaufes von Staatseigentum zu Gunsten der königlichen Verschwendung für liederliche Leute beiderlei Geschlechtes in seinen Denkwürdigkeiten von der vorteilhaftesten Seite her dargestellt. Er spricht sich über den Gang der Sache folgendermaßen aus: „Außer den Lasten der Krone waren große Summen für den Sold der Landtruppen erforderlich sowie für die starken Flotten, welche ausgerüstet werden mußten, um die Seeräuber von Tunis und Algier zu bezwingen, die Straße von Gibraltar zu bewachen und die Kauffahrer zu schützen. Dazu kamen aber noch die Summen, welche die Besatzungen von Dünkirchen, Tanger, Bombay und Jamaika jährlich erforderten, und die ungeheuren Kosten eines zu erbauenden Hafendammes. Alles dies waren Ausgaben, welche bis auf die letzten Zeiten ganz unbekannt waren. Der Lord Schatzmeister hatte dem Könige schon sehr oft vor-

gestellt, daß es unmöglich sei, diese Lasten länger zu tragen; und der König hatte sich nach anderen Mitteln umgesehen. Als man jedoch gar keine fand, hielt endlich der Lord Schatzmeister mit dem Lord General und anderen Geheimräten eine Beratung, um zu überlegen, ob denn wirklich der Besitz von Dünkirchen die 120 000 Pfund wert sei, die er jährlich koste." Nach diesen einleitenden Worten berichtet Clarendon: der Kanzler der Schatzkammer habe hierauf auch mit ihm von der Sache geredet, ihn aber so abgeneigt gefunden, daß er sich an den König gewandt habe; und dieser habe, während er selbst (Clarendon) am Podagra krank gelegen, einen geheimen Conseil berufen, bestehend aus ihm selbst, dem Könige, dem Herzoge von York, dem Lord Schatzmeister, dem Lord General, dem Grafen von Sandwich, dem Vicekammerherrn Sir George Carteret, welcher als General zur See gedient habe, und zwei Staatssekretären. Nachdem dann Clarendon der Länge nach die Gründe für den notwendig gewordenen Verkauf von Dünkirchen angeführt hat, berichtet er weiter, der König habe auf diesen Verkauf angetragen und dabei erklärt, daß es ihm einerlei sei, ob die Stadt an Frankreich oder an Spanien falle; es komme ihm vielmehr nur darauf an, wer am meisten dafür geben wolle. Erst dann, sagt Clarendon, sei die Sache vor den geheimen Rat gebracht worden, dessen Mitglieder alle zugestimmt hätten. Endlich habe der König erklärt, daß er der französischen Regierung den Vorzug gebe. Er habe also dem König Ludwig XIV. die Sache mitgeteilt, und dieser habe den Grafen d'Estrades, welcher zum Gesandten in Holland ernannt worden war, inkognito über London reisen lassen. Hier seien dann fünf oder sechs Peers, unter ihnen der Kanzler Clarendon, der Schatzmeister und der Lord General vom Könige ernannt worden, um mit Estrades zu unterhandeln. Die englischen Kommissare hätten für die Abtretung von Mardyk und Dünkirchen anfangs eine so große Summe gefordert, daß Estrades gar kein Gebot habe thun wollen. Hierauf habe dann vom Juni 1662 an ein schmähliches Bieten und Herunterbieten stattgefunden, bis man endlich von den geforderten zwölf Millionen Livres auf fünf Millionen heruntergegangen sei, für welche Summe auch das ganze englische Kriegsmaterial in den Städten mit übergehen sollte. Weil Karl durchaus bares Geld gebraucht und Ludwig die ganze Summe nicht vorrätig gehabt habe, seien zwei Millionen in Wechseln angenommen und im Oktober 1662 endlich der Kauf förmlich abgeschlossen worden.

Wir haben diese Angelegenheit ausführlich behandelt, weil der Verkauf der genannten beiden Städte in Verbindung mit dem Umstande, daß der Herzog von York im Jahre 1669 öffentlich katholisch ward und dadurch auch seinen Bruder, den König, wie sich später zeigte,

mit gutem Grund in den Verdacht des Papismus brachte, die Nation gegen Karl erbitterte. Hieran war der Kanzler freilich nicht beteiligt; aber der Verkauf von Dünkirchen wurde ihm allgemein zur Last gelegt, und der Unwille wegen eines bald nachher unnützerweise mit den Generalstaaten angefangenen Krieges führte seinen Sturz herbei. Was das letztere betrifft, so wäre unter den damaligen Staatsmännern Englands Clarendon allein allenfalls im Stande gewesen, es mit Ludwigs XIV. Ministerium, welches in der französischen Geschichte seinesgleichen nicht hat, einigermaßen aufzunehmen. Übrigens hat er sich in seinen Denkwürdigkeiten große Mühe gegeben, den Anteil an dem Verkaufe von Dünkirchen von sich abzuwälzen; wer aber seine sehr lange Darstellung der Sache liest, kann ihn aus sich selbst widerlegen.

Von dem Augenblicke des Verkaufes der Stadt Dünkirchen an dreht sich die ganze europäische Geschichte um die vier Kriege, welche Ludwig XIV. mutwillig begann. Von diesen vier Kriegen gehören nur die drei, welche für Ludwig glücklich waren, hierher; denn der vierte, welcher einen unglücklichen Verlauf hatte, fällt in das 18. Jahrhundert. Diese vier Kriege waren: der sogenannte Devolutionskrieg, der Holländische Krieg, der Deutsche (Orleansche oder Pfälzische) Krieg und der Spanische Erbfolgekrieg.

4. Ludwig XIV. und seine Minister.

Es war um die Mitte des 17. Jahrhunderts dahin gekommen, daß stehende Heere, ihre Stärke und Beschaffenheit über das Schicksal der Völker entschieden. Es waren also auch vom Volke ganz unabhängige, der Regierung unbedingt zu Gebote stehende Einnahmen nötig, um die Heere und ihre Anführer unterhalten und das immer kostbarer werdende Kriegsmaterial bezahlen zu können. Diese neue Art von Finanzeinrichtung ward in Frankreich durch Ludwigs XIV. Minister Colbert geschaffen, welcher nicht, wie seine Vorgänger, durch gedungene und gewissenlose Blutsauger immer neue Auflagen erfinden und mit Härte erheben ließ, sondern vielmehr durch Beförderung des Handels, der Gewerbe und des Landbaues das Volk in stand setzte, mehr als vorher zu zahlen: unter ihm hob sich der Betrag der Staatseinnahmen allmählich bis auf 116 Millionen Livres im Jahre. Auch die Kollegen Colberts waren ausgezeichnete Männer; und die Gelehrten, sowohl die protestantischen, als auch diejenigen, welche aus den Kollegien der Jesuiten hervorgegangen waren, beeiferten sich um die Wette, ihre Studien für das Leben und den Staat nützlich zu machen.

König Ludwig XIV. selbst hatte freilich nur wenig Kenntnisse, und sein Privatleben entsprach der strengen Religiosität oder Devotion,

in welcher er erzogen worden war, keineswegs; er war aber zum Herrscher eines Glanz, Pomp und Deklamation liebenden Volkes geboren. Er war jung, schön und mutig und übte durch Blick, Stimme und äußere Haltung die Kunst eines Autokraten ganz meisterhaft aus. Er blendete zugleich den Hof und das Volk durch die Pracht seiner Bauwerke und Festlichkeiten sowie durch den Glanz der von ihm unterstützten Litteratur und Kunst. Er verstand es, den hohen Adel an den Hof zu ziehen, wo dieser sich in Schulden stürzte, und wo nicht das hohe Alter eines Adelsgeschlechtes, sondern die Gunst des Königs Rang und Ansehen verlieh. Während früher die Großen eine Vasallenschaft gebildet hatten, welche in den Provinzen ererbte Macht oder doch selbständigen Einfluß besaß, scharten sie sich nun um den Herrscher und erwarteten von ihm allein Glanz und Beförderung. Wenn auch Ludwig dabei eine Mätresse nach der anderen königlich ehrte, so wahrte er doch immer einen gewissen Anstand und sank niemals zur Gemeinheit herab. Wir werden daher auch weder hier noch im Folgenden über die Hofgeschichten dieser klassischen Zeit des französischen Lebens, über die wir eine ganze Bibliothek von Denkwürdigkeiten haben, ausführlich sein, zumal da uns das Talent mangelt, dergleichen Dinge würdig darzustellen. Nur des Ministers, welcher dem Könige und seinem Hofe die Mittel zu ihrer überall gepriesenen Freigebigkeit, die auch zuweilen Verschwendung war, herbeischaffte, wollen wir näher gedenken.

Jean Baptiste Colbert war nicht von hoher Herkunft, sondern der Sohn eines Kaufmanns zu Reims: doch fand er, wie so viele andere, einen Heraldiker, der ihm einen Stammbaum zurechtmachte, nach welchem er von einer uralten adligen Familie abstammte. Er hatte sich durch kaufmännische Betriebsamkeit empor gebracht und war zuerst von dem Staatssekretär le Tellier in Geschäften gebraucht worden. Dieser hatte ihn an Mazarin empfohlen, der ihn dann zum Verwalter seines ungeheuren Vermögens machte. Als solcher zeigte er so ausgezeichnete finanzielle Talente, daß Mazarin ihn dem Könige empfahl. Von diesem ward er zuerst zum Intendanten und dann zum Generalintendanten der Finanzen sowie später zum Minister ernannt. Daß Colbert nicht nur mit Strenge, sondern sogar mit Härte die Zurückgabe der Domänen oder Kammergüter an die Krone durchsetzte, alles beitrieb, was seit Heinrichs IV. Zeit dem Schatze entzogen oder vorenthalten war, kann ebensowenig geleugnet werden, wie die Leute zu beklagen sind, denen er ihre in unruhigen Zeiten erworbenen Reichtümer entriß. Colbert häufte durch die Bestrafung der Wucherer, welche den Staat betrogen hatten, und durch die Beitreibung der Rückstände große Summen im Schatze auf. Er verbesserte nicht nur die Verteilung und Erhebung der Steuern, sondern verminderte auch die

Kosten ihrer Erhebung. Seine dem Lande ebenso vorteilhaften, wie für den Dienst des Königs einträglichen Verfügungen bewirkten, daß nach kurzer Zeit der französische König mehr Aufwand machen, mehr Pensionen und Geschenke verteilen konnte, als irgend ein anderer Monarch in Europa. Dadurch wurde die ganze vornehme künstlerische und gelehrte Welt an Ludwigs Hof gefesselt, und diese verkündete dann, wie sie zu thun pflegt, des reichen und freigebigen Königs Lob an allen Ecken und Enden.*) Besonders in Deutschland wurde Ludwig vergöttert, und bald herrschten an allen den kleinen deutschen Höfen französische Moden, Sitten, Sprache. In Frankreich selbst wurde der Adel dazu gebracht, daß er seine Schlösser und Güter verließ, um am Hofe zu leben, wo er nicht nur genötigt war, sich der strengen Etikette zu fügen, sondern auch verweichlichte, in Schulden geriet und einerseits zwar Feinheit und Bildung erlangte, andererseits aber auch, weil er der Gunst des Königs bedurfte, seinen Trotz aufgeben und servil werden mußte.

Colbert hat das Verdienst, daß er einen höheren Bürgerstand schuf, von dessen Nachkommen, freilich zum Teil infolge der nach Colberts Tode eingetretenen Protestantenverfolgung, viele Häupter der ersten Handlungs- und Bankierhäuser Deutschlands herstammen. Er unterstützte Handel und Industrie, ließ die vorhandenen Heerstraßen in guten Stand setzen und legte neue an. Auf sein Betreiben wurde durch den Ingenieur Riquet der Kanal von Languedoc zur Verbindung des Atlantischen und Mittelländischen Meeres gegraben und der Plan zum Kanal von Burgund entworfen. Auf seinen Rat wurden Freihäfen zu Marseille und Dünkirchen errichtet und der Adel durch die Zusicherung, daß dieses seinem Range nicht schaden solle, zur Betreibung des Großhandels aufgemuntert. Als Colbert 1669 auch Marineminister geworden war, schuf er eine neue Marine, weil Mazarin die alte in den Häfen hatte verfaulen lassen. Anfangs kaufte er neue Schiffe im Auslande, dann aber ließ er sie in den eigenen Häfen bauen. Außerdem wurde durch Colbert nicht nur der Hafen von Rochefort neu geschaffen, sondern es wurden auch vier große Seearsenale zu Brest, Toulon, Dünkirchen und Havre errichtet; und als Ludwig 1672 an den Krieg mit Holland dachte, besaß er zum großen Schrecken der Holländer schon 40 Linienschiffe. Im Jahre 1664 ent-

*) Colbert ließ durch Lyonne Erkundigungen über diejenigen im Auslande lebenden Gelehrten einziehen, welche durch ihren Ruhm und Einfluß nützlich werden könnten. Hierauf erhielten 60 derselben vom französischen Hofe Pensionsanweisungen; in dem begleitenden Sendschreiben an jeden einzelnen hieß es, der König bitte denselben, sein Wohlthäter sein zu dürfen, da er nicht das Glück habe, sein Souverän zu sein.

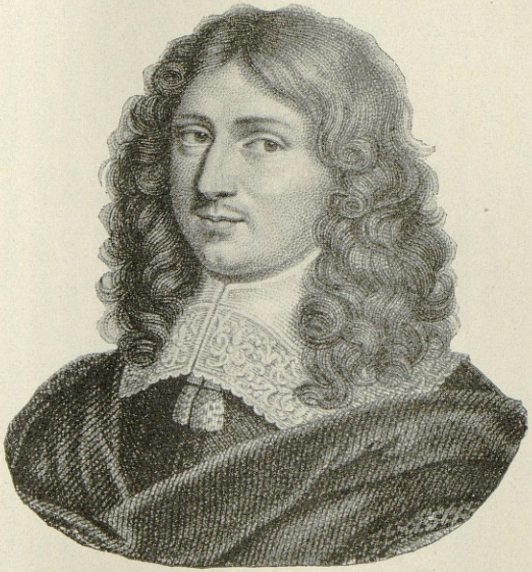
standen zwei große Gesellschaften für den ostindischen und den westindischen Handel; für Ostindien wurde Pondichery Mittelpunkt der französischen Besitzungen. Die Kolonieen in Canada und Martinique wurden neu eingerichtet, die Franzosen auf San Domingo gegen die Spanier unterstützt, neue Niederlassungen in Cayenne und auf Madagaskar errichtet. Der Handelsstand wurde veranlaßt, der Regierung seine Wünsche vorzutragen. Freilich stand Colbert ganz in den Anschauungen seiner Zeit, indem er die fremden Erzeugnisse durch hohe Zölle entfernt halten, gleichzeitig die französische Produktion, mitunter durch unzeitiges Eingreifen, heben und so das Geld im Lande behalten wollte. Nicht alle seine Einrichtungen brachten nachhaltigen Vorteil; namentlich kamen sie dem Landbau weniger als dem Handel zu gute. Auf seinen Rat ließ Ludwig die bestehenden Civil- und Kriminalverordnungen verbessern und ordnen; auf seinen Rat endlich errichtete der König die gelehrten Gesellschaften, durch welche die Litteratur der Franzosen ebenso zu einer Hof- und Staatsangelegenheit gemacht wurde, wie ihre Poesie und Sprache es schon seit der Zeit waren, als Richelieu 40 Leute unter dem Namen der französischen Akademie zu Richtern des Geschmackes eingesetzt hatte. Durch die Gründung jener gelehrten Gesellschaften wurden nicht nur eitle Franzosen zu Anstrengungen angespornt, die sie sonst nicht gemacht haben würden, sondern es bewarben sich fortan auch alle großen Gelehrten von Europa ängstlich darum, den königlich bestätigten Gelehrten Frankreichs beigezählt zu werden und gleich ihren französischen Kollegen den Ruhm Ludwigs schmeichelnd zu verkündigen. Von 1663 bis 1671 wurden nacheinander die Akademieen der Inschriften und schönen Wissenschaften, des realen Wissens und Forschens (des sciences) und der Baukunst gegründet und die der Malerei neu eingerichtet. Der Pflanzengarten (Jardin des Plantes) wurde angelegt, die berühmte Sternwarte erbaut und Cassini von Bologna an dieselbe berufen. Das Journal des Savants, die älteste gelehrte Zeitschrift, wurde von der Regierung unterstützt und die Fortsetzung des von der Akademie herauszugebenden Wörterbuchs eifrig betrieben.*) Zu allem diesem und zum Anschaffen von Büchern und Merkwürdigkeiten aller Art erteilte Colbert Rat und schaffte das Geld herbei: der König allein aber hatte den Ruhm davon, und man nannte nach ihm seine Zeit das Jahrhundert Ludwigs XIV., obgleich er selbst keineswegs, wie Franz I., guten Geschmack und gründliche Kenntnisse hatte.

*) Um dieses Werk zu fördern, traf Colbert die Einrichtung, daß jedes Mitglied, wenn es in den Sitzungen erschien, eine Anwesenheitsmarke (einen jeton de présence) erhielt, die zum Empfang einer Gratifikation berechtigte.

Der gewissenhaften Verwaltung Colberts, der Strenge, welche er gegen die Unterbeamten übte, und den ungeheuren Summen, die er durch seine Untersuchung der seit 60 Jahren verübten Veruntreuungen wieder in den Schatz brachte, verdankte der französische Hof seinen Glanz, Paris seine Umgestaltung und die Stadt Versailles mit ihrem Schlosse und Garten ihre Entstehung. Colbert war, soviel wir wissen, der einzige französische Finanzminister, welcher bis zu seinem Tode in seinem Amte blieb. Sein Tod (1683) war für König Ludwig, dessen Aufwand immer größer ward, ein schwerer Verlust.

Was Colbert für Handel, Gewerbe, Industrie, Seewesen und Staatswissenschaft leistete, that le Tellier für das Kriegswesen und für andere Zweige der Verwaltung. Im Jahre 1661 erhielt jedoch dieser Minister seinen damals erst 20jährigen Sohn, den Marquis von Louvois, zum Nachfolger, welcher dann seinem Kollegen Colbert bis zu dessen Tode das Leben sehr sauer machte. Louvois brachte, von seinem Vater unterstützt, nicht nur die strengste Ordnung in das Kriegswesen wie eine durchgreifende Disciplin in das aus Mietlingen bestehende Heer, dessen Soldaten gut bewaffnet und bezahlt waren, sondern er sorgte auch dafür, daß alles, was zum Kriege und zur schnellen Mobilmachung des Heeres erforderlich war, stets bereit gehalten wurde, besonders seitdem Ludwig seine Eroberungskriege begonnen hatte. Statt der Kriegskommissare, welche manchen Unterschleif begünstigt hatten, stellte er einfache, nur von ihm abhängige Beamte an. Louvois führte strenge Uniformierung ein; er trennte die Bedienung der Geschütze von dem übrigen Dienst und stellte ein besonderes Artilleriecorps her; er gab in Verbindung mit Vauban dem Ingenieurwesen eine feste Organisation, 1679 entstand die Artillerieschule von Douai. In großartiger Weise sorgte die Regierung Ludwigs XIV. für Dienstunfähige. Früher hatte man invalide Offiziere und Soldaten den Klöstern als Laienbrüder zugewiesen; im Jahre 1670 aber begann die Erbauung des berühmten Invalidenhauses am Ausgang der Vorstadt Saint-Germain in Paris, welches nach vier Jahren in allem Wesentlichen vollendet war. Zu Gunsten dieser Anstalt wurden nicht nur die Pensionsgelder eingezogen, die man den Klöstern entrichtet hatte, sondern es wurden bei jeder Zahlung, die sich auf das Kriegswesen bezog, zwei Deniers vom Livre zurückbehalten. Leider war Louvois aber stolz und anmaßend, verfuhr in despotischer Weise und behandelte die Nachbarländer mit einer Härte und Unbarmherzigkeit, welche in der Pfalz und auf dem linken Rheinufer noch immer wie die eines Attila verwünscht wird. Seit dem Jahre 1672 erhielt er zu Colberts großem Verdrusse in allen inneren und äußeren Angelegenheiten einen überwiegenden Einfluß, weil er nicht, wie Colbert, neben seinem Herrn

XIII. 125. Marquis von Louvois.



Jean Baptiſte Colbert.

auch den Bürger und Bauern berücksichtigte, sondern alles dem Stolze und der Eitelkeit des Königs und seines Hofes opferte.

Auf gleiche Weise verfuhr Lyonne, welcher die diplomatischen Geschäfte leitete, gegen die auswärtigen Regierungen. Er drohte allen schwachen Fürsten, die sich nicht vor seinem Könige und dessen Gesandten demütigten, sogleich mit dem Schwerte und erniedrigte sie in den Augen ihrer Völker. Dies widerfuhr, wie die französischen Schriftsteller prahlend erzählen, auch dem Könige von Spanien, dem Schwiegervater Ludwigs. Bei dem Empfang eines schwedischen Gesandten in London war der französische Botschafter d'Estrades auf ausdrückliche Weisung seines Königs dem spanischen, Wattwille, vorgefahren; es kam zu Schlägereien, und einige französische Diener wurden verwundet. Hierauf wies Ludwig den spanischen Gesandten aus Paris weg und bedrohte seinen Schwiegervater mit Krieg. Philipp IV. mußte sich entschließen, Wattwille zurückzurufen, in Paris sein Bedauern aussprechen zu lassen und zu erklären, daß künftig bei Festlichkeiten seine Gesandten mit den französischen nicht zusammentreffen würden. Ludwig faßte dies ausdrücklich so auf, als ob Spanien den Franzosen den Vorrang einräume, und Spanien widersprach dieser Auffassung nicht. Ähnliches widerfuhr sogar dem Papst Alexander VII. aus dem Hause Chigi, so bigott und fanatisch-papistisch Ludwig XIV. auch sonst war. Als sich nämlich 1662 die Corsen, welche die päpstliche Leibwache bildeten, an dem französischen Gesandten, dem anmaßenden Herzog von Crequi, und seiner Begleitung vergangen hatten, traf Ludwig sogleich Anstalten zu einem Zuge nach Italien. Papst Alexander mußte durch einen eigens zu diesem Zwecke nach Paris gesandten Nuntius um Verzeihung bitten, die corsische Garde abdanken und ihr in Rom eine Schandsäule setzen lassen, die erst nach einer Reihe von Jahren wieder entfernt werden durfte. Ferner setzte Frankreich durch, daß Kaiser Leopold sich in einem Vertrag mit der Pforte nicht mehr als „Haupt der Christenheit" bezeichnete. König Ludwig selbst, der übrigens persönlich nicht gleich seinem Kriegsminister grausam war, ward im Laufe der Zeit immer despotischer und stolzer. Er wurde dabei stets vom Glück begünstigt; und erst im letzten Jahrzehnt seines Lebens bereiteten ihm seine Unternehmungen gegen das ganz ohnmächtige Spanien eine Demütigung, wie ähnliche Anmaßungen gegen dasselbe Reich eine der Hauptveranlassungen von Napoleons I. Sturz geworden sind.

Die Anwartschaft auf das Herzogtum Lothringen, welches von Kaiser und Reich im Stiche gelassen wurde, brachte Lyonne durch große Zahlungen an Frankreich, nachdem Herzog Karl III. durch den Pyrenäenfrieden seine Freiheit wiedererlangt hatte. Franz, der

Bruder des wilden Herzogs, war im rechtmäßigen Besitze des Landes; nichtsdestoweniger verkaufte Karl, ohne Rücksicht auf seinen Bruder und dessen Sohn Karl IV., durch einen am 6. Februar 1662 unterzeichneten Vertrag die Herzogtümer Lothringen und Bar, in deren Besitze er selbst noch bis an seinen Tod bleiben sollte, für 700 000 Livres an Ludwig, wogegen er in Frankreich ein Herzogtum und die Pairswürde sowie außerdem noch jährlich 100 000 Livres erhalten sollte. Dieser Vertrag konnte jedoch nicht ausgeführt werden, weil die französischen Herzöge und Pairs gegen einen Artikel desselben protestierten, welcher den lothringischen Prinzen den nächsten Rang nach den Bourbons und das Recht der Nachfolge auf dem französischen Throne zusicherte. Das Parlament mußte zwar auf königlichen Befehl den Vertrag registrieren; es fügte aber die unausführbare Bedingung hinzu, daß alle lothringischen Prinzen demselben ihre Zustimmung geben müßten. Dessenungeachtet bestand König Ludwig auf der Abtretung der Festung Marsal, deren Besitz ihm zu jeder Zeit das Eindringen in Lothringen möglich machte; und als der Herzog die Herausgabe derselben verweigerte, ließ Ludwig die Stadt sogar belagern. Da niemand dem Herzoge half, so mußte dieser sich im August 1663 zu Metz, wohin Ludwig mit seinem Minister gekommen war, zu einem neuen Vertrage verstehen. Durch diesen wurde dem französischen Könige das Recht eingeräumt, die Festungswerke von Marsal zu schleifen, dem Herzog Karl aber das alles Schutzes beraubte, dem steten Durchmarsch französischer Truppen preisgegebene Land auf dieselbe Weise überlassen, wie es ihm im Vertrage von 1661 zuerkannt worden war.

5. Ludwig XIV., Karl II. von England und de Witt bis zum Frieden von Breda.

Nachdem Ludwigs XIV. Minister nicht nur das Herzogtum Lothringen an Frankreich geknüpft, sondern auch ihrem König einen Anhang in Deutschland erkauft und einen großen Teil der Städte und Herrschaften im Elsaß, denen ihre Unabhängigkeit und ihr Zusammenhang mit Deutschland im Westfälischen Frieden gewährleistet worden war, dem Französischen Reiche einverleibt hatten, richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Grafschaft Burgund (Franche Comté) und auf andere spanische Provinzen, auf die Rheinlande und auf die spanischen sowie bald auch auf die freien Niederlande. Sie wurden hierbei durch die Umstände sehr begünstigt: denn der Weg in die Grafschaft Burgund und an den Rhein war ihnen durch die Entwaffnung von Lothringen gesichert worden, Karl II. von England stand in Ludwigs Solde, und der Pensionär de Witt, welcher die Angelegenheiten der

Niederländer leitete, war den französischen Ministern politisch bei weitem nicht gewachsen.

Es kann hier ebensowenig der Ausbreitung des Handels und der Kolonieen der sieben Provinzen, als ihres Verhältnisses zur englischen Republik und zu Cromwell nochmals gedacht werden, da wir nur den Zusammenhang der einzelnen Geschichten untereinander, nicht diese selbst behandeln wollen. Doch darf nicht übergangen werden, daß seit Wilhelms II. von Oranien Tode nicht nur das Volk und die plutokratische Regierung der Generalstaaten, sondern auch die sieben Provinzen untereinander heftig entzweit waren. Gegen Wilhelms II. Sohn, Wilhelm III., bot die Provinz Holland, welche den größten Einfluß auf die Regierung und den größten Reichtum besaß, alles auf, um ihn von den Stellen, die sein Vater bekleidet hatte, auszuschließen. Die Staaten von Holland, in welchen die Deputierten der Städte das Übergewicht hatten und ein engherziger Krämergeist sowie das Verlangen nach gewinnbringenden Monopolen unter dem Namen von Patriotismus und Freiheitssinn herrschten, hatten an ihrem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Johann de Witt, einen echt republikanischen, durchaus stoischen Leiter, der jedoch viel zu einseitig gepriesen zu werden pflegt. Dieser Mann hat in den damals blühenden gelehrten Schulen Hollands eine klassische Bildung erhalten und war namentlich ein Mathematiker ersten Ranges geworden. Er regierte, weil er als Pensionär von Holland auch in den Generalstaaten den Vortrag hatte, nicht nur seine Provinz, sondern alle sieben Provinzen sowie durch deren Geldmacht einen großen Teil von Europa. Seine Macht und sein Amt waren also königlich. Dagegen waren und blieben sein Leben, sein Aufzug und seine Hauseinrichtung die eines gewöhnlichen Bürgers. Er verstand es, die Richtung und den Sinn seiner Landsleute so zu benutzen, daß Holland durch Seemacht, Handel, Schiffahrt und Reichtum damals ebenso sehr glänzte, wie jetzt England. Unglücklicherweise gehörte er aber der von Wilhelm II. beleidigten rachsüchtigen Loevesteinischen Partei an und teilte deren Vorurteile sowie ihren Grundsatz, daß man kein Glied des Hauses Oranien zu einem bedeutenden Einflusse kommen lassen dürfe. De Witt fügte sich daher auch gern der Forderung Cromwells, als dieser sich herausnahm, der Republik in ihren inneren Angelegenheiten Vorschriften zu machen. Er brachte die Provinzen Holland und Utrecht dahin, daß auf Cromwells Begehren in den mit diesem zu stande gebrachten Vertrag ein Artikel aufgenommen wurde, welcher das Haus Oranien von der Statthalterschaft ausschloß, dessen Annahme aber von den anderen fünf Provinzen standhaft verweigert wurde. Ebenso hielt de Witt die Generalstaaten lange Zeit davon ab, daß sie auf Bitten der Mutter

und der Großmutter Wilhelms III. die Vormundschaft des Prinzen als Staatssache betrachteten. Diese wurde also von Karl II., dem Bruder von Wilhelms III. Mutter, besorgt, bis sich die Zeit und mit ihr de Witts Politik änderte. Nach des gehaßten und gefürchteten Cromwells Tode thaten indes die Niederländer ihrer Neigung für das Haus Oranien weniger Zwang an, als vorher: so beging die Stadt Amsterdam die Vermählung des Fürsten Georg von Anhalt mit einer Schwester des Statthalters Wilhelm II. als ein Volksfest mit bunter Pracht und lautem Jubel.

De Witt trug kein Bedenken, alle jene Schritte zu thun, welche die Politik billigt, wenn sie auch das Volk, das nur seinem natürlichen Gefühle folgt, heuchlerisch, servil und niederträchtig schilt. Dahin rechnen wir jene über alle Beschreibung prächtige Bewirtung Karls II., als derselbe von Breda nach dem Haag kam. Die übermäßige Freigebigkeit, welche die Staaten damals bewiesen, mag zum Teil aus Vorliebe für den jungen Prinzen, dessen Oheim Karl II. war, erklärt werden; dies gilt jedoch nicht für die schmeichelnde, dabei ganz geschmacklose Anrede, welche de Witt bei dieser Gelegenheit an den englischen König hielt. Dahin rechnen wir ferner, daß de Witt den Staaten zu einem Schritte riet, zu welchem sie vorher durch die dringenden Bitten der Freunde und Verwandten Wilhelms III. nicht zu bewegen gewesen waren. Auf seinen Antrieb beschlossen sie nämlich am 21. September 1660, die Sorge für die Erziehung des damals elf Jahre zählenden Prinzen Wilhelm III. zu übernehmen, und zwar um denselben, wie man ausdrücklich hinzufügte, zur Verwaltung der hohen Ämter seiner Vorfahren fähig zu machen. Vier Tage nachher wurde auch das Dekret über die Ausschließung des Hauses Oranien zurückgenommen. Dies alles verriet Mangel an Festigkeit. Es hatte seinen Grund in der Furcht vor Karls II. antiprotestantischen und antirepublikanischen Gesinnungen, war aber offenbar zu wenig, um die oranisch Gesinnten zu befriedigen, und zu viel, um nicht die Republikaner besorgt zu machen. Noch schlimmer und schimpflicher für de Witt war es, daß er, um den König von England zu gewinnen, einem alten Grundsatze seiner Landsleute entgegenhandelte, nach welchem jeder, der nicht ein Kriminalverbrechen begangen hatte, in den Niederlanden Schutz und Zuflucht fand. De Witt opferte nämlich den Leuten zu Gefallen, welche in England königlicher gesinnt sein wollten, als der König selbst, drei englische Flüchtlinge auf, welche zu Karls I. Richtern gehört hatten und deshalb als sogenannte Königsmörder verfolgt wurden. Diese Männer waren Berkstead, Okey und Corbet. Sie hatten in Amsterdam Schutz gefunden, waren aber nachher, als der englische Gesandte Downing ihre Auslieferung verlangte, auf einen

Wink des dortigen Magistrats nach Hanau geflohen. Später waren sie nach Rotterdam zurückgekommen, um ihre Familien abzuholen, und nun forderte Downing, welcher damals mit demselben Eifer der Autokratie und dem König Karl diente, wie vorher der Republik und ihrem Protektor, mit drohenden Worten nochmals ihre Auslieferung. Die Deputierten der Staatenversammlung wollten sich durchaus nicht dazu verstehen; de Witt stellte aber als echter Doktrinär ihnen vor, daß es für Hollands Handel und Wohlstand sehr vorteilhaft sei, wenn man dem Gesuche Downings willfahre. Die drei Flüchtlinge wurden nach England gebracht, wo man sie dann vor Gericht stellte und hinrichtete. De Witt erkannte bald, daß er sich umsonst beschimpft habe, und daß Karl II. nicht zu gewinnen sei. Er suchte daher eine Stütze an Frankreich und ließ sich bei dieser Gelegenheit von Ludwigs XIV. Gesandten betrügen.

Französischer Gesandter in Holland war seit 1662 der Graf d'Estrades, welcher mit Karl II. den bekannten Handel über Dünkirchen abgeschlossen hatte. Dieser wußte den Pensionär ganz für sich zu gewinnen, während dieser glaubte, die Absichten Frankreichs in Bezug auf die spanischen Niederlande erforschen zu können. Im April wurde zwischen beiden Staaten ein Hilfsvertrag abgeschlossen, durch welchen sie einander ihre Besitzungen in Europa garantierten. Hierauf wußten die französischen Minister es dahin zu bringen, daß die Holländer sich den Absichten Ludwigs auf die spanischen Niederlande nicht länger widersetzten. Sie zogen damals aus dem Irrtume des Pensionärs de Witt, welcher gegen die Absichten Karls II., des nächsten Anverwandten Wilhelms III., bei Frankreich Schutz zu finden hoffte, noch einen anderen Vorteil. Sie benutzten nämlich ihr Verhältnis zu Holland, um das souveräne Fürstentum Orange im südlichen Frankreich, welches der Graf von Dohna für Wilhelm III. verwaltete, unter einem eiteln Vorwande zu besetzen und dem Französischen Reiche einzuverleiben. Die Staaten von Holland ließen dies um so mehr geschehen, als gerade um dieselbe Zeit die Provinz Seeland den Vorschlag machte, dem jungen Prinzen Wilhelm die Statthalterschaft seiner Vorfahren wiederzugeben.

Die Holländer, welche die Herrschaft beider Indien zu erlangen suchten, waren damals in allen Meeren siegreich. Sie vernichteten auf den größeren Molukken ganze Reiche der streitbaren Malaien. Der Fürst von Makassar auf der Insel Celebes war den Portugiesen befreundet und den Niederländern gefährlich; sie sandten daher von Amboina aus eine Flotte unter Johann von Dam nach Makassar, zerstörten fünf portugiesische Schiffe und eroberten das Fort, das den Hafen deckte, und das der Fürst ihnen, als sie ihm Frieden bewilligten,

lassen mußte. Die Holländer führten zugleich im Mittelländischen Meere einen glücklichen Kampf mit den Raubstaaten unter der Führung ihres großen Admirals Michel Adrianszoon de Ruyter, der sich vom gemeinen Matrosen durch alle Grade in die Höhe gearbeitet hatte. Im Jahre 1664 gaben sie sich das Ansehen, als wenn sie für die Menschheit etwas thun wollten, obgleich sie gerade damals mit dem rücksichts- und erbarmungslosen Handelsgeiste, welcher sogar einen de Witt ausschließlich leitete, im fernen Osten die entsetzlichsten Grausamkeiten verübten. Sie schlugen im Januar 1664 den Engländern, Franzosen und Spaniern einen Bund vor, dessen Zweck die Vernichtung der von den Berberstaaten geübten Seeräuberei auf allen Meeren sein sollte. Die genannten Nationen gingen jedoch auf diesen Vorschlag nicht ein, weil der Vorteil desselben ganz auf seiten der holländischen Kaufleute gewesen wäre, welche damals den Handel fast allein in Händen hatten. Dagegen führte 1664 die Eifersucht der Engländer über die Vorteile, welche Holland während der letzten vier Jahre zur See errungen hatte, den Ausbruch eines Krieges zwischen beiden Nationen herbei.

De Witt glaubte es damals mit England aufnehmen zu können, weil d'Estrades ihn nicht allein durch Unterhandlungen und Vorspiegelungen über die eigentlichen Absichten Ludwigs getäuscht, sondern auch im April 1662 den oben erwähnten förmlichen Bundesvertrag mit Holland abgeschlossen hatte. Dieser Vertrag, der im folgenden Jahre bestätigt wurde, war jedoch ausdrücklich darauf berechnet, die Holländer sicher zu machen. Er enthielt außer der Bürgschaft Frankreichs für alle holländischen Besitzungen in Europa und sogar für das von ihnen usurpierte Besatzungsrecht in den deutschen Städten am Rhein die gegenseitige Verpflichtung, daß, wenn einer von beiden Staaten angegriffen werde, der andere dem Angreifenden den Krieg erklären und diesen binnen vier Monaten beginnen müsse. Eine andere Bestimmung dieses Vertrags, daß nämlich den Holländern freie Fischerei in den nördlichen Meeren verbürgt werden sollte, war im Grunde gegen England gerichtet. Aber schon im Jahre 1664 ward es klar, daß Ludwig sich ebensowenig durch diesen Vertrag gebunden fühle, wie Karl II. durch einen im September 1662 mit Holland geschlossenen Vertrag, weil beide Fürsten bereits insgeheim enger miteinander verbunden waren, als sie öffentlich kundgaben. Der Septembervertrag aber legte nur den Engländern und Holländern die wechselseitige Pflicht der Auslieferung von Rebellen auf.

Die Feindseligkeiten begannen 1664, noch ehe eine Kriegserklärung erfolgt war. Beide Häuser des englischen Parlaments zeigten sich aus Neid und Haß gegen Holland sehr bereit, ihrem Könige die Mittel zum

Kriege gegen Holland zu gewähren. Sie beschwerten sich in einer an den König gerichteten Adresse über Beleidigungen englischer Seefahrer und über die Beeinträchtigung des englischen Handels durch die Holländer und boten dem Könige ansehnliche Summen an, wenn er den Krieg beginnen wolle. Die Erbitterung der Engländer über die Chicanen und den Übermut der Holländer war so groß, daß das Parlament dem Könige für diesen Krieg die in jener Zeit ganz unerhörte Summe von 3 500 000 Pfund, welche in zwölf Terminen bezahlt werden sollten, zugestand. Freilich wirkte auch der Handelsneid mit; denn der holländische Warenverkehr übertraf trotz der Navigationsakte noch immer den englischen bei weitem. König Karl ging mit Freuden auf das Begehren des Parlaments ein: denn der Krieg gewährte nicht nur seinem Bruder, dem Herzoge von York, den er zum Großadmiral ernannt hatte, die Gelegenheit, sich auszuzeichnen, sondern er selbst konnte auch einen großen Teil der für denselben bewilligten Gelder auf gewohnte Weise zu Lustbarkeiten verwenden oder an seine Mätressen und Günstlinge vergeuden.

Der Krieg begann, obgleich die Engländer ihn erst im März 1665 förmlich erklärten, schon im Jahre 1664 damit, daß der Herzog von York 130 holländische Schiffe wegnehmen ließ. Zugleich erklärten die Engländer, durch die Abtretung von Tanger, welches die Infantin Katharina von Portugal bei ihrer Vermählung mit Karl II. zum Brautschatz erhalten hatte, stehe ihnen ein Anrecht auf die Westküste von Afrika zu; der Admiral Holmes nahm daher einige holländische Forts in der Nähe des Senegal in Besitz; doch eroberte de Ruyter sie bald zurück. Dagegen überfielen die Engländer unerwartet die levantische Flotte der Holländer, die aus Smyrna zurückkam, und nahmen zwei Handelsschiffe weg. Holmes aber segelte über das Atlantische Meer an die Mündung des Hudson, eroberte die Kolonie Neu-Niederland und gab deren Hauptstadt Neu-Amsterdam den Namen New York. Im Januar 1665 ließen die Generalstaaten ohne weiteres alle englischen Fabrikate konfiszieren und legten den Besitzern eine Geldstrafe auf. Aber erst am 14. März erklärte Karl II. förmlich den Krieg. Die Holländer, welche ganz ohne Bundesgenossen waren, hatten zwar eine Flotte unter de Ruyter in See; sie rüsteten aber, was einen Begriff von der Blüte ihrer Republik geben kann, mit einem Aufwande von 14 Millionen Gulden noch eine zweite aus. Der Führer derselben, Jakob von Wassenaar, Herr von Opdam, erhielt den ausdrücklichen Befehl, der englischen Flotte eine Schlacht zu liefern. Er gehorchte diesem Befehle sehr ungern, weil die englische Flotte, welche nicht nur vom Großadmiral, sondern auch von dem uns schon bekannten Prinzen Ruprecht, von dem Grafen von Sandwich (Montague), von Lawson,

Mengs und Ayscue, lauter erprobten Admiralen, kommandiert wurde, der holländischen weit überlegen war. Am 14. Juni 1665 trafen die beiden Flotten in der Nähe der englischen Küste zwischen Yarmouth und Harwich aufeinander, und die Holländer wurden nach einem sehr heftigen Kampfe, in welchem auch Opdam mit seinem Admiralsschiffe von 84 Kanonen in die Luft gesprengt wurde, völlig geschlagen. Es wurden ihnen 19 Schiffe genommen, und ihre Flotte wäre sogar ganz zu Grunde gerichtet worden, wenn die Engländer, denen auch der Wind günstig war, sie hitzig verfolgt hätten.

Trotz dieser Niederlage brachte de Witt es dahin, daß schon einen Monat darauf eine neue Flotte von gleicher Stärke wie die vorige in See ging. Der Oberbefehl über dieselbe wurde dem statthalterisch gesinnten Helden Cornelius van Tromp anvertraut, dem man jedoch aus Mißtrauen drei Mitglieder der Generalstaaten zur Seite setzte. Die Ernennung dieses Mannes zum Oberbefehlshaber war für den Pensionär ein harter Schlag; zu seiner großen Freude kehrte aber gerade damals der Republikaner de Ruyter mit seiner Flotte aus Westindien zurück. De Ruyter war am 6. August kaum in die Mündung der Ems eingelaufen, als er zum Oberbefehlshaber ernannt und Tromp ihm untergeordnet wurde. Der letztere, welcher allein von allen Führern in dem letzten Seetreffen glänzenden Ruhm erworben hatte, vergaß es der republikanischen Partei nie, daß sie zuerst aus Mißtrauen ihm drei Bevollmächtigte der Generalstaaten beigesellt und nachher de Ruyter als Admiralgeneralleutenant über ihn gestellt hatte. Die Mannschaft der Flotte war, wie die geringeren Klassen des Volkes überhaupt, mit der herrschenden Aristokratie unzufrieden; sie forderte die Einsetzung des jungen Prinzen zum Statthalter, und eine Meuterei wurde nur mit Mühe unterdrückt. De Witt glaubte daher die Herrschaft seiner Partei nur durch einen entscheidenden Sieg zur See retten zu können und ließ sich zu einem der drei Deputierten der Generalstaaten wählen, welche den Admiralen beigeordnet wurden. Er that dies gegen den Rat aller seiner Freunde und ohne zu bedenken, daß dadurch die ganze Verantwortung des Ausgangs auf ihn falle. Man war damals der Meinung, es könne bei Südostwind keine Ausfahrt aus dem Texel stattfinden: aber de Witt leitete persönlich, mit dem Senkblei in der Hand, die 93 Segel starke Flotte aus dem Zuidersee in das offene Meer. Damals kam eine holländische Flotte aus Ostindien zurück, welche eine Ladung von sechs Millionen Wert an Bord hatte, und welcher die Engländer auflauerten. Die Flotte wich aus und fuhr in den Hafen von Bergen ein. Die Engländer unter Sandwich fielen unter Mißachtung der Neutralität in diesem norwegischen Hafen über die reiche Flotte her; aber diese wehrte sich

tapfer, und vom Schloß aus leisteten die Dänen ihr Beistand. Die Engländer zogen sich mit Verlust zurück; die Holländer gelangten unter de Ruyters Schutz nach der Heimat, doch wurden ihnen zwei Schiffe genommen. Im ganzen hatten sie in diesem Jahre wenig Glück.

Während de Witts Abwesenheit hatte sich die Stimmung so sehr geändert, daß sogar in den Generalstaaten durch fünf Provinzen der Antrag gestellt worden war, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen und zu diesem Zwecke eine Deputation mit dem Prinzen Wilhelm an der Spitze nach England zu schicken. Die Lage der Dinge war für de Witt sehr bedenklich: denn gerade damals war Bernhard von Galen, Bischof von Münster, in Oberyssel eingefallen, und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß de Witt, nur auf das Seewesen bedacht, das Landheer ganz vernachlässigt hatte. Man war nicht im stande, dem unbedeutenden münsterschen Heere, welches vom Bischof Bernhard selbst und von seinem General, dem Landgrafen von Hessen-Homburg, gleich schlecht angeführt wurde, ein holländisches entgegenzustellen. Die münsterschen Truppen drangen daher verheerend in die Provinzen Oberyssel und Gröningen ein: nur mit großer Anstrengung wurde die Stadt und Festung Gröningen durch den Prinzen Johann Moritz von Nassau, unter welchem auch Franzosen dienten, gerettet; der Friede mit Münster kam dann im April 1666 zu stande.

Ludwig XIV. wollte nicht gern durch Unterstützung der mit Spanien befreundeten Holländer den König Karl II. beleidigen, da dieser insgeheim versprochen hatte, dessen Absichten gegen Spanien zu unterstützen. Er wußte sich daher unter mancherlei Vorwänden der Erfüllung seiner vertragsmäßigen Pflichten gegen Holland zu entziehen. Als er aber sah, daß die oranische Partei sich in Holland erhebe, glaubte er wenigstens den Schein annehmen zu müssen, als wenn er den Republikanern beistehen wolle. Dies geschah in einer Weise, welche den Engländern gleichgültig sein konnte. Ludwig schickte den Holländern gegen den Bischof von Münster 6000 Mann Franzosen zu Hilfe, die sich so betrugen, daß die Holländer froh waren, als sie ihrer wieder entledigt wurden. Später ließ er den Großen Kurfürsten ersuchen, den Holländern beizustehen. Dieser war, seitdem er sich zum souveränen Herzog von Preußen gemacht und die alten ständischen Rechte der Preußen und Brandenburger militärisch vernichtet hatte, in großer Verlegenheit gewesen, weil er einen Angriff der Schweden befürchten mußte. Er hatte daher schon im März 1663 einen Gesandten nach Paris geschickt, um wegen seiner Aufnahme in den Rheinischen Bund zu unterhandeln und womöglich einen Anteil an den Almosen, welche Ludwig den deutschen Fürsten spendete, zu erhalten. Da er jedoch

fester an dem Kaiser hing, als die anderen, so hatte sein Beitritt zum Rheinischen Bunde Schwierigkeiten gehabt, bis endlich Ludwig erklärt hatte, daß nur von einem Verteidigungsbündnisse die Rede sei. Doch traute der Kurfürst auch nachher dem Könige von Frankreich ebensowenig, wie dieser ihm. Er unterhandelte das ganze Jahr 1665 hindurch, um so viel Geld als möglich teils von den Holländern, teils von den Franzosen zu erhalten. Dieses Geld gebrauchte er zur Anwerbung von Soldaten, die er, wie er sagte, gegen den Bischof von Münster schicken wolle, nachher aber doch nicht schickte. De Witt, der ihm ebenfalls nicht traute, sagt in seinen Briefen, daß dieser Große Kurfürst viele Verträge schließe, aber wenige halte. Friedrich Wilhelm hielt sich damals in Kleve auf, und seine Diener sowie vielleicht auch er selbst, zogen viel Geld vom englischen und kaiserlichen Gesandten, bis endlich Ludwig diese überbot. Der französische Gesandte gewann die Kurfürstin, die kluge und kenntnisreiche Luise von Oranien*), durch eine Perlenschnur, welche 10 000 Thaler wert war, und durch das Ameublement eines Zimmers, welches 100 000 Livres kostete. Erst dann (seit Februar 1666) handelte endlich der Kurfürst wirklich für die Holländer. Daß hierauf im April 1666 der Bischof Bernhard von Münster gezwungen wurde, von seinen hochgespannten Forderungen abzustehen und sein Heer abzudanken, ist bereits erwähnt worden. Dieser Krieg hatte in den Niederlanden doch die Wirkung, daß man den Verfall der Landmacht laut beklagte, indem man nach so ruhmvollen Kämpfen gegen Spanien nunmehr „von einer Maus gebissen werde;" in Seeland und Oberyssel verlangte das Volk schon damals, daß dem jungen Prinzen von Oranien eine militärische Stellung eingeräumt werde.

De Witt blieb innig mit Frankreich verbunden und bot alles auf, um den englischen Einfluß in der Republik zu schwächen und seine Partei am Ruder zu erhalten. Seine Abneigung gegen England war damals so groß, daß er mit den Republikanern Ludlow und Algernon Sidney über die Möglichkeit eines neuen Volksaufstandes verhandelte, was selbstverständlich ohne jede Folge blieb. In demselben Sinne, damit nämlich die oranische Partei ihre Blicke nicht nach London wende, nahm er sich sogar der Sache des Prinzen Wilhelm an und bemächtigte sich auf einem Seitenwege der Erziehung desselben. Er söhnte sich

*) Sie starb im folgenden Jahre, 1667, noch nicht 40 Jahre alt. Diese fromme Fürstin gilt für die Verfasserin des berühmten Kirchenliedes: „Jesus meine Zuversicht", das sie vielleicht in holländischer Sprache dichtete und ins Deutsche übersetzen ließ; es erschien 1653 im Berliner Gesangbuch. Da sie ihren ersten Sohn, den früh verstorbenen Kurprinzen Karl Emil, an einem Dienstag gebar, so bestimmte sie diesen Wochentag auf Lebenszeit zum Fasten und zur Buße.

nämlich zuerst mit Wilhelms Großmutter, einer geborenen Fürstin von Solms, deren Feind er bisher stets gewesen war, völlig aus. Sie richtete, vielleicht auf de Witts Veranlassung, an die Staaten von Holland das Gesuch, den jungen Wilhelm Heinrich in den Rechten und Grundsätzen des Staats unterrichten zu lassen. De Witt bewirkte hierauf, daß der Prinz im April 1666 als Kind des Staates anerkannt und er selbst nebst dem ganz französischen Baron van Ghent zum Oberaufseher über seine Erziehung und Ausbildung ernannt wurde.

Diese Erziehung wurde von de Witt vortrefflich geleitet, wie sich schon aus dem Umstande von selbst ergiebt, daß Holland damals der Zufluchtsort jeder freien Wissenschaft sowie ein Hauptsitz der klassischen Gelehrsamkeit, aller bürgerlichen Tugenden und der Einsicht in Handels- und Staatswissenschaften war. In alle diese Dinge wurde Prinz Wilhelm von de Witt praktisch eingeführt. Wir stimmen jedoch mit den Schriftstellern nicht überein, welche dem Prinzen Wilhelm dafür eine Last von Dankbarkeit aufgeladen haben. De Witt war allerdings ein großer Mann; er regierte in Europa, in beiden Indien, auf den Meeren und Inseln und lebte dabei doch so einfach, daß er in einem kleinen Hause wohnte und seine ganze Haushaltung nur durch eine Köchin und einen einzigen Bedienten besorgen ließ. Das wird ihm keiner unserer Minister kleiner Staaten nachthun. Allein er war und blieb stets ein Parteimann und hatte als Diplomat nur für einen Augenblick nachgegeben, weil er einsah, daß weder er, noch die Staaten von Holland der veränderten öffentlichen Meinung auf die Dauer würden widerstehen können. Burnets Angabe, daß die Ausbildung des Prinzen verabsäumt worden sei, verdient allerdings keinen Glauben; aber Wilhelm III. war, ganz abgesehen davon, daß große Männer nicht erzogen, sondern geboren werden, dem Pensionär keinen Dank dafür schuldig, daß derselbe seine Pflicht gegen den Staat und gegen die von ihm überredete Mutter des Prinzen erfüllte. Außerdem war Wilhelm von Natur so begabt, so ernst und so aufgelegt zur Arbeit, daß er auch ohne de Witts Anweisungen schon bloß durch die Umstände ein großer Staatsmann geworden sein würde. Zum großen General aber war er geboren, und de Witt war am wenigsten fähig, ihn dazu zu bilden. Allerdings zeichnete sich Wilhelm, obgleich man ihn für einen der größten Männer aller Zeiten halten muß, zwar keineswegs durch Liebenswürdigkeit aus; er war wie sein Urgroßvater schweigsam und von Körper schwächlich; allein die politische Strenge, welche de Witt als Leiter seiner Erziehung gegen ihn übte, hätte doch auch ein anderer nicht leicht vergessen. Das Mißtrauen, von welchem er sich umgeben sah, machte ihn auch seinerseits vorsichtig und schärfte seine Menschenkenntnis. De Witt und der Herr van Ghent umgaben ihn

mit lauter Leuten von ihrer Partei und entfernten alle diejenigen, welche seither um ihn gewesen waren, namentlich alle, die zu England neigten, obgleich er damals kein Kind mehr war. Wilhelm liebte seinen bisherigen Gouverneur, den Herrn von Zuylenstein, dessen Stelle jetzt der Herr van Ghent erhielt, aufrichtig. Er bat daher mit Thränen, daß derselbe bei ihm bleiben dürfe; alles Bitten half aber nichts, Zuylenstein wurde gleich allen anderen von ihm entfernt.

Wie wenig Sinn de Witt selbst für wahre Freiheit hatte, wie wenig er also auch in seinem Zöglinge diese erwecken konnte, beweist eine Maßregel, welche er gerade zu derselben Zeit durchsetzte, ohne zu bedenken, daß durch sie zwar vorerst seine und seiner Partei Herrschsucht befriedigt werde, daß sie aber künftig der entgegengesetzten Partei ebenso nützlich werden könne, als sie jetzt den vorgeblichen Freunden der Freiheit war. Er bewirkte nämlich die Einsetzung einer Kommission, welche alle Sachen, die ihr von den Generalstaaten zugewiesen würden, beraten, entscheiden und ausführen sollte, ohne eine weitere Rechenschaft darüber ablegen zu müssen, als sie selbst passend fände. Dieser Kommission sollte alles, was sich auf Krieg, Frieden und auswärtige Angelegenheiten beziehe, vorgelegt werden. Sie bestand aus acht Mitgliedern, won welchen zwei durch die Provinz Holland, die übrigen durch die sechs anderen Provinzen ernannt wurden. Sie ward nachher unter dem Namen der kommittierten Räte (gecommitteerde Raaden) ein bleibendes Kollegium, welches zur Zeit des Statthalters dessen geheimen Rat bildete und in Verbindung mit ihm, oft sogar ohne Wissen der Generalstaaten, alles unbedingt leitete und entschied.

Die ganze Sorge des Pensionärs und seiner Partei blieb mit gutem Grund immer auf Handel, Industrie und Seewesen gerichtet. Er und seine Anhänger übersahen aber ganz, daß Ludwig XIV. entschlossen war, entweder gleich nach Philipps IV. von Spanien Ableben die spanischen Niederlande oder nach dem Tode des schwächlichen und kränklichen Sohnes, welchen dieser hatte, die ganze spanische Monarchie als Erbschaft seiner Gemahlin an sich zu bringen. Ludwig arbeitete bereits daran, jene förmliche Verzichtleistung, welche seine Gemahlin bei ihrer Hochzeit hatte ausstellen müssen, zunächst in Bezug auf die spanischen Niederlande als durchaus nichtig nachweisen zu lassen. Er war deshalb sehr zufrieden, daß Holland und England alle ihre Kräfte auf den Seekrieg wandten, während unter dem Vorwand, den Holländern zu helfen, eine französische Flotte gebaut wurde und Louvois, von Turenne unterstützt, eine unüberwindliche Landmacht schuf.

Die englische Flotte ward im Jahre 1666 durch den Herzog von Albemarle (Monk) und den Prinzen Ruprecht befehligt. Diese beiden Männer harmonierten nicht miteinander, weil der letztere von jeher

heftig und eingebildet war; doch hatte König Karl dem Herzoge ein überwiegendes Ansehen gegeben. Auf der holländischen Flotte waren de Ruyter und de Witt, letzterer als Deputierter der Generalstaaten, Befehlshaber; auch Cornelius van Tromp befand sich auf derselben. Als im Mai 1666 die englische Flotte von einem Streifzuge an die niederländischen Küsten nach England zurückkam, verbreitete sich das Gerücht, daß endlich eine französische Flotte aus dem Mittelländischen Meere in das Atlantische geschickt worden sei, um sich mit der holländischen zu vereinigen. Prinz Ruprecht erhielt daher die Erlaubnis, mit einem kleinen Teile der englischen Flotte die Franzosen aufzusuchen, während Albemarle mit dem größeren Teile an der englischen Küste zurückblieb. Eine französische Flotte war aber nicht durch die Straße von Gibraltar gegangen; dagegen war die holländische Flotte in den Kanal gesegelt und griff in Ruprechts Abwesenheit die englische Flotte mit Überlegenheit an. Dies führte dann die durch ihre Dauer merkwürdigste Seeschlacht der neueren Geschichte herbei. Sie ward in den ersten Tagen des Juni geliefert.*) Diese Schlacht, wegen deren der Herzog von Albemarle, wir wissen nicht, mit welchem Rechte, in England allgemein getadelt wurde, blieb am ersten und zweiten Tage unentschieden. Am dritten litt die englische Flotte so großen Schaden und Verlust, daß sie völlig geschlagen worden wäre, wenn nicht Prinz Ruprecht am Abend dieses Tages mit seinen 25 Schiffen sich wieder mit ihr vereinigt hätte. Am vierten Tage wurde jedoch der Kampf noch einmal erneuert; zweimal durchbrach de Ruyter die feindliche Linie, und die Engländer zogen sich zurück. In diesem unter dem Namen der viertägigen Seeschlacht oder der Schlacht an den Dünen bekannten Treffen verloren die Engländer die meisten Schiffe, nämlich 23. Auch die Zahl der Getöteten war auf englischer Seite weit größer; doch verloren die Holländer, welche zudem bei weitem mehr Gefangene machten, zwei Admirale nebst sieben Schiffskapitänen. Beide Flotten bedurften der Ausbesserung; sie standen aber schon im Juli wieder einander gegenüber. Schon im nächsten Monat erschienen die Engländer wieder an den niederländischen Küsten und verbrannten den Holländern eine große Anzahl von Kauffarteischiffen wie auch einige Küstenorte.

Schlimmer als dieser Verlust war die Zwietracht zwischen de Ruyter und van Tromp. Am 4. August fand nämlich eine neue große Seeschlacht im Kanal statt, in welcher Tromp allzu kühn voransegelte, so daß Ruyter mit der Hauptflotte in große Gefahr geriet. Er kam zwar

*) Bei den Engländern nach dem alten Kalender am 1. bis 4., bei den Holländern nach dem neuen am 11. bis 14. Juni.

durch seine bewundernswerte Festigkeit und Umsicht mit geringem Verluste davon, doch unterließ er nicht, sich über Tromp lebhaft zu beschweren. Hierdurch wurde de Witts Partei zur Entlassung des letzteren bewogen, was die Erbitterung des Volkes und der Anhänger des Hauses Oranien auf den höchsten Grad steigerte. De Witt ließ sich damals vielerlei zu schulden kommen, was wir nicht zu entschuldigen wagen. Namentlich wurde auf sein Betreiben der oranisch gesinnte de Buat wegen geheimen Verkehrs mit England zu Gunsten des Prinzen als Verräter hingerichtet, was deshalb hervorzuheben ist, weil nachher auch die oranische Partei gegen de Witt und seine Freunde den Pöbel und die Matrosen grausam wüten oder mit anderen Worten das Lynchgesetz anwenden ließ. Auch zwei Mitglieder des Rates von Rotterdam, Kievit und van der Horst, von welchen der erstere zugleich Mitglied des kommittierten Rates war, wurde der eine zum Tode, der andere zu ewiger Verbannung verurteilt. Der Pensionär fing nichtsdestoweniger an, einzusehen, daß er sein stoisches Regiment nicht lange mehr werde fortführen können, weil sich trotz seines untadelhaften Privatlebens, seiner einfachen Verwaltung und des großen Ruhmes, den die Holländer gerade damals im Kriege ernteten, die Stimmung der Masse gegen ihn gewendet hatte.

Wenn de Witt, zum Teil unverdient, nach und nach sein Ansehen und die Volksgunst verlor, so büßte dagegen Karl II. von England die Gunst, deren er sich in den ersten sechs Jahren seiner Regierung in so hohem Grade erfreut hatte, durch seine eigene Schuld völlig ein. Er verschwendete das Geld, welches ihm zur Führung des Krieges gewährt wurde, an liederliche Dirnen und frivole Gesellschaft. Er erbitterte Hochkirchliche wie Dissidenten durch seine Hinneigung zum Papismus so sehr, daß Clarendon es für nötig hielt, durch eine besondere Verordnung allen denen eine schwere Strafe androhen zu lassen, welche sagen würden, daß der König ein Papist sei. Er gab endlich durch sein Privatleben das größte Ärgernis. In betreff dieses Punktes sind alle Schriftsteller, mögen sie Freunde oder Feinde des Königs sein, miteinander einverstanden. Burnet nimmt es dem Könige besonders sehr übel, daß er Sonntags aus dem Hause einer der vielen Dirnen, mit denen er verkehrte, des Scheines wegen in die Kirche gegangen sei. Die Unzufriedenheit des Volkes ward in den Jahren 1665 und 1666 noch dadurch vermehrt, daß erst eine furchtbare Pest in London viele Tausende hinwegraffte, und daß sodann eine große Feuersbrunst über 13 000 Häuser und gegen 10 Kirchen in Asche legte. Zu der allgemeinen Niedergeschlagenheit gesellte sich der Wahn, indem man glaubte, die Schuld an diesem Unheil den Katholiken oder insbesondere den Jesuiten beimessen zu dürfen. In der Nähe des Ortes, wo das Feuer

ausbrach, wurde eine Denksäule errichtet, die noch jetzt im Munde des Volkes vorzugsweise das Denkmal (the monument) heißt; die Inschrift auf derselben, welche geradezu die Papisten der Brandlegung beschuldigt, wurde unter Jakob II. entfernt, nach der Revolution wieder angebracht und erst 1829 für immer beseitigt. Zu diesen Unglücksfällen kam noch der Umstand, daß Prinz Ruprecht und Albemarle den Holländern Gelegenheit gaben, ihre Überlegenheit zur See zu zeigen.

In Holland ward de Witt öffentlich beschuldigt, daß er die Unterhandlungen über den Frieden mit England aus Privatabsichten verzögere. Vier von den sieben Provinzen versagten daher, um ihn zum Frieden zu nötigen, im Anfange des Jahres 1667 ihre Beiträge zur Fortsetzung des Krieges, der im Jahre 1666 gegen vier und eine halbe Million Gulden gekostet hatte. So war dann freilich der Pensionär gezwungen, sich willig finden zu lassen. Es kam hierauf wirklich zu einem Friedenskongreß, welcher im Mai 1667 zu Breda eröffnet wurde. Die Gesandten der Republik trafen mit denen von Frankreich und Dänemark zusammen, und man ließ die Vermittelung der ganz aristokratischen schwedischen Regierung zu. Allein de Witt, dessen Flotte damals zum Auslaufen gerüstet war, hatte sichere Kunde, daß Karl II. die ihm vom Parlament für die Flotte gewährten Summen vergeudet habe; dies bewog ihn, sich vor der Hand auf keinen Waffenstillstand zur See einzulassen, sondern unversehens einen entscheidenden Angriff auf die wehrlose englische Küste zu machen. Während daher im Juni die Friedensunterhandlungen schon weit vorangeschritten waren, unternahm de Ruyter und Johann de Witts Bruder, der Admiral Cornelius de Witt, einen verheerenden Zug nach England. Dieser wurde zwar glücklich ausgeführt; er machte aber den Pensionär sowohl in Frankreich, als in England vollends verhaßt. Die Holländer segelten damals triumphierend die Themse hinauf, zerstörten Vorratshäuser und Werkstätten, nahmen Sheerneß, verbrannten bei Chatham fünf Linienschiffe ersten Ranges, segelten aufwärts bis Rochester und zerstörten noch drei Schiffe bei dem Schloß Upnore. Viele Einwohner von London ergriffen die Flucht. De Ruyter ließ eine Abteilung seiner Flotte zurück, um die Themse zu blockieren; er selbst aber segelte in die Buchten von Plymouth und Torbay. Die Holländer erreichten jedoch durch dies alles weiter nichts, als daß König Karl in England immer mehr verhaßt und verachtet wurde, weil man es seiner Verschwendung zuschrieb, daß keine bessere Gegenwehr geleistet wurde. Karl hatte die ihm vom Parlament gewährten Summen an Günstlinge und Mätressen verschwendet, und seine Admiralität hatte nicht nur den Sold nicht ausgezahlt, sondern auch noch dazu 90 000 Pfund Schulden gemacht. Alle

Matrosen und Arbeiter versagten daher, als der Feind erschien, den Dienst, die Lieferanten und Kaufleute wollten ohne bare Bezahlung nichts liefern, und die Bankiers weigerten sich, Geld vorzuschießen. Unter diesen Umständen kann es denn freilich nicht verwundern, daß, wie es scheint, der Raubzug der Holländer viel dazu beitrug, den König Karl, welcher den Krieg mutwillig angefangen hatte, auch zum schnellen Abschlusse des Friedens zu bewegen.

Dieser Friede kam in den letzten Tagen des Juli 1667 zu Breda zu stande. Jeder Staat behielt, was er am Tage des Friedensschlusses im Besitz hatte. So kam Neu-Niederland auf die Dauer an England, Surinam an die Generalstaaten und zunächst an Seeland. Von der Navigationsakte wurden diejenigen deutschen Erzeugnisse ausgenommen, welche ihren Weg durch Holland nahmen. Sonst änderte der Friede von Breda in den Verhältnissen nichts, was hier erwähnt zu werden verdiente. Nur das eine ist hervorzuheben, daß Ludwig XIV. seit diesem Frieden für seine auf die spanischen Niederlande gerichteten Pläne nichts mehr von England zu fürchten hatte, nachdem er schon vorher, trotz der scheinbaren Verbindung zwischen Frankreich und Holland, mit König Karl korrespondiert und konspiriert hatte.

6. Der Devolutionskrieg Ludwigs XIV. und die inneren Angelegenheiten Englands und Hollands während desselben.

Ludwig XIV. hatte den Abschluß des Friedens von Breda nicht abgewartet, um seinen längst entworfenen Plan gegen Spanien in Ausführung zu bringen. Dieser Plan bestand in einer gewaltsamen Besitznahme der spanischen Niederlande, und zu seiner Rechtfertigung hatten Ludwigs Juristen und Publizisten einen Grund ersonnen, welcher nicht besser war, als diejenigen, durch welche der König später seine Ansprüche auf die Pfalz und auf die ganze spanische Monarchie zu begründen suchte. Philipp IV. von Spanien war 1665 gestorben; der unglückliche Gang eines Krieges gegen die Portugiesen, in welchem die letzteren von dem französischen Marschall Schomberg angeführt wurden, hatte ihm noch das letzte Lebensjahr verbittert.*) Seine zweite Gemahlin Maria Anna, die Tochter des deutschen Kaisers Ferdinand III., hatte im Namen ihres unmündigen und schwächlichen Sohnes, Karls II., die Regierung übernommen. Die neue Regentin Spaniens ließ sich von ihrem deutschen Beichtvater, dem

*) Er stiftete 100 000 Seelenmessen, mit der Klausel, daß diejenigen, deren er zu seinem eigenen Heil nicht bedürfe, seinem Vater, seiner Mutter und den in seinen Kriegen gefallenen Soldaten zu gute kommen sollten.

Pater Niethard, unbedingt leiten. Dieser glaubte in dem einzigen Manne, welcher als Spanier seine Landsleute aus ihrem Schlummer hätte erwecken können, in einem Bastard Philipps IV. von der Schauspielerin Maria Calderon, Don Juan d'Austria, den gefährlichsten Feind der Königin zu sehen. Er war deshalb nur auf die Mittel, Don Juan und seinen Anhang niederzuhalten, bedacht, ließ darüber alles verfallen und traf keine Anstalten irgend welcher Art, als Ludwig XIV. unter einem ganz nichtigen Vorwande ein Heer sammelte, um sich der spanischen Niederlande zu bemächtigen. Don Juan war aus den Niederlanden, wo er seiner Zeit mit Condé gegen Turenne gekämpft hatte, nach Portugal geschickt worden, um dieses Reich wieder zu unterwerfen. Nach Philipps IV. Tode wurde er durch die deutsche Regierung, d. h. durch Maria Anna und ihren Beichtvater, vom Heere abberufen und sollte in die Niederlande zurückgeschickt werden. Diesem wich er dadurch aus, daß er sich krank stellte. Da er aber in Madrid Verbindungen unterhielt, welche der Königin und ihrem Beichtvater gefährlich schienen, so befahl man ihm, in seiner Herrschaft Consuerga seinen Aufenthalt zu nehmen. Er gehorchte jedoch nicht, sondern flüchtete nach Katalonien, weil er von seinen Anhängern die warnende Anzeige erhalten hatte, daß man ihn verhaften und auf die Burg von Segovia bringen wolle. Von Katalonien aus wandte er sich schriftlich an die Königin und stellte ihr im Namen der Nation vor, daß Pater Niethard das ganze spanische Volk gegen sich habe, und daß nur durch die Entfernung desselben Ruhe und Friede erhalten werden könnten. Maria Anna gab zwar den Vorstellungen des Prinzen Gehör; aber sie ließ ihn selbst nicht an den Hof kommen, obgleich dort ein kräftiger Mann durchaus nötig gewesen wäre. Spaniens Rolle war ausgespielt. Die Königin ernannte Don Juan nur zum Vicekönige von Aragonien, und als später Karl II. ihn nach Madrid rief und zum ersten Minister machte, konnte Don Juan die Last der Regierung nicht mehr tragen: er starb am 17. September 1679.

Ludwig XIV. suchte seit Philipps IV. Tode die Lage der Dinge in Spanien zu benutzen, um die spanischen Niederlande als ein Erbe seiner Gemahlin, einer Tochter jenes Königs, an sich zu bringen, obgleich diese bei ihrer Vermählung allen Erbansprüchen auf spanische Länder entsagt hatte. Ludwig setzte dabei sein Vertrauen auf den Rheinischen Bund, durch welchen die kaiserlichen Truppen gehindert werden sollten, den Spaniern in den Niederlanden Hilfe zu leisten, sowie auf eine engere Verbindung mit Portugal und auf das von ihm bar bezahlte Versprechen des Königs Karl von England, vorerst nichts Feindseliges zu unternehmen. Auf diese Verbindungen gestützt, forderte Ludwig zuerst von der Regentin von Spanien die freiwillige Abtretung

einiger Stücke der Niederlande. Dann erließ er im Mai 1667 ein drohendes Manifest, welches gewissermaßen der Vorbote des Krieges war. Dieses Manifest zerfiel in zwei Teile. In dem ersteren suchte er für den Fall, daß Philipps IV. Sohn und Nachfolger ohne Erben sterben sollte, zu beweisen, daß der Verzicht der Königin von Frankreich auf das Spanische Reich und seine Provinzen nichtig und ungültig sei; es hieß dabei namentlich, diese Entsagung widerspreche dem Naturrecht, welches die Kinder in die Güter des Vaters einsetze. Auch wurde hervorgehoben, die versprochene Mitgift von 500 000 Goldgulden sei der Königin nie völlig ausbezahlt worden. Im zweiten Teile wurde das in den verschiedenen Provinzen der Niederlande, wie Brabant und Namur, geltende Erbrecht, obgleich dasselbe nur Privatbesitzungen und Lehen betraf, auf fürstliche und durch Verträge verbürgte Besitzungen angewandt. Wir lassen uns auf die dabei vorgebrachten Beweisgründe nicht ein, weil alles eine bloße Chicane war und Ludwig gegen die ganz ohnmächtige Regentin von Spanien ebenso argumentierte, wie der Wolf gegen das weit unter ihm am Bache trinkende Schaf. Das erwähnte Erbrecht enthielt die Bestimmung, daß, wenn von Ehegatten der eine Teil mit Hinterlassung von Kindern sterbe, diesen das Eigentum der vom überlebenden Teile herrührenden Lehen zufalle und dem letzteren nur der Nießbrauch verbleibe; daß ferner für solche Lehen die Kinder erster Ehe, selbst Töchter, vor denen zweiter Ehe, selbst Söhnen, den Vorzug haben sollten; die Kinder jeder Mutter sollten diejenigen Güter erhalten, die dem Vater während der betreffenden Ehe zugefallen seien. Diese Bestimmung oder das sogenannte Devolutionsrecht nahmen Ludwigs XIV. Rabulisten für dessen Gemahlin in Anspruch, weil dieselbe eine Tochter Philipps IV. aus dessen erster Ehe, König Karl II. aber ein Sohn zweiter Ehe (mit einer Schwester Kaiser Leopolds) sei. Weil nun jenes Recht in Brabant, Namur u. s. w. bestehe, so sei nach dem Tode ihrer Mutter (1644) und ihres rechten Bruders, des Infanten Balthasar (1646), das Eigentum des ganzen Herzogtums Brabant sowie nach dem Tode ihres Vaters auch der Nießbrauch desselben ihr zugefallen. Die erwähnte Rechtsbestimmung galt freilich überall nur für Söhne, nicht für Töchter, sowie nur für Privatleute, nicht für Fürsten. Allein darauf wurde keine Rücksicht genommen, vielmehr das gerade Gegenteil behauptet: besonders aber hob die Denkschrift hervor, daß Philipp die Niederlande bereits 1633 als Erbe seiner Tante Klara Eugenia Isabella erhalten habe. Ludwig forderte sogar, auf dieselbe elende Chicane gestützt, auch noch die Herrschaft Mecheln, die Markgrafschaft Antwerpen, Obergeldern und die Grafschaft Namur. Ja, er begnügte sich nicht einmal mit diesen Forderungen, sondern verlangte auch noch das Herzog-

tum Limburg, weil dasselbe nach der Behauptung seiner Staatssophisten von Brabant unzertrennlich sei, und die Grafschaft Hennegau, weil sie ein Allodium und dem König Philipp IV. während seiner ersten Ehe zugefallen sei, sowie endlich noch die Grafschaft Artois, das Herzogtum Cambrai, ein Drittel der Franche Comté und ein Viertel des Herzogtums Luxemburg. Eine sehr gründliche Widerlegung dieser Ansprüche verfaßte noch im Jahre 1667 der kaiserliche Gesandte in London, Baron de l'Isola, unter dem Titel: Schild des Staats und der Gerechtigkeit gegen den offenkundigen Plan einer Weltmonarchie (Bouclier d'estat et de justice contre le dessein manifestement découvert de la monarchie universelle).

Ludwigs längst gerüstete Heere begannen schon Anfang Juni 1667 die in Anspruch genommenen Städte und Herrschaften zu besetzen. Bei dem einen dieser Heere, welches Turenne befehligte, befand sich König Ludwig selbst, dem wie immer jeder Vorteil im Felde und jede Eroberung einer Festung zugeschrieben wurde. Der spanische Oberbefehlshaber in den Niederlanden, der Marquis von Castel Rodrigo, hatte nicht nur alle kleineren Festungen, sondern auch Charleroi, Tournay, Lille, Ath, Douay, Oudenarde, Furnes, Armentières und Courtray verfallen und von Besatzungen entblößen lassen, weil er mit der größten Sicherheit überzeugt war, daß König Philipps letzter Wille, in welchem die Bourbonen ausdrücklich von seiner Erbschaft ausgeschlossen worden waren, von dessen Schwiegersohne geachtet werden würde. Als er sich endlich im März 1667 von der nahen Gefahr überzeugte und dringende Warnungen nach Madrid richtete, fand er keinen Glauben, da Ludwig dem spanischen Hofe die Versicherung zugehen ließ, die Zusammenziehung von Truppen bedeute nur eine Revue. Überdies wären aber auch die wenigen und noch dazu lange unbezahlt gebliebenen Truppen in den Niederlanden nicht im stande gewesen, Widerstand zu leisten. Zudem war unter der spanischen Herrschaft alles politische Leben erstarrt; selbst in Städten wie Gent und Brügge zeigte sich beim Ausbruche des Krieges keine Spur von Opferwilligkeit oder von nationalem Aufschwung. Schon am 2. Juni nahm Turenne Charleroi ein, welches nachher, wie alle Festungen der Nordgrenze, durch Vaubans Kunst stark befestigt wurde. Sodann eroberte er Tournay, Douai und Oudenarde. Auch der Marschall von Aumont, welcher das zweite französische Heer führte, machte so schnelle Fortschritte, daß bis Ende August alle Grenzfestungen von den Franzosen besetzt waren. Aumont hatte sich zuletzt noch mit Turenne zur Belagerung von Lille (Ryssel) vereinigt, und hier drängten die Bürger den spanischen Befehlshaber nach neun Tagen zur Kapitulation. Anfangs war ein besonderes Heer unter Crequi aufgestellt worden, um das Deutsche Reich und seine

Fürsten von dem Gedanken einer Hilfeleistung abzuhalten; Crequi aber konnte bald sehen, daß von dieser Seite nichts zu befürchten sei, und vereinigte seine Truppen mit den übrigen.

Ganz Europa geriet in Schrecken über die mit gewohnter Prahlerei verkündete Erweiterung des Gebietes eines jungen und stolzen Königs, der, so schien es, nach einer Universalmonarchie strebte. Der holländische Pensionär de Witt aber und der König Karl II. von England, denen man mit Recht ihre Freundschaft für Frankreich verargte, verloren seit dieser Gewaltthat Ludwigs ihren bereits geschwächten Einfluß gänzlich. De Witt ward um so mehr verhaßt, weil er nicht auf das Anerbieten des Marquis von Castel Rodrigo eingegangen war, welcher den Generalstaaten Brügge, Ostende, Damme nebst den Forts St. Isabel und St. Donas einstweilen hatte einräumen wollen, wenn sie ihm 12 000 Mann Soldaten und eine Million Gulden leihen wollten; für die letzteren wollte er ihnen sogar die Maß- und Scheldezölle als Pfand überlassen. De Witt bewies sich damals, was auch seine Lobredner sagen mögen, durchaus verblendet und für Frankreich auf unverständige Weise eingenommen. In England wurde bald nach dem räuberischen Einfalle der Franzosen in die spanischen Niederlande Lord Clarendon, der einzige ehrliche und tüchtige Staatsmann, welchen König Karl II. hatte, durch eine elende Kabale gestürzt.

Clarendon, welcher schon unter Karl I. den Geschäften vorgestanden hatte und mit Karl II. in die Verbannung gegangen war, hatte viele Fehler. Er war gebieterisch, herrschsüchtig und, besonders seitdem des Königs Bruder Jakob seine Tochter Anna geheiratet hatte, unerträglich stolz. Diese Fehler schadeten jedoch wenig, weil Clarendon doch an einem frivolen, liederlichen Hofe der einzige ehrliche und nach Grundsätzen handelnde Mann war, der anglikanischen Kirche mit fester Treue anhing, dem Könige zu widersprechen wagte und nicht selten dem, was dessen Günstlinge im Parlament durchsetzen wollten, entgegentrat. Ein solcher Mann mußte sich aber an diesem Hofe viele Feinde erwecken und auch dem Könige selbst lästig sein. Die Hauptfeinde Clarendons waren Bennet, Berkley, der Herzog von Buckingham und der Graf Bristol, welche den Kanzler wie jeden ernsten Mann am Hofe zur Zielscheibe ihres frivolen Witzes machten, und von denen die beiden ersteren das wichtige Fach der Leitung des Mätressenwesens hatten. Zu ihnen kam zuletzt noch Lord Ashley Cooper, welcher später Mitglied von Karls sogenanntem Cabal-Ministerium wurde, hinzu, weil Clarendon im letzten Kriege verhindert hatte, daß Ashley die Verwaltung der Prisengelder erhielt. Der Kanzler wurde außerdem als strenger Anglikaner von allen Katholiken gehaßt. Das thörichte Volk aber und selbst das Parlament waren gegen ihn erbittert, weil

man ihm den Hauptanteil am Verkauf von Dünkirchen zuschrieb, und weil es sogar hieß, daß der ungeheure Palast, welchen Clarendon damals errichten ließ, von französischen Geldern erbaut werde. Dieser Umstand war für den König und für Lord Ashley, welcher bei dem Verkauf von Dünkirchen ebenfalls beteiligt gewesen war, ein Grund mehr, den Kanzler seinen Feinden preiszugeben: sie erhielten dadurch Gelegenheit, alle Schuld von sich ab und auf ihn zu wälzen.

Schon gegen Ende des Sommers 1667 gelang es den Feinden Clarendons, den König dahin zu bringen, daß er den Kanzler durch dessen Schwiegersohn, den Herzog von York, bitten ließ, seinen Abschied zu nehmen, um einer gerichtlichen Anklage auszuweichen: der Minister erklärte jedoch persönlich dem Könige, daß er um dieser Bedrohung willen nicht zurücktreten werde. Gleich nachher gab ein königliches Liebesabenteuer den willkommenen Anlaß zur Ausführung der gegen Clarendon angesponnenen Kabalen. König Karl, dem seine von ihm schändlich vernachlässigte kinderlose Gemahlin längst zur Last war, hatte sich nämlich in eine Witwe Stewart verliebt, welche dem Herzoge von Richmond ihre Hand versprochen hatte. Diese Frau hatte jedoch jedem Andringen Karls widerstanden, obgleich er ihr sogar angeboten hatte, sie zur Herzogin zu machen. Er erbot sich daher endlich, sie zu heiraten, und ließ ihr vorstellen, daß des Herzogs von Richmond Verhältnisse ganz zerrüttet seien. Clarendon aber wies, um einen neuen öffentlichen Skandal vom Könige abzuwenden, der Frau Stewart nach, daß es nicht so schlimm mit dem Herzoge stehe, als man vorgebe, und diese entzog sich darauf den Zudringlichkeiten des Königs durch heimliche Flucht und durch ihre Vermählung mit dem Herzoge.

Diese Handlung des Kanzlers versetzte den König in solche Wut, daß er ihm Ende August die Siegel abfordern ließ. Die Feinde Clarendons aber traten, als sechs Wochen nachher das Parlament wieder zusammenkam, mit einer Anklage auf Hochverrat gegen Clarendon auf (Oktober 1667). Diese Klage wurde von Seymour eingebracht und stellte in 17 Artikeln alles zusammen, was man damals ohne Unterscheidung dem Kanzler aufzubürden pflegte. Sie fand gleichwohl im Unterhause Gehör; das Oberhaus dagegen erkannte in allem dem, was sie vorbrachten, keinen Grund zu einem Kriminalverfahren. Beide Häuser gerieten darüber in einen förmlichen Zwist. Es wurde schon damals klar, daß im Unterhause der Unwille der Nation über den scham- und gewissenlosen König sowie über den offenkundig, wenn auch noch nicht erklärt papistischen Herzog von York und dessen zahlreiche Genossen den höchsten Grad erreicht habe. Dem Könige ward deshalb bange. Er glaubte in dem Streite über Clarendons Sache, welcher

bis zum Dezember dauerte, eine Ähnlichkeit mit dem Streite über Straffords Schicksal zu finden, und hatte sogar dem Parlament einmal vorgeworfen, es gehe mit ihm um, wie das Lange Parlament mit seinem Vater umgegangen sei. Er bot daher alles auf, um Clarendon dahin zu bringen, daß er sich durch freiwillige Verbannung dem Sturm entziehe. Er ließ denselben durch den französischen Gesandten, durch den Bischof von Hereford und durch den Herzog von York dringend darum ersuchen; aber Clarendon war nicht zu erbitten. Der König erteilte ihm daher am 29. November den ausdrücklichen Befehl, sich auf den Kontinent zu begeben. Dadurch wurde freilich dem Streite der beiden Häuser ein Ende gemacht, zugleich aber auch Clarendon unverdient der Wut seiner niederträchtigen Feinde geopfert. Schon in der ersten Woche des Dezember bewirkten diese, daß das Parlament ihn in aller Form verurteilte. Zuerst ward, um die Verteidigung zu ersticken, der Beschluß gefaßt, daß die von Clarendon herausgegebene Rechtfertigungsschrift (Vindication), in welcher er die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen widerlegt hatte, durch Henkers Hand verbrannt werden solle. Dann wurde er selbst auf Lebenszeit verbannt, zu jedem öffentlichen Amt für unfähig erklärt und im Fall seiner Rückkehr nach England zur Strafe eines Hochverräters verurteilt (29. Dezember). Zugleich erklärte das Parlament ausdrücklich, daß das gegen ihn gesprochene Urteil nicht durch königliche Gnade, sondern nur durch eine förmliche Parlamentsakte aufgehoben werden könne. Clarendon begab sich nach Frankreich, wo er seine Geschichte der Rebellion ausarbeitete; er starb 1674 zu Rouen. Er erlebte noch die Kränkung, daß seine Tochter, die Herzogin von York, auf Zureden ihres Gemahls zum Katholizismus überging.

Seit Clarendons Sturz war England den königlichen Mätressen und den ganz grundsatzlosen Leuten, welche später das Cabal-Ministerium bildeten, preisgegeben. In Holland ließ de Witt sich durch seinen Haß gegen die oranische Partei zu einem Schritte treiben, der ihn und die Aristokratie dem Volke ebenso verhaßt machte, wie König Karl während der letzten zehn Jahre in England geworden war. Die allgemeine Stimme forderte nämlich, daß, als bei den immer bedenklicher werdenden Fortschritten der Franzosen ein Heer gerüstet werden mußte, Wilhelm III. den Oberbefehl erhalten und sein Vetter Johann Moritz von Nassau-Siegen, der für Holland die Verwaltung von Brasilien mit Ruhm, obwohl nicht mit Erfolg geführt hatte, ihm mit Rat beistehen solle. Dies suchten de Witt und seine aristokratischen Freunde zu hintertreiben. Zugleich suchten sie, als man den Prinzen in den regierenden Rat aufgenommen haben wollte, den Beschluß durchzusetzen, daß die Stelle eines Generalkapitäns oder Oberbefehlshabers

von der Statthalterwürde auf immer getrennt werden solle. Es gelang ihnen in der That zu bewirken, daß Johann Moritz zum Generalkapitän ernannt und die Statthalterstelle einstweilen unbesetzt gelassen wurde. Die Provinz Holland aber, welche von de Witt staatsmännisch, wiewohl ganz egoistisch und gewissenlos regiert wurde, begnügte sich damit nicht, sondern ging noch viel weiter. Sie erließ im Dezember 1667 das sogenannte ewige Edikt, welches künftig von allen Deputierten der Staaten sowie von allen Angestellten und Beamten beschworen werden sollte. Durch dieses Edikt wurde festgesetzt, daß die Statthalterwürde für Holland nicht gelten solle, und daß, soweit diese Provinz wirken könne, die Stelle eines Generalkapitäns auf immer von der eines Statthalters getrennt bleiben solle. Die übrigen Provinzen widersetzten sich zwar einer solchen Verfügung; der Pensionär brachte sie aber dahin, daß sie durch eine „Akte der Harmonie" sich für die Trennung beider Würden erklärten; dagegen gab Holland seine Stimme für Wilhelms Eintritt in den Staatsrat. Bald nachher wurde der Prinz mit vollendetem 18. Jahr für mündig erklärt und trat als Markgraf von Vlissingen und Vere in die Staatsversammlung von Seeland ein.

Die unglaublich schnellen Fortschritte der Franzosen hatten unterdessen sowohl in Holland als in England so große Besorgnisse erregt, daß de Witt und Karl II. genötigt waren, sich des spanischen Königs anzunehmen. Sie thaten dies zuerst durch diplomatische Künste und Unterhandlungen, in denen ihnen die Franzosen ebenso, wie im Felde, überlegen waren. Als jedoch die Franzosen im Anfange des Jahres 1668 in die Franche Comté einrückten, mußte man Ernst zeigen. Ludwig hatte den Generalstaaten im Januar 1668 seinen Entschluß angezeigt, in Person einen Zug nach der Franche Comté zu unternehmen; der Prinz von Condé war Oberfeldherr, und im Laufe des Februar wurde die Besetzung des Landes vollendet. Glücklicherweise war damals ein Gesinnungsgenosse de Witts und Republikaner wie er, William Temple, englischer Gesandter in Brüssel. Dieser hatte den Pensionär bei Gelegenheit der Unterhandlungen in Breda kennen und achten gelernt und erhielt von Heinrich Bennet, welcher nach Clarendons Verbannung unter dem Namen Graf von Arlington erster Staatssekretär geworden war, den Auftrag, eine Verbindung zwischen England und Holland zu vermitteln, damit man durch eine angedrohte Unterstützung der Spanier einen wirklichen Krieg mit Frankreich vermeiden könne. Temple begab sich sogleich in den Haag, kehrte, nachdem er dort Erkundigungen eingezogen hatte, nach England zurück und erhielt von seiner Regierung die Vollmacht, ein Offensiv- und Defensivbündnis mit Holland zu schließen. Vor einem solchen Schritte bebte de Witt,

ein zwar sehr gelehrter, aber auch sehr egoistischer und kaufmännisch beschränkter Mann, zurück. Er wollte sich nur dazu verstehen, daß man den kriegführenden Mächten die Vermittelung Englands und Hollands anbiete: Temple bewies ihm jedoch, daß dies lächerlich sein werde, daß nur vermittelst eines förmlichen Bündnisses beider Staaten der beabsichtigte Zweck erreicht werden könne, und daß man durch einen raschen Abschluß desselben dem Einflusse des französischen Gesandten im Haag vorbeugen und die Langsamkeit der Formen und Beratungen bei den Generalstaaten umgehen müsse. Temple hatte bereits am 18. Januar bei den Generalstaaten eine Audienz, auf welche der Beschluß erfolgte, sieben Bevollmächtigte, darunter de Witt zur Verhandlung zu bestimmen. Temple entwarf hierauf schnell einen Vertrag, in welchem England und Holland sich verbindlich machten, die Spanier und Franzosen dadurch zum Frieden zu zwingen, daß die ersteren genötigt würden, gewisse Landesteile abzutreten, und die letzteren, sich mit denselben zu begnügen. Diesen Vertrag nahmen auf de Witts Betreiben die Generalstaaten am 23. Januar an, und zwar, was unerhört war, ohne dem Herkommen und dem Rechte gemäß die einzelnen Staaten vorher darüber zu fragen. Wenige Tage nachdem Holland und England sich miteinander verbündet hatten, trat auch Schweden diesem Vertrage bei; und am 26. Januar 1668 wurde die Verbindung, welche unter dem Namen der Tripelallianz bekannt ist, zwischen den drei Staaten förmlich geschlossen.

Was Schweden betrifft, so herrschte dort während der Minderjährigkeit Karls XI. die Aristokratie, und diese wurde gleich der schweizerischen als eine Regierung betrachtet, deren Beistand für Geld zu haben sei. Frankreich hatte sich aber in der letzten Zeit den Dänen genähert und zudem die Unvorsichtigkeit begangen, die Schweden mit großem Übermute zu behandeln und ihnen die bisher gezahlten Subsidien vorzuenthalten. Dagegen hatte Holland die regierenden Herren, denen alles feil war, durch Geld gewonnen, um im Notfall Soldaten und Schiffe aus Schweden zu erhalten. Zu spät hatte man in Frankreich den begangenen Fehler eingesehen und den Marquis von Pomponne nach Schweden geschickt, um den französischen Gesandten Terlon zu unterstützen. Die regierenden Herren hatten, als derselbe in Schweden ankam, bereits ihren Handel mit Holland abgeschlossen und den schwedischen Gesandten in Holland bevollmächtigt, der Verbindung zwischen England und Holland beizutreten. Es verbündeten sich demnach am 26. Januar 1668 drei streng protestantische Staaten zu Gunsten Spaniens. Die Geldgier des schwedischen Adels war aber so groß, daß der schwedische Gesandte im Haag, Graf von Dohna, den Vertrag mit England und Holland nicht eher unterzeichnete, als bis

seiner Regierung für die übernommene Verpflichtung, auf Begehren Hollands und Englands ein Heer an den Rhein zu schicken, 300 000 Reichsthaler zugesagt worden waren. Die Holländer und Engländer versprachen außerdem sogar noch, daß Spanien 180 000 Thaler vierteljährlich bezahlen solle; dies blieb aber nachher unausgeführt.

König Ludwig wurde durch den Abschluß der Tripelallianz sehr erbittert: es war klar, daß er infolge desselben vieles von dem Eroberten wieder werde herausgeben müssen. Sein ganzer Zorn traf die Holländer und besonders de Witt, weil er wußte, daß Karl II. sich wider Willen dem Bunde angeschlossen hatte, der allerdings vom Parlament und vom englischen Volk überaus günstig aufgenommen wurde. Ludwig nahm es den Holländern und dem Pensionär übel, daß sie, während ihm gegenüber nur von freundlicher und friedlicher Vermittelung die Rede war, dem Vertrage einen geheimen drohenden Artikel des Inhaltes beigefügt hatten, daß, wenn der französische König sich weigere, die von der Allianz vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen, England und Holland mit Spanien vereinigt ihn zu Wasser und zu Lande so lange bekriegen wollten, bis alles auf den Fuß des Pyrenäenfriedens zurückgebracht sei. Ludwig ließ es sich gefallen, einen Waffenstillstand einzugehen und die Forderung der drei Mächte anzunehmen, nach welcher er die gemachten Eroberungen wieder zurückgeben müsse und nur, je nach seiner Wahl, entweder die in der Nähe der holländischen Grenze liegenden Festungen und Landstriche oder die Franche Comté und einiges andere behalten dürfe. Er schloß zuerst mit Spanien einen Friedensvertrag, welcher bereits am 25. April 1668 in St.-Germain unterzeichnet wurde. Durch diesen Vertrag erlangte Spanien wenigstens den einen Vorteil, daß Ludwig dieser Macht es überließ, zwischen den beiden von den Verbündeten vorgeschlagenen Bedingungen zu wählen. Spanien trat, um die Holländer durch die ihnen von Frankreich drohende Gefahr zu schrecken und also künftighin ihrer Hilfe sicher zu sein, an Ludwig alles ab, was derselbe im Jahre 1667 nach dieser Seite hin erobert hatte, nämlich die für Hollands Interesse so wichtigen Festungen Charleroi, Binch, Ath, Douay mit dem Fort Scarpe, Tournay, Oudenarde, Lille, Armentières, Courtray, Bergues und Furnes nebst allen zu ihnen gehörigen Ämtern (baillages), Gouvernements und Territorien. Es erhielt dagegen die Franche Comté nebst Cambrai, St.-Omer und Aire zurück.

Mit den drei anderen Staaten wurde der Friede im Mai 1668 zu Aachen förmlich abgeschlossen, die Bürgschaft derselben aber für diesen Frieden erst ein Jahr später unterzeichnet. Temple bot damals dem holländischen Pensionär an, die Tripelallianz permanent zu machen; de Witt lehnte aber den Vorschlag ab. Übrigens war dieser

Friede von Aachen in Beziehung auf die Niederlande nur scheinbar eine Wirkung der Tripelallianz, da Ludwig XIV. gleich anfangs sich zu denselben Bedingungen erboten hatte, die er nachher annahm. Ludwig hatte damals sogar schon einen Vertrag mit dem Kaiser über die Teilung der ganzen spanischen Monarchie für den Fall geschlossen, daß der stets kränkelnde spanische Thronerbe sterben sollte. Dieser Vertrag (vom 19. Januar 1668) ist über ein Jahrhundert lang ein Geheimnis geblieben*).

7. Frankreich, England, Deutschland und die Niederlande vor dem Holländischen Kriege Ludwigs XIV.

Ludwigs XIV. Minister suchten ihrem Könige in ähnlicher Weise das Übergewicht in Europa zu verschaffen, wie es in neuerer Zeit Napoleon I. gehabt hat. Sie entwarfen daher nach dem Aachener Frieden den Plan, Holland zu erobern. Am Zustandekommen der Tripelallianz hatte wohl William Temple das meiste Verdienst; aber in den Augen Europas waren es die Holländer, die der französischen Eroberung Halt geboten hatten. Auch gaben sie deshalb ihr Selbstgefühl in Reden und prahlerischen Inschriften auf Münzen kund. Auf einer derselben, die der Staatsrat prägen ließ, wurde die Republik gerühmt, daß sie die Könige versöhnt und den europäischen Frieden hergestellt habe (conciliatis regibus, stabilita orbis Europaei quiete**). Solche Kundgebungen, wie unbedeutend auch an sich, blieben bei Ludwig und seinen Ratgebern nicht wirkungslos. Der Zuwachs an Macht, den die eroberten Provinzen gebracht hätten, schien alles andere zu überwiegen. Dabei kam den französischen Ministern, wie bei ihren politischen Entwürfen überhaupt, der Umstand sehr zu statten, daß gerade damals alle anderen Reiche und Mächte in Ohnmacht gesunken waren. Die Holländer selbst waren wegen des Prinzen Wilhelm III., welcher später der Verfechter der Unabhängigkeit der Staaten Europas geworden ist, untereinander entzweit. In England führte Karl II., der sich geradezu an Frankreich verkaufte, ein so unerhört anstößiges Leben, daß er damit, und nicht damit allein, sich mit seinem Volke in einen Zwiespalt setzte, welcher lähmend auf England wirken

*) Der Vertrag war in lateinischer Sprache abgefaßt; erwähnt wird er schon von Voltaire; dem ganzen Wortlaute nach hat ihn erst Mignet (in französischer Übersetzung) veröffentlicht in: „Négociations rélatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV., Paris 1836."

**) Auf einer anderen Schaumünze sah man Josua mit sieben Pfeilen, der der Sonne Ludwigs Stillstand gebot.

mußte. Spanien war ganz herabgesunken und verließ sich auf andere Staaten. Kaiser Leopold I. hatte weder Geld noch eine tüchtige Kriegsmacht und wurde überdies von seinen eigenen Ministern, besonders von Lobkowitz, verraten und verkauft. Die deutschen Fürsten und Minister standen, wenn man etwa den Kurfürsten von Brandenburg ausnimmt, im Solde des französischen Königs. Die schwedische Aristokratie endlich verkaufte sich diesem ebenfalls. Wer hätte also den Schwachen Beistand leisten sollen!

In Deutschland waren drei Brüder aus dem Hause Fürstenberg am meisten für die Franzosen thätig; alle drei waren zur Zeit der Verhandlungen über die Wahl Leopolds zum Kaiser von Mazarin und Grammont gewonnen worden. Der jüngste und bedeutendste von ihnen, Wilhelm Egon von Fürstenberg, welcher den Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln, einen bayrischen Prinzen, ganz in seiner Gewalt hatte, beredete diesen, daß er im Januar 1672, als alle Rheinlande von den Franzosen bedroht waren, mit dem König Ludwig ein Angriffs- und Verteidigungsbündnis schloß, in welchem er sein Vaterland an die Franzosen verkaufte. Die Vertragsurkunde enthielt nämlich außer drei öffentlichen Artikeln noch einen geheimen, welcher allein Geltung haben sollte, während die anderen nur zum Schein gemacht waren, und vermöge dieses geheimen Artikels räumte der Kurfürst für 400 000 Livres den Franzosen seine Festung Neuß ein, oder mit anderen Worten, er gab ihnen sein Land und seine Unterthanen preis. Wilhelm, der von Frankreich als „der teure Freund des Königs" bezeichnet wurde, verweilte selbst eine Zeitlang am französischen Hofe. Ebenso, wie Wilhelm Egon, arbeiteten auch seine beiden Brüder, Franz, Bischof von Straßburg, und Hermann, Geheimer Rat des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern, für die Franzosen. Am meisten that dies der letztere; er war nämlich bei seinem Herrn, welcher ebenfalls Jahrgelder von Ludwig XIV. erhielt, ebenso vielvermögend, als sein Bruder Wilhelm Egon bei dem Vaterbrudersſohn desſelben, dem Kurfürsten von Köln. Diese drei Mitglieder eines alten schwäbischen Grafengeschlechtes erhob Kaiser Leopold selbst zur Zeit, da er mit Frankreich befreundet war, in den Reichsfürstenstand.

Seinen nächsten Eroberungsplan also richtete der französische König gegen die sieben Provinzen der Niederlande, an deren Grenzen damals Vauban die kurz vorher von Spanien überlieferten Plätze in unüberwindliche Festungen verwandelte, während sein Kriegsminister Louvois das Heer und die Kriegsmaterialien vermehrte. Ludwig wurde besonders von Crequi und Turenne, welche schon den Abschluß des Aachener Friedens widerraten hatten, sowie von einer großen Zahl anderer Oberanführer bestürmt, den Krieg mit den Niederlanden zu

beginnen, weil damals Holland und Seeland miteinander in offenen Zwist gerieten und zu derselben Zeit König Karl II. von England ein geheimes Ministerium einrichtete. Was die Zwietracht der Niederländer betrifft, so entzog die Großmutter und bisherige Vormünderin Wilhelms III. von Oranien plötzlich ihren Sohn, den die Staaten von Seeland zum ersten Edlen ihrer Provinz ernannt hatten, der bisherigen Aufsicht der Holländer, schickte ihn von Breda nach Seeland und erklärte ihn für majorenn und für fähig, sein Eigentum ohne Vormund zu verwalten. Man erwartete daher jeden Tag, daß die Staaten von Seeland den Prinzen zu ihrem Statthalter ernennen würden.

Ehe Ludwig den Krieg begann, mußte er zuerst England und Schweden von der Tripelallianz losmachen und den englischen König zu einer Verbindung gegen Holland bewegen. Das erstere hatte de Witt selbst ihm dadurch erleichtert, daß er nicht eingewilligt hatte, die Tripelallianz permanent zu machen. Die Einleitung zu einer Verbindung Englands und Frankreichs gegen Holland traf der Herzog von Buckingham, welcher im Ministerium Karls II. saß und jeden ehrlichen und gesitteten Mann aus demselben verdrängte, bis 1672 das ganze Ministerium aus Leuten ohne Ehre, ohne Gewissen und ohne Sitten bestand. Die Mitglieder dieses Ministeriums waren Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale. Man hat dasselbe das Cabal-Ministerium genannt, weil die Anfangsbuchstaben der Namen seiner Mitglieder das Wort Cabal, Kabale bilden. Wie unvorsichtig Karl verfuhr, als er ein solches Ministerium bestellte, kann man schon aus dem Umstande entnehmen, daß kein einziger Anglikaner in demselben war; denn Ashley und Buckingham verspotteten jede Religion, Clifford und Arlington waren katholisch, und Lauderdale war Presbyterianer. Buckingham suchte den König Karl auf jede Weise gegen die Holländer und besonders gegen de Witt zu erbittern, welcher fortfuhr, Wilhelm von Oranien nebst seiner ganzen Partei zu kränken und zu verfolgen. Zu diesem Zwecke hatte er schon gleich nach dem Abschlusse des Aachener Friedens eine Korrespondenz mit der Herzogin Henriette Anna von Orleans, einer Schwester Karls, eröffnet, welche viel über ihren Bruder vermochte. Esaias Pufendorf, damals schwedischer Gesandter in Frankreich, ein Bruder des berühmten Staatsrechtslehrers und Geschichtschreibers Samuel Pufendorf, warnte auf der Durchreise durch Holland den Pensionär vergebens vor den Engländern; de Witt wagte nicht zu rüsten, damit Ludwig nicht aufgebracht würde.

Um diese Zeit (1669) warf der Bruder des Königs Karl II., der Herzog von York, trotz der bestehenden Gesetze die Maske der Anhäng-

lichkeit an die Nationalkirche, die er seither beibehalten hatte, ab und erklärte öffentlich seinen Übertritt zum Katholizismus. Karl zeigte sich bereit, dem Beispiele desselben zu folgen. Er schickte zwei Gesandte (den katholischen Grafen Arundel und Richard Bellings) nach Paris, um von Ludwig eine bedeutende Summe erbetteln zu lassen, weil er sich wegen seines Übertrittes und wegen des gegen Holland zu beginnenden Krieges mit Gefahren und Kosten bedroht sah. Bereits am 18. Dezember wurde der Entwurf zu einem geheimen Bundesvertrag abgefaßt. Karl zeigte aber unmittelbar darauf auch in betreff seines Religionswechsels seine gewohnte Unzuverlässigkeit. Er hörte nämlich ganz auf, seine Neigung zu papistischen Ceremonieen (denn die eigentliche Religion war seinem frivolen Sinn immer gleichgültig oder lächerlich) ferner merken zu lassen: vorübergehend beschäftigte ihn auch der Gedanke, zur Erzielung einer gesetzmäßigen erbberechtigten Nachkommenschaft sich von seiner portugiesischen Gemahlin scheiden zu lassen. Er hinderte daher auch das Parlament nicht, gegen die Katholiken eine Bill zu erlassen, welche früher oder später auch seinem Bruder verderblich werden mußte. Ja, er wirkte sogar selbst dahin, daß dieselbe durchging (Mai 1670). Diese gegen alle Nonkonformisten, d. h. Nichtanglikaner erlassene Bill verordnete Geldstrafen gegen alle Geistlichen, welche einen von dem anglikanischen verschiedenen Gottesdienst halten, und gegen alle über 16 Jahre alten Personen, die demselben beiwohnen würden, sowie gegen diejenigen, in deren Häusern ein solcher Gottesdienst würde gehalten werden, und gegen alle Friedensrichter, welche versäumen würden, die gesetzlichen Vorschriften in Ausführung zu bringen.

Die Unzuverlässigkeit und Leichtfertigkeit, welche Karl II. bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, bewogen den König von Frankreich, hinsichts des Bündnisses gegen Holland sich seiner durch das einzige Band, das ihn fesseln konnte, durch eine Mätresse zu versichern. Ludwig ließ nämlich die ihrer Schönheit wegen berühmte Herzogin Henriette Anna von Orleans im Mai 1670 nach England reisen, vorgeblich um ihren Bruder, den König Karl, zu besuchen, in Wahrheit aber, um ein Bündnis gegen Holland zu stande zu bringen. Zugleich gesellte er ihr das schon erwähnte bretagnische Fräulein Querouailles zu, eine Dame, welche nach Karls Geschmack ausgesucht worden war. Diese nahm den leichtsinnigen König bald so sehr für sich ein, daß sie die vielen Dirnen und Damen in seiner Umgebung ganz verdunkelte. Sie wurde später von Karl zur Herzogin von Portsmouth erhoben und spielte gleich den Mätressen, welche Ludwig XIV., wiewohl ohne öffentlich Ärgernis zu geben, nacheinander hielt, die Hauptfigur am Hofe. Karl und seine Minister hätten gern gesehen, daß

Ludwig vor dem Beginne des Holländischen Krieges ihnen behilflich sei, die katholische Religion und die absolute Monarchie in England einzuführen. Davon brachte jedoch die Herzogin von Orleans ihren Bruder und dessen Minister ganz zurück. Ludwig riet von Anfang an in beiden Beziehungen zur Vorsicht. Dagegen versprach die Herzogin in seinem Namen, daß Karl, sobald man mit Holland fertig sei, die nötigen Truppen und Geldsummen erhalten solle, um die katholische Religion in England, Schottland und Irland wiederherzustellen und sich selbst vom Parlament unabhängig zu machen. Zehn Tage verweilte die Herzogin in England; der eigentliche Vertrag wurde am 22. Mai (1. Juni) zu Dover abgeschlossen. In demselben ward ein gemeinschaftlicher Krieg gegen die Generalstaaten im Entwurfe festgestellt, zu welchem diese Republik durch ihren Hochmut und ihre Undankbarkeit mehr als genügende Veranlassung gegeben habe. Während der Dauer dieses Krieges sollte der König von England jährlich drei Millionen Livres erhalten. Nach geschehener Eroberung sollte England auf keinen anderen Anteil Anspruch erheben, als auf die Inseln Cadzand und Walchern und auf Sluys. Ferner wurden für Karl II. noch zwei Millionen Livres ausgesetzt, damit er bei seinem Übertritte zur römischen Kirche die unruhigen Köpfe in seinem Lande niederhalten könne; der Zeitpunkt aber, wo er seine Überzeugung öffentlich erkläre, sollte ganz in seiner Wahl stehen. Dieser Vertrag ist erst in unserem Jahrhundert durch die von uns erwähnten Werke von Lingard und von Mignet bekannt geworden. Die Herzogin Henriette Anna (Madame Henriette) starb einen Monat nach ihrer Rückkehr; da man von Vergiftung sprach, so wurde ihre Leiche in Gegenwart des englischen Gesandten geöffnet und von englischen und französischen Ärzten ein Bericht unterzeichnet, der jenen Verdacht für nichtig erklärte. An die Stelle des Vertrages von Dover trat später ein anderer, der zur Veröffentlichung bestimmt war, und in welchem von Karls bevorstehender Religionsänderung nicht die Rede war. Übrigens giebt uns über die schändliche Treulosigkeit, mit der sich König Karl, als er seine Flotte für die Franzosen ausrüsten ließ, gegen Holland und sogar gegen seinen eigenen Gesandten benahm, Arlington in seinen Briefen ganz genauen Aufschluß.

Die von England und Frankreich her drohende Gefahr traf die Holländer ohne Landheer und ohne Bundesgenossen. Es gab zwar holländische Truppen; diese verdienten aber kaum den Namen einer Armee. Ganze Regimenter hatte man unvollzählig gelassen, und die Soldaten waren weder eingeübt, noch an Disciplin gewöhnt, weil die Obersten und Hauptleute sich dadurch bereicherten, daß sie den Sold für die fehlende Mannschaft einsteckten, und weil man den Soldaten

erlaubte, irgend ein Geschäft oder Gewerbe neben dem Dienste zu betreiben. Auch hatte man überdies die Offiziere ohne alle Rücksicht auf Fähigkeit aus den Verwandten und Schützlingen der Mitglieder der herrschenden Partei gewählt. Die Magazine waren leer und die Festungen ganz in Verfall; die Seemacht freilich befand sich in sehr gutem Zustande. Bundesgenossen hatten sich zwar die Generalstaaten verschafft: Ludwig sorgte aber dafür, daß dieselben ihnen nichts nützen konnten. Diese Verbündeten der Holländer waren der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, der die französische Politik der Rheinischen Allianz völlig aufgegeben hatte, und der Herzog von Lothringen. Sie hatten sich durch einen zu Mainz geschlossenen Vertrag verbindlich gemacht, ein von Holland zu bezahlendes Heer, welches 13 000 Mann stark sein sollte, zwischen Rhein und Maas aufzustellen. Dies verhinderte aber König Ludwig, welcher von einem Rechte des Schwächeren gegen den Stärkeren nichts wissen wollte. Er ließ im September 1670 durch den Marschall Crequi das ganze Herzogtum Lothringen so schnell besetzen, daß der unglückliche Herzog sich kaum der Gefangenschaft durch die Flucht entziehen konnte. Kaiser Leopold schickte allerdings den Grafen Windischgrätz nach Paris, um für diese Besetzung eines Landes, das unbestritten noch zum Reiche gehörte, Rechenschaft zu verlangen: dieser erhielt jedoch zur Antwort, Frankreich werde in dieser Sache keine Vermittelung annehmen; der Herzog habe sein Schicksal sich selbst zuzuschreiben, weil er dem Pyrenäenfrieden und den späteren Verträgen zuwidergehandelt habe.

Ludwig selbst wußte durch sein Geld sich Bundesgenossen zu verschaffen. Zu diesen gehörte außer dem Könige von England die schwedische Regierung, welche für ihn leicht zu gewinnen war, weil die vornehmsten der in Schweden herrschenden Aristokraten einen Aufwand machten, der sich mit ihrem eigenen Vermögen allein nicht bestreiten ließ. Manche Edelleute des armen Schwedischen Reiches sollen in jener verhältnismäßig armen Zeit jährlich 60- bis 70 000 Thaler nötig gehabt haben; sie mußten also schlechterdings fremde Unterstützung annehmen. Ludwig schickte im August 1671 seinen Minister Pomponne nach Stockholm, und dieser brachte durch diplomatische Künste und durch freigebig ausgeteilte Gaben den schwedischen Reichsrat zum Abschlusse eines Bundesvertrages. Besonders thätig erwies sich hierbei der Reichsmarschall Magnus de la Gardie, der an der Spitze der französischen Partei stand. Schweden übernahm in demselben auf drei Jahre die Verpflichtung, mit 16 000 Mann jeden deutschen Reichsfürsten zu bekriegen, der in Ludwigs Holländischem Kriege den Generalstaaten Beistand leisten würde; dagegen versprach Frankreich, nicht nur der schwedischen Regierung ein jährliches Subsidium von 600 000 Thalern

zu zahlen, sondern sie auch für jeden Verlust, den sie durch ihre Hilfsleistung erleiden würde, schadlos zu halten. Dieser Vertrag, welcher hauptsächlich gegen den Kurfürsten von Brandenburg gerichtet war, wurde im April 1672 unterzeichnet, in demselben Augenblicke, als Ludwig sein Kriegsmanifest gegen die Niederländer erließ. Welche Mittel man angewandt hatte, um die schwedische Regierung zum Abschlusse dieses Vertrages zu bewegen, ist daraus zu ersehen, daß die Gemahlin des Reichsrats Steen Bielke, welcher in Verbindung mit dem Reichsmarschall den Abschluß zu stande gebracht hatte, für ihre Mühwaltung eine mit Diamanten besetzte goldene Dose, 4000 Thaler an Wert, erhielt.

Auch die kaiserlichen Minister Lobkowitz, Auersperg und Lamberg, welche teils zu gleicher Zeit, teils nacheinander den frommen und gelehrten Kaiser Leopold I. unbedingt leiteten, verkauften ihren Herrn fast um dieselbe Zeit, als die schwedischen Reichsräte sich durch Geld bestechen ließen. Sie bewogen den Kaiser zu einem geheimen Vertrage mit Frankreich, welcher im November 1671 abgeschlossen wurde, und in welchem er sich für den Fall, daß Ludwig mit England, Schweden oder den Niederlanden in Krieg geraten sollte, verpflichtete, keinen dieser Staaten zu unterstützen. Einen Monat früher hatte Ludwig mit dem Herzog Johann Friedrich von Hannover, der 20 Jahre früher zum Katholizismus übergetreten war, und mit dessen Bruder, dem evangelischen Bischof Ernst August von Osnabrück, ein Bündnis geschlossen. Auch der Bischof Bernhard von Münster hatte ein Heer aufgestellt, um gleich den Franzosen in die Niederlande einzufallen. Alle diese Fürsten erhielten von Frankreich Gratifikationen und monatliche Subsidien.

Die für Diplomaten sehr wichtige Geschichte des Heeres von Diplomaten, durch welches König Ludwig überall die Fürsten und Fürstendiener bearbeiten und bestechen ließ, übergehen wir. Ebensowenig gedenken wir der zahlreichen Unterhandlungen, welche der Große Kurfürst betreiben, und der Verträge, die er schließen ließ. Der Kurfürst, welcher übrigens seine Agenten viel schlechter bezahlte, als König Ludwig die seinigen, brach ohne Bedenken jeden Vertrag, wenn es sein Vorteil erheischte, der allerdings, wie man zugestehen muß, auch der Vorteil seines Landes war. Man hat ihn darüber mit Unrecht gescholten, da unter Diplomaten der Grundsatz gilt, welchen Dante gelegentlich ausspricht: „mit den Frommen in der Kirche, mit den Säufern in der Schenke.“ Der König von Frankreich verwendete, einem holländischen Schriftsteller zufolge, in dem Augenblicke, als er Holland angriff, über sechs Millionen Gulden, um den elenden König Karl von England und dessen nichtswürdige Minister ihrer Pflicht zu

entfremden; selbst die Mätresse des Herzogs von Buckingham erhielt von Ludwig ein Jahrgehalt von 10 000 Livres. Auch die geistlichen Fürsten in Straßburg, Münster und Köln erhielten bedeutende Summen von ihm. Dagegen wies de Witt, was man ihm in Frankreich sogar übelnahm, die 100 000 Gulden, welche der König von Frankreich ihm anbot, mit Verachtung zurück, obgleich er für seine unschätzbaren Verdienste um die Niederlande nur 2000 Gulden jährlich bezog. Der energische Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, ein Vetter des Königs von England, war auf andere Art an Frankreich geknüpft worden. Nach dem oben erwähnten Tode der Herzogin von Orleans vermählte sich nämlich deren Gemahl, der Bruder Ludwigs XIV., in zweiter Ehe mit Karl Ludwigs Tochter, der durch lebhaften Geist und frische Beobachtungsgabe berühmten Elisabeth Charlotte, welche bei dieser Gelegenheit, wie erwähnt, zur katholischen Religion übertrat (November 1671).

De Witt gehörte eigentlich nicht zu den Diplomaten; denn er zeigte sich sogar noch im letzten Augenblicke nicht als einen großen Staatsmann, sondern als das Haupt der von Wilhelm II. tödlich beleidigten aristokratischen Partei. Man kam nämlich in Holland 1672, als die Flotten von Frankreich und England und Ludwigs unüberwindliche Heere Holland bedrohten, zu der Erkenntnis, daß die bisherigen Obergenerale, Johann Moritz von Nassau und der Schwede Würz, nicht Gewicht genug haben würden, um die in ihrer Existenz bedrohte Republik zu retten; und es wurde deshalb endlich beschlossen, den jungen oranischen Prinzen, Wilhelm III., zum Generalkapitän zu ernennen. De Witt und seine Partei fanden jetzt neue Chicanen. Sie setzten durch, daß diese Ernennung nur für den bevorstehenden Feldzug gelten sollte: ja die Provinz Holland blieb dabei, sie erst mit dem November 1672, wo der Prinz das 22. Lebensjahr vollenden werde, in Kraft treten zu lassen. Dann verschwendete man viel Zeit an die Beratung der ihm zu erteilenden Instruktion. Diese selbst fiel so beschränkend aus, daß Wilhelms Ernennung entweder unfruchtbar bleiben oder, wie nachher geschah, auf revolutionärem Wege geändert werden mußte. Der Prinz sollte nämlich nach derselben weder die Militärstellen vergeben, noch auch nur den Marsch der Truppen bestimmen dürfen. Er würde also namentlich keinen ausgezeichneten Offizier haben belohnen können und zugleich den Ruhm, den er später durch seine großen Eigenschaften im Kabinett und im Felde erwarb, mit den drei Deputierten der Generalstaaten haben teilen müssen, welche man allen Admiralen und Generalen der Republik damals beizuordnen pflegte. Als Wilhelm endlich ein Heer bei Arnheim sammelte, waren ihm durch diese drei Kommissare der Generalstaaten die Hände gebunden, während das Heer selbst, wie schon oben gezeigt worden, sich in einem Zustande

befand, daß es kaum zu gebrauchen war. Zwar hatte der Kurfürst von Brandenburg 20 000 Mann gegen Subsidien angeboten; der Abschluß des Vertrages darüber wurde aber von der in Holland herrschenden Partei verzögert, und zwar nur aus dem Grunde, weil der Kurfürst des Prinzen Wilhelm Oheim war.

Karl II. und Ludwig XIV. erließen an einem und demselben Tage, am 7. (17.) April 1672, Kriegserklärungen gegen die Niederlande. Karl II. begründete die seinige damit, daß die Niederländer in Ostindien und in Surinam Bedrückungen gegen die Engländer übten, und daß sie erlaubt hätten, in ihrem Gebiete Denkmünzen und Schriften zu verbreiten, durch welche seine Person und seine königliche Würde beschimpft worden seien. Noch vor der Kriegserklärung ließ er die reiche levantische Flotte der Holländer bei Smyrna angreifen, doch mit geringem Erfolg. König Ludwig seinerseits suchte den Angriff auf die Niederlande sogar mit der Erklärung zu rechtfertigen, das Benehmen der Generalstaaten, die ihm selbst und seinen Vorfahren so viel zu verdanken hätten, sei in den letzten Jahren von der Art gewesen, daß seine Würde nicht erlaube, es ferner zu dulden. Bald darauf erklärte auch der Kurfürst von Köln und der Bischof von Münster den Holländern den Krieg: der erstere wegen der Besetzung von Rheinberg, die freilich schon 40 Jahre dauerte.

Um diese Zeit arbeitete der berühmte Leibniz, damals etwa 26 Jahre alt, eine Denkschrift aus, durch welche er die französische Thatkraft und Eroberungslust auf ein anderes Gebiet zu leiten hoffte. Er benutzte einen Streit, der zwischen Frankreich und der Pforte ausgebrochen war, um nachzuweisen, welches hohe Verdienst um Europa und um die Aufgaben der Menschheit Ludwig XIV. sich erwerben würde, wenn er die Eroberung Ägyptens unternähme; wie er zugleich für sich die höchste Stellung in Europa und den Dank aller Mittelmeerstaaten gewinnen könnte, und zwar mit geringerem Aufwand von Mühe, als der Krieg gegen Holland erfordere. Diese Denkschrift sandte der kurmainzische Minister Boyneburg nach Paris; Leibniz selbst unternahm eine Reise dorthin und faßte später die Hauptzüge seines fruchtbaren Gedankens nochmals in einem lateinischen Aufsatz (Consilium aegyptiacum) zusammen. Die Schlußantwort des Ministers Pomponne lautete freilich: die Züge nach dem Morgenlande seien seit den Tagen des heiligen Ludwig aus der Mode gekommen. Der Aufsatz blieb in Paris liegen. Die Vermutung, daß Bonaparte ihn gekannt habe, ist zwar ansprechend, entbehrt aber jedes Nachweises*).

*) Vergl. Guhrauer, Kurmainz im Jahre 1672. Hamburg 1840. (Leibniz, bei Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert II, 219.)

8. Ludwigs XIV. Holländischer Krieg bis zum Frieden von Vossem und Deutschlands innere Angelegenheiten.

Gleich nachdem die Kriegserklärung erlassen worden war, zog ein französisches Heer von 120 000 Mann unter Turenne und Condé an den Rhein und die Maas, um in das Herz von Holland selbst einzubrechen. Bei diesem Heere befand sich der Kriegsminister Louvois und der Meister des Festungskrieges, Vauban, sowie auch König Ludwig XIV. selbst. Da von allen festen Plätzen der Holländer Maastricht allein gegen einen Angriff gerüstet war, so ließen die Franzosen diese Stadt seitwärts liegen und brachen nach der Besetzung von Orsoy, Rheinberg, Buderich und Wesel in die Provinz Geldern ein. Ihr Unternehmen wurde durch die im Jahre 1672 herrschende Trockenheit begünstigt, weil die Flüsse so wenig Wasser hatten, daß sogar der Rhein an drei Stellen leicht zu durchwaten war. Sie zogen anfangs an die Waal, setzten aber, da ihnen der Übergang über dieselbe nicht leicht möglich zu sein schien, am 9. Juni bei Wesel wieder auf das rechte Ufer über. Nachher wurde ihnen von Gutsbesitzern des Geldernlandes, die sich hatten gewinnen lassen, eine Furt im Rhein verraten. Diese Furt war bei Tollhuys (Zollhaus) unweit Huyssem. Vergebens suchte Prinz Wilhelm das französische Heer dort vom Übergange auf das linke Rheinufer abzuhalten. Diesen Übergang bei Tollhuys (12. Juni) haben die Franzosen auf ihre pomphafte Weise gepriesen und ihrem Könige zu Ehren durch Denkmünzen verewigt; Boileau hat ihn poetisch verherrlicht und seinen König als den Sieger von „Tolus" besungen: man braucht sich bei der Frage, mit welchem Recht, nicht aufzuhalten. Noch vor Ende Juni hatten die Franzosen nicht nur den westlichen Teil von Geldern, Drenthe und Utrecht, sondern auch mehrere Städte der Provinz Holland besetzt. In Utrecht hatte man anfangs den Prinzen Wilhelm nicht einlassen wollen; seinen Plan, die Vorstädte abzubrechen, konnte er nicht durchsetzen und begab sich mit den 9000 Mann, die er befehligte, nach Holland. In Utrecht nahm bald nachher Ludwig XIV. sein Hauptquartier; hier erwartete er Nachricht von der Landung einer großen englischen Flotte. Sogar der Flecken Muyden, bei welchem die Schleusen sind, durch deren Öffnung das Land unter Wasser gesetzt und der Marsch der Franzosen nach Amsterdam unmöglich gemacht werden konnte, wäre wie Amersfort in die Gewalt des Feindes gekommen, wenn nicht der Graf von Rochefort, welcher Naarden durch Überfall genommen hatte, sich in dieser Stadt zwei Tage lang aufgehalten hätte. Dadurch gewann der alte Johann Moritz von Nassau Zeit, sich mit einer Abteilung des holländischen Heeres in die Stadt Muyden zu werfen. Inzwischen war auch der Kurfürst von

Köln und der kriegerische Bischof von Münster in das Gebiet der Republik eingerückt; dem letzteren ergaben sich Deventer, Zwoll, Kampen und endlich die ganze Provinz Oberyssel. Die Bestürzung stieg in Holland aufs höchste; Schulen und Gerichtshöfe standen still; Wertsachen wurden vergraben oder ins Ausland geschickt; die ostindischen Aktien sanken unter 50 und die Staatspapiere unter 30 Prozent. Der sprichwörtliche Ausdruck „Holland in Not" mag aus dieser Zeit stammen.

Den kühnen Vorschlag des Prinzen von Condé, mit 6000 Mann Amsterdam zu überfallen, mißbilligten Louvois und Turenne. Der letztere hielt sich nachher mit der Belagerung und Einnahme von Städten so lange auf, bis das Herbstwetter eintrat. Die Stadt Amsterdam machte zwar fast unglaubliche Anstrengungen zur Gegenwehr: allein die republikanische Partei der Niederländer, welche lieber die Franzosen, als einen Prinzen von Oranien begünstigen wollte, und die in den Generalstaaten die Oberhand hatte, trieb die letzteren zu dem Entschlusse, mit Aufopferung aller Besatzungen und Festungen und durch Anerbietung unerschwinglicher Geldsummen einen Frieden von den Franzosen zu erlangen. Unter den Bevollmächtigten, die in diesem Sinn unterhandeln sollten, befand sich Peter de Groot, ein Sohn des berühmten Hugo Grotius. Glücklicherweise stellte jedoch König Ludwig auf den Rat seines Kriegsministers Forderungen, durch welche die Holländer zur verzweifelten Gegenwehr getrieben wurden. Er verlangte nämlich die Abtretung alles Gebietes außerhalb der sieben Provinzen, Zollfreiheit für alle französischen Waren, völlige Gleichstellung der Katholiken mit den Protestanten und 16 Millionen Gulden an Kriegskosten; ferner sollte jedes Jahr eine besondere Gesandtschaft in Paris eine Goldmünze überreichen, welche in ihrer Inschrift den Dank der Republik auszudrücken habe; endlich sollte auch England zufriedengestellt werden.

Um dieselbe Zeit, als die Franzosen und ihre geistlichen deutschen Verbündeten drei der sieben Provinzen besetzt hatten und tief in Holland eingedrungen waren, traf der Admiral de Ruyter die von d'Estrées befehligte englische und französische Flotte ganz unerwartet im Hafen von Solebay. Er würde dieselbe dort besiegt haben, wenn er sie sogleich hätte angreifen können. Dies wurde jedoch durch Cornelius de Witt verhindert, der sich als Deputierter der Generalstaaten bei Ruyter befand, und der auf der Berufung eines Kriegsrates bestand. Darüber ging viel Zeit verloren, und diese wurde von den Engländern benutzt, um ihre Schlachtordnung zu bilden. Am 7. Juni kam es bei Solebay (Soulsbay), nahe der englischen Küste, zwischen beiden Flotten zu einer Schlacht, welche von sieben Uhr Morgens bis zur

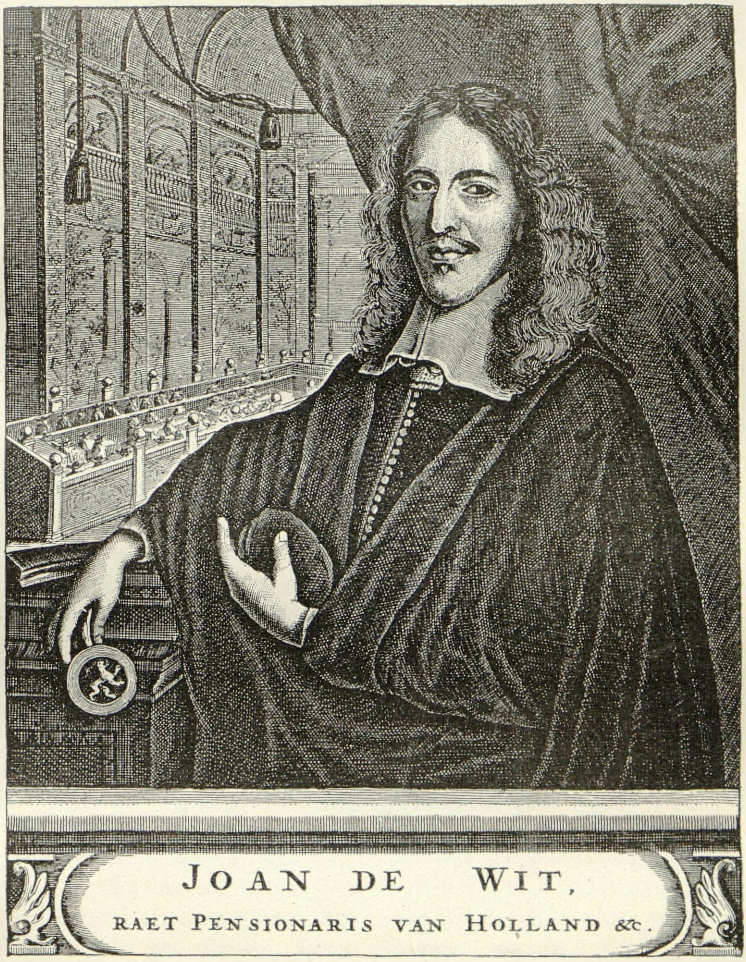
Abenddämmerung dauerte, aber unentschieden blieb. Die französische Flotte hatte fast gar keinen Anteil am Kampfe genommen, und man gab ihrer Regierung schuld, daß sie dem Admiral d'Estrées befohlen habe, sich am Kampfe nicht zu beteiligen, damit die beiden Seemächte einander gegenseitig aufreiben möchten. Als nunmehr nach der Schlacht die englische Flotte eine Landung in Holland versuchte, trat wie ein Wunder eine unerhörte zwölfstündige Ebbe ein, indem ein heftiger Nordwestwind die Wasser in dem Zuidersee zurückhielt; sodann erfolgte ein Sturm; die Engländer mußten die Küste verlassen, und in Utrecht erwartete man vergebens die Nachricht von ihrer Ankunft.

Vom Juni an begannen die Anhänger des Hauses Oranien in Seeland und Holland das Volk aufzuregen und gegen die Republikaner Gewalt zu üben, so daß Johann de Witt und sein Bruder ihres Lebens nicht mehr sicher waren. Am 22. Juni wurde der erstere sogar von vier Meuchelmördern, unter denen sich die zwei Söhne eines Mitgliedes des Hofes von Holland, van der Graaf, befanden, angefallen. Er rettete sich nur durch seine herzhafte Gegenwehr, erhielt aber mehrere Wunden, an denen er dann bis in den Juli hinein krank daniederlag. Von den Mördern war der eine, van der Graaf, ergriffen worden; die anderen hatten sich in das Lager des Prinzen Wilhelm geflüchtet, der sie freundlich aufnahm. De Witt ließ dem Verhafteten den Prozeß machen und ihn, als er zum Tode verurteilt worden war, ohne Gnade hinrichten. Die Pfarrer (dominees), deren Einfluß in Holland unbegrenzt war, priesen jedoch von der Kanzel herab die Meuchelmörder als Märtyrer, und einer von ihnen schilderte in einer Flugschrift das Ende des Hingerichteten mit so rührenden Worten, daß das Leben der Gegner des Prinzen Wilhelm überall in Gefahr war. Gleich darauf, im Anfang des Juli, wurde in allen Städten von Seeland die oranische Partei an die Regierung gebracht. In den holländischen Städten mußte man sich, um der Volksstimme zu genügen, ebenfalls dazu verstehen, um so mehr, als die Bürgerschaft überall in Waffen stand. Am 3. Juli hob man in beiden Provinzen das sogenannte ewige Edikt wieder auf: am 4. wurde der Prinz auf den Antrag von Amsterdam in ganz Holland als Statthalter und Generalkapitän auf Lebenszeit unter lautem Jubel anerkannt. Der Admiral Cornelius de Witt, Bürgermeister von Dordrecht, weigerte sich zwar, die Aufhebung des ewigen Ediktes durch seine Unterschrift anzuerkennen, und beharrte sogar dann noch auf seinem Widerstande, als alle übrigen Staatsräte ihre Unterschrift bereits erteilt hatten; man hetzte aber den Pöbel gegen ihn auf. Dieser stürmte sein Haus, in welchem er krank daniederlag. Er wollte trotz der Lebensgefahr, in der er schwebte, nicht nachgeben,

und ließ sich endlich nur durch die Thränen seiner Gattin dazu bewegen; doch setzte er seiner Unterschrift die Buchstaben v. c. (vi coactus, d. i. durch die Gewalt genötigt) bei. Überall erhob sich das Volk unter dem Rufe: „Oranje boven" (Oranien hoch)! Die oranische Partei gedachte nachher aller der gewaltsamen Handlungen, welche Wilhelms Anhang begangen, aller der unerlaubten Mittel, deren sich derselbe bedient hatte, nicht weiter. Man übersah alle diese Frevel, weil Wilhelm als Freund des Volkes und der Freiheit galt. Wilhelm war übrigens in der That, was große Feldherren selten zu sein pflegen, ein Beschützer der Rechte des Volkes und wurde dafür von diesem bis an sein Ende dankbar vergöttert. Seine Stellung war allerdings damals im höchsten Grade bedenklich: drei ganze Provinzen, Utrecht, Geldern und Oberyssel, befanden sich in der Gewalt der Feinde, und in zwei anderen, Friesland und Gröningen, war der Graf von Nassau-Diez Statthalter.

Für den Landkrieg trafen die Holländer jetzt alle Anstalten zu einer verzweifelten Gegenwehr. Die Bevölkerung von Amsterdam stellte Tausende von wohlgerüsteten Bürgern ins Feld, und diese befestigten ihre Stadt furchtbar. Die Amsterdamer drohten sogar die ganze Umgegend unter Wasser zu setzen und waren entschlossen, sich lieber mit Weib und Kind und mit ihrer Habe einzuschiffen und nach Batavia überzusiedeln, als die harten Bedingungen des übermütigen Despoten von Frankreich anzunehmen. Wilhelm selbst erklärte den englischen Abgesandten, er wolle eine Schanze nach der anderen verteidigen und lieber in der letzten derselben sterben, oder ebenfalls nach Batavia auswandern, als den Übermut der Franzosen ertragen. Die Schleusen wurden in der That geöffnet und nur fünf leicht zu besetzende Wege freigehalten.

Das Opfer der herrschenden Volksstimmung wurden die beiden Männer, denen die Niederlande während der letzten 30 Jahre Glanz und Größe verdankt hatten. Prinz Wilhelm war an den Grausamkeiten unmittelbar nicht schuldig, welche damals gegen die beiden Patrioten, die den stoischen Mut altrömischer Senatoren bewiesen, begangen wurden; aber er ließ dieselben geschehen, weil jene Männer ihm im Wege standen. Man griff den Pensionär, dessen erste Tugend sicher die Uneigennützigkeit war, zuerst damit an, daß man ihn beschuldigte, er habe Gelder unterschlagen. Johann de Witt schrieb sogleich an den Prinzen Wilhelm und bat um eine Untersuchung: er erhielt eine ausweichende Antwort. Er bewies indessen durch das Zeugnis aller Mitglieder des kommittierten Rates, daß er niemals Staatsgelder in Händen gehabt habe. Seinen Bruder Cornelius klagte man wegen seines Benehmens auf der Flotte und wegen seiner Feindschaft gegen



Johann de Witt, Großpensionär von Holland.
(Nach dem Stich von L. Visscher.)

de Ruyter an; dieser aber gab ihm öffentlich das Zeugnis, daß zwischen ihnen stets brüderliche Eintracht geherrscht habe. Hierauf bediente man sich eines elenden Menschen, um ihn zu verderben. Der Barbier Tichelaar zu Pierschil machte die Anzeige, daß Cornelius de Witt ihn zur Ermordung des Prinzen Wilhelm habe dingen wollen. Das Zeugnis dieses niederträchtigen Menschen wurde vom Hofe von Holland, welcher das Verfahren gegen van der Graaf noch nicht vergessen hatte, für hinreichend angesehen, um den Bürgermeister von Dordrecht, den er den Gesetzen nach gar nicht vorladen durfte, vor sein Gericht zu stellen und zu diesem Zwecke verhaften zu lassen. Ein Fehler, welchen Cornelius de Witt gleich darauf beging, wurde zum weiteren Verfahren gegen ihn benutzt. Tichelaar hatte nämlich einmal den Admiral in seinem Hause aufgesucht; der letztere leugnete aber in der Verwirrung des Verhörs, denselben jemals gesehen zu haben, und dies wurde dann für genügend erachtet, um nach dem grausamen Kriminalrechte jener Zeit die Richter zur Anwendung der Folter zu berechtigen. Cornelius ertrug jedoch die Qualen mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit, so daß er nicht verurteilt werden konnte; er sprach auf der Folter jene Ode des Horaz, die schon so manchem unschuldig Verfolgten zum Troste diente (justum ac tenacem propositi virum). Jetzt hetzte man den wütenden Pöbel gegen seine Richter auf und ließ diese mit der Zerstörung ihrer Häuser und mit dem Tode bedrohen, wenn sie ihn freisprächen. Die Richter halfen sich damit, daß sie das Beispiel des Pilatus nachahmten, welcher in gleicher Lage mit ihnen gewesen war: sie gaben den Angeklagten dem aufgehetzten Volke preis, ohne ihn gerade zum Tode zu verdammen. Er wurde nämlich aller seiner Stellen verlustig erklärt, für immer aus der Provinz Holland verbannt und zur Tragung aller Prozeßkosten verurteilt; man erklärte aber in diesem Urteilsspruche nicht, welches Verbrechens er schuldig sei. Der Pöbel umgab hierauf Tag und Nacht lärmend das Gefängnis im Haag, wo Cornelius festgehalten wurde, und schrie: „Oranje boven!" und: „Nieder mit Cornelius de Witt!" Um auch den Bruder des Verurteilten, welcher nach der Verhaftung desselben seine Stellen niedergelegt hatte (31. Juli 1672), zu verderben, ließ einer seiner Feinde ihn durch den Gefangenwärter im Namen seines Bruders ersuchen, diesen im Gefängnisse zu besuchen. Johann de Witt folgte, ohne etwas Schlimmes zu ahnen, der Aufforderung. Beim Eintritt in den Kerker rief Cornelius ihm erschrocken zu: „Bruder, was willst Du hier?" Als Johann ihm sagte, er habe ihn ja rufen lassen, und Cornelius dies verneinte, sagte jener sogleich: „Dann sind wir beide verloren". Wirklich erschien unmittelbar darauf Tichelaar, von einem der Richter ermuntert, bei der tobenden Volksmasse, beteuerte, daß Cornelius schuldig sei, und

forderte den Pöbel zur Ermordung desselben auf. Vergebens bot die Regierung die Bürgermacht und drei Kompanieen Reiter zum Schutze des Gefängnisses auf. Die letzteren, welche der Graf Tilly kommandierte, thaten zwar ihre Schuldigkeit; dagegen machten aber die Bürger gemeine Sache mit dem Pöbel. Die Feinde der beiden Brüder würden dessenungeachtet ihre Absicht nicht erreicht haben, wenn nicht während des Gefechtes das Gerücht verbreitet worden wäre, daß Bauern in die Stadt eindringen wollten. Infolgedessen ließ die Regierung sich bereden, dem Grafen den Befehl zum Abzuge aus der Stadt zu erteilen. Tilly gehorchte anfangs dieser Weisung nicht, sondern forderte einen schriftlichen Befehl. Als er diesen erhalten hatte, zog er mit dem Ausrufe ab: „Das ist das Todesurteil der beiden Brüder". In der That wurden gleich darauf die Thüren des Gefängnisses eingeschlagen, und man zwang den Admiral, ohne Rücksicht auf seinen kranken Zustand, die Treppe herabzukommen. Sein Bruder führte ihn. Noch ehe Cornelius hinabgestiegen war, fiel der Pöbel über ihn her, stürzte ihn durch einen Schlag auf den Kopf hinunter und trat ihn dann zu Tode. Sein Bruder ward auf eine noch grausamere Weise ermordet. Die Leichname wurden durch die Straßen geschleppt, die einzelnen Glieder abgeschnitten und das Herz ausgerissen. Unter den Zuschauenden befanden sich der Prediger Simon Simonides und der berühmte Admiral Cornelius van Tromp. Der Mord blieb unbestraft; Tichelaar erhielt sogar ein Amt und eine Pension von 400 Gulden, die er bis zum Tode Wilhelms von Oranien bezog.

Nach dem Sturze der republikanischen Partei nahm der Krieg eine für Holland günstigere Wendung. Die zwei deutschen Prälaten, die Bischöfe von Köln und Münster, hatten Gröningen belagert; aber die Besatzung der Stadt, neben welcher Bürger und Studenten kämpften, bewies sich unter der Anführung eines Deutschen, Karl Rabenhaupt, so heldenmütig und ausdauernd, daß der Kurfürst und der Bischof mit schwerem Verlust abziehen mußten. Der letztere, Bernhard von Galen, verließ sich noch auf das feste Coeverden, das er sein Klein-Gibraltar nannte; aber auch dieses wurde von demselben Rabenhaupt mit Hilfe eines Schulmeisters, der die Umgegend genau kannte, durch einen Handstreich eingenommen. Schon vorher (6. Mai) hatte der Große Kurfürst den Holländern in einem förmlichen Vertrage versprochen, 20 000 Mann zu ihrer Hilfe nach Westfalen zu schicken. Ihn leitete dabei vorzugsweise die Rücksicht auf seinen Neffen, den Prinzen Wilhelm von Oranien; nichtsdestoweniger aber bewies er allein von allen deutschen Fürsten, daß er von der Wahrheit jenes alten lateinischen Sprichwortes durchdrungen sei, das eigene Haus schwebe

in Gefahr, wenn das des Nachbarn brenne*). Die Holländer räumten den Brandenburgern die vorher von ihnen besetzten kleveschen Festungen Gennep und Emmerich ein; diese wurden aber gleich darauf von den Franzosen erobert, welche dann im ganzen Herzogtum Kleve wie Räuber und Mörder hausten. Der Kurfürst blieb vorerst mit den Holländern verbunden und brachte es endlich auch beim Kaiser dahin, daß dieser versprach, ein Heer unter dem besten seiner Generale, dem italienischen Grafen von Montecuculi, zu den brandenburgischen Truppen stoßen zu lassen. Er wurde jedoch durch die italienische und jesuitische Politik des österreichischen Kabinetts getäuscht, welches, wie berichtet, schon einen Vertrag mit Frankreich über die Teilung des Raubes geschlossen hatte.

Gleich nach der Ermordung der beiden de Witt nötigte Friedrich Wilhelm durch eine Diversion, die er machte, den König Ludwig, Turenne mit einem Heere aus den Niederlanden an den Rhein zu schicken und also sein Heer in Holland zu schwächen. Dadurch wurde dann die Last des Krieges auf das von seinen Fürsten und seinem hohen Adel verratene und verkaufte Deutschland gewälzt. Im September vereinigten sich die deutschen Truppen bei Halberstadt mit den Brandenburgern; Montecuculi hatte aber vom Oberkammerherrn Lobkowitz und anderen kaiserlichen Ministern den geheimen Auftrag erhalten, den Kurfürsten irre zu leiten. Dieser wurde, als er am Niederrhein die Franzosen unter Turenne, welche auf das rechte Ufer hinübergegangen waren, angreifen wollte, von Montecuculi bewogen, nach dem Oberrhein zu ziehen, wo die deutschen Fürsten und ihre hochadligen Minister, welche teils Schutz gegen ihren eigenen Kaiser und gegen das Recht, teils Pensionen und Geschenke vom König Ludwig suchten und erhielten, den Vorwand der Neutralität benutzten, um die Sache des Vaterlandes zu verraten. Der Kurfürst war nachher der einzige, der auch dann noch beim kaiserlichen Heere blieb, als im Oktober 1672 Lobkowitz dem General Montecuculi ausdrücklich hatte verbieten lassen, mit ihm bei Nierstein über den Rhein zu gehen. Montecuculi sagte damals mit treffendem Spotte, man solle ihm seine Verhaltungsbefehle doch lieber gleich von Paris zukommen lassen, statt auf dem Umweg über Wien. Nachdem Turenne, durch kölnische und münsterische Truppen verstärkt, den Rhein herabgezogen war, mußte auch der Kurfürst im harten Winter bis in den rauhen Westerwald zurückweichen, wobei er und die Kaiserlichen einen sehr bedeutenden Verlust an Menschen erlitten. Zwar lieferte er in Westfalen den Feinden einige glückliche Gefechte; aber Turenne drang unterdessen bis über Wesel hinaus

*) Tunc tua res agitur, paries cum proximus ardet.

vor, wobei er Unna bombardierte und niederbrannte. Den Holländern hatte Friedrich Wilhelm durch seinen Zug Erleichterung verschafft; denn nur der Marschall von Luxemburg*) war, als der König selbst nach Paris zurückgereist und Turenne an den Niederrhein, Condé in das Elsaß geschickt worden war, in Holland zurückgeblieben, um die Eroberung dieser Provinz zu vollenden. Die beiden Bischöfe von Münster und Köln aber konnten, wie bereits angegeben, weder Gröningen erobern, noch auch Oberyssel behaupten.

In diesem Kriege wurde die Schwäche des Habsburgischen Hauses und der armselige Zustand eines Reiches, wie das Deutsche war, aufs neue aller Welt kund. Deutschland war kein Kaisertum mehr, sondern ein Bundesstaat von Fürsten, Pfaffen und Rittern, die sich und das Land jenen Rechtspedanten überließen, welche nie handelten, sondern stets nur redeten, für jede Ungerechtigkeit einen sophistischen Grund fanden und für Geld, Titel und Orden heute Gott, morgen dem Teufel mit gleicher Treue dienten. Damit dies nicht übertrieben scheine, wollen wir von vielen Beispielen, welche angeführt werden könnten, nur einige wenige angeben. Die vier rheinischen Kurfürsten, Mainz, Trier, Köln und Pfalz, verweigerten dem verbündeten brandenburgisch-kaiserlichen Heere den Übergang über den Rhein, den sie den Franzosen nicht verweigern durften. Als jenes Heer bei Oppenheim übersetzen wollte, ließ König Ludwig dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz anzeigen, er werde, wenn dies geschehe, Oppenheim besetzen; und Karl Ludwig, seit kurzem Schwiegervater des Herzogs Philipp von Orleans, verwehrte hierauf seinen Landsleuten den Übergang mit der Erklärung, er könne denselben nicht erlauben, weil ja überall tiefer Friede sei. Von den drei Brüdern Fürstenberg, die wir oben als Verräter bezeichnet haben, war der schlimmste der kurkölnische Geheimrat Wilhelm Egon. Dieser sagte offen heraus, er sei der jüngere Sohn (cadet) einer hohen Familie und müsse sich auf jede Weise eine standesmäßige (das unglücklichste deutsche Beiwort!) Versorgung sichern. Er war es, der als Gesandter des kölnischen Kurfürsten, des bayrischen Prinzen Maximilian Heinrich, welcher unter allen am wenigsten Rücksicht auf Recht und Schicklichkeit nahm, den Mainzer Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn im französischen Interesse bearbeitete. In Mainz gab er einst seinen völligen Mangel an Patriotismus auf eine höchst schamlose Weise zu erkennen. Als nämlich das deutsche Heer den Franzosen,

*) Der Graf von Boutteville hatte die Erbin des Herzogtums Piney geheiratet (1661); diese stammte von jenem Connetable Ludwig von Luxemburg, Grafen von St.-Pol ab, der im Jahre 1475 hingerichtet worden war. Seit dieser Vermählung nannte er sich Herzog von Montmorency-Luxembourg.

welche Seligenstadt geplündert und Aschaffenburg besetzt hatten, gegenüber lag, ließ der Kurfürst von Mainz eines Tages die deutschen und französischen Generale zu einem Gastmahle einladen. Bei diesem Mahle wurde nach der diplomatischen Sitte jener Zeit viehisch getrunken und auch ein großer Becher mit Wein herumgereicht, um auf die Gesundheit des Kaisers ausgeleert zu werden. Als der Becher an den damaligen Obersten von Fürstenberg kam, goß dieser den Wein auf den Boden. Ein Graf Hatzfeld zog sogleich den Säbel gegen ihn; er wurde zwar von den anderen zurückgehalten; als aber nachher der Becher für die Gesundheit des Königs von Frankreich herumgereicht wurde, stieß Hatzfeld denselben dem Obersten Fürstenberg ins Gesicht. Sogar am kaiserlichen Hofe wurde der Verrat offen getrieben. Lobkowitz und die anderen Minister setzten den französischen General von jeder Bewegung, welche dem kaiserlichen Heere vorgeschrieben wurde, in Kenntnis. Dies konnte selbst Montecuculi nicht ertragen, der doch vorher, als der Kurfürst über den Rhein gehen wollte, auf Befehl der kaiserlichen Minister sich geweigert hatte, die Franzosen anzugreifen, welche diesseit und jenseit des Rheins das deutsche Land verheerten. Er nahm seinen Abschied, worauf Bournonville und de Souches den Oberbefehl erhielten; diese waren aber weder besser daran, als er, noch waren sie zuverlässiger und redlicher. Kaiser Leopold I. selbst war, was wir Deutschen stets rühmen, ein guter und frommer, das heißt, ein schwacher, indolenter und mittelmäßig begabter Mann. Dazu kam noch, daß er, was bei einem Regenten sehr schlimm ist, ein gelehrter Mann war. Er vertraute alle seine Geheimnisse seinem italienischen Sekretär an, welcher an den französischen Gesandten verkauft war und die deutschen Befehle des Kaisers italienisch niederschrieb. Daß Leopold sich wenig um die Regierung bekümmerte und von Ministern und Jesuiten mißbraucht wurde, geht am deutlichsten aus einem Billet hervor, das er später an Lobkowitz schrieb, als Spanien, welches er schonen mußte, auf die Entfernung des nichtswürdigen Ministers drang. Der Kaiser erklärte in diesem Billet seinem Minister: „er (Lobkowitz) sei, wie es heiße, französisch gesinnt und beachte die Sache Spaniens und seines eigenen Fürsten Sache nicht recht; er möge sich in acht nehmen." Lobkowitz ging sogar so weit, daß er einst, im Vertrauen auf den Beichtvater des Kaisers, den Pater Emmerich, den an Montecuculi geschickten Befehl, die Franzosen anzugreifen, geradezu unterdrückte. Dem französischen Gesandten Gremonville erklärte er, der Kaiser habe nicht mehr Willen als eine Bildsäule, die man nach Belieben aufstellen könne, wo man wolle. Ebenso munterte er den neuen Kurfürsten von Mainz, Lothar von Metternich (seit Februar 1673) auf, auch ferner noch die Franzosen zu unterstützen und zu verhindern, daß der Krieg erklärt

werde. Dies geschah in der That von seiten des Kaisers erst im Juli 1673, vom Reiche sogar erst im März 1674; denn am 19. dieses Monats ließ der Kaiser den französischen Gesandten vom Reichstag zu Regensburg wegweisen.

Während das Deutsche Reich von allen Seiten her verraten wurde, gab es doch auch einige Fürsten, welche nicht wie die von Köln und Bayern dachten und handelten. Der Kurfürst von Trier, Karl Kaspar von der Leyden, öffnete seine Festungen den Kaiserlichen und wurde daher von den Franzosen vertrieben. Der Nachfolger des Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, Lothar Friedrich von Metternich, handelte wenigstens nicht in dem Sinne der von seinem Vorgänger Johann Philipp von Schönborn einst gestifteten Rheinischen Allianz. Als Schweden, welches zu Gunsten der Franzosen den Kurfürsten von Brandenburg bekriegen wollte, den Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen vom Kaiser zu entfernen suchte, antwortete dieser: seinen letzten Blutstropfen wolle er für sein Vaterland geben; seines Kaisers Feind sei auch sein Feind.

In Holland erwarb sich Wilhelm III. von Oranien, nachdem er sich der Republikaner entledigt hatte, große Verdienste im Felde und im Kabinett. Wir scheuen uns jedoch, seine Verdienste zu preisen, weil er bei der Vertilgung der Gegner seiner Statthalterschaft nach Machiavellis Grundsätzen verfuhr, obgleich er es mit den edelsten Männern seiner Nation zu thun hatte. Wilhelm hegte die Genossen van der Graafs bei sich und belohnte sie für ihren Mordversuch. Er gab dem elenden Tichelaar eine Pension. Er belohnte diejenigen, welche die beiden Brüder de Witt zum Tode geführt und zum Teil beim Morde selbst Hand angelegt hatten. Er entfernte überall alle die Personen von den Staatsämtern, welche republikanische Gesinnungen hatten. Er teilte aber dafür den Enthusiasmus des Volkes, welches von den Aristokraten verachtet wurde. Besonders die Bürgerschaft von Amsterdam unter dem berühmten Arzt und Bürgermeister Nikolas Tulp stand fest zu ihm. Dabei versäumte er keine Gelegenheit, vorteilhafte Bündnisse zu schließen. Im Kampfe mit den Franzosen zeigte er sich zu Ende des Jahres 1672 als einen unternehmenden und kühnen Führer. Das Volk hatte im Herbst ohne Rücksicht auf den unermeßlichen Schaden, den es dadurch erleiden mußte, die Schleusen geöffnet und alles unter Wasser gesetzt. Zwar war die Überschwemmung nach dem vorangegangenen trockenen Sommer minder ausgedehnt, als man erwartet hatte; aber die Wirkung der Maßregel auf die Entschließungen der Franzosen war dennoch entscheidend. Prinz Wilhelm, Graf Johann Moritz von Nassau, der Feldmarschall Würz und der Graf Hoorn hielten die Zugänge nach Amsterdam besetzt und waren bereit, sich jeden Augen-

blick miteinander zu vereinigen. Als Condé nach dem Elsaß zog und Turenne sich mit dem Kurfürsten von Köln gegen den Kaiser, gegen Trier und gegen Brandenburg verband, schritt Wilhelm, welcher durch die ihm vom spanischen Generalstatthalter Monterey gewährte Unterstützung sein Heer auf 21 000 Mann gebracht hatte, von dem Verteidigungskampfe zum Ankriffskrieg. Zwar mißlang ihm der Überfall der Städte Naarden und Woerden; um so glücklicher aber war er auf seinem kühnen Zuge über die Grenze hinaus. Er drang bis zu dem durch die Franzosen belagerten Maastricht vor, eroberte und schleifte das dortige Fort Valkenburg, welches den Verteidigern dieser Stadt sehr lästig gewesen war, und wagte sich dann auf das französische Gebiet selbst. Hier belagerte er Charleroi. Er konnte jedoch diese Stadt nicht erobern, teils weil der Winter ungewöhnlich früh und mit großer Strenge begann, teils weil der Herzog von Luxemburg, welcher mit einer französischen Heeresabteilung in Utrecht lag, die Kälte benutzte, um die Generalstaaten im Haag zu überfallen. Das ganze mit Wasser bedeckte Land war, als der Herzog in der letzten Woche des Dezember 1672 diesen Versuch machte, mit einer so festen Eisrinde bedeckt, daß die französischen Truppen nicht nur auf den schmalen Dämmen marschieren konnten, sondern daß auch in den Niederungen das Eis für die Kavallerie fest genug war. Der Herzog gelangte mit den 8000 Mann, die er bei sich hatte, bis nach Swammerdam, etwa zwei Stunden von Leiden; hier aber machte ein plötzlich eintretendes Thauwetter das Land unwegsam, und die Franzosen konnten sich nur durch einen schnellen Rückzug vor dem Schicksale bewahren, welches einst einen unserer deutschen Kaiser, Wilhelm von Holland, im Jahre 1256, in jenen Gegenden getroffen hatte.

Für das Mißlingen seines Eroberungsplanes rächte sich der Marschall von Luxemburg auf barbarische Weise, indem er die schönen Dörfer Swammerdam und Bodegrave niederbrennen und die Einwohner ermorden ließ, und zwar unter Greueln, welche dem Volke in Holland lange im Gedächtnis blieben. Die Franzosen wären völlig vernichtet worden, wenn nicht Graf Königsmark, dem die Verteidigung jener Gegend übertragen war, sich von dem Zugang an der neuen Brücke, wo ein schmaler Deich zu passieren war, zurückgezogen und der von ihm zurückgelassene Oberst, Moses Pain et Vin, sein Beispiel befolgt hätte. Wilhelm zeigte sich bei dieser Gelegenheit ebenso politisch und militärisch klug, aber auch ebenso hart und grausam, wie bei der Vernichtung der Loevesteiner und ihres Anhanges: er ließ nämlich den Obersten, wie er es verdiente, vor ein Kriegsgericht stellen, und als dieses ihn zum Verluste aller seiner Güter und zu ewiger Gefangenschaft verurteilt hatte, gebot er, nicht zufrieden damit, dem Feldmarschall

Würz, ein neues Kriegsgericht zu bestellen. Ja, er ließ sogar, als dieses die Strafe noch nicht scharf genug bemessen zu haben schien, noch ein drittes Kriegsgericht halten, in welchem er selbst den Vorsitz führte. Der Angeklagte wurde durch dasselbe zum Tode verurteilt und am 23. Januar 1673 zu Alphen hingerichtet.

Der wiedererwachte Patriotismus der Niederländer, der sie lieber untergehen, als ihr Land in eine französische Provinz verwandeln lassen wollte, sowie Wilhelms vortreffliche Leitung des Krieges und sein gesunder Verstand, welcher alle Anerbietungen Ludwigs verschmähte, ihm zur absoluten Gewalt in einem Teil der Staaten zu verhelfen, befreite im folgenden Jahre (1673) Holland aus der Gewalt der Franzosen. Auch zur glücklichen Führung des Seekrieges trug Wilhelm bei, indem er Tromp und Ruyter versöhnte. Noch einmal gedachte die englische Flotte eine Landung zu versuchen, diesmal zu Scheveningen. Wilhelm erhielt Kunde von diesem Vorhaben und erstattete an Ruyter einen Bericht, welchen dieser der ganzen Seemannschaft vorlesen ließ; auch kam der Prinz persönlich auf das Admiralschiff und stärkte den Mut der Kämpfer. Nach seiner Entfernung erschien die englische Flotte, doch nicht zu Scheveningen, sondern am Eingang des Zuidersees; vor der Düne Kykduin am Helder fand ein hartnäckiges Treffen statt, welches mit dem Rückzug der Engländer endigte (1673). Dies war auf mehr als ein Jahrhundert der letzte Seekampf zwischen den Holländern und Engländern. Inzwischen hatten Köln und Münster sowohl Gröningen als Geldern aufgeben müssen, um ihr eigenes Land zu verteidigen; und Turenne hob die Belagerung von Herzogenbusch auf, weil er eilen mußte, das Gebiet von Köln und Münster gegen die kaiserlichen und die brandenburgischen Truppen zu schützen.

Was die Unternehmungen der letzteren betrifft, so befolgte Bournonville, gleich seinem Vorgänger Montecuculi, nicht die Befehle des Kaisers, sondern die geheimen Instruktionen, welche Lobkowitz ihm erteilte. Er verhinderte, als Friedrich Wilhelm erkannte, daß Turennes Stellung in der Nähe von Soest unhaltbar sei, und eine Schlacht liefern wollte, dieses voraussichtlich vorteilhafte Unternehmen, obgleich die vorzüglichsten kaiserlichen Generale, Caprara, Herzog Karl von Lothringen und Käferstein, der Meinung des Kurfürsten beigepflichtet hatten (Februar 1673).*) Franzosen und Deutsche blieben daher während des Winters in Westfalen. Die brandenburgischen Besitzungen wurden hart mitgenommen; die Holländer zahlten, weil sie keine Truppen erhielten, auch die versprochenen Subsidien nicht, und der

*) Dagegen rieten, wie Pufendorf erzählt, Pölnitz und Dohna, man solle nicht Glück und Ruhm gegen einen so schlauen Feldherrn aufs Spiel setzen.

Kurfürst erhielt endlich von dem geheimen Vertrage Kunde, welcher im Namen des Kaisers mit Frankreich abgeschlossen worden war und sowohl Montecuculi als Bournonville gefesselt hatte. Als daher zugleich Schweden und Pfalz-Neuburg dem Kurfürsten ihre Vermittelung anboten, begann dieser im Februar 1673 mit den Franzosen zu unterhandeln und schickte schon im April einen Gesandten an König Ludwig, welcher zu seinem jetzt gegen Flandern bestimmten Heere zurückgekehrt war. Er ersuchte zugleich den diesseit des Rheines liegenden Marschall Turenne, die Feindseligkeiten einzustellen und keine Kontributionen mehr in den westfälischen Besitzungen Brandenburgs auszuschreiben. Dies that zwar Turenne; auf das linke Rheinufer kehrte er aber nicht zurück. Während der Unterhandlungen des Kurfürsten mit dem Könige verwüsteten die Bischöfe von Köln und von Münster in Verbindung mit den Franzosen das Land bis in das Fuldaische hinein. Im Juni 1673 wurden endlich im französischen Lager zu Vossem, einem Dorfe unweit Löwen, die Präliminarien eines Friedens zwischen Brandenburg und Frankreich unterzeichnet. Durch diesen Vertrag erhielt der Kurfürst seine Besitzungen wieder, jedoch mit Ausnahme von Rees und Wesel, welche Orte bis zum Abschluß eines Friedens mit den Niederlanden in der Gewalt der Franzosen bleiben sollten. Zugleich zahlte ihm Ludwig nicht nur 800 000 Livres bar, sondern er übernahm es auch, den Kurfürsten gegen die Generalstaaten zu schützen, welche ihr Geld für die Truppen zurückforderten, die er ihnen nicht geschickt, sondern in Deutschland zurückgehalten hatte. Übrigens wurde bei diesem Vertrage, wie bei allen Friedensschlüssen deutscher Fürsten mit fremden Mächten, der Klausel des Westfälischen Friedens gemäß, der Fall ausdrücklich ausgenommen, daß das Reich angegriffen werde.

9. Der Holländische Krieg vom Frieden zu Vossem bis zur Schlacht bei Fehrbellin.

England, welches in diesem Kriege eine traurige Rolle spielte, war, wie erzählt, durch König Karl II. und dessen Ministerium förmlich an Frankreich verkauft worden. Dies hatte nachher, in Verbindung mit dem Umstande, daß Karl und seine Minister ihr Volk mit fremder Hilfe katholisch zu machen und unter eine absolut-monarchische Regierung zu bringen suchten, die wichtige Folge, daß das Verhältnis des Parlaments zu dem Herrscher völlig umgestaltet wurde. Das Parlament zog nämlich nach und nach neben der Gesetzgebung auch die ganze Verwaltung des Reiches an sich, und es ward auf diese Weise unter einem Monarchen, welcher nur an kindische und verächtliche, dabei aber äußerst kostspielige Vergnügungen dachte, die nachherige

plutokratisch-aristokratische Verfassung in England gegründet. Die Hauptveranlassung zu der ganz veränderten Stimmung des bis dahin dem Könige blindlings ergebenen Parlaments war das schändliche Verhältnis Karls und seiner Minister zum Könige von Frankreich sowie die Besorgnis, daß der Papismus in England eingeführt werden möge, weil unter den Ministern zwei Katholiken waren und zwei andere gleich dem Könige weder Religion noch moralische Grundsätze hatten.

Von den Mitgliedern des Cabal-Ministeriums*) arbeitete der Herzog von Buckingham gegen den mutmaßlichen Thronerben, den Herzog von York. Er setzte nämlich einem in Frankreich erzogenen Bastard des Königs von der Lucie Walters, den dieser sehr liebte und zum Herzoge von Monmouth gemacht hatte, den unglücklichen Gedanken in den Kopf, daß er den Herzog von York von der Nachfolge verdrängen und dieselbe an sich bringen könne. Buckingham konnte freilich, weil er bald allgemein verachtet wurde, die Sache nicht durchsetzen; er stiftete aber doch dadurch viel Unheil an. Ein anderer Minister, der von Karl zum Grafen von Shaftesbury erhobene Ashley, welcher später den König schändlich im Stiche ließ, wurde zum Kanzler gemacht und wagte als solcher nicht nur die schon mehrmals aufgeschobenen Zahlungen noch einmal durch Verordnungen aufzuschieben, sondern er rief auch durch sein Verfahren bei den Ergänzungswahlen des Parlaments in der ganzen Nation den größten Unwillen hervor. Seit 1640 hatte das Parlament außer vielem anderen, was dem Könige nach und nach entzogen wurde, auch das Recht an sich gebracht, daß bei Erledigung einer Parlamentsstelle nicht mehr der Kanzler, sondern der Sprecher des Unterhauses den Wahlbefehl ausfertigen solle. Shaftesbury aber und der Schatzmeister Sir Thomas Clifford, welchen die Leitung der Wahlen anvertraut war, stellten, ohne Rücksicht darauf, wieder Wahlbriefe zu Gunsten der Personen aus, die die Regierung gewählt haben wollte. Dies geschah fast gerade zu derselben Zeit, als die Engländer nur mit Mühe einem Ruyter, Tromp und anderen holländischen Admiralen das Gegengewicht zu halten vermochten. Ferner hatte der König bereits im März 1672 ohne jede Zuziehung des Parlaments eine Deklaration erlassen, welche den Nonkonformisten Erleichterungen gewährte. Nach dieser Indulgenzerklärung sollte zwar die englische Kirche durchaus die Vor-

*) Bald nach der Restauration begann man mit dem Worte Cabal den engeren Kreis von Ratgebern zu bezeichnen, der mehr Einfluß hatte, als der regelmäßige, personenreiche Geheime Rat (Privy Council). Das Wort erhielt aber eine erhöhte sprichwörtliche Bedeutung durch den Zufall, daß man es aus den Anfangsbuchstaben der Namen der fünf schon früher genannten Minister zusammensetzen konnte.

herrschaft behalten, aber alle Strafgesetze gegen Rekusanten jeder Art sollten außer Kraft treten. Für Dissenters sollte eine Anzahl von Bethäusern unter dem Schutze der Obrigkeit eröffnet werden dürfen; die Katholiken aber sollten ohne Belästigung ihren Gottesdienst in Privatwohnungen üben können. Um diese letzte Bestimmung war es offenbar dem König am meisten zu thun. Die Deklaration erbitterte, gerade weil sie tolerant war, das fanatisch anglikanische Parlament und erregte im Volke eine solche Bewegung, daß 1673 ein neuer Bürgerkrieg von den einen gehofft, von den anderen gefürchtet wurde. Das Parlament kassierte hierauf im Februar 1673 nicht nur alle durch des Kanzlers Wahlbriefe verordnete Wahlen, sondern es verzögerte auch die Zahlung der dem Könige bestimmten Summe von 1 300 000 Pfund auf so lange, bis man wegen der königlichen Deklaration und namentlich wegen des vom Könige in Anspruch genommenen Rechtes, die über Dissidenten und besonders über Katholiken vom Gesetz verhängten Strafen zu erlassen oder zu mildern, einig geworden sei. Der König war mit Recht unwillig darüber, daß man ihm, dem Haupte der anglikanischen Kirche, die Befugnis streitig machen wollte, von den im geistlichen Gesetze bestimmten Strafen zu dispensieren. Offenbar war man über die Grenzen der königlichen Befugnis, von Strafen zu entbinden, nicht ganz klar; und daß der König nicht nur einzelne Strafen für Übertretungen erlassen, sondern bestehende Verfügungen außer Kraft setzen dürfe, schien dem Wesen der Verfassung zu widersprechen. Karl hatte zwar, obgleich man ihm schon einmal drei Millionen und ein anderes Mal drittehalb Millionen zugestanden hatte, die ihm bedingungsweise bewilligten 1 300 000 Pfund sehr nötig, weil er tief verschuldet war; dessenungeachtet wollte er aber nicht nachgeben. Der Streit war so heftig, daß sogar dem nichtswürdigen Kanzler Shaftesbury, welcher alles veranlaßt hatte, bange wurde. Dieser suchte sich aus der Sache zu ziehen; er erklärte sogar, daß er als Privatmann ganz anders rede, als wenn er amtlich auftrete. Der Zwist zwischen König und Parlament nahm eine immer üblere Wendung, bis endlich der König auf Ludwigs XIV. Rat nachgab. Dieser hatte ihm durch seinen Gesandten Colbert de Croissy, einen Bruder des Finanzministers, insgeheim sagen lassen, Karl möge während des Krieges nachgeben; später wolle er ihm mit Geld und Truppen dazu behilflich sein, über das Parlament Herr zu werden. Der König hob nicht nur die von ihm erlassene Deklaration auf, sondern er stand auch sogar dem Parlament zu Gefallen von seinem Vorrechte ab. Er ließ beiden Häusern verkündigen, daß das, was durch die Deklaration in betreff der vom Gesetz angedrohten Strafen geschehen sei, nie auf künftige Fälle angewandt werden, keinen Präcedenzfall bilden solle.

Die Nachgiebigkeit bei einem so wichtigen Punkte nötigte den König unvermeidlich zu neuen Zugeständnissen, besonders in Bezug auf die Kirche, weil er selbst katholischer Neigungen verdächtig war und seines Bruders Übertritt zum Katholizismus nach und nach im Volke bekannt wurde. Damals ließ auch Shaftesbury den König auf beleidigende Weise öffentlich im Stich und wechselte zu aller Welt Erstaunen ganz plötzlich die Partei. Arlington hatte nämlich einen Plan, wie man sich des Unterhauses entledigen könne, ausgedacht und die Rede, die er in dieser Beziehung im Oberhause halten wollte, seinem Kollegen Shaftesbury zweimal vorgelesen. Dieser hatte alles gebilligt: als jedoch Arlington im Parlament seine Rede hielt, trat Shaftesbury gegen ihn auf und widerlegte in Anwesenheit des Königs und des Herzogs von York Satz für Satz seinen Vortrag. Der König entließ ihn nicht gleich nach diesem Schritte aus dem Ministerium, sondern erst etwas später (November 1673). Jetzt trat Shaftesbury an die Spitze der Opposition und ward als Haupt derselben durch seine Talente, seine Kenntnisse, seine Beredsamkeit, Bosheit und Gewissenlosigkeit dem Könige verderblich.

Von dieser Zeit an änderte sich die Stimmung im Lande völlig, und es ward, wie das zu geschehen pflegt, jetzt ebenso heftig gegen jede Handlung des Königs geschrieen, als man früher blind für ihn eingenommen gewesen war. Die Opposition galt zunächst vorzugsweise den Katholiken und dem Herzoge von York, welcher den Papismus auf thörichte Weise zur Schau trug; und das Geschrei gegen diesen und seine Glaubensgenossen ward um so bedenklicher, als auch der Krieg mit Holland durch die Schuld des Königs, welcher die ihm gewährten Gelder auf die leichtsinnigste Weise verschwendete, der Nation nicht Ruhm, sondern Schande brachte. Der Herzog war um so mehr verhaßt, als er nicht nur seine erste Gemahlin Anna Hyde zum römischen Glauben herübergebracht hatte, sondern auch nach dem Tode derselben sich um die ganz papistische Prinzessin Maria von Modena bewarb, mit der er sich später (im November 1673) auch vermählte. Als das Parlament gegen diese Ehe Einspruch erhob, erklärte der König, dieselbe sei bereits durch Stellvertretung (by proxy, d. i. procuracy) abgeschlossen. Um den Herzog zur Niederlegung der Stelle eines Reichsadmirals zu nötigen, setzte man im Parlament, wie es heißt, auf geheimes Betreiben des Ministers Arlington, welcher selbst Katholik war, das unter dem Namen der Testakte berühmt gewordene Gesetz durch, das erst 1828 wieder aufgehoben worden ist. Dieses Gesetz verordnete, daß jeder, der sich weigere, den Eid des Gehorsams gegen den König als Oberhaupt der Kirche (the oath of allegiance and supremacy) zu leisten und das heilige Abendmahl nach dem

Glauben und Gebrauche der anglikanischen Kirche zu nehmen, weder ein bürgerliches noch ein militärisches Staatsamt in England bekleiden könne. Obwohl die Einleitung zur Testakte einzig gegen den Papismus gerichtet war, beeinträchtigte dieselbe doch nicht minder auch die bürgerlichen Rechte der Puritaner und anderer Dissenters. Dennoch leisteten diese aus Abneigung gegen den Katholizismus nur wenig Widerstand, vielleicht weil sie hofften, später für sich besondere Zugeständnisse zu erlangen. Die Minister widersetzten sich dem neuen Statut nicht, weil sie untereinander entzweit waren und keine Möglichkeit sahen, die Annahme eines Gesetzes, welches die Auflösung des Ministeriums herbeiführen mußte, zu hintertreiben. Sie suchten nur noch eine andere Verordnung zu erlangen, durch welche sie gegen Verfolgung wegen dessen, was früher geschehen war, gesichert würden. Diese erhielten sie denn auch am 25. März 1673. Noch in demselben Monat mußte der Herzog von York sein Amt als Reichsadmiral, wie seine anderen Stellen, niederlegen und bald nachher auch Clifford, welcher Katholik war, aus dem Ministerium treten. Von diesem Augenblicke an ward ein neuer Sturm gegen den König, seine Minister und seine Umgebungen gerichtet, der sich nur dadurch beschwichtigen ließ, daß König Karl der aristokratischen Kammer Rechte einräumte, die sie nie gehabt hatte. Die Opposition blieb übrigens bei der Testakte nicht stehen, sondern auf ihren Betrieb wurde auch noch jedes Mitglied des Parlaments und jeder, der ein höheres Amt übernahm, bei Strafe von 500 Pfund zur Ausstellung eines Reverses darüber verpflichtet, daß er an die Brot- und Weinverwandlung im Abendmahl nicht glaube und die Anbetung der Heiligen für einen Götzendienst halte. Die neue Herzogin von York erhielt keine öffentliche Kapelle zum Gottesdienst, und die Töchter des Herzogs aus erster Ehe, Maria und Anna, wurden nach protestantischem Ritus konfirmiert. Im Jahre 1674 mußten endlich auch von drei noch übrigen Mitgliedern des Cabal-Ministeriums, Buckingham, Arlington und Lauderdale, die beiden ersteren dem Unwillen des Volkes weichen und aus dem Ministerium treten. Lauderdale blieb Minister für die schottischen Angelegenheiten, in welche das Parlament sich nicht zu mischen hatte; Buckingham ging, wie vor ihm Shaftesbury, zur Opposition über.

Während dieser inneren Streitigkeiten wurde der Krieg gegen Holland auch im Jahre 1673 zu Wasser und zu Lande ganz zum Vorteil der Franzosen und zum großen Nachteil des Königs Karl, gegen den jetzt endlich auch sein Parlament karg wurde, fortgesetzt. Die holländische Flotte unter Tromp und Ruyter wurde, nachdem sie vergebens die Mündung der Themse durch versenkte Schiffe unfahrbar zu machen gesucht hatte, von der französischen und englischen Flotte an

ihrer eigenen Küste aufgesucht. Ihrer Kämpfe im Jahr 1673 haben wir schon im Zusammenhang gedacht. Am 7. Juni, genau ein Jahr nach der Schlacht bei Solebay, trafen die drei Flotten aufeinander, und diesmal segelte die französische Flotte der englischen voraus, weil man sie beschuldigt hatte, daß sie bei Solebay sich absichtlich außer Schußweite gehalten habe. Nach einem zweiten Treffen am 14. Juni zogen sich die Engländer an ihre Küste zurück; Ruyter folgte ihnen aber nicht, weil er die Sache für eine Kriegslist hielt. Es genügte ihm, in zwei Treffen bewiesen zu haben, daß die holländische Flotte der vereinigten französischen und englischen gewachsen sei. Nachher sah sich König Karl durch sein Verhältnis zum Parlament und zur Nation, um nicht ganz zu sinken, zu einer großen Anstrengung für den Seekrieg genötigt. Er ließ eine Flotte von 150 Schiffen ausrüsten und nach der holländischen Küste absegeln. Zum Befehlshaber derselben wurde, weil der Herzog von York seine Stellen hatte niederlegen müssen, der bekannte Prinz Ruprecht ernannt. Auf der Flotte wurden zugleich englische Landungstruppen unter dem Oberbefehl des Pfälzers Friedrich Hermann von Schönburg oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Schomberg, eingeschifft, um an derselben Landspitze des Helders, wo die Engländer am Schlusse des vorigen Jahrhunderts mit wenig Ruhm gekämpft hatten, ans Land gesetzt zu werden. Als die englische Flotte zugleich mit der französischen im Texel erschien, führte Ruyter ihr die seinige entgegen. Er traf am 21. August in geringer Entfernung vom Helder auf die feindliche Seemacht, und es kam zu der von uns schon erzählten Schlacht am Fort Kykduin. In derselben überließ der Führer der Franzosen, d'Estrées, den Kampf wieder den Engländern allein, weil er angewiesen war, dafür zu sorgen, daß Engländer und Holländer einander gegenseitig vernichteten. Beide Teile rühmten sich nachher des Sieges; die Engländer waren aber nicht im stande gewesen, auch nur ein einziges holländisches Kriegsschiff zu erobern. Vor diesem Treffen hatte der Prinz Ruprecht den Anführer des englischen Landungsheeres, Schomberg, so empfindlich beleidigt, daß derselbe sogleich seinen Abschied nahm und aufs neue in französische Dienste trat. Er ward, obgleich er Protestant war, von Ludwig XIV. bald nachher für ausgezeichnete Dienste in Katalonien zum Marschall ernannt. Später verließ er Frankreich wieder und begab sich nach Holland zu Wilhelm III., indem er nicht, wie Turenne that, seine Überzeugung dem königlichen Glauben oder Aberglauben opfern wollte, um am Hofe besser gelitten zu sein*).

*) Schomberg, geboren 1616 in Heidelberg, hatte zuerst unter Friedrich Heinrich von Oranien, dann im Dreißigjährigen Kriege unter den Schweden, hierauf

Daß König Ludwig und die ersten Männer einer geistreichen militärischen Nation, welche gerade damals den höchsten Grad ihrer Bildung erreicht hatte, siegten und glänzten, wird nicht befremden können, weil die Mehrzahl der Könige, Minister und Feldherren, mit welchen Ludwig zu thun hatte, ebenso erbärmlich waren, wie diejenigen, welche später Napoleon I. unter seine Füße legte. Wir übergehen alle diplomatischen Unterhandlungen und Verträge, welche in dieser Zeit zum Vorteile der in Frankreichs Solde stehenden Diplomaten und zahlreichen Verräter an allen Höfen geschlossen wurden, um zu bemerken, daß im Laufe des Jahres 1673 auch der Kaiser und Spanien in den Krieg verwickelt wurden, und daß damals der Kampf der Franzosen mit Holland sich in einen Krieg mit jenen beiden Mächten sowie im folgenden Jahre in einen Krieg mit dem Deutschen Reiche und mit Brandenburg verwandelte. Dagegen sah sich Karl II. durch die Haltung des Parlamentes und die Stimmung des englischen Volkes genötigt, gleich im Anfang des Jahres 1674 auf Friedensverhandlungen mit den Niederlanden einzugehen. Das Cabal-Ministerium löste sich auf; William Temple, der in völliger Zurückgezogenheit auf seinem Gute Sheen bei Richmond verweilte, wurde wieder an den Hof berufen und vom König unter dem Schein freundschaftlichen Vertrauens zur Übernahme der Verhandlungen ermächtigt. Spanien bot seine Vermittelung an, und schon am 19. Februar 1674 unterzeichnete Karl in Westminster den Frieden, den er selbst in einer Botschaft an das Parlament für einen ehrenvollen erklärte. Das Recht der Flagge wurde allerdings den Engländern in voller Ausdehnung gewährt und der Besitz von Neu-Niederland ihnen zugestanden; der König erhielt zwei Millionen Gulden, wovon sein Neffe Wilhelm von Oranien den größeren Teil vorstreckte. Durch diesen Umschwung der englischen Politik wurde die Stellung des Königs Karl noch zweideutiger und schwieriger als vorher: denn er selbst blieb nach wie vor dem Wunsche zugethan, mit französischer Hilfe den Absolutismus und die katholische Religion in England einzuführen. Der neue leitende Minister dagegen, Sir Thomas Osborn, der bald die Würde eines Grafen von Danby erhielt, war ein entschiedener Gegner der französischen Allianz und setzte Maßregeln durch, die sein König kaum bei Ludwig XIV. durch den Zwang der Umstände zu beschönigen vermochte.

in Holland unter Wilhelm II., nachher in England gedient. Als französischer General war er auch nach Portugal geschickt worden, um an der Spitze des portugiesischen Heeres gegen die Spanier zu kämpfen. Hier focht er mit großem Ruhm und Erfolg; seinen Siegen hatte Portugal es hauptsächlich zu verdanken, daß es im Frieden von Lissabon (1668) von Spanien als ein unabhängiges Reich anerkannt wurde. Wir haben eine ausführliche Lebensbeschreibung Schombergs von Kazner.

Das Deutsche Reich wurde zu derselben Zeit, als die Holländer ihrer Feinde entledigt wurden, den unmenschlichen Verwüstungen und Erpressungen der Franzosen preisgegeben, welche Louvois anordnete und Turenne ausführte. Dabei waren, als endlich das Reich im März 1674 den Krieg beschloß, die getroffenen Anstalten, die Wahl der Befehlshaber und der Streit über Rang und Kommando, welche nach Religion und Herkommen, nicht nach Geschick und Tüchtigkeit erteilt wurden, lächerlich und abgeschmackt: die Kreaturen der Franzosen und der ihnen verkauften Fürsten kümmerten sich um diese wenig und waren insgeheim und auch offen im Sinne ihres Protektors thätig. Turenne zog verwüstend und raubend in Franken und sogar in Schwaben umher, ohne Widerstand zu finden. Als der Kurfürst von Trier eine kaiserliche Besatzung in Ehrenbreitstein aufnahm, besetzten die Franzosen mitten im Frieden seine Hauptstadt und verwüsteten sein Land. Auch die Pfalzgrafschaft Zweibrücken verheerte Turenne. Die Unterthanen des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz zwang er selbst die Wege zu bahnen und an den Befestigungen der Brücke bei Oppenheim zu fronen. Als endlich der Kaiser den Krieg erklärt hatte, machte Turenne die Pfalz unter unerhörten Erpressungen zum Sammelplatze aller seiner wilden Mietlinge, welche keinen Unterschied zwischen Kaiser und Reich machten und also sich in Feindesland fühlten und demgemäß betrugen. Karl Ludwig wandte sich an den Kaiser, erhielt aber nur leere Versprechungen; er wandte sich an den schwäbischen und fränkischen Kreis, und diese schickten 1500 Mann zu Fuß und 500 Reiter, mit welchen natürlich nichts zu machen war. Louvois behandelte daher auch den Kurfürsten, als dieser sich beklagte, mit jenem Übermute, den die niemals um eine klingende Phrase verlegenen Franzosen, wenn sie im Glück sind, militärisches Nationalgefühl nennen. Louvois erwiderte dem Kurfürsten, er wisse nicht, wie ein so kleiner Fürst einem so großen Könige, wie der seinige sei, mit Klagen beschwerlich fallen oder ihm Hindernisse in den Weg legen könne. Von den beiden französischen Generalen, welche die gleich den Mongolen alles verheerenden Truppen kommandierten, Rochefort und Vaubrun, antwortete der eine auf die Vorstellungen des Kurfürsten gar nicht, der andere ließ ihm sagen: er habe die Ehre, als Franzose und als Unterthan des größten Königs von der Welt geboren zu sein, er sei daher auch diesem allein Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig.

Ludwig behandelte schon im Jahre 1673 das Reich wie ein Land ohne Regenten. Er ließ der ganz neutralen Reichsstadt Straßburg ihre Brücke abbrennen, damit die kaiserlichen Truppen dort nicht über den Rhein gehen könnten. Er unterwarf alle zehn Reichsstädte des Elsasses,

denen ebenso wie der Stadt Straßburg ihre Freiheit und ihre Zugehörigkeit zum Reiche im Westfälischen Frieden garantiert worden war, und zwang sie zur Unterwerfung. Seine Heere brandschatzten diesseit und jenseit des Rheins. Er drohte sogar, mit 30 000 Mann in die kaiserlichen Erblande einzufallen. Dagegen thaten die deutschen Fürsten und Stände nichts anderes, als was sie bei drohender Gefahr immer zu thun pflegten: sie beratschlagten viel in Regensburg, ihre Juristen diktierten dort vieles zu Protokoll, und ihre Diplomaten schrieben und redeten viel über Kontingente, über Rüsten und Mobilisieren; zum Handeln aber kam es am Ende doch nicht. Der Kaiser schickte damals ein starkes Heer unter Montecuculi durch die Oberpfalz an den Main und Rhein. Montecuculi wollte dem Marschall Turenne, welcher aus Westfalen nach Franken vorgedrungen war, ein Treffen liefern: dies erlaubten ihm jedoch des Lobkowitz verräterische Instruktionen nicht, und Turenne kehrte infolgedessen glücklich über den Rhein zurück. Dort peinigte er nicht nur die armen Pfälzer durch Frondienste bei der Befestigung von Philippsburg, sondern er ließ auch rauben, morden und brennen. Montecuculi marschierte nachher an den Niederrhein, vereinigte sich dort bei Andernach mit dem Prinzen von Oranien und eroberte im November 1673 das von den Franzosen besetzte Bonn. Die letzteren begannen damals das holländische Gebiet ganz zu räumen, so daß sie im Frühling 1674 auf demselben nur noch die Städte Maastricht und Grave innehatten; doch versäumten dieselben nicht, beim Abzug Festungen zu schleifen und schwere Brandschatzung einzutreiben; die Provinz Utrecht allein mußte 450 000 Gulden erlegen. Sie gaben auch dem Kurfürsten von Brandenburg, den sie dadurch von Kaiser und Reich abzuziehen suchten, Schenkenschanz, Wesel und Rees zurück und räumten im Frühjahr 1674 auch das Klevesche. Dies geschah jedoch umsonst; nachdem im März 1674 ein Reichsgutachten sich für engen Anschluß an den Kaiser erklärt hatte, hielt sich Friedrich Wilhelm nicht länger durch den Frieden von Vossem verpflichtet, sondern trat in ein enges Bündnis mit dem Kaiser, den Generalstaaten und Spanien. Im April 1674 söhnte sich der Bischof von Münster mit den Generalstaaten aus, und nachdem im Mai 1674 das Reich endlich offen den Franzosen den Krieg erklärt hatte, schloß auch der Kurfürst von Köln Frieden mit denselben, und beide Prälaten verbanden sich mit dem Kaiser.

Die schwedische Regierung wurde durch die Kriegserklärung des Deutschen Reiches, dem Schweden als mächtiger Reichsstand angehörte, in große Verlegenheit gebracht. Sie hatte daher schon früher einen Friedenskongreß veranlaßt, welcher Ende Juni 1673 zu Köln eröffnet worden war, ohne daß man darum die Kriegsrüstungen einstellte.

Diesem Kongresse wohnte auch der bekannte Wilhelm von Fürstenberg, welcher ein Regiment in französischen Diensten kommandierte, als kurkölnischer Gesandter bei, obgleich er sein Akkreditiv nie überreichte. Er benutzte seinen Titel eines kölnischen Geheimen Rates, um für die Franzosen mit den deutschen Fürsten zu intriguieren und womöglich die Kriegserklärung des Reiches zu hintertreiben. Der Kaiser ließ ihn daher am 14. Februar 1674 durch 300 Mann des in der Nähe von Köln liegenden italienischen Regiments Grana auf offener Straße aufheben, als er eben von der Gräfin von der Mark zurückkam. Seine Begleitung setzte sich tapfer zur Wehr; zwei kaiserliche Offiziere wurden dabei niedergeschossen. Fürstenberg wurde zuerst nach Bonn, dann nach Wiener-Neustadt gebracht, und man hatte große Mühe, den sonst gutmütigen Kaiser Leopold abzuhalten, daß er ihn nicht als Landesverräter hinrichten lasse. Für den Gefangenen verwandten sich, seines geistlichen Charakters wegen, der päpstliche Nuntius und der Papst selbst; Kaiser Leopold aber ließ dem letzteren erwidern: Fürstenberg sei der väterlichen Zuneigung des Heiligen Vaters nicht wert; der Papst möge sich mit einem so ungeratenen Sohne nicht befassen; es sei unerhört, daß man auf einen verbrecherischen Mann so große Rücksicht nehme. Auch den Regierungen von Frankreich und von Schweden erklärte der Kaiser, Fürstenberg habe, obwohl Vasall des Erzhauses, gegen dasselbe die gefährlichsten Pläne geschmiedet. Jedoch diese Wegelagerung, welche kaiserliche Soldaten in der Hauptstadt des Kurfürsten von Köln gegen dessen Geheimen Rat, wenn auch nicht förmlich anerkannten Gesandten, am hellen Tage ausgeführt hatten, reizte den Stolz Ludwigs XIV. und seiner Minister und führte die Auflösung des Kongresses herbei. Nachher verabredeten zwar drei französische Gesandte, Courtin, Barillon und der Herzog von Chaulnes, mit der schwedischen Regierung, welche zu vermitteln suchte, Friedenspräliminarien (Juli 1674); dies war jedoch ebenfalls vergeblich, weil der Kaiser sich nicht zur Freilassung Fürstenbergs verstehen wollte, welche König Ludwig zur ersten Bedingung des Friedens gemacht hatte.

Während dieser Friedensverhandlungen dauerte der Krieg ohne Unterbrechung fort. Die Franzosen hatten 1674 drei Heere im Felde. Von diesen stand das eine unter Turennes Kommando am Oberrhein; das zweite wurde von Condé gegen Wilhelm III. von Oranien geführt, welcher als Oberbefehlshaber der vereinigten spanischen und niederländischen Truppen in Brabant stand; an der Spitze des dritten entriß König Ludwig selbst den Spaniern innerhalb weniger Wochen die ganze Franche Comté. Die furchtbarsten Gegner der Franzosen blieben Wilhelm III. von Oranien und der Große Kurfürst, weil sie ernste und tüchtige Männer waren, welche nicht, gleich allen anderen Fürsten,

sich und ihr Volk einem hohen Adel oder pedantischen Juristen preisgaben. Wilhelms III. Macht und Einfluß war, nachdem die Franzosen im Februar 1674 Holland und Seeland hatten räumen müssen, ungemein gestiegen. Die letzteren hatten jetzt in den kurz vorher so furchtbar bedrohten Niederlanden nur noch zwei Städte, Maastricht und Grave, in ihrer Gewalt. Der Ratspensionär Kaspar Fagel, Johann de Witts Nachfolger, wirkte eifrig für den Prinzen. Auf seine Anregung machte die Stadt Haarlem den Vorschlag, Wilhelm die Statthalterwürde für Holland, und zwar in männlicher Linie erblich, zu übertragen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen; die übrigen Provinzen folgten nach (1674). Im nächsten Jahre bot Geldern ihm sogar die Souveränität an. Er bat in dieser Sache die übrigen Provinzen um ihr Gutachten; Holland und Seeland widerrieten die Annahme des Angebotenen mit einem Eifer, der ihm nicht willkommen war. Doch unterdrückte er klug jede Empfindlichkeit; er stellte in Geldern, wie auch in Oberyssel die Staaten wieder her, trug aber dort, wie überall, Sorge dafür, daß nur seine Anhänger in denselben einen Sitz erhielten. Als im Sommer des Jahres 1674 Condé gegen ihn heranzog, lieferte er demselben am 11. August mit dem vereinigten spanischen und niederländischen Heere ein Treffen, während dessen er auch die kaiserlichen Truppen unter de Souches an sich zog. In diesem unweit Löwen beim Dorfe Senef gelieferten Treffen konnte Wilhelm jedoch nichts ausrichten, weil ihm ein General, wie der alte Condé war, gegenüberstand, und weil de Souches ebensowenig Eifer zeigte, wie Bournonville. Der blutige Kampf, der bis in die Nacht währte und zwei Stunden lang bei Mondlicht fortgesetzt wurde, blieb ohne Entscheidung, obgleich die Franzosen, welche mehr Beute und Gefangene als ihre Gegner machten, sich des Sieges rühmten. Souches zog nach demselben vor Grave, Wilhelm vor Huy; die Franzosen erhielten aber bald darauf sehr bedeutende Verstärkungen.

Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg stand damals am Oberrhein den Truppen Turennes gegenüber und hatte an diesem einen Gegner, der ihm völlig gewachsen war. Der Kurfürst hatte den Frieden von Vossem treulich bewahrt, bis das Reich den Krieg erklärte. Erst im Anfang des Juli 1674 hatte er mit dem Kaiser, den Generalstaaten und Spanien ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen und, gleich dem Könige von Dänemark und den Herzögen Georg Wilhelm und Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, gegen gute Bezahlung ein Heer für den Reichskrieg gestellt. Schweden wandte alles mögliche an, um den Kurfürsten vom Marsch an den Rhein abzuhalten; Friedrich Wilhelm ließ sich aber nicht irre machen, sondern erklärte, er müsse sich des bedrängten Vaterlandes annehmen, und Schweden sei als Reichs-

stand ebenfalls dazu verpflichtet. Hierauf zog er über Heilbronn in das Elsaß, wo damals Turenne mit der Befestigung von Zabern beschäftigt war. Aus dem Verfahren der Schweden kann man sich einen Begriff von dem traurigen Zustande des Deutschen Reiches machen, besonders wenn man dabei noch bedenkt, daß auch Bournonville und Souches an der Spitze der kaiserlichen Heere sich sehr zweideutig benahmen, und daß Herzog Johann Friedrich von Hannover aufs engste mit Ludwig verbunden blieb. Turenne war auf die Nachricht, daß Bournonville, anstatt den Kurfürsten zu erwarten, gegen ihn marschiere, wieder über den Rhein gegangen, hatte am 16. Juni bei Sinzheim ein kaiserliches Heer unter dem Herzoge von Lothringen geschlagen und während des Juni und Juli die Pfalz, trotz der aufgebotenen Reichsarmee, auf eine gräßliche Weise verwüstet. Der Kurfürst Karl Ludwig, Schwiegervater des Herzogs von Orleans, hatte von seinem Schlosse in Heidelberg herab es mit ansehen müssen, wie die Franzosen Städte und Dörfer niederbrannten und mutwillig den Wohlstand zerstörten, den er väterlich sorgend seit dem Dreißigjährigen Kriege wieder geschaffen hatte. Er wurde dadurch so sehr erbittert, daß er den Barbaren Turenne in einem vortrefflich geschriebenen Briefe zum Zweikampfe aufforderte. Karl Ludwig schrieb: „wenn der Marschall die türkische Armee und nicht die des Allerchristlichsten Königs befehligte, so würden seine Mordbrennereien nicht auffallen. Da nun der Kurfürst keine hinlängliche Truppenzahl habe, um ihm entgegenzuziehen, so wolle er sich dem Marschall zum Zweikampf stellen und fordere den Marschall auf, Zeit, Ort und Waffe zu bestimmen." Turenne erwiderte: „das pfälzische Landvolk habe einzelne französische Soldaten grausam mißhandelt; er sei bemüht, den Rachethaten Einhalt zu thun. Den angebotenen Zweikampf betrachte er als eine so hohe Ehre, daß er nur mit großem Bedauern darauf verzichte, weil sein königlicher Herr ihm die nachgesuchte Erlaubnis nicht erteilt habe."*)

Die Reste des bei Sinzheim geschlagenen Heeres vereinigten sich mit anderen kaiserlichen Truppen und mit der Reichsarmee, zu welcher nachher auch 8000 Soldaten des Bischofs von Münster stießen. Der General Dünewald machte damals einen allgemein bewunderten Marsch von Darmstadt die ganze Bergstraße herauf nach Mannheim, wo man

*) Der Brief des Kurfürsten und die kurze, sehr artige Antwort des Vikomte de Turenne sind zum erstenmal unter einer Masse von Papieren gedruckt worden, welche der Abbé Raguenet und der Herr von Ramsay 1782 unter dem Titel: Collection des lettres et mémoires trouvés dans les portefeuilles de Mr. de Turenne herausgegeben haben. Sie stehen aber auch in Gaillards Histoire de la rivalité de la France et de l'Espagne, vol. VIII, p. 37. Beide Briefe sind von demselben Datum (dem 27. Juli 1674).

über den Rhein setzen wollte. In Heilbronn wurde am 11. September ein Kriegsrat gehalten, dem auch Kurfürst Friedrich Wilhelm beiwohnte. Da aber Bournonville ein Verräter war und von den Mitgliedern des Kriegsrates jeder befehlen und keiner gehorchen wollte, so war nicht daran zu denken, daß man einem General wie Turenne, welcher bei seinen Truppen ein unbedingtes Ansehen genoß, die Spitze hätte bieten können. Obgleich im Rate zu Heilbronn niemand einer Schlacht gedacht hatte, so lieferte doch Bournonville, anstatt das heranziehende brandenburgische Heer zu erwarten, welches nachher schon am 11. Oktober eintraf, am 4. Oktober bei Ensisheim unweit Straßburg ein Treffen. Er wurde in demselben geschlagen. Wenige Tage darauf setzte Friedrich Wilhelm bei Straßburg über den Rhein; er fand jedoch dort bei Bournonville wenig Neigung, dem großen feindlichen Feldherrn eine entscheidende Schlacht zu liefern; ja einmal weigerte Bournonville seine Mithilfe in dem Augenblicke, als der Kurfürst bereits durch drei Kanonenschüsse dem weit schwächeren Turenne den Beginn des Kampfes angezeigt hatte. So kam es, daß dieser sich nach einigen blutigen Gefechten an der Saar bis gegen Pfalzburg heraufziehen und in Lothringen die Winterquartiere beziehen konnte. Von hier aus benutzte Turenne die Zwietracht und Unordnung, welche im feindlichen Heere herrschten, zu einem plötzlichen Überfalle. Bournonville hatte, woraus man ihm nachher vor dem Kriegsgerichte einen Vorwurf machte, die Bewohner des oberen Elsasses, in welchem seine Truppen lagen, so sehr gepeinigt, daß überall Mangel entstanden und man dadurch genötigt gewesen war, die Truppen weit auseinander zu legen. Die Quartiere des kaiserlichen Heeres erstreckten sich von Ensisheim bis nach Mömpelgard und Basel, die der Brandenburger von Kolmar bis nach Malmünster, die der Lüneburger von Schlettstadt bis nach Straßburg. Zudem hatte Friedrich Wilhelm auf den Wunsch der Spanier 6000 Mann abgeschickt, um den Adel und das Landvolk in der Franche Comté im Kampfe gegen die Franzosen zu unterstützen: dieselben gelangten jedoch nur bis Belfort. Da diese an sich schon entlegenen Stellungen noch dazu schlecht bewacht wurden, so war es für Turenne, welchen Condé mit 10 000 Mann verstärkt hatte, sehr leicht, die Feinde bei Mülhausen unvermutet zu überfallen und ihnen einen bedeutenden Verlust beizubringen. Sie sammelten sich zwar bei Kolmar wieder, wo der Kurfürst sein Hauptquartier hatte; aber ihre Anführer waren und blieben nicht nur in stetem Zwist, sondern sie waren auch zum Teil verkauft oder verfolgten ihre besonderen politischen Zwecke, nicht die militärischen der Gesamtheit. Turenne griff daher am 10. Januar 1675 die Deutschen, die sich wieder über den Plan der Schlacht heftig zankten, bei Türkheim an. Es erfolgte eine blutige Schlacht, und in

dieser verloren zwar nach den deutschen Berichten die Franzosen die größere Zahl von Leuten, ihre Gegner wagten aber dessenungeachtet nicht, jenseit des Rheins zu bleiben, sondern kehrten schon am 11. Januar auf das rechte Ufer zurück.*)

Über den Verrat Bournonvilles kann kein Zweifel sein; die Generale Caprara und Dünewald weigerten sich sogar, ferner unter ihm zu dienen. Er wurde daher auch vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen, während de Souches, wegen ähnlichen Verfahrens dem Heere Condés gegenüber, auf seine Güter verwiesen wurde. Einige der Fragen, die man bei dieser Gelegenheit Bournonville vorlegte, können beweisen, wie es damals mit der österreichischen Aristokratie stand. Man fragte ihn z. B., warum er seine im Sundgau zerstreuten Leute nicht sogleich gesammelt habe; warum er elf Tage nach erhaltener Nachricht von Turennes Marsch sich gar nicht gerührt habe; warum er gerade im entscheidenden Augenblicke zum Kurfürsten von Brandenburg nach Kolmar gereist sei, ohne doch diesem etwas zu sagen, was er ihm nicht auch durch einen dritten hätte mitteilen lassen können u. s. w. Nachher erhielt übrigens Bournonville wieder ein Kommando in Katalonien. Sein Gönner Lobkowitz war im Oktober 1674 gestürzt worden, nachdem man zuvor den Geheimen Sekretär desselben verhaftet und aus den bei diesem gefundenen Papieren den Beweis erhalten hatte, daß beide die öffentliche Sache verraten hatten. Doch hatte es erst noch der Hilfe der Kaiserin bedurft, um Lobkowitz ganz zu entfernen. Kaiser Leopold hatte nämlich seine erste Gemahlin, die Infantin Margarete Theresia, welche eine jüngere Schwester der Königin von Frankreich war, durch den Tod verloren. Zur zweiten Ehe waren eine Pfalzgräfin von Neuburg und die Erzherzogin Claudia Felicitas von Tirol vorgeschlagen. Lobkowitz sprach eifrig für die erstere und spottete sogar über das Aussehen der Erzherzogin. Da nun doch die Claudia Felicitas gewählt wurde, so hatte er nunmehr an ihr eine mächtige Feindin. Am 16. Oktober hielt der Kaiser ohne Lobkowitz mit Schwarzenberg, Zinzendorf, Montecuculi und Lamberg eine Ratssitzung. Am nächsten Morgen wurde Lobkowitz verhaftet: er speiste aber auch an diesem Tage noch allein mit dem Pater Emmerich. Nachher erklärte man ihn seiner Ämter und Ehren verlustig und zog seine Güter ein. Nach seinem Sturze wurde das Kabinett von Lamberg und von dem Kanzler Paul Hocher, einem persönlichen Feinde des Kurfürsten von Brandenburg, geleitet, obwohl Kaiser Leopold erklärte, die oberste Führung der

*) Zu Straßburg starb im Dezember 1674 der sehr hoffnungsvolle älteste Sohn Friedrich Wilhelms, der Kurprinz Karl Emil; daher gelangte der zweite Sohn, Friedrich III., zur Nachfolge.

Geschäfte selbst übernehmen zu wollen.*) An Bournonvilles Stelle aber erhielt Montecuculi den Oberbefehl des Heeres. Die Kaiserin Claudia starb übrigens zwei Jahre nachher, und Leopold vermählte sich dann mit der Pfalzgräfin von Neuburg in dritter Ehe.

Während Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit dem Erbfeinde des Reiches für die deutsche Ehre und für einen Kaiser kämpfte, den seine hochgeborenen Minister und Generale betrogen und verrieten, bereitete die feile und in Üppigkeit versunkene schwedische Aristokratie ihm die Gelegenheit, zu beweisen, daß die Eigenschaften, welche Gustav Adolf ausgezeichnet hatten, auf ihn und die Tüchtigkeit des schwedischen Heeres auf das seinige übergegangen seien. Ein Teil des schwedischen Reichsrats war, wie wir schon hervorgehoben, ganz an Frankreich verkauft, wünschte aber die Subsidien des französischen Königs auch fernerhin zu beziehen, ohne daß man sich öffentlich gegen die Feinde desselben erklären müsse. Dies war im Sommer 1674, als das Deutsche Reich den Franzosen den Krieg erklärt und Dänemark sich ihm angeschlossen hatte, nicht länger thunlich erschienen, weil Ludwig gefordert hatte, daß Schweden wenigstens den Kurfürsten von Brandenburg abhalten solle, dem Bunde seiner Feinde beizutreten. Man hatte daher den Kurfürsten durch den schwedischen Gesandten auf jede Weise bearbeiten lassen, damit er am Reichskriege keinen Teil nehme. Als diese Bemühungen fruchtlos geblieben und der Kurfürst mit seinem Heere nach dem Elsaß aufgebrochen war, hatte nicht nur der schwedische Gesandte am 10. Oktober 1674 das brandenburgische Lager verlassen, sondern es waren auch schwedische Truppen unter dem alten Feldmarschall Karl Gustav Wrangel als Verbündete der Franzosen nach Pommern übergesetzt worden. Der französische Gesandte in Schweden war nicht mit Unrecht so argwöhnisch, bei der Einschiffung dieser Truppen selbst zu erscheinen und sie zu zählen, damit die Subsidien nicht ohne die vollwichtige Gegenleistung ausbezahlt würden. Von Wolgast aus zogen nun die Schweden (Januar 1675) in die Mark Brandenburg ein und nahmen dort Quartier. Diese Truppen übten zwar vorerst keine Feindseligkeiten; ihr Führer aber erklärte ausdrücklich, daß Schweden die völlige Vertreibung der Franzosen aus Deutschland nicht zugeben könne. Den wirklichen Grund davon, nämlich die

*) Das Entlassungsdekret lautete: „Es wird dem Lobkowitz auferlegt, nachdem er seiner Ehren und Würden entsetzt, innerhalb dreier Tage sich von Hof und aus der Stadt zu machen, zu Raudnitz in Böhmen auf seinem Gute als ein Exulant sich aufzuhalten und von da sich nicht wieder wegzubegeben, noch mit einem Menschen Briefe zu wechseln. Die Ursache desselben soll er nicht begehren zu wissen. Würde er sich aber nicht gehorsam erzeigen, so solle er gar seines Lebens und aller Güter verlustig sein."

Furcht vor dem Versiegen der französischen Subsidien, hütete sich Wrangel auszusprechen; er versteckte vielmehr seine wahre Absicht hinter der heuchlerischen Erklärung, die Vertreibung der Franzosen aus Deutschland würde den Untergang der Evangelischen zur Folge haben.

Der Kurfürst von Brandenburg blieb, obgleich die Schweden sich in seinem Lande einquartiert hatten, bei seinem Heere in Franken und leistete gerade damals dem Vaterlande die Dienste, welche zu leisten der Kaiser durch seinen Kanzler gehindert wurde. Er beschäftigte nämlich nicht allein den Marschall Turenne am Oberrhein so lange, bis endlich der Kaiser im Mai zwei Heere unter Sporck und Montecuculi dahin schickte, sondern er war auch den deutschen Truppen, welche Turenne im Januar über den Rhein zurückgedrängt hatte, behilflich, ein Unterkommen zu finden. Als nämlich dieselben in Schwaben Quartier nehmen wollten, verbat sich dies der Herzog von Württemberg, weil er es mit dem mächtigen Nachbar, von dem er ein Jahrgeld bezog, und der seine Unterthanen peinigen ließ, nicht verderben wollte. Auch in Franken wurde, als die deutschen Truppen dort Quartier suchten, protestiert, und der Kaiser selbst weigerte sich, als Reichsoberhaupt an die Stände des Kreises darüber zu schreiben. Der Kurfürst dagegen reiste bei den angesehensten Reichsständen Frankens umher und beredete sie, ihre Landsleute bei sich aufzunehmen. Ganz reiner Patriotismus war dies freilich auch nicht; denn der Kurfürst wußte recht gut, wie sehr der prahlende und prunkende schwedische Adel die vortreffliche Kriegsmacht Gustav Adolfs und Karls X. hatte verfallen lassen, und er hatte bei der ersten Nachricht vom Einbruch der Schweden geäußert, er sehe dies als eine Vorbedeutung an, ganz Pommern wiederzuerlangen. Er rechnete nämlich darauf, daß die Generalstaaten bei einem Angriffe der Schweden auf ihn diesen vermöge der bestehenden Verträge ebenfalls den Krieg erklären und eine Flotte in die Ostsee schicken würden. Überall knüpfte er damals, was bei den Holländern, bei dem Kaiser und bei allen deutschen Fürsten mit Recht Mißtrauen erregte, Unterhandlungen an, um eine Kriegserklärung gegen Schweden zu bewirken; er wandte sich an den niedersächsischen Kreis, an Dänemark und sogar an den Zaren von Moskau; in Kleve hatte er eine Besprechung mit Wilhelm III. und machte selbst eine Reise nach dem Haag. Seine Bemühungen waren aber erfolglos, und er blieb auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Dies gereichte ihm nachher zum größten Vorteile: er erhielt dadurch Gelegenheit, sich als einen ausgezeichneten Feldherrn zu beweisen und der Welt zu zeigen, was sich mit einem zwar kleinen, aber gut organisierten und von tüchtigen Männern geführten Heere leisten lasse.

Die Schweden hatten anfangs im ganzen gute Mannszucht gehalten; bald nachher aber fuhren sie da fort, wo sie im Dreißigjährigen Kriege stehen geblieben waren. Wrangel erhob nämlich nicht nur, ohne daß er mit dem Kurfürsten im Kriegszustand sein wollte, die landesherrlichen Steuern für schwedische Rechnung, schrieb schwere Kontributionen aus und befestigte viele haltbare Punkte, wie Stargard und Landsberg, sondern er ließ auch Herden von Vieh wegtreiben, errichtete Magazine von requiriertem Getreide und veranstaltete Werbungen im fremden Lande; endlich übte er auch auf das Andringen des französischen Gesandten offene Gewaltthat, indem er das Schloß Löcknitz beschießen und einnehmen ließ. Doch hielt er immer noch eine leidliche Disciplin; als er aber erkrankte und sein Stiefbruder, der Generallieutenant Waldemar Wrangel, das Kommando erhielt, übten die verwahrlosten und nicht bezahlten Soldaten den schändlichsten Unfug. Zugleich bedrohten die Schweden damals die Festung Spandau und eroberten Havelberg; auch setzten sie sich mit dem Herzog Johann Friedrich von Hannover in Beziehung, der insgeheim mit Frankreich verbündet war. Überall hatten sie mit dem erbitterten Landvolke der Altmark zu kämpfen, welches in Rotten herbeizog und Fahnen mit der Inschrift trug: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut.“ Diese Bauern warfen an der Elbe Schanzen auf und hinderten die Schweden, bei Werben über diesen Fluß zu gehen. In diesem Augenblicke eilte der Kurfürst selbst zur Rettung seines Landes herbei.

Niemand ahnte, daß dieser von Franken her plötzlich erscheinen könne, als er auf einmal von Schweinfurt aus über Arnstadt auf Magdeburg zog. Dort ließ er sogleich die Thore schließen, um zu verhindern, daß die Schweden von seinem unbegreiflich schnellen Marsche Nachricht erhielten, weil er ihre einzeln stehenden Heerhaufen überfallen wollte, ehe sie sich vereinigen könnten. Am 23. Juni 1675 brach er, von den Generalen Derfflinger, Görzke, Lütke und dem Landgrafen von Hessen-Homburg begleitet, mit 5600 Reitern, 1000 Musketieren, drei Zwölfpfündern und zehn Regimentsstücken von Magdeburg unter strömendem Regen nach dem auf einer Havelinsel gelegenen Rathenow auf. Unterwegs erfuhr er, daß der Anführer des dort einquartierten schwedischen Regiments, Wangelin, nichts von seiner Annäherung wisse oder ahne. Er nahm, als er am 25. Rathenow beim ersten Tagesanbruch überfiel, dieses Regiment nebst seinem Obersten und seinen Offizieren gefangen. Von Rathenow aus drängte er sich zwischen den Feldmarschall Karl Gustav Wrangel, welcher mit 3000 Mann bei Havelberg lag, und den General Waldemar Wrangel, der mit dem übrigen Heere bei Brandenburg stand. Eine Schlacht wollte

der Kurfürst erst dann liefern, wenn sein Fußvolk, das ihm von Magdeburg her nachfolgte, angekommen wäre; als er jedoch erfuhr, daß die beiden schwedischen Heere, welche von seinem Herannahen Kunde erhalten hatten, sich nicht mehr über Nauen, sondern auf einem Umwege über Fehrbellin vereinigen würden, beschloß er, den General Waldemar Wrangel eilig anzugreifen, ehe die beiden Brüder sich vereinigt hätten.

Er that dies, obgleich er nur etwa 7000 Mann*) bei sich hatte und das von ihm angegriffene schwedische Heer 11 000 Mann stark war, am 28. Juni 1675 in der Nähe von Fehrbellin (am Zusammenfluß der beiden Rhinarme) und trug einen vollständigen Sieg davon. Man erzählt, daß in dem Treffen der Kurfürst selbst, weil er den Feinden durch sein Pferd, einen Schimmel, kenntlich war, das Leben verloren haben würde, wenn nicht sein Stallmeister Froben, welcher merkte, daß auf den Kurfürsten gezielt werde, ihm sein Pferd gegeben und dadurch die Kugeln auf sich gezogen hätte. Romantische Geschichten aus dem Gewühle der Schlacht sind immer verdächtig: die Wahrheit ist, daß Froben bei der Verfolgung des Feindes an der Seite des Kurfürsten von einer feindlichen Kugel niedergestreckt wurde. Die Schweden verloren bei Fehrbellin und auf dem Rückzuge zwar nur 4000 Mann; ihr Heer löste sich indes nach der Schlacht fast gänzlich auf, da es größtenteils aus geworbenen Deutschen bestand und diese jetzt andere Dienste nahmen. Das wichtigste Ergebnis der Schlacht bestand aber darin, daß durch diesen Sieg über das schwedische Heer, welches bis dahin für das beste in Europa gegolten hatte, der Ruhm des brandenburgischen oder des nachherigen preußischen Heeres und durch dieses eine neue Militärmacht gegründet wurde. Der Ruhm des Kurfürsten stieg hoch; die Klugheit und Raschheit seiner Anordnungen, die Pünktlichkeit und Energie, mit welcher sie ausgeführt worden waren, erhoben den Zug von Franken bis Rathenow und den Kampf bei Fehrbellin zu den ruhmwürdigsten deutschen Kriegsthaten Neben dem Marschall Derfflinger wurde der Prinz von Homburg wegen seines raschen Angriffes und seiner Ausdauer gepriesen, obwohl der Kurfürst ihn wegen seiner Übereilung getadelt haben soll. Dem Obersten Henning verlieh Friedrich Wilhelm auf dem Schlachtfelde den Adel mit dem Namen von Treffenfeld. Da die Schlacht bei Fehrbellin zunächst der Befreiung des ungerechterweise angegriffenen Vaterlandes galt, so blieb sie stets in volkstümlichem Andenken, und der Jubel, der den Kurfürsten bei seinem Einzug in Berlin empfing, war groß und aufrichtig. Nach diesem Siege des Kurfürsten wagte endlich auch der deutsche Reichstag die Schweden für Reichsfeinde zu erklären. Dänemark und Branden-

*) Friedrich der Große sagt in den Mémoires de Brandenbourg 6500.

burg aber besetzten diejenigen deutschen Provinzen Schwedens, auf welche sie alte Ansprüche hatten oder zu haben glaubten. Der Kurfürst drängte die Schweden bis Stralsund zurück und eroberte Wolgast; die Dänen besetzten Wismar. König Ludwig XIV. rächte jedoch an den Spaniern und an den schwachen deutschen Fürsten das, was seine Verbündeten erlitten, und nötigte nachher die Besieger der Schweden, im Frieden alles wieder herauszugeben, was sie im Kriege gewonnen hatten.

Die Hauptunternehmungen der Franzosen im Jahre 1675 und den folgenden waren gegen die Spanier und die Deutschen gerichtet. Ludwigs Feldherren erfochten damals die Siege, wegen deren er selbst in Paris noch immer in akademischer poetischer Prosa, sowie in Versen von gleicher Art, gepriesen wird. In den Niederlanden erschien König Ludwig, welcher sich den Schein gab, unter Condé als Freiwilliger zu dienen; sein Heer eroberte Dinant, Huy und Limburg. Andererseits wurde Schomberg, welcher im Jahre 1673 bis zum Februar 1674 zwischen der Maas und der Sambre an der Spitze eines Heeres gestanden hatte, mit dem schlechteren Teile des Heeres an die Pyrenäen geschickt und bedrängte die Spanier von Roussillon aus. Er führte den Krieg in Katalonien mit solchem Ruhm, daß er wegen dieses Feldzuges den Marschallsstab erhielt. Am Rhein standen sich 1675 Montecuculi und Turenne gegenüber, nachdem der Marquis Vaubrun seit April 1675 am linken Rheinufer seine Unmenschlichkeiten aufs neue geübt und unter anderm Wiesloch, Bruchsal, St. Remy und Gernsheim niedergebrannt hatte. Jedermann freute sich, als dieser mordbrennerische General nach einem von Montecuculi gewonnenen Treffen getötet wurde; man ahnte aber nicht, daß außer ihm noch Hunderte solcher Raubmörder im französischen Heere kommandierten. Turenne selbst verlor um jene Zeit ebenfalls das Leben. Er war in der Nähe von Straßburg über den Rhein gegangen und nahm an der Kinzig eine Stellung ein, aus welcher er dem Heere Montecuculis mit Vorteil ein Treffen zu liefern gedachte, als er am 27. Juli bei Sasbach unweit von Achern beim Rekognoszieren von einer Falkonettkugel getötet wurde. Den Eindruck, den sein Fall bei den Franzosen machte, beschreiben ihre Schriftsteller im Tone des höchsten Pathos; Frau von Sévigné sagt: „Auf den Straßen weinte jedermann, und aller Verkehr stockte“*). Die Franzosen wurden nach Turennes Tod (1. August)

*) Tout était en pleurs dans les rues, le commerce de tout autre chose était suspendu. — In den folgenden Friedensschlüssen wurde festgesetzt, daß die Stelle, wo Turenne gefallen war, samt einem dahin führenden Baumweg französisches Gebiet bleiben sollte. Das ist sie noch jetzt; statt des früheren einfachen Denksteines mit Inschriften in drei Sprachen (die deutsche lautete: „Hier ist Tu-

bei Altenheim von Montecuculi geschlagen und gingen über den Rhein zurück. De Lorges, welcher nach Turennes Tode dessen Kommando eine Zeitlang führte, konnte den Grafen Montecuculi nicht hindern, gegen Hagenau vorzudringen. Als jedoch Condé das Kommando am Oberrhein übernommen hatte, wendete Montecuculi wieder um und bezog schon im September teils im Elsaß und Breisgau, teils in Schwaben und Franken die Winterquartiere. Beide Feldherren, Montecuculi und Condé, beendigten damals ihre militärische Laufbahn; sie zogen sich am Ende des Jahres 1675 ins Privatleben zurück. Montecuculi wurde vor seinem Tode, der 1679 zu Linz eintrat, vom Kaiser zum Reichsfürsten und von Spanien zum Herzog von Melfi erhoben. Condé, der noch in seinen letzen Jahren durch Begünstigung geistreicher Männer Lob gewann, starb 1686 zu Fontainebleau. Übrigens hatte 1675 ein anderes Reichsheer, unter der Führung Karls IV. von Lothringen und der Herzöge Georg Wilhelm und Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, im August den Herzog von Crequi bei Konz am Einfluß der Saar in die Mosel geschlagen; Trier mußte kapitulieren, und Crequi selbst wurde Kriegsgefangener.

Im Jahre 1676 war Wilhelm III. von Oranien trotz seiner Anstrengungen nicht im stande, die von König Ludwig angegriffenen spanischen Festungen Bouchain und Condé zu retten. Die Franzosen eroberten die erstere sogar im Angesichte eines Heeres von 50 000 Mann, welches unter Wilhelm III. in der Nähe lag; Crequi zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder als tüchtigen Feldherrn. Wilhelm wollte nachher den Verlust von Bouchain durch die Einnahme von Maastricht rächen, der einzigen holländischen Festung, die sich noch in der Gewalt der Feinde befand; er mußte aber, nachdem er sich schon in der Contrescarpe dieses Platzes festgesetzt hatte, die Belagerung wieder aufheben, weil Maastricht von dem Katalonier Calvo trefflich verteidigt wurde und Schomberg mit einem Heere zum Entsatze heranrückte (Ende August 1676). Zu gleicher Zeit ward auch im Mittelländischen Meere zwischen den Franzosen und Holländern gekämpft. Der Druck, den die Spanier ausübten, hatte schon 1674 in dem fast republikanisch organisierten Messina eine Empörung veranlaßt; die Einwohner riefen den König von Frankreich zu ihrem Schutzherrn aus, und Ludwig sandte in der That den Herzog von Vivonne als Statthalter dorthin ab. Dieser besaß weiter kein Verdienst, als daß er der Bruder der damaligen Mätresse des Königs, der Marquise von Montespan,

---

rennius vertödtet worden") ließ die französische Regierung dort im Jahre 1829 einen Obelisken mit Wappen und Reliefbild errichten. Im Kriegsjahre 1870 wurde ein Versuch, dieses Denkmal zu schädigen, von den badischen Behörden abgewehrt.

war; dagegen hatte er den großen Admiral Duquesne zur Seite. Die spanische Flotte wurde geschlagen; doch machten sich die Franzosen durch Erpressungen und ausschweifendes Betragen verhaßt. Unter diesen Umständen sahen sich die Holländer bewogen, ihren de Ruyter zur Unterstützung Spaniens in das Mittelländische Meer zu schicken, doch mit einer Flotte, deren Größe und Ausrüstung dem Unternehmen nicht entsprach. Ruyter lieferte dem französischen Admiral Duquesne im Januar 1676 ein Treffen bei den Liparischen Inseln in der Nähe von Stromboli, welches keine Entscheidung brachte; im April kam es zu einer zweiten Schlacht bei Agosta in der Nähe des Ätna, in welcher de Ruyter tödlich verwundet wurde; er starb zu Syrakus. Der Tod dieses Helden, der sich durch seine Fähigkeiten und seine Unerschrockenheit vom niedrigsten Stande so hoch emporgeschwungen hatte und ein Muster aller Tugenden, besonders der Demut und Bescheidenheit, war, wurde von Freunden und Feinden beklagt. Als das Schiff mit seiner Leiche die französische Küste entlang fuhr, wurde sie militärisch begrüßt. Der König von Spanien hatte ihm die Herzogswürde verliehen; doch kam das Dekret erst nach de Ruyters Tod in Holland an.*)

Am Oberrhein kommandierte 1676 der ungestalte und bequeme Herzog von Luxemburg die Franzosen sowie der sehr kriegstüchtige Herzog Karl V. von Lothringen, ein Sohn des Herzogs Franz, dessen Oheim, Karl IV.,**) kurz vorher gestorben war, das deutsche Reichsheer. Es galt den Besitz der damaligen Reichsfestung Philippsburg, welche ein Eigentum Frankreichs war und vom Herzog Karl angegriffen wurde. Der Herzog von Luxemburg bot alles auf, um sie zu entsetzen. Er zog zu diesem Zwecke zuerst am linken Rheinufer hin und setzte dann am 23. August über den Fluß; der Herzog von Lothringen aber, der sich ihm bei Offenburg entgegenstellte, verhinderte den Entsatz der Festung, und die französischen Truppen in Philippsburg wurden am 9. September genötigt zu kapitulieren. Da Luxemburg sich im Breisgau nicht halten konnte, so kehrte er über den Rhein zurück und bemächtigte sich der Stadt Mömpelgard (Montbelliard), die einer Nebenlinie des württembergischen Hauses gehörte.

Den Verlust von Philippsburg ersetzte Ludwig im Jahre 1677 reichlich durch die Eroberung aller noch nicht genommenen Orte an der Nordgrenze von Frankreich, welche er nachher durch neue Befestigungswerke unüberwindlich machte. Im Anfange des Jahres hatte er eine

*) Sein Sohn bat um einen minder glänzenden Titel und wurde zum Baron ernannt.

**) Einige Geschichtschreiber nehmen eine andere Zählung an, so daß der neue Herzog, der später in den Türkenkriegen zu hohem Ruhm gelangte, der Vierte heißt.

ungeheure Zahl von Truppen zwischen Valenciennes, Cambrai und St.-Omer gesammelt, und man wußte lange nicht, welche von diesen Städten er zunächst anzugreifen gedenke; die Festungswerke von allen waren aber im gleichen Grade vernachlässigt. Schon im März 1677 wurde nach einer Belagerung von nur sieben Tagen Valenciennes genommen. Gleich im Anfang des April fiel Cambrai mit Ausnahme der Citadelle. Unterdessen hatte der Herzog von Orleans die Belagerung von St.-Omer schon begonnen. Prinz Wilhelm wollte diesem Platze Entsatz bringen, wurde aber, nachdem der Herzog von Luxemburg mit einem neuen Heere erschienen war, am 11. April bei Montcassel zu einem Treffen genötigt und in demselben geschlagen. Doch erwarb er sich damals durch einen meisterhaften Rückzug in ganz Europa großen Ruhm. St.-Omer ward hierauf von den Franzosen eingenommen, und nun ergab sich ihnen auch die Citadelle von Cambrai. Bis Ende Mai blieb Ludwig XIV. selbst beim Heere, dann kehrte er nach Versailles zurück. Wilhelm versuchte nun vergebens durch einen kühnen Marsch ins französische Gebiet Charleroi zu nehmen; der Herzog von Luxemburg zwang ihn, die Belagerung dieser Stadt bald wieder aufzuheben. Wilhelm III. hatte überhaupt den großen Generalen Ludwigs XIV. gegenüber selten Glück; er war aber stets nach einem verlorenen Treffen in kurzer Zeit wieder ebenso mächtig oder noch mächtiger, als vorher. Er erhielt daher auch während des Krieges in den sieben Provinzen, wo das Volk ihn als einen echten, klugen, zähen, kalten, stets besonnenen Holländer anbetete, immer mehr Einfluß und wünschte die Fortdauer des Krieges, welcher ihn groß machte, während seine Gegner, die Aristokraten, nach einer raschen Vollendung desselben strebten, weil sie ihrerseits eben dieses sein monarchisch-militärisches Ansehen fürchteten. Aus diesem Grunde soll sich Wilhelm sogar noch dann, als der Friede bereits geschlossen war, in ein Kriegsunternehmen eingelassen haben. Die in Köln nach Fürstenbergs Verhaftung unterbrochenen Friedensunterhandlungen waren seit 1675 unter Sir William Temples Vermittelung in Nimwegen wieder aufgenommen worden, ohne daß man sich hatte einigen können; zu Ende des Jahres 1677 aber, als die Franzosen einerseits Freiburg und das Breisgau genommen und andererseits in den spanischen Niederlanden alle Städte außer Namur und Mons (Bergen) an der Landgrenze und außer Nieuport und Ostende an der Nordsee erobert hatten, war man zum Frieden geneigter. Auch die Generalstaaten wünschten die Beendigung des Krieges; Wilhelm aber war so sehr für die Fortsetzung desselben, daß er sogar am 14. August 1678, als der Friede von Nimwegen schon seit einigen Tagen abgeschlossen war, den Herzog von Luxemburg bei dem Dorfe St.-Denis in der Nähe von Mons in

einem blutigen Treffen zurückdrängte, wobei er jedoch selbst in die äußerste Gefahr geriet und nur durch den später berühmt gewordenen General Ouwerkerke gerettet wurde.*)

10. Ende des Holländischen Krieges.

Ludwig XIV. war ebensowenig zum Frieden geneigt, wie Wilhelm III.; allein seine Minister, welche ebenso ausgezeichnet im Kabinett waren, wie seine Generale im Felde und seine Akademiker in der Wissenschaft, der Kunst und der Litteratur, erkannten, daß eine Veränderung der Verhältnisse eingetreten war, die den Unternehmungen der Franzosen nachteilig werden mußte. Zunächst nämlich war die Lage König Karls II. von England fast unhaltbar geworden, und da das Parlament ihm schon 1673 alle ferneren Subsidien zu einem Kriege, den er als Verbündeter Ludwigs führte, versagt hatte, so war er genötigt gewesen, Frieden mit Holland zu schließen. Dies war der oben erwähnte, im Februar 1674 zu Westminster unterzeichnete Friede; derselbe war durch die Vermittelung des spanischen Gesandten in den Niederlanden, Don Pedro Velasco, Marquis du Fresne, zu stande gekommen. Infolge dieses Friedensschlusses mußte Ludwig, welcher noch immer ein kleines englisches Hilfscorps in seinem Heere hatte, besorgen, daß König Karl durch sein Parlament weiterhin werde gedrängt werden, sich mit Holland gegen ihn zu verbünden. Er war also jetzt geneigt, auch seinerseits mit den Holländern Frieden zu schließen. Der englische König schickte damals den berühmten Sir William Temple, welcher das volle Zutrauen der Holländer besaß und früher die Tripleallianz zu stande gebracht hatte, nach dem Haag, um die Generalstaaten zu einem Separatfrieden mit Frankreich zu bewegen. Temple brachte es in der That dahin, daß beschlossen wurde, Friedensunterhandlungen in Nimwegen zu eröffnen. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich König Karl II. wieder als einen unerhört leichtsinnigen und gewissenlosen Regenten. Er fuhr fort, von Ludwig XIV. Gelder anzunehmen (so Ende 1674 die Summe von 500 000 Kronen), wogegen er sich verpflichtete, daß er nicht die von seiner Nation, sondern die von Ludwig gewünschte Politik befolgen wolle. Zu gleicher Zeit setzte er den Kampf

*) Der Verfasser der Weltgeschichte nimmt an, daß Wilhelm III., als er die Schlacht herbeiführte, vom Abschluß des Friedens schon unterrichtet gewesen sei. Aus den Quellen läßt sich dies nicht nachweisen. Brieflich hat der Prinz dem Ratspensionär Fagel beteuert, daß ihm die Botschaft vom Abschluß erst am 18. August zugekommen sei. Zwar erhob schon Luxemburg gegen Wilhelm die erwähnte Beschuldigung; aber dieser erwiderte: „Ich versichere Ihnen, mein Herr, mit der Geradheit eines guten Holländers, daß ich nichts vom Frieden wußte".

mit dem Parlament fort, welches er meistens gleich nach dessen Zusammentritte wieder entließ. Er berief dasselbe sogar, als er es im November 1675 vertagt hatte, erst nach 15 Monaten, im Februar 1677, wieder und veranlaßte dadurch das Geschrei, daß er die Verfassung verletzt habe, weil nach einem Statut, welches einst Eduard III. erlassen hatte, das Parlament jedes Jahr versammelt werden müsse. Karl hatte, wenn irgend etwas Schlechtes ausgeführt werden sollte, an seinen Ministern Danby und Lauderdale stets willige Werkzeuge. Doch verweigerten sogar diese ihre Unterschrift, als Karl im Februar 1676 sich in einem neuen Vertrage mit Ludwig XIV. verpflichtete, demselben gegen eine Summe Geldes von allen Beratungen und Verhandlungen Nachricht zu geben. Karl half sich damit, daß er die beiden Minister ihrer Mitwirkung enthob und den Vertrag allein unterzeichnete und siegelte. Bald darauf nahm er von Frankreich ein regelmäßiges Jahrgehalt von 100 000 Pfund an, das zu Zeiten noch erhöht wurde. Mitunter freilich konnte Karl dem französischen Interesse nicht treu bleiben, sondern mußte zur Beruhigung der Stimmung im englischen Volke einen Schritt im entgegengesetzten Sinne thun, wie er denn einmal auch den Holländern Hilfstruppen unter dem Grafen von Ossory zusandte. Es lag in Ludwigs Interesse, daß Karl vom Parlament kein ausreichendes festes Einkommen erhielt, und sein Gesandter Barillon trat zu diesem Zwecke, schmählich genug für beide Teile, auch mit angesehenen Männern der Opposition in Verbindung.

Die Eröffnung der Friedensunterhandlungen in Nimwegen verzögerte sich, weil Kaiser Leopold den verhafteten Wilhelm von Fürstenberg nicht wieder freigeben wollte und König Ludwig sich weigerte, auf Unterhandlungen einzugehen, ehe dies geschehen sei. Dieser war sogar dann noch nicht zum Nachgeben zu bewegen, als Fürstenberg selbst erklärte, daß er bis zum Abschlusse des Friedens in des Kaisers Haft bleiben wolle. Obgleich auch der Bischof von Straßburg, Franz von Fürstenberg, den König dringend bat, in betreff dieses Punktes nachzugeben, so that er es doch erst im Jahre 1676. Auf solche Weise ward durch Ludwigs Stolz sogar der bloße Beginn der Friedensunterhandlungen verzögert und das Elend der von den Franzosen mißhandelten Deutschen und Lothringer verlängert. Als Ludwig 1676 seine Gesandten, d'Estrades, d'Avaux und Colbert de Croissy, nach Nimwegen geschickt hatte, dauerte es noch einige Zeit, bis auch die Gesandten des deutschen Kaisers, des Königs von Spanien und der übrigen Mächte eingetroffen waren. Erst im August 1677 war der Kongreß vollzählig. Nachher wurden die Unterhandlungen durch eine lange Reihe von höchst lächerlichen und kindischen Streitigkeiten über Etikette, Titulaturen, Formeln und andere Nebensachen sehr in die

Länge gezogen, wobei die Franzosen ihren Übermut in recht auffallender Weise an den Tag legten. Als Beispiel mag dienen, daß, als man übereingekommen war, in den engen Gassen von Nimwegen nur zweispännig zu fahren, die französischen Minister auf Pomponnes Befehl dies als der Würde ihres Königs unangemessen ablehnten. Sie wollten ferner nicht zugeben, daß die Kurfürsten zwei Gesandte beim Kongreß halten dürften, weil dies nur Königen vergönnt sei. Als man dagegen einwandte, daß der Kaiser selbst den Kurfürsten königliche Rechte zugestehe, erhielten die französischen Gesandten von ihren Ministern den Befehl, sich dieser Gelegenheit zu bedienen, um zu zeigen, daß ihr König zwar Vorschriften gebe, aber von keinem Menschen annehme. Auch Gesandte des Herzogs von Lothringen wollte Ludwig auf dem Kongreß nicht zulassen, weil dieser kein unabhängiger Fürst mehr sei; erst nach langem Zögern entschloß er sich, demselben den Titel eines Herzogs zu gönnen.

Der Abschluß eines Separatfriedens zwischen Frankreich und Holland wurde durch Wilhelms III. Vermählung mit einer englischen Prinzessin gefördert. Schon 1674 hatte Karls II. Lordschatzmeister, der von ihm zum Grafen von Danby erhobene Thomas Osborne, dem Prinzen von Oranien die Hand der Tochter von Karls Bruder Jakob antragen lassen; Wilhelm war jedoch nicht darauf eingegangen, weil er jenem Minister nicht traute. Im Jahre 1677 unternahm er jedoch, vorzugsweise auf Temples Vermittelung, wegen dieser Sache eine Reise nach England, und jetzt kam die Heirat zu stande. Jakob hatte von seiner ersten Gemahlin, der Tochter Clarendons, zwei Töchter, Maria und Anna, und diese waren, obgleich er ihre Mutter zum katholischen Glauben bekehrt hatte, protestantisch erzogen worden. Wilhelm bewarb sich um die ältere, Maria, und erreichte seinen Zweck, weil Maria gleich anfangs eine leidenschaftliche Zuneigung zu ihm faßte, die sich auf einen fast unglaublich hohen Grad steigerte und ihr nachher jedes Opfer leicht machte. Er ward bei seiner Bewerbung durch den Grafen Danby und durch den englischen Gesandten im Haag unterstützt; dagegen war nicht nur der Vater der Prinzessin, sondern auch König Karl einer Heirat abgeneigt, welche voraussichtlich dem ersteren verderblich werden mußte. Doch ließ sich der König durch Danby und Temple bereden, seine Einwilligung zu erteilen; und die Vermählung wurde, nachdem monatelang über die Sache verhandelt worden war, schon am 15. November 1677 vollzogen, obgleich Karl sie bis nach dem Frieden hatte verschoben wissen wollen. Kurz vorher hatte der König das dringende Begehren des Parlaments, er möge Verbindungen zur Erhaltung der spanischen Niederlande schließen, mit scharfen Ausdrücken abgelehnt, worauf er von Ludwig eine verdoppelte

Zahlung im Betrage von 200 000 Pfund erhielt. Aber im Anfang des nächsten Jahres schloß er ein Bündnis mit den Generalstaaten und schickte Truppen ab, welche Ostende und Brügge für die Spanier besetzten.

Von dem Augenblick seiner Vermählung an war und blieb Wilhelm der geheime Führer desjenigen Teiles der englischen Aristokratie, welcher überzeugt war, daß der Herzog von York wegen seiner pfäffischen Natur und wegen der Abneigung des Volkes gegen den Papismus nicht zum Beherrscher von England tauge. Dies fühlte auf der anderen Seite auch des Herzogs Bruder, der König; er hoffte aber, durch französisches Geld und durch ein stehendes Heer der Nation trotzen zu können. Daß er so dachte, beweist der berüchtigte Brief, den er noch am 25. März 1678 schreiben ließ, und welcher später dem Grafen Danby eine Anklage auf Hochverrat (impeachment) zuzog, weil er von diesem aufgesetzt worden war, obgleich der König selbst als eine Art Nachschrift die Worte beigefügt hatte: „Dieser Brief ist auf meinen Befehl geschrieben. C. R. (Carolus Rex)". In diesem Briefe erbot sich Karl gegen den König von Frankreich, den größten Teil des Heeres, welches mit dem vom Parlament reichlich bewilligten Gelde geworben worden war, zu entlassen und binnen sechs Monaten kein Parlament einzuberufen, wenn Ludwig ihm sechs Millionen Livres geben wolle. König Ludwig ging freilich auf Karls Anerbieten nicht ein; unmöglich konnte aber doch die Niederträchtigkeit des Königs von England und der gewissenlosen Männer, denen er die Leitung der Staatsgeschäfte anvertraut hatte, verborgen bleiben. Um den allgemeinen Unwillen über seine enge Verbindung mit Ludwig XIV., soviel er konnte, zu besänftigen, trat Karl, wie oben erzählt ist, mit Holland und Spanien in nähere Beziehungen; er nahm, obgleich er immer noch mit Ludwig in geheimer Verbindung blieb, die Miene an, als ob er der großen Allianz gegen denselben beitreten wolle, und spielte in Nimwegen die Rolle eines Vermittlers.

Die Bedingungen des Friedens, welche Ludwig anbot, schienen dem Kaiser und Reich, dem Kurfürsten von Brandenburg, dem Herzoge von Lothringen, dem Könige von Dänemark, den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg und dem Bischof von Münster so hart, daß keiner von ihnen auf dieselben eingehen wollte. Nur die Niederländer, denen Ludwig die Rückgabe von Maastricht angeboten hatte, waren geneigt, Frieden zu schließen. Das ohnmächtige Spanien hatte sich anfangs ebenfalls gegen die von den Franzosen vorgelegten Bedingungen gesträubt; es mußte sich aber, um nicht ganz allein zu stehen, gefallen lassen, daß die Generalstaaten auch die Unterhandlungen für Spanien führten. In England drängte das Parlament und besonders das Volk

den König, den Abschluß eines Friedens auf jede Weise zu stande zu bringen. Im Anfange des Januar 1678 wurde daher zwischen England und Holland ein Vertrag geschlossen, durch welchen die Friedensbedingungen bestimmt wurden, die man der französischen und der spanischen Regierung vorlegen wolle; und das Parlament bewilligte eine Million Pfund, um nötigenfalls den Frieden zu erzwingen. Im März kam sogar zwischen England und Holland ein Vertrag inniger Verbindung und wechselseitiger Verbürgung ihrer Besitzungen zu stande, der für Holland im 17. Jahrhundert vorteilhaft war, im 18. aber der Republik verderblich geworden ist.

Bei den Verhandlungen in Nimwegen hatten unterdessen die französischen Minister, von welchen Pomponne der höflichste und mildeste, Colbert hart und grob, Louvois grausam und hochmütig war, gegen das Reich, Lothringen, Brandenburg und Dänemark einen Stolz und Trotz gezeigt, wie man ihn früher nur von seiten der Perser, Türken und Mongolen gewohnt war. Die Unterhandlungen selbst wurden 1676 und 1677 ebenso systematisch langsam geführt, wie der Krieg. Endlich, am 1. Juli 1678, einige Monate nach der Eroberung von Gent und Ypern durch die Franzosen, wurde Ludwig mit den Generalstaaten über einen Waffenstillstand einig, welcher sechs Wochen dauern sollte, also am 11. August ablaufen mußte. Eben in der Nacht vom 10. auf den 11. August unterzeichnete endlich Frankreich einen Separatfrieden mit Holland und dem mit diesem verbündeten Spanien, weil man dadurch die übrigen Mächte zu isolieren und zur Annahme der härtesten Bedingungen zu zwingen hoffte. Diese Absicht der französischen Regierung gelang vollständig. Doch würde König Ludwig den Holländern nicht so viel nachgegeben haben, wie er that, wenn nicht seit 1676 die Dinge in England eine Wendung genommen hätten, welche dort den Ausbruch einer neuen Revolution befürchten ließ. Übrigens war der Friedensvertrag zwischen Holland und Frankreich so eingerichtet worden, daß ersteres alle Vorteile erntete, alle Nachteile dagegen auf Spanien gewälzt wurden. Holland erhielt nämlich, abgesehen von einigen sehr günstigen Zoll- und Schiffahrtsbestimmungen, nicht nur Maastricht, sondern auch alle von den Franzosen besetzten Städte und Herrschaften wieder; auch wurde dem Prinzen Wilhelm sein Fürstentum Orange zurückgegeben. Spanien dagegen, welches erst am 18. September 1678 diesen Frieden annahm, erhielt zwar von Frankreich die eroberten Städte Charleroi, Binche, Oudenarde, Ath und Courtray, Stadt und Herzogtum Limburg, das Land jenseit der Maas, die Stadt Gent, das Fort Rodenhus, die Landschaft Waes, die Städte Leuve und St.-Guilain sowie die erst Ende Mai eroberte Stadt Puycerda in Katalonien zurück; es mußte aber an Frankreich die ganze

Franche Comté, Valenciennes, Bouchain, Condé, Cambrai und die Landschaft Cambresis, Aire, St.-Omer, Ypern, Warwick, Warneton, Poperingen, Bailleul, Cassel, Bavai und Maubeuge mit ihren Dependenzien abtreten.

Nachdem Holland und Spanien ihren Frieden gemacht hatten, war für das Deutsche Reich kein Grund mehr vorhanden, den Krieg fortzusetzen. Auch dieses beschloß daher, Frieden zu schließen, und es bestand nicht einmal auf seinem Antrage, daß Abgeordnete der Reichsstände in Nimwegen erscheinen sollten, sondern überließ es diesmal dem Kaiser, die Sache in seinem Auftrage und Namen zu Ende zu bringen. Ohnedies nahm der Krieg der Verbündeten im Lauf des Jahres 1678 einen sehr ungünstigen Verlauf; am Oberrhein hatte der Herzog von Crequi die Rheinbrücke bei Straßburg verbrannt und sogar Landau eingenommen. Dem Kaiser lag einesteils wenig am Reich, andernteils hatte ihm Ludwig durch die Scharen von kabalierenden Diplomaten und Verrätern, die in seinem Solde standen, so viele Händel in Ungarn und Siebenbürgen und mit den Türken erweckt, daß er sich alles gefallen ließ. Die französischen Gesandten trieben den Übermut so weit, daß sie erklärten, wenn der Kaiser nicht vor Ende des Jahres 1678 die ihm vorgeschriebenen Bedingungen annehme, so würden sie noch ganz andere stellen. Der Kaiser entließ daher Wilhelm von Fürstenberg aus seiner Haft, setzte ihn, seine Brüder und Neffen in alle Reichswürden wieder ein, und am 5. Februar 1679 wurde der Friede unterzeichnet.

In diesem von Kaiser und Reich mit Frankreich und Schweden geschlossenen Nimwegener Friedensvertrage mußten sich die ersteren und ihre Verbündeten alles gefallen lassen, was Ludwigs übermütige Botschafter ihnen vorschrieben. Der Westfälische Friede wurde zwar im allgemeinen bestätigt; aber von den Rechten der durch diesen dem Reiche vorbehaltenen zehn Städte und der unmittelbaren Reichsritterschaft des Elsasses, welche Ludwig gewaltsam unterdrückt hatte, war ebensowenig die Rede, wie von denen der Äbte von Lüre und Murbach oder der Unterthanen des Bischofs von Basel. Auch das der Stadt Straßburg entrissene Gebiet wurde nicht zurückgegeben. Das eroberte Freiburg in Breisgau nebst drei Dörfern und freiem Durchzuge durch das Gebiet von Breisach blieb den Franzosen, welche dagegen dem Reiche das von dessen Truppen eroberte Philippsburg überließen. Allen denen, welche dem französischen Könige mit Gewalt oder Verrat Hilfe geleistet hatten, wurde das Verlorene zurückgegeben. Der Kaiser mußte, im Fall Dänemark oder Brandenburg die Herausgabe der auf Kosten Schwedens gemachten Eroberungen verweigerten, das Versprechen geben, nicht zu erlauben, daß die Truppen beider Staaten

irgendwo im Reiche Quartiere bezögen, während den Franzosen für diesen Fall zugestanden wurde, die Städte und Festungen Huy, Verviers, Aachen, Düren, Linnich, Neuß und Zons so lange besetzt zu behalten, bis Schweden alles Verlorene wiedererhalten habe. Dem Herzog Karl von Lothringen wurde der Besitz seines Landes nur unter Bedingungen zugestanden, welche so demütigend waren, daß er sie ablehnte und lieber seines Landes beraubt blieb. Er sollte nämlich nicht nur seine Hauptstadt Nancy sowie Longwy mit ihren Stadtgebieten an Frankreich abtreten, sondern außerdem noch vier Straßen, jede eine halbe lothringische Meile breit, welche vom Elsaß, von der Franche Comté, von Metz und St.-Dizier aus nach Nancy führten; dafür sollte ihm Toul und noch eine Stadt übergeben werden. Erst zwei Jahrzehnte später, durch den Frieden von Ryswick (1697), ward Lothringen wieder seinem rechtmäßigen Herrn zurückerstattet: dieser war, da Karl damals nicht mehr lebte, sein Sohn Leopold. Als Kaiser Leopold die Dankfeste und Gebete zur Feier des Friedens von Nimwegen anordnete, erklärte er, man müsse Gottes Hand küssen, auch wenn sie züchtige. Während die mächtigeren Verbündeten des Kaisers am härtesten büßen mußten, kamen dagegen die schwächeren besser davon, weil sie sich am frühesten in ihr Schicksal ergaben. Wir meinen unter diesen besonders den Nachfolger des streitbaren Bischofs Bernhard von Münster, der im Herbst 1678 gestorben war, und die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, von welchen der eine, Johann Friedrich, katholisch geworden und ganz Franzose war und sich auch im Kriege als französischer Verbündeter verdient gemacht hatte. Der neue Bischof von Münster, Ferdinand von Fürstenberg, aus einer anderen Linie stammend und besser gesinnt, als die mehrfach genannten Reichsverräter, schloß am 29. März einen besonderen Frieden mit Frankreich und Schweden; er mußte zwar den Schweden die Orte, deren er sich bemächtigt hatte, zurückgeben; dafür erhielt er aber von ihnen 100 000 Thaler als Ersatz der auf Befestigungen verwendeten Kosten sowie eine ebenso große Summe von König Ludwig. Die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg mit Einschluß des Bischofs von Osnabrück schlossen an demselben Tage, an welchem der Nimwegener Vertrag unterzeichnet wurde (5. Februar 1679), zu Celle einen Frieden mit Frankreich und Schweden. Ludwig bestand in demselben nicht streng darauf, daß die Herzöge unbedingt alles, was sie besetzt hatten, den Schweden zurückgeben sollten. Dies geschah, wie wir vermuten, den beiden Herzögen Georg Wilhelm und Johann Friedrich zu Gefallen, welche mehr mit Franzosen und Italienern als mit Deutschen verkehrten. Die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg mußten freilich Bremen und Verden wieder herausgeben, sie behielten aber doch alle Einkünfte, die sie während des

Besitzes aus denselben gezogen hatten. Überdies durften sie nicht nur alle Renten und Einkünfte, die sie vor dem Westfälischen Frieden aus den Stiftern gezogen hatten, sondern auch die beiden ansehnlichen Ämter Thedinghausen und Dovern behalten, und es wurden ihnen außerdem noch alle von ihrem Gebiete umschlossenen Stücke sowie eine Summe von 300 000 Thalern gegeben.

Auch die beiden mächtigsten von den zum Reiche gehörenden Staaten, die sich an den Bund gegen Ludwigs Anmaßungen angeschlossen hatten, Dänemark und Brandenburg, machten besondere Friedensschlüsse. Diese müssen hier etwas ausführlicher erwähnt werden, weil dabei gelegentlich noch einige Punkte der Kriegsgeschichte hervorzuheben sind.

In Dänemark hatte Friedrich III. fast gegen seinen Willen eine von jeder Teilnahme des Volkes und des Adels freie Regierung erlangt, und sein Minister Peter Schumacher, der Sohn eines Weinhändlers in Kopenhagen, den er zum Grafen von Greifenfeld machte, hatte eine despotische Regierung geführt, welche alles gegen ihn erbitterte. Greifenfeld hatte den alten Adel dadurch zu vernichten gesucht, daß er ihn bewog oder verlockte, seine Güter zu veräußern und in anderen Gegenden Grafschaften und Baronieen zu kaufen. Er hatte seine Absicht so schnell erreicht, daß es schon 1663 vierzehn Grafen in Dänemark und zwei in Norwegen sowie im ersteren Lande fünfzehn Barone gab, während man hier wie dort bisher weder von Grafen noch Baronen etwas gewußt hatte. Unter Friedrichs III. Sohn und Nachfolger Christian V. (1670 bis 1699) wurde der allmächtige Minister das Opfer der Rachgier seiner Gegner und einer Verbindung, welche dieselben mit dem brandenburgischen Gesandten Brandt geschlossen hatten (1676). Es war nicht schwer, einige Ausschreitungen, die er im Besitze der höchsten Gewalt begangen, zu Staatsverbrechen zu stempeln. Schumacher wurde zum Tode verurteilt und auf das Blutgerüst geführt; nachdem der Scharfrichter das Schwert über ihn erhoben hatte, wurde die Begnadigung verkündigt; doch kam er in Haft und blieb in derselben 23 Jahre lang. Er starb einen Monat nach seiner Befreiung, in demselben Jahre wie Christian V. Keiner von den Männern, die den einst allmächtigen Minister gestürzt hatten, kam ihm an Fähigkeiten und Kenntnissen gleich, und der junge König selbst erklärte in der Folge, daß unter seinen Räten sich keiner befinde, welcher den als grober Verbrecher von den rachsüchtigen Dänen verfolgten und bestraften Greifenfeld ersetzen könne.

Während der Regierung Friedrichs III. und auch unter seinem Nachfolger Christian V. waren die Dänen in stetem Streite mit den Herzögen von Holstein-Gottorp, welche durch den Krieg Karls X. von Schweden mit Dänemark die Souveränität in ihrem Anteil an

den Herzogtümern erlangt hatten. Man war wegen der Teilung der gemeinschaftlichen Einkünfte von Schleswig sowie wegen des lübeckischen Bistums in Zwist. Nachher kam noch ein Streit über die Beerbung des letzten Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, Anton Günther, hinzu, welchem sowohl der Herzog von Holstein, als der König von Dänemark verwandt war. Diese Streitigkeiten führten auch Verwickelungen mit Schweden herbei, dessen König Karl XI. durch Bündnis und Verwandtschaft mit Holstein-Gottorp verknüpft war. Als daher der große Bund gegen Ludwig XIV. und seine Verbündeten, zu denen die Schweden gehörten, geschlossen wurde, versprach Christian V. demselben seinen Beistand; er wagte sich aber erst 1675, als der Kurfürst von Brandenburg den glänzenden Sieg bei Fehrbellin erfochten hatte, ins Feld. Dies geschah sonderbar genug zu derselben Zeit (im Juni 1675), als Christians V. Schwester, Ulrike Eleonore, mit dem jungen Könige von Schweden verlobt ward.

Der erste Schlag der Dänen traf den Herzog Christian Albert von Holstein. Es wurde, noch ehe der Krieg erklärt worden war, ein dänisches Heer in Holstein versammelt, und der Graf von Greifenfeld, der damals noch in Ehren und Würden war, bewies bei dieser Gelegenheit durch einen Gewaltstreich, von welcher Art seine vielgepriesene und mit Gütern, Ehren und Titeln, sogar auch vom Kaiser, übermäßig belohnte Staatsweisheit sei. Doch war es nach den besten Nachrichten nicht er, sondern der Kurfürst von Brandenburg, der den dänischen König zu demselben bewog. Die verwitwete Königin von Dänemark lockte nämlich ihre Tochter, die Herzogin von Holstein, nach Kopenhagen; und als dies geschehen war, lud König Christian V., nachdem er sich von dem Herzoge von Holstein in Gottorp hatte bewirten lassen, denselben zu sich auf seine Festung Rendsburg ein, um ihn dort zu seinem Gefangenen zu machen (25. Juni). Der in Haft genommene Herzog fügte sich schon nach fünf Tagen in den sogenannten Rendsburger Vertrag, den man ihm vorlegte, und der die härtesten Bedingungen enthielt. Seine Minister verweigerten zwar ihre Zustimmung, er selbst aber gab in allem nach, weil seine Gemahlin sich noch in Kopenhagen befand und sein Land von den dänischen Truppen besetzt war. Zufolge dieses erzwungenen Vertrages wurden alle Städte den Dänen geöffnet, die holsteinischen Truppen in dänische Dienste gegeben, alles auf den Zustand des Roeskilder Friedens zurückgeführt und nicht nur das Amt Schwabstedt, sondern auch die Urkunde, durch welche Friedrich III. im Kopenhagener Vertrage den Herzog für souverän in Schleswig erklärt hatte, zurückgegeben.

Von diesem Augenblicke an führte Christian V., in Verbindung mit dem Kurfürsten von Brandenburg, mit dem er zu Gadebusch eine

persönliche Zusammenkunft hatte, und unterstützt von einer kleinen holländischen Flotte, den Krieg gegen Schweden zu Wasser und zu Lande. Schon Mitte Dezember 1675 nahmen die Dänen Wismar sowie gleich nachher auch Rostock, Ribnitz und Damgarten ein. Im Anfange des folgenden Jahres eroberten 3000 Mann Dänen, mit denen sich brandenburgische, lüneburgische und münsterische Truppen vereinigt hatten, die Herzogtümer Bremen und Verden; Münster und die braunschweigischen Herzöge schlossen alsbald eine Übereinkunft zur Teilung des besetzten Landes. In demselben Jahre erlangte König Christian auch den Besitz der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, da der Herzog von Plön, dem die Hälfte dieser Erbschaft gebührte, sich mit dem Herzogtum Norburg abfinden ließ. Dagegen retteten sich der Herzog von Holstein-Gottorp und dessen Bruder, der Bischof von Lübeck, der seinen Sitz in Eutin hatte,*) durch die Flucht nach Hamburg aus dem Bereiche der Dänen und protestierten von dort aus gegen den erzwungenen Vertrag von Rendsburg. Im weiteren Verlauf des Krieges erfocht 1676 der dänische Admiral Juel einen ebenso entscheidenden Sieg über die Schweden, wie derjenige war, welchen der Große Kurfürst ein Jahr früher bei Fehrbellin erfochten hatte. Dagegen mißlang der Versuch der Dänen, in das innere Schweden tiefer einzudringen: sie wurden, als sie in Halland erschienen, bei Halmstad geschlagen. Im Dezember erschien auch König Karl XI. an der Spitze seiner Schweden in Schonen und lieferte den gleichfalls von ihrem Könige geführten Dänen in der Nähe von Lund, der alten Hauptstadt von Schonen, ein Treffen, dessen Ausgang jedoch unentschieden blieb. In diesem Jahre (1676) wurde zum Unglück für Dänemark der Graf von Greifenfeld durch eine Kabale gestürzt, weil man ihn beschuldigte, er wolle, was ihm als Staatsmann zur Ehre gereichen würde, Dänemark von der deutschen Ohnmacht losreißen und mit der französischen Übermacht verbinden. Greifenfeld allein würde vielleicht, als gleich nachher in Nimwegen unterhandelt wurde, den König aus der Verlegenheit gezogen haben, so daß derselbe nicht alle Vorteile eines für sein Land sehr drückenden Eroberungskrieges eingebüßt hätte.

Der Kurfürst von Brandenburg und der König von Dänemark schlossen noch am Ende des Jahres 1676 einen neuen gegen Schweden gerichteten Bund und setzten, während man in Nimwegen ernstlich unterhandelte, den Krieg so eifrig fort, daß 1678 alle deutschen Länder der Schweden in ihrer oder ihrer Verbündeten Gewalt waren. Am

*) Im Jahre 1647 war ein Vertrag geschlossen worden, dem gemäß die nächstfolgenden sechs Bischöfe von Lübeck aus dem Hause Holstein gewählt werden sollten.

längsten beschäftigte den Kurfürsten die Belagerung von Stettin, wobei ihn lüneburgische und münsterische Truppen unterstützten. Im August 1677 begann die Beschießung der Stadt, welche sich entschlossen verteidigte. Leider gingen dabei ein Gymnasium, eine Kirche und der durch seine schöne Bauart berühmte Marienturm zu Grunde; Friedrich Wilhelm fand es nötig, die Zerstörung des letzteren als unabsichtlich zu entschuldigen. Aber Derfflinger zeigte sich härter, und noch andere Kirchen und Schulen sanken in Trümmer.*) Am Weihnachtstage ergab sich die Stadt, wobei der Magistrat den Kurfürsten bat, aus ihrem Widerstande zu ermessen, welcher Hingebung sie fähig sei. Gegen 2400 Einwohner hatten ihr Leben eingebüßt. Wegen des allenthalben aufgehäuften Schuttes konnten Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin ihren Einzug in die bisher niemals eroberte feste Stadt erst am 10. Januar 1678 halten; sie wurden von der Jugend in Trauerkleidern empfangen. Bereits im Oktober hatte sich Stralsund und im November Greifswald ergeben. Im Herbste 1678 sammelte der Kurfürst bei Peenemünde 350 kleine Fahrzeuge, landete mit Beihilfe des berühmten holländischen Admirals Tromp auf Rügen und zwang den schwedischen General Königsmark, die Insel aufzugeben. Auch erhielt er gerade in dem Augenblicke, als die Franzosen um den Beginn des Jahres 1679 in seinen westfälischen Besitzungen zwar langsam, aber systematisch vorrückten und durch eine Heeresabteilung dem Könige von Dänemark Oldenburg und Delmenhorst wegzunehmen trachteten, noch einmal Gelegenheit, zu beweisen, daß er und das von ihm gebildete Heer dem schwedischen Heere und dessen Anführern ebenso überlegen sei, wie dieses unter Karl X. den Dänen überlegen gewesen war. Es waren nämlich, während der Kurfürst sich im sicheren Besitze von ganz Pommern glaubte, 16 000 Schweden aus Livland in Preußen eingefallen und bis nach Insterburg vorgedrungen. Zwar befand sich der Kurfürst, als er im Dezember 1678 diese Nachricht erhielt, weit von Preußen entfernt in Westfalen und kränkelte noch dazu; allein er besann sich keinen Augenblick, trotz der härtesten Kälte und obgleich gerade damals die Franzosen ganz Kleve besetzten, sogleich gegen die Schweden aufzubrechen. Die letzteren, welche von Insterburg noch weiter vordrangen, hatten bei ihrem Einfalle in Preußen darauf gerechnet, daß die dort herrschende Unzufriedenheit über Friedrich Wilhelms despotische Regierungsweise, welcher Recht, Herkommen und Gerechtigkeit verachtete, ihnen die Unterstützung der Einwohner verschaffen werde;

*) Zur Verhöhnung Derfflingers hingen die Bürger das riesengroße Bild eines Schneiders an der Marienkirche auf.

und der Kurfürst sah sich deshalb auch genötigt, den General Görzke mit 3000 Mann nach der Stadt Königsberg vorauszuschicken, welche besonders ungerecht und grausam behandelt worden war; mehr um die Ruhe zu erhalten, als um die Schweden anzugreifen. Er selbst ließ im Anfange des Jahres 1679 ein auserlesenes Heer von nicht ganz 4000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern aufbrechen und reiste während einer gräßlichen Kälte mit solcher Eile, daß er täglich sechs bis sieben Meilen und am letzten Tage sogar zwölf Meilen zurücklegte. Erst in Marienwerder, wo er am 21. Januar ankam, hielt er zwei Rasttage. Seine Absicht war, den Schweden, sobald er sie ereilt habe, ein Treffen zu liefern; diese hatten aber seine Annäherung erfahren und sich zurückgezogen, wobei sie durch Kälte und Ermüdung sowie durch Kämpfe mit den Bauern mehrere Tausend Mann verloren. Sie wurden von Görzke verfolgt, und auch der Kurfürst bot alles auf, um sie einzuholen. Er ließ von weit und breit her Schlitten zusammenbringen und auf denselben sein Fußvolk über Preußisch-Mark, Holland und Heiligenbeil sowie nachher sieben Meilen weit über das zugefrorene Frische Haff nach Königsberg fahren. Auch hier verweilte er nicht, weil er erfuhr, daß die Schweden schon Tilsit erreicht hätten. Während Görzke und die ihm als Verstärkung nachgeschickten Reiter den Weg einschlugen, welcher im Bogen um das Kurische Haff herumführt, wagte der Kurfürst selbst mit dem Fußvolke, dem Geschütze und 3000 Reitern den drei Meilen langen geraden Weg über das Eis des Kurischen Haffs bis zur Mündung des Memelarmes, der Gilge, und dann weiter bis Kukerneje. Er holte die Schweden, nachdem dieselben schon durch die vorausgeschickten Truppen unter Treffenfeld (Henning) in der Nähe von Tilsit geschlagen worden waren, auf ihrem Rückzuge nach Livland bei dem eine halbe Meile von Tilsit entfernten Dorfe Splitter ein, brachte ihnen eine völlige Niederlage bei und ließ sie dann durch Schöning noch bis Bauske, acht Meilen von Riga, verfolgen. Sie leisteten zwar dem Feinde, dem Mangel und der Kälte heldenmütigen Widerstand, erlitten aber die größten Verluste; sie verbrannten endlich ihr Fuhrwerk und ließen ihr Geschütz stehen. Ihr Anführer Horn gelangte mit höchstens 1500 Mann nach Riga zurück, wo man aus Furcht vor einem Angriffe die Thore schloß und die Vorstädte zu zerstören sich anschickte.

Die Großthaten, Siege und Eroberungen der Brandenburger und Dänen waren und blieben nicht allein für diese fruchtlos, sondern sie führten sogar den König von Frankreich auf den Gipfel der Macht. Sie gewährten nämlich dem stolzen Könige die Gelegenheit, dem gesamten Europa zu beweisen, daß er allein im stande sei, seine Freunde zu retten und seine Feinde zu verderben. Vergebens protestierte der

Kurfürst von Brandenburg, als er den schlimmen Gang der Friedensverhandlungen in Nimwegen sah, bei Kaiser und Reich gegen den Abfall seiner Verbündeten, indem er auf seine Leistungen und Opfer hinwies; der Präsident des Hofkriegsrats in Wien, Hocher, soll damals gesagt haben: der Kaiser sei nicht danach begierig, ein Königtum der Wenden an der Ostsee aufkommen zu sehen. Vergebens suchte er auch durch demütigende Bitten seines Gesandten Meinders den Grafen d'Avaux zu rühren. Er mußte, wie der dänische König, sich nach Paris selbst wenden. Hier wurde ihm mit großem Übermut begegnet und zwar nicht nur von Ludwig selbst und von dem grausamen, unmenschlichen Louvois: auch Colbert behandelte den Kurfürsten und seinen Gesandten aufs hochmütigste; denn von allen Ministern Ludwigs war nur Pomponne nie brutal, weshalb er auch mißfiel und später entfernt wurde. Louvois und der König selbst erklärten den von Brandenburg und Dänemark nach Paris geschickten Gesandten, es sei für Frankreich ein Ehrenpunkt, nicht zuzugeben, daß Schweden auf irgend eine Weise geschmälert werde. Nur mit Mühe erhielt der Kurfürst im April 1679 einen Waffenstillstand auf vier Wochen. Das Klevesche war unterdessen ganz ausgesogen worden, die Franzosen gingen über den Rhein, und Lippstadt und Wesel wurden ihnen als Pfand für eine Verlängerung der Waffenruhe um 14 Tage eingeräumt. Der Kurfürst mußte über jedes einzelne Stück seiner Eroberungen unterhandeln. Er schrieb Ende Mai 1679 an den König die Worte, die ihm gewiß sehr schwer geworden sind: „er könne unmöglich glauben, daß Seine Majestät nach Maßgabe des hohen Verstandes, womit Gott ihn ausgerüstet habe, die Gerechtigkeit seiner Ansprüche nicht erkenne. Er lege in des Königs Hände den besten Teil seiner auf rechtmäßige Weise, mit vielem Blute und mit der Verwüstung seines Landes gemachten Eroberungen; dafür bitte er aber, ihm doch den Überrest zu lassen. Seine Majestät werde es bereuen, ihn zu Grunde gerichtet zu haben, den schwerlich irgend jemand in der ganzen Welt an Ergebenheit und Hochachtung für den König übertreffe." Alles war aber vergeblich. Er mußte am 29. Juni den Frieden von St.-Germain en Laye schließen, der ihn zur Herausgabe aller seiner Eroberungen verpflichtete, mit alleiniger Ausnahme des kleinen Landstriches rechts der Peene, doch ohne die Orte Damm und Gollnow, welches letztere er als ein mit 50 000 Thalern lösbares Pfand behalten durfte. König Ludwig versprach ihm für den Fall, daß er sein früheres Bündnis mit Frankreich erneuere, 300 000 Thaler Entschädigung für den von französischen Truppen verübten Schaden. Der Kurfürst bestätigte zwar den Friedensvertrag augenblicklich; dessenungeachtet räumten aber die

Franzosen erst im Oktober 1679 seine Besitzungen in Westfalen und erst im Februar 1680 die Stadt Wesel.*)

Der König von Dänemark war durch den Frieden von St.-Germain sehr unangenehm berührt, mußte sich jedoch, als französische Truppen unter dem Marschall von Crequi die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst besetzten, ebenfalls zur Unterwerfung unter Ludwigs Willen bequemen. Er schloß am 10. August den Frieden von Fontainebleau, in welchem er versprach, den Herzog von Holstein-Gottorp wiedereinzusetzen und alle Eroberungen an Schweden zurückzugeben. Am 26. September schlossen hierauf Dänemark und Schweden, unter französischer und kursächsischer Vermittelung, den Friedensvertrag von Lund. Schweden erhielt damals freilich alles Verlorene wieder; allein die französischen Subsidien, welche seine Oligarchie verpraßte, waren ein schlechter Ersatz für den im Kriege erlittenen Schaden. Es hatte nicht weniger als 50 Millionen Thaler, 40 große Kriegsschiffe und 100 000 Menschen verloren.

*) Als Friedrich Wilhelm die Friedensurkunde unterzeichnete, rief er die Worte aus, die Virgil in der Äneide der zum Tode bereiten Königin von Karthago in den Mund legt: „Aus meinem Gebein möge ein Rächer auferstehn (exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor)". Zur Friedenspredigt ließ er den Text wählen: „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Fürsten".

XII. Letzte Zeit des siebzehnten Jahrhunderts.

1. Wiederherstellung der schwedischen Monarchie durch Karl XI. und Dänemark unter Christian V.

Der Mißbrauch, welchen der schwedische Adel seit Karls X. Tode mit dem ausschließlichen Besitze der Regierungsgewalt getrieben hatte, erreichte mit dem Frieden zu Lund sein Ende, weil unmittelbar nachher drei Stände dem Könige, als er die Nation wieder aufzurichten und den hohen Adel niederzudrücken suchte, eine Art von Diktatur einräumten. Der Reichsrat, dessen Oligarchie bisher das Fett des Landes verzehrt und alle Stellen seinen Kreaturen und Verwandten zugeteilt hatte, war nur durch die vereinigten Bemühungen des Königs und der Stände vom Ruder zu entfernen; diese Entfernung des nur von einem habsüchtigen und bestechlichen Adel unterstützten Reichsrates wurde aber unmittelbar nach dem Kriege nicht nur vom Könige, sondern auch von den drei anderen Ständen, der Geistlichkeit, den Bürgern und den Bauern, für durchaus notwendig erkannt. Die Finanzen waren ganz zu Grunde gerichtet; alle Kassen waren leer, so daß den Beamten und sogar den Gesandten in Nimwegen jahrelang ihr Gehalt nicht ausgezahlt werden konnte; und doch hatte man seit Karls Tode 21 Tonnen Goldes Schulden gemacht. Die auf den Juli 1680 einberufene Ständeversammlung mußte deshalb gebraucht werden, um eine völlige Reform zu bewirken. Dies war aber nur dadurch möglich, daß man, ohne geradezu die Verfassung aufzuheben oder wesentlich zu verletzen, dem Könige eine diktatorische Gewalt erteilte. Dazu sollte das Heer dienen, welches der König angeführt hatte, und von dem er angebetet wurde; obwohl er kriegerische Eigenschaften besaß, dachte er doch seine Kraft auf die Herstellung der verwahrlosten inneren Zustände zu verwenden. Die Livländer, welche im Kriege gedient hatten und von den schwedischen Adligen im Heere beeinträchtigt wurden, waren insbesondere bereit, dabei behilflich zu sein.

Unter Gustav Wasa waren geistliche Güter im Umfange von 20 000 Hufen an den Staat zurückgekommen. Dies hob jedoch die Mißstände nicht, und schon zur Zeit der Königin Christine hatte man die sogenannte Reduktion oder die gesetzliche Wiedereinziehung der vom Adel verschleuderten oder usurpierten Güter und Einkünfte der Krone als das einzige Mittel erkannt, dem Reiche aufzuhelfen. Unter Karl X. war dieselbe aufs neue angeregt worden. Weil jedoch mit einer solchen Maßregel eine völlige Umänderung aller Verhältnisse und das Verderben der angesehensten Familien verbunden sein mußte, so war damals die Reduktion nur zum kleinsten Teile ausgeführt worden. Nach Karls X. Tode hatte seine Gemahlin, die Prinzessin Hedwig Eleonore von Holstein-Gottorp, mit einem aus fünf Männern bestehenden Reichsrat die Regierung geführt, bis ihr Sohn Karl XI. dieselbe persönlich übernahm. Nachdem durch die Friedensschlüsse von St.-Germain und von Lund der äußere Besitzstand des Reiches gesichert war, wandte man sich der inneren Reform zu. Jetzt verlangten zuerst die Geistlichen und die Bauern, dann aber (im Oktober 1680) mit ihnen vereinigt auch der Bürgerstand eine strenge Ausführung der Reduktion, weil sonst die Staatsmaschine ins Stocken geraten werde. Der Adel bot alles auf, um die Sache zu hintertreiben; allein er scheiterte an dem Charakter des Königs, welcher entschlossen, vorsichtig und, wenn es nötig wurde, unerbittlich hart war. Karl entfernte den verschwenderischen und hochmütigen Kanzler Magnus de la Gardie, das bekannte Haupt der französischen Partei, sowie alle anderen Beamten, denen er zutraute, daß sie dem Reichsrate mehr anhingen als ihm. Er übertrug das Kanzleramt an Bengt Oxenstierna; und dieser leitete nachher in Verbindung mit seinem Freunde, dem Staatssekretär Akerhielm, die Veränderungen so, daß beide sogar nach dem Eingeständnisse ihrer Gegner sich als höchst patriotische Männer bewiesen. Nachdem man alles gehörig vorbereitet hatte, wurden die Vorschläge des Königs an besondere geheime Ausschüsse gebracht und zugleich das Ritterhaus unter dem Vorwande einer Ehrenwache durch Soldaten ganz eingeschlossen. Dann faßten die drei niederen Stände einen Beschluß, durch welchen eine ganz absolute Gewalt in die Hände des Königs gelegt wurde (9. Dezember 1680). Dieser Beschluß, dem weder der Reichsrat, noch die Ritter zu widerstreben vermochten, bestand in der Erklärung, daß der König an keine Regierungsform gebunden, daß er wegen der Maßregeln, die er in betreff der Reichsverwaltung ergreife, keinem Menschen Rechenschaft schuldig sei, und daß er sogar durch Testament über die Verfassung und die Art der Regierung Verfügung treffen könne. Zugleich versprachen die drei Stände, sich allem, was der König auf diese Weise verordnen werde, willig zu fügen. Ja, sie wurden

sogar nur mit Mühe abgehalten, dem Könige auch die letzte Entscheidung über Krieg und Frieden sowie über das Ausschreiben von Steuern zu überlassen. Als der Reichstag diese Beschlüsse faßte, trugen die Theologen, deren Einfluß in Schweden ebenso groß war, wie in England, dafür Sorge, daß die damals durch die anglikanischen Theologen von Oxford gepredigte Lehre von der Verpflichtung der Unterthanen zum unbedingten Gehorsam auch auf den Kanzeln und in den Beichtstühlen des lutherischen Landes Schweden eingeschärft werde. Der Adel sah sich gezwungen, die Beschlüsse der anderen Stände anzunehmen. Auf solche Weise ward in Schweden eine Revolution durchgeführt, deren hauptsächlichstes Ergebnis darin bestand, daß die Verwaltung nicht mehr wie früher von dem Könige und dem Reichsrate, sondern vom Könige allein geleitet wurde. Dies sprach auch der König in der Antwort, welche er den Ständen erteilte, aus. Die gesetzgebende und konstituierende Gewalt, heißt es in derselben ausdrücklich, stehe zunächst allein dem Könige zu, doch könne er sie nur in Verbindung mit den Reichsständen ausüben. Diesen von dem Adel und der Ritterschaft angenommenen Bestimmungen gemäß ward aus dem Reichsrate ein königlicher Staatsrat.

Im Oktober 1682 wurde ein neuer Reichstag eröffnet, welcher bis zum Januar 1683 versammelt blieb: auf diesem wurde, während die drohende Einziehung aller jemals veräußerten Güter, Renten und Einkünfte der Krone den ganzen Adel, besonders aber die Reichsratsfamilien in Schrecken hielt, schon behauptet, der König brauche eigentlich die Stände gar nicht zu berufen, es sei nur Gnade, wenn er sie zu Rate ziehe. Zu gleicher Zeit wurde eine Kommission niedergesetzt, welche die Amtsführung der vormundschaftlichen Regierung zu untersuchen Auftrag erhielt, und welche sich dahin aussprach, daß alle diejenigen Mitglieder dieser Regierung, welche an der Finanzverwaltung teilgenommen hätten, verpflichtet seien, dem Reiche den während ihrer Verwaltung erlittenen Schaden zu ersetzen. Dieser Urteilsspruch wurde, allen gegen ihn erhobenen Einwendungen und Protesten zum Trotze, durch die Reichsstände bestätigt und damit das Vermögen aller reichen Adelsfamilien von der Gnade des Königs abhängig gemacht. Jetzt wurden auch die fünf hohen Reichsämter nicht mehr besetzt, und der König hatte fortan einen Staatsrat neben sich und einen Hof um sich, den er selbst wählte, und der nur von ihm abhing. Außerdem ward auch die auf die Reichstagsbeschlüsse von 1650, 1655, 1660, 1672 und 1675 gegründete Reduktion vorgenommen, zu deren strenger Durchführung ein eisernes Gemüt, wie Karl XI. es hatte, gehörte. Der König bestellte eine Behörde, welche die Sache ordnen und durch die Landeshauptleute ausführen lassen sollte. Bei dieser Reduktion ging

man bis auf das Jahr 1632 zurück, und es wurden nicht nur alle verschenkten und verschleuderten, sondern auch die verpfändeten Güter wieder eingezogen. Die Pfand- oder Kaufsummen sollten zwar zurückgezahlt werden: dagegen sollte aber der bisherige Inhaber auch alle Einkünfte, welche den wahren Wert überstiegen, an die Krone zurückerstatten, so daß er froh sein konnte, wenn er nicht noch draufzahlen mußte. Es wurde ausdrücklich hervorgehoben, die Könige hätten entweder gar nicht oder doch höchstens für ihre Lebenszeit das Recht gehabt, Krongüter zu verleihen. Die Reduktion wurde auch auf alle zum Reiche gehörenden Nebenländer ausgedehnt. In Livland sollte sie mit der Zeit der Heermeister beginnen und alles in sich begreifen, was damals dem Erzbischofe, dem Orden oder der Geistlichkeit gehört hatte; in Esthland wurde alles, was der König sich und der Krone damals vorbehalten hatte, zurückgefordert; in Ingermanland galt es den von Gustav Adolf für unveräußerlich erklärten Kirchspielen, in Kexholm allen Grafschaften und Freiherrnschaften, mochten sie nun verteilt und vertauscht sein oder nicht. In Bremen und Verden forderte man alle bischöflichen und erzbischöflichen Tafelgüter, die Prälaten- und Klostergüter und die im oberen und unteren Stifte gelegenen Domkapitelgüter, in Mecklenburg und Pommern sowie auf der Insel Rügen die Tafelgüter zurück. In Schonen, Halland und Blekingen erstreckte sich die Reduktion auf alle Vergabungen und auf die für Bornholm erhaltene Entschädigung, in ganz Jemtland und Herjedalen aber auf alle Güter, welche jemals zur Krone gehört hatten. Zugleich wurde erklärt, daß die eingezogenen Güter auf ewige Zeiten mit der Krone unzertrennlich verbunden sein sollten. Auf diese Weise gewann der Staat zehn Grafschaften, 70 Baronieen und eine überaus große Zahl von Rittergütern, welche der Adel zum Teil seit König Erich XIV., besonders aber in der letzten Zeit, an sich gebracht hatte.

Da alles mit Härte, ja mit Grausamkeit ausgeführt wurde, so verarmten gerade die reichsten und vornehmsten Familien, die Oxenstierna und Brahe etwa ausgenommen, am ersten. Die Geistlichkeit, welche nach einem Antrage des Bauernstandes jetzt Steuern entrichten mußte, litt ebenfalls. Die einzelnen Stände waren unter sich entzweit, sie suchten jeder den König zu gewinnen, und dieser wurde dadurch mächtiger mit den Ständen, als er ohne dieselben hätte sein können. Er trieb die Sorge für seine Kammer freilich sehr weit, ließ den inneren Wert der Münze verschlechtern, zahlte dann die ihm in gutem Gelde geliehenen Kapitalien in schlechtem zurück, setzte willkürlich den Zinsfuß der zu 8 Prozent geliehenen Gelder auf 5 Prozent herab und gab, wie später der König Friedrich II. von Preußen, allen seinen Leuten eine so geringe Besoldung, daß man ihm den schlechten Witz in den

Mund legte, er wisse nicht, ob seine Leute selig würden, reich würden sie aber gewiß nicht. Er selbst wurde der reichste Besitzer in seinem Lande. Dabei muß man aber gestehen, daß er auch in Beziehung auf sich selbst und seine Familie sehr sparsam war, daß er mit den großen Summen, welche er aus den Händen ihrer langjährigen Besitzer wieder in die Staatskasse brachte, den Staat und besonders das Heerwesen desselben neu gründete, und daß infolgedessen seines Nachfolgers Kriegsmacht selbst noch furchtbarer wurde, als das schwedische Heer unter Gustav Adolf und Karl X. gewesen war. Zu diesem letzteren Zwecke bestimmte Karl aus der großen Masse der wieder eingezogenen Krongüter zuerst 4500 Kronhemmans-Boställen zu Dienstwohnungen mit Grundstücken für Kriegsleute und für einige Staatsbeamte, denen dies als Besoldung angerechnet wurde. Der Zustand dieser Güter ward in einem Inventar genau aufgezeichnet, weil sie nach dem Tode des Inhabers wieder abgeliefert werden mußten. Der Inhaber konnte das Gut verpachten; nur mußte es alle Jahre besichtigt werden. Jeder Oberoffizier hatte, wenn es irgend möglich war, sein Gut da, wo rund umher die Unteroffiziere und Gemeinen seines Regiments angesiedelt waren. Jeder Edelmann, welcher 500 bis 580 Mark Einkünfte hatte, mußte einen Mann und in demselben Verhältnisse, als er mehr Einnahme hatte, auch mehrere Soldaten stellen und unterhalten. Starb der Soldat, so blieb es dem Edelmanne überlassen, entweder einen anderen Mann zu stellen, oder so viel Geld zu hinterlegen, daß davon ein Mann erhalten werden konnte. Der Bauer oder mehrere zusammen mußten auf gleiche Weise einen Mann stellen, beschäftigen und ernähren; der König lieferte aber die Montur für denselben. Die Soldaten hatten alle Jahre zweimal Waffenübung. Jeder Soldat erhielt Feld, Garten und Wohnung entweder für sich allein, oder bei seinem Bauern, für welchen er gegen Tagelohn arbeitete. Hatte er einmal den Dienst angenommen, so mußte er in demselben aushalten; Deserteure wurden mit dem Tode bestraft. Auf diese Weise schuf Karl XI. jenes Heer, welches nachher unter seinem Sohne Wunder that, weil es nicht, wie damals alle anderen Heere, aus Mietlingen, sondern aus dem Kern des Volkes bestand und gleich diesem fromm und tapfer war. Es wuchs nach und nach bis auf 17 000 Reiter, 35 000 Mann zu Fuß und 2000 Mann Garden an. Dazu kamen noch sechs Regimenter von je 1000 Mann in den deutschen Provinzen. Die nach der bisherigen Weise geworbenen stehenden Truppen wurden in die deutschen Gebiete und in die Provinzen an der Ostsee gelegt.

Wer nur die Art und Weise betrachtet, wie Karl XI. die ihm von den Ständen gewissermaßen aufgedrungene absolute Königsgewalt ge-

brauchte, wird eingestehen müssen, daß diese eine Wiedergeburt der Reichsmacht bewirkte, während sie alles öffentliche Leben erstickte. Karl XI. schuf nämlich neben dem Landheere, das er wieder auf 54 000 Mann brachte, auch die Seemacht ganz neu und ließ seit 1679 den nach ihm benannten vortrefflichen Seehafen von Karlskrona mit seinen Werften, wozu nachher die berühmten Docks oder Schiffbassins kamen, auf neun Felseninseln an der Südküste anlegen. Die Kriegsflotte, für welche dieser Hafen ausschließend bestimmt wurde, bestand unter ihm wieder aus 33 Schiffen von 50 bis 108 Kanonen, aus vier von 46 und aus acht von 16 bis 36. Er führte große Bauten aus und verteilte in Zeiten der Teuerung große Massen von Getreide an die Armen des Landes. Er stiftete im Jahre 1668 die Universität zu Lund, wobei er ähnliche Absichten hegte, wie sie in unserem Jahrhundert in Preußen bei der Stiftung neuer Hochschulen obwalteten: er gedachte nämlich dadurch die Provinzen Schonen, Halland, Blekingen, welche zehn Jahre zuvor erworben worden waren, enger an die alten Reichsgebiete zu knüpfen, was auch in einem gewissen Grade gelang. Ungeachtet aller dieser Unternehmungen waren bei seinem Tode mehrere Millionen Reichsthaler im Schatze. Bei allen Verbesserungen des Kriegswesens und der Vergrößerung des Heeres nahm Karl sich sehr in acht, diese neu erworbene Macht unvorsichtig rasch zu gebrauchen oder die Dankbarkeit gegen Ludwig XIV., welchem Schweden zuerst den Verlust und dann die Wiedererlangung seiner alten Besitzungen verdankte, so weit zu treiben, wie sein Nachbar Christian V. von Dänemark das Vertrauen auf die neu erworbene Gunst des französischen Königs trieb.

Dieser nämlich hatte sich 1682 für die gegen das Deutsche Reich gerichteten Pläne Ludwigs XIV. gewinnen lassen und übte im Vertrauen auf Frankreich gegen das dem schwedischen Könige nahe verwandte Haus Holstein-Gottorp auf dänische Weise brutale Gewalt. Karl XI. dagegen hütete sich wohl, durch Unvorsichtigkeiten dem Reiche neue Wunden zu schlagen, ehe die alten Wunden geheilt waren. Christian Albert von Holstein-Gottorp, welcher erst 1694 starb, war, wie wir oben berichtet haben, von Christian V. nicht nur seines Landes beraubt und erst nach dem Frieden von Nimwegen wiedereingesetzt, sondern auch in der Erbschaft der Grafschaft Oldenburg beeinträchtigt worden. Rücksichtlich des letzteren Punktes ging Christian sogar so weit, daß er die Herrschaft Jever, welche ein Privateigentum der Tochter des letzten oldenburgischen Grafen war, von Ludwig XIV. als burgundisches Lehen annahm, weil im 16. Jahrhundert einmal die Tochter eines Häuptlings den Schutz des Herzogtums Burgund gesucht hatte und das Stammland dieses Herzogtums, die Bourgogne, gegen-

wärtig in Ludwigs Gewalt war. Als sich in späterer Zeit Christian an die Franzosen anschloß, Karl XI. aber dem Bunde gegen Frankreich beitrat, erneuerte der erstere die Gewaltthätigkeiten gegen Holstein, die er früher auf Ludwigs Befehl hatte aufgeben müssen. Die Geschichte Christian Alberts von Holstein ist daher für die Geschichte von ganz Europa merkwürdig; denn sie hängt mit dem Ausbruche des Nordischen Krieges, welchen Karls XI. Sohn, Karl XII., im Beginn des 18. Jahrhunderts zu führen hatte, eng zusammen. Die Feindschaft der Dänen war nämlich nicht nur gegen Christian Albert, sondern auch gegen dessen ältesten Sohn Friedrich IV. (1694—1702) unversöhnlich, obgleich der erstere Christians V. Schwager und der letztere sein Neffe war. Friedrich wurde im 18. Jahrhundert der Freund und Genosse des tapferen, aber tollkühnen Karl XII., dessen Ebenbild er war. Zu Lebzeiten Karls XI. ließ sich Schweden um Holsteins willen nicht in Krieg verwickeln. Als Christian V. vom Herzog dieses Landes forderte, daß er dem Rechte, Steuern auszuschreiben, entsage, keine Festung neu anlege oder ausbessere und sich verpflichte, nur eine Kompanie Soldaten zu halten, entschuldigte sich Karl XI. ebenso, wie alle anderen Mächte, welche die Bestimmungen des Nimwegener Friedens verbürgt hatten, mit der Erklärung, daß es sich um einen häuslichen Zwist handele. Christian Albert ward also in dem Vertrauen, welches er auf das Deutsche Reich und auf Schweden setzte, getäuscht. Niemand regte sich, als Christian (1684) seine Dänen zur Exekution nach Holstein schickte und nicht nur dort Erpressungen üben ließ, sondern auch in Lübeck, Mecklenburg und Lauenburg unter dem Vorwande, daß ihm früher im Kriege mit Schweden vom Kaiser Quartiergelder zugestanden worden wären, mitten im Frieden bedeutende Summen erpreßte. Der dänische König wurde nachher in demselben Grade immer dreister, als die Lage von ganz Europa sich änderte und Ludwig XIV. den Verfall des Deutschen Reiches und die Verlegenheiten des von ungarischen Rebellen und von den Türken bedrohten Kaisers benutzte, um mitten im Frieden neue Eroberungen zu machen. Im Jahr 1682 verkaufte sich Christian V. sogar förmlich den Franzosen. Er schloß nämlich am 21. April dieses Jahres mit Ludwig XIV. ein Bündnis, in welchem er für ein jährliches Subsidium von 800 000 Thalern ein Corps von 12 000 Mann zu Ludwigs Diensten bereit zu halten versprach und dafür von Ludwig die Zusicherung erhielt, daß Frankreich seine Absichten auf Holstein, Lübeck und Hamburg in jeder Weise fördern werde. Offenbar fand er sich durch die erfolgreichen Unternehmungen Ludwigs gegen Straßburg und die oberrheinischen Gebiete ermutigt, an der unteren Elbe Ähnliches zu versuchen.

Christian hatte, als er seine Truppen in Holstein einrücken ließ,

die Absicht, die Erneuerung des Rendsburger Vertrages vom Jahr 1675 zu erzwingen. In demselben Jahr kam zum letztenmal ein ordentlicher Landtag in Kiel zusammen; bei der Uneinigkeit der Landesherren mußte er sich bald auflösen, und später unterhandelten dieselben, indem sie ganz absolut zu regieren begannen, nur noch mit einer ritterschaftlichen Korporation. Auch Christian V. ließ, ohne den Herzog zu fragen oder einen Landtag zu berufen, die von Prälaten und Ritterschaft zu zahlenden Steuern für sich erheben und eignete sich sogar die von Städten und Ämtern zu leistenden Zahlungen an, welche dem Herzoge allein gebührten. Auch die Befestigung von Tönningen hinderte er. Der Herzog wandte sich an den Kaiser; dieser erteilte allerlei Befehle, an welche sich, wie es längst hergebracht war, der dänische König um so weniger kehrte, weil die vom Kaiser angeordnete Kommission auch auf Schleswig ausgedehnt worden war, wo des Kaisers Befehle nicht galten. Der Herzog entfloh, als er in seinem Lande nicht mehr sicher war, nach Hamburg, und nun rückte der König mit seinen Truppen auch in den holsteinischen Anteil von Schleswig ein, indem er im Mai die Erklärung erließ, daß der dem Herzog sehr günstige Vertrag von Fontainebleau (August 1679) durch die Flucht des Herzogs nichtig geworden sei, daß also alle diesem in Gemeinschaft mit ihm zustehenden Rechte von Dänemark nicht mehr anerkannt würden. Dies alles ward an der Spitze von 22 000 Mann durchgesetzt, Helgoland erobert und der Anteil des Herzogs an Schleswig für verfallen erklärt. Doch gab der Graf von Ahlefeld, welcher an der Spitze des dänischen geheimen Rats oder Ministeriums stand, dem Könige den weisen Rat, seine Heftigkeit in Hinsicht auf die deutsche Provinz zu mäßigen und die herzogliche Linie vorerst nur von Schleswig auszuschließen. Kaiser Leopold hatte nämlich den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sowie den Herzögen von Celle und Wolfenbüttel den Schutz des Herzogs überlassen, und Schweden wartete nur, bis der mit Frankreich drohende Reichskrieg ausgebrochen sei, um den Dänen Schranken zu setzen; aus diesem Grunde warnte Ahlefeld den heftigen König und riet ihm, sich an Schleswig zu halten. Christian bestellte hierauf ein eigenes, nur von ihm abhängiges Obergericht in Schleswig, trennte im April 1685 die schleswigsche Ritterschaft von der holsteinischen und ließ sich von derselben die urkundliche Erklärung geben, daß sie dem Dänischen Reiche angehöre und keinen anderen Oberherrn anerkenne, als den König von Dänemark. Soweit war alles unter dem Grafen Ahlefeld glücklich gegangen; als aber der geheime Rat unter der Leitung Konrads von Reventlow die diplomatische Erfahrung, welche er unter Ahlefeld bewiesen hatte, aus den Augen verlor und auf des Königs Pläne einging, wurde alles vereitelt.

Die Stadt Hamburg hatte zwar schon im Jahr 1618 durch einen Spruch des Kammergerichtes in aller Form die Reichsstandschaft zugesichert erhalten; doch war sie schon öfter vom dänischen König mit Huldigungsforderungen bedrängt worden und hatte sich derselben im Jahr 1679 durch eine Zahlung von 220 000 Thalern erledigt. Nachher wurde sie durch die stete Wiederkehr von Streitigkeiten beunruhigt, welche der Senat, die Oberalten und die Bürgerschaft über Verfassung und Regierung miteinander hatten. Der Bürgermeister Meurer hatte sich mit dem Wiener Hof in Verbindung gesetzt und war darüber von zwei heftigen Hamburger Demagogen, Kord Jastram und Hieronimus Snitger, zur Verantwortung gezogen worden. Jetzt (1686), da Christian ein Heer in Holstein hatte, ließ er sich mit diesen beiden Männern ein, da sie ihm zum Besitze der Stadt zu verhelfen versprachen. Der Kaiser hatte dem Herzog Georg Wilhelm von Celle und der Stadt Bremen die Vermittelung übertragen. Die beiden einflußreichen Demagogen aber waren den Welfischen Herzögen so feindselig, daß sie es lieber mit der dänischen Hoheit zu versuchen gedachten. Sie neckten den Herzog von Celle, verzögerten die Aussöhnung der Bürger mit dem Senat und brachten den letzteren dahin, daß er dem Herzoge entgegenwirkte. König Christian unterstützte die beiden Demagogen zuerst nur insgeheim, dann aber ganz öffentlich. Er machte in Altona ungeheuere Rüstungen, um in Verbindung mit Jastram in die Stadt zu dringen; er erschien an der Spitze von 6000 Mann vor derselben und forderte nicht nur aufs neue eine Summe Geldes als Entschädigung für verlorene Rechte, sondern er verlangte auch von der ansehnlichsten freien Reichsstadt die Stadtschlüssel und die Erbhuldigung (August 1686). Jetzt besannen sich jedoch die Bürgerschaft und der Rat eines besseren, und zugleich zeigten die deutschen Fürsten endlich Ernst. Die Bürgerschaft, welche die eigentlichen Absichten der Unruhestifter erkannte, söhnte sich mit dem Rate aus, und dieser gab seine Feindschaft gegen den Herzog von Celle auf, dessen Truppen hierauf in die Stadt eingelassen wurden. Zu derselben Zeit nahm sich nicht nur der Kurfürst von Brandenburg der Hamburger an, sondern die Dänen wurden auch von Schweden her bedroht. Friedrich Wilhelm, welcher damals gerade auf einer Reise in seine westfälischen Besitzungen begriffen war, begab sich, als er erfuhr, daß Jastram die Dänen in Hamburg einzuführen versprochen habe, selbst nach Celle zum Herzog; der schwedische König Karl XI. aber traf ernstliche Anstalten zum Kriege und erließ, statt daß er bisher stets zum Frieden geraten hatte, die drohende Erklärung, daß er die Sache des Herzogs von Holstein als die seinige betrachte und alles aufbieten werde, um demselben Recht und Genugthuung zu verschaffen. Christian sah sich daher, nachdem seine Truppen eines

der Hauptwerke von Hamburg, die Sternschanze, vergebens zu erstürmen versucht hatten, genötigt, am 14. September seinen Kriegszug gegen Hamburg aufzugeben und von Gottorp aus eine Erklärung bekannt zu machen, durch welche er seine Forderungen an die Stadt wieder fallen ließ. In Hamburg dauerte der Verfassungsstreit, auch nachdem Jastram und Snitger verhaftet und als Landesverräter hingerichtet worden waren, noch fort, bis Kaiser und Reich einschritten und die Rechte der städtischen Körperschaften durch Rezesse (1710 und 1712) bestimmt wurden*). Die Herstellung eines geordneten Zustandes trug dazu bei, der Stadt im 18. Jahrhundert nicht nur erhöhten Wohlstand, sondern auch geistige Bedeutung zu verleihen.

Die Bekriegung des Herzogs von Holstein-Gottorp setzte Christian auch nachher noch fort. Doch verstand er sich endlich dazu, daß die Sache einem in Altona zu haltenden Kongresse verschiedener Mächte überlassen werden solle. Dieser Kongreß begann im Mai 1687; Christian benutzte ihn aber nur, um die Geduld des Kurfürsten von Brandenburg und des schwedischen Königs zu ermüden. Er hoffte nämlich, einer von beiden werde endlich Schleswig angreifen, in welchem Falle ihm durch seinen Vertrag mit Ludwig XIV. 30 000 Mann Franzosen als Hilfsheer versprochen worden waren. Er täuschte sich jedoch in dieser Hoffnung, weil beide Mächte die Zeit abwarteten, wo Ludwig der veränderten Umstände wegen kein Heer mehr in den Norden würde schicken können oder wollen. Der Kongreß vermochte keine Einigung zu stande zu bringen, da Christian auf seinen Forderungen bestand und sogar Oldeslohe in eine bedeutende Festung umwandeln wollte. Der Herzog von Holstein-Gottorp blieb daher anderthalb Jahre außerhalb seines Landes, und die Dänen übten unterdessen Druck und Erpressung in demselben. Im April des Jahres 1688 starb der Große Kurfürst, und nun glaubte Christian der Erreichung seines Zweckes ganz sicher zu sein. Allein der schwedische König wußte damals gewiß, daß Ludwig XIV., der sich für einen neuen Krieg am Rhein rüstete, nicht zugleich ein starkes Heer in den Norden werde schicken können. Er zog daher drohend 25 000 Mann in Schonen zusammen, rüstete zugleich seine Flotte aus und ließ die Besatzungen im Bremischen verstärken. Außerdem stellten auch die mit Karl XI. verbündeten Herzöge von Braunschweig ein Heer an der Elbe auf. Christian sah sich sogar noch von den beiden Seemächten England und Holland bedroht, welche,

*) Die Beschränktheit und Roheit des großen Haufens zeigte sich darin, daß derselbe zu Hamburg im Jahre 1690 auf Antrieb des orthodoxen Hauptpastors an der Jakobikirche, Dr. Mayer, eine wütende Verfolgung gegen die damals harmlosen und achtbaren Pietisten unternahm.

um den französischen König mit allem Nachdruck bekämpfen zu können, den Ausbruch des im Norden drohenden Krieges zu verhindern suchten. Jetzt war Christian gezwungen, nachzugeben. Er unterzeichnete am 20. Juni 1689 den Altonaer Vertrag, in welchem er das von ihm besetzte Herzogtum Schleswig nebst der Insel Fehmern zurückgab und den Herzog von Holstein, welcher seinerseits jedem Anspruche auf Schadenersatz entsagte, in die volle Souveränität und in alle seine Gerechtsame, namentlich in das Recht, Soldaten zu halten, Festungen zu bauen und Steuern auszuschreiben, wiedereinsetzte. Dieser Vertrag wurde gehalten, bis nach Karls XI. Tode (April 1697) teils die Übereilungen des Herzogs von Holstein-Gottorp, teils die geringe Meinung, welche die Beherrscher Dänemarks, Polens und Rußlands von Karls XI. Nachfolger, Karl XII., hatten, und ihre Verbindung miteinander in dem jungen Könige von Schweden den schlafenden Löwen weckten und so jener große „Nordische Krieg" ausbrach, um dessentwillen wir hier etwas länger bei der schwedischen und dänischen Geschichte verweilen mußten.

2. England in der letzten Zeit Karls II.

König Karl II. hatte, wie früher berichtet worden ist, den englischen Thron bestiegen, ohne daß man ihm irgend eine besondere Verpflichtung und Bedingung auferlegt hätte. Auch war er in der ersten Zeit seiner Regierung vom Volke und vom Parlament auf ganz unbegreifliche Weise begünstigt, um nicht zu sagen verwöhnt worden. Schon nach sechs Jahren hatte er sich jedoch durch das von ihm in Rücksicht auf Politik und Religion befolgte System und durch die verächtlichen Menschen, welche nicht nur seine Umgebung, sondern auch sein Ministerium bildeten, bei der Nation verhaßt gemacht. Die seit dieser Zeit in England herrschende Aufregung hatte von Jahr zu Jahr zugenommen. Sie war zuletzt besonders dadurch gesteigert worden, daß Karls Bruder und künftiger Nachfolger, Jakob, Herzog von York, im Jahre 1669 zur katholischen Religion übergetreten war, auch seine erste Gemahlin zum Übertritt gebracht und sich nach dem Tode derselben mit der Prinzessin Maria von Modena aus dem Haus Este vermählt hatte. Jakob gab auch nachher durch die Unvorsichtigkeit, mit welcher er und seine Umgebung sich benahmen, der allgemeinen Unzufriedenheit immer aufs neue Nahrung. Gegen ihn und gegen den Papismus richtete daher auch in der letzten Zeit von Karls II. Regierung die Opposition ihre Hauptangriffe.

Diese Stimmung benutzte im Jahre 1678 ein gemeiner Mensch, um durch Erdichtung einer sogenannten papistischen Verschwörung das

ganze Reich in Aufregung zu bringen. Es trat nämlich damals ein gewisser Titus Oates, welcher in zwei auswärtigen Jesuitenkollegien Aufnahme gefunden hatte, aber aus beiden wieder ausgestoßen worden war, als Denunziant auf und klagte die Jesuiten sowie die Katholiken überhaupt eines Komplotts, einer papistischen Verschwörung an, an welcher auch der Herzog von York teilgenommen haben sollte. Sogar die Königin wurde in die Sache verwickelt. Die Geschichte dieses angeblichen Komplotts ist höchst romantisch ausgeschmückt worden; wir wollen aber den Zusammenhang der Sache nicht prüfen, sondern nur summarisch berichten. Es ist bewiesen, daß das Ganze von Schurken erdichtet und erfunden worden ist; und man behauptet mit Recht, daß bei dem furchtbaren Toben der Anglikaner gegen Papismus und Papisten die letzteren wohl allerdings auf eine Hilfe von Ludwigs Fanatismus hofften, aber nie eigentlich konspirierten. Zuerst geschah es im August 1678, daß ein Mensch Namens Kirby zu dem König trat, der im St.-James-Park spazieren ging, und ihn warnte, nicht weiter zu gehen, weil Mörder ihm auflauerten. Die Anklage, daß Verschworene das Leben des Königs bedrohten, fand im geheimen Rate, welcher den Herzog von York fürchtete und haßte, Glauben und veranlaßte viele Beratungen, so unzufrieden auch der König über diese Dinge war. Kirby hatte sich auf einen Geistlichen Namens Doktor Tongue, einen sehr leichtgläubigen, von Oates geleiteten Mann berufen; dieser gab nicht nur zwei Männer an, die den Mord hätten vollziehen wollen, sondern erklärte auch, der Leibarzt der Königin, Wakeman, sei von den Jesuiten für den Plan gewonnen worden, den König zu vergiften. Oates hatte außerdem einen Abenteurer Bedloe an sich gezogen, welcher wie Tongue von dem geheimen Rate verhört wurde und Zeugnis ablegte, um auch die Königin in das Komplott zu verwickeln. Die Sache lautete fabelhaft und abenteuerlich, bis man die Papiere Colemans, des Sekretärs der Herzogin von York, in Beschlag nahm und aus denselben sah, daß dieser mit Ludwigs XIV. Beichtvater, dem Pater la Chaise, über Religionsangelegenheiten und über die An- und Absichten, welche Ludwig in betreff derselben hatte, korrespondiert habe. Gewiß war, daß die Jesuiten wegen ihrer Ordensangelegenheiten Versammlungen im Palaste des Herzogs von York hielten; Thorheit und Übertreibung aber war es, daß man der Königin schuld gab, nach dem Leben ihres Gemahls zu trachten, und daß man auf einer förmlichen gerichtlichen Anklage derselben bestand. Das Vorgeben einer papistischen Verschwörung ward hauptsächlich auf eine zahlreich besuchte Versammlung gestützt, welche die Jesuiten im Juli 1678 behufs Wahl eines Prokurators ihres Ordens gehalten hatten. Es hieß, der Papst habe sich wegen der Ketzerei des Königs und des Volkes für den eigentlichen

Lehnsherrn der drei Königreiche von Großbritannien erklärt, und es bestehe eine weitverzweigte Verschwörung zur Ausrottung der Protestanten in England. Die Sache wurde dem Friedensrichter Godfrey, vor welchem auch Titus Oates seine eidliche Anzeige gemacht hatte (taken his affidavit), zur Voruntersuchung übergeben. Godfrey wurde aber bald nachher (17. Oktober) bei Primrose-Hill in einem Graben ermordet gefunden, und dies verlieh dann dem Roman den Schein der Wahrheit. Viele Kenner der englischen Geschichte behaupten, Godfrey habe sich selbst getötet. Dies giebt jedoch Hallam nicht zu, welcher vielmehr behauptet, es gehe aus einer gerichtlichen Untersuchung, die 1682 vor dem achtbarsten unter den damaligen Richtern, Pemberton, geführt worden, einleuchtend hervor, daß Godfrey wirklich ermordet worden sei.

Dem englischen Volke erging es damals, wie es dem deutschen so oft ergangen ist: es wollte durchaus etwas zu glauben haben, weil der Glaube seinen Vorurteilen und seiner aufgeregten Stimmung mehr zusagte, als das Wissen. Je abenteuerlicher eine Erdichtung war, um so begieriger wurde sie aufgegriffen. Die Demagogen benutzten diesen Glauben meisterhaft, um das Volk in seiner Fieberhitze zu erhalten; und als das Parlament sich gegen Ende Oktober wieder versammelte, beschäftigten sich beide Häuser, vor welche eigentlich und unmittelbar die ganze Sache gar nicht gehörte, vorzugsweise mit dem, was Oates, Bedloe und Tongue vorbrachten, sowie die Gerichte mit der Ausforschung aller derer, die man eines entfernten Anteils an Godfreys Ermordung beschuldigen konnte. Oates insbesondere wurde geradezu der Liebling des Volkes; er erhielt eine Wohnung in Whitehall, und es wurde ihm ein Jahrgehalt von 1200 Pfund ausgesetzt. Ein allgemeines Fasten wurde ausgeschrieben; der König wurde ersucht, in Küche und Keller nur streng rechtgläubige Personen zu verwenden; die Gewölbe im Parlamentsgebäude wurden mit Wachen besetzt, damit es nicht wieder zu einer Pulververschwörung, gleich der vom Jahre 1605, komme. Die herrschende Partei, vor allen Shaftesbury, mißbrauchte auf unglaubliche Weise die künstlich erregte Angst vor einem Komplott, welches gar nicht vorhanden war, um vermöge der damals noch grausamen und blutigen Kriminaljustiz die Katholiken oder vielmehr alle die, welche die Wut des Volkes nicht teilten, in den Kerker zu werfen, aus der Stadt zu vertreiben oder sonstwie zu mißhandeln. Der König, welcher gleich anfangs erkannte, worauf es bei dieser Sache abgesehen sei, blieb ruhig. Er wurde aber ebendeshalb von allen Seiten her mit Adressen und Petitionen gegen seinen Bruder und gegen die Katholiken überhaupt bestürmt und hatte nicht Charakterstärke genug, für die Verurteilten, die er doch als unschuldig erkannte, mit dem Begnadigungsrecht ein-

zutreten; es wurden darum im Laufe von zwei Jahren gegen 20 Personen hingerichtet, darunter acht katholische Priester. Es sollen im ganzen, wiewohl wir unsererseits die Richtigkeit der Zahl nicht verbürgen wollen, gegen 2000 Katholiken, darunter fünf Lords, verhaftet und 30 000 aus London gewiesen worden sein. Das Geschrei gegen den Herzog von York wurde zuletzt so heftig, daß er auf den Rat seines Bruders im Parlament erklärte, er habe keinen Anteil mehr an der Verwaltung des Landes, oder mit anderen Worten er sei nicht mehr Mitglied des geheimen Rates. Nichtsdestoweniger benutzte man die durch das erdichtete Komplott bewirkte Aufregung, um im November 1678 die Testakte so zu verschärfen, daß kein Katholik mehr mit gutem Gewissen im Parlament sitzen konnte und die katholischen Peers, 21 an der Zahl, ihres Stimmrechtes im Oberhause beraubt wurden. Übrigens fügte doch das Parlament damals eine Klausel, ein Proviso, bei, welches aussprach, daß sich die Wirksamkeit der Testakte nicht auf den Herzog von York erstrecken solle. Wakeman, der Leibarzt der Königin, war einer der wenigen Angeklagten, welche freigesprochen wurden. Aber sogar die Königin selbst würde auf die Aussage des elenden Oates hin, den man, damit er überhaupt als Zeuge auftreten könne, erst von der Strafe für seine früheren Vergehen hatte frei erklären müssen, vor Gericht gestellt worden sein; dieser erschien nämlich vor den Schranken des Unterhauses und erklärte mit lauter Stimme, er klage Katharina von England des Hochverrats an: aber die Lords weigerten sich, den Fanatismus des Unterhauses zu unterstützen. Die Verfolgungen und die gerichtlichen Grausamkeiten wurden endlich so arg, daß man auch den Grafen von Danby verhaftete und des Hochverrats anklagte.

Jetzt endlich erkannte Karl, daß unter seines ehemaligen Kanzlers Shaftesburys Leitung das Parlament, das sich in seiner ersten Zeit und auch noch später für alle schlechten Zwecke hatte gebrauchen lassen und deshalb 17 Jahre lang beibehalten worden war, in die Gewalt der Gegenpartei gefallen sei. Er wagte also, als an diesem Parlament für ihn nichts mehr zu verlieren war, dasselbe aufzulösen und ein neues Parlament zu berufen (Januar 1679). Zugleich ward in sehr schlauer Weise alles versucht, um eine andere Stimmung im Volke hervorzubringen. Dabei leistete Danby, dessen Leben durch eine Anklage bedroht war, als Minister die beste Hilfe: er war Meister aller bösen Künste und kannte die Veränderlichkeit der öffentlichen Meinung sehr wohl. Er ließ sich daher auch nicht in Schrecken setzen, als er das neue Parlament anfangs fast noch wütender fand, als das vorige zuletzt gewesen war. Er gab nur dem Könige den Rat, seinen Bruder und dessen Gemahlin auf einige Zeit aus den Augen der Schreier zu entfernen. Dies geschah denn auch. Jakob begab sich zu-

nächst nach Brüssel. Danby selbst wurde durch die Begnadigung, welche Karl den Mut hatte für ihn auszusprechen und durchzusetzen, der Anklage auf Hochverrat entzogen: doch wurde gerade diese Begnadigung als völlig unstatthaft angefochten, weil sie vor Beginn einer gerichtlichen Untersuchung ausgesprochen war. Danby mußte aus dem Ministerium treten, und König Karl zog abermals Sir William Temple zu Rat, welcher seit seinen letzten diplomatischen Sendungen sich einer gewissen Popularität erfreute. Dieser riet ihm, dem bisherigen geheimen Rat (Privy council) eine andere Zusammensetzung zu geben; derselbe sollte künftig aus 30 Personen bestehen, von denen 15 zu den höchsten Würdenträgern in Staat und Kirche gehören, die 15 anderen aber ein öffentliches Amt nicht bekleiden sollten, damit sie durch unabhängige Stellung und Gesinnung der neugestalteten Behörde Achtung gewinnen könnten. Dieselbe sollte zugleich beratend und ausführend sein. Leider wurde Shaftesbury Vorsitzender sowie William Russel und seine republikanisch gesinnten Genossen Mitglieder dieses Rates. Die neue Einrichtung würde daher keinen Bestand gehabt haben, wenn nicht Temple, welcher vorher das Amt eines Ministers abgelehnt hatte, sich dazu verstanden hätte, zugleich mit dem Grafen Essex, dem Viscount Halifax und dem Grafen Sunderland innerhalb des geheimen Rates wieder ein eigentliches Ministerium zu bilden. Die leitenden Männer dieses Ministeriums waren, was man damals mit dem Namen Whigs zu bezeichnen anfing. Dieses schottische Wort bezeichnet ursprünglich die Bauern im südwestlichen Schottland, unter welchen es viele zum Aufstand geneigte Covenanters gab, und wurde daher zu einem Spottnamen für die letzteren. Sonderbarerweise kam es nun zur Bezeichnung einer politischen Partei in Gebrauch, welche die königliche Macht nicht von Gott, sondern vom Volkswillen herleitete; wogegen ihre Gegner, welche mit dem ursprünglich für abenteuernde irische Flüchtlinge gebräuchlichen Spottnamen Tory belegt wurden, strenge Legitimisten waren. Die Ratschläge des Viscount Halifax waren sowohl dem Könige, als der Mehrzahl der Mitglieder des geheimen Rates nicht genehm; diese, besonders Shaftesbury, erneuerten daher das Geschrei gegen Papismus und drangen auf ein Gesetz, durch welches Jakob von der Nachfolge ausgeschlossen würde, die Ausschließungsbill. Das Unterhaus war im Begriffe, seine Einwilligung zu einem solchen Gesetze zu geben, als sich der König, ohne seinen neu errichteten Rat zu befragen, am 26. Mai 1679 in das Parlament begab und dasselbe auf zehn Wochen vertagte. Er gab bei dieser Gelegenheit zugleich der vom Parlament angenommenen sogenannten Habeaskorpusakte seine Zustimmung, vermöge deren jeder Verhaftete fordern kann, sogleich vor Gericht gestellt zu werden, damit

über die Gesetzmäßigkeit seiner Verhaftung entschieden werde. Dieses berühmte Gesetz faßte alle früheren Bestimmungen, welche zur Sicherung der persönlichen Rechte gegen willkürliches Gerichtsverfahren dienten, so bündig und genau zusammen, daß es mit Recht von den Engländern als ein Palladium der Freiheit betrachtet wird. Nach demselben kann niemand eine Verhaftung vornehmen, der nicht mit einer gerichtlichen Ermächtigung versehen ist. Letztere enthält zu Anfang die Worte Habeas corpus (du sollst den Leib haben, d. i. dich der Person versichern), daher der Name. Diese Akte kann in Zeiten gefährlicher öffentlicher Unruhen suspendiert werden, doch nicht ohne Zustimmung des Parlaments.

Der Sohn der Lucie Walters, welchen Karl als seinen Sohn anerkannt, zum Herzoge von Monmouth ernannt und an die Spitze des Heeres gestellt hatte, ließ damals ausstreuen, Karl sei mit seiner Mutter in rechtmäßiger Ehe vermählt gewesen; und Shaftesbury bewirkte, daß derselbe mit einem Heere gegen rebellische Covenanters und Republikaner in Schottland geschickt wurde. Monmouth war in dem Kriege, den er dort zu führen hatte, glücklich und wurde, als er nach England zurückkam, mit Titeln und Ehrenbezeigungen überhäuft, so daß die Legitimisten endlich wirklich glaubten, Karl wolle ihn seinem Bruder und dessen protestantischen Töchtern vorziehen. Dies schien um so mehr glaubhaft, da Monmouths Hauptbeschützer, der Graf von Shaftesbury, welcher die Ausschließung des Herzogs von York von der Nachfolge am meisten betrieb, Präsident des geheimen Rates war und die Erdichtung verbreiten ließ, daß die Mutter des Herzogs von Monmouth rechtmäßige Gemahlin des Königs gewesen sei. Der König gab zwar seinem Bruder Jakob vor dessen Abreise nach Brüssel die feierliche Versicherung, er werde niemals aus Liebe zu einem unehelichen Sohne die rechtmäßige Erbfolge antasten lassen; auch erklärte er vor dem Staatsrat mündlich und schriftlich im Namen Gottes, er habe niemals mit einem anderen Weibe als mit der Königin Katharina einen Ehebund geschlossen. Er fand indessen bald, daß Shaftesbury und Genossen, welche im Parlament die Ausschließung seines Bruders durchsetzen wollten, einen solchen Einfluß hatten, daß er auch das erst vor kurzem berufene Parlament wieder auflösen müsse. Er erklärte daher, wie bemerkt, ohne der getroffenen Abrede gemäß seinen geheimen Rat zu fragen, das Parlament für aufgelöst und berief ein neues auf den 17. Oktober. Dadurch wurden Shaftesbury und sogar Sir William Temple mit seinen Freunden so sehr gekränkt, daß sie im September ihre Stellen niederlegten. Dieser Schritt setzte den König in stand, ein Ministerium zu bilden, welches nicht absolut seinem Bruder entgegen war. Die Lords Halifax und Sunderland, denen Shaftes-

burys revolutionäres Treiben verhaßt war, blieben im Amte, und der König gesellte ihnen Lawrence Hyde, den zweiten Sohn seines ehemaligen Kanzlers Clarendon, sowie Sidney Godolphin zu, welcher im Anfange des folgenden Jahrhunderts als Mitglied des von Marlborough geleiteten Whigministeriums eine bedeutende Rolle spielte. Diese Männer waren es, welche dann eine allmähliche Änderung in der Stimmung des Volkes herbeiführten. Im September kehrte der Herzog von York, von seinem Bruder dazu aufgefordert, nach England zurück. Da jedoch das Toben gegen die Papisten fortdauerte und Karl mit Adressen und Petitionen bestürmt wurde, während die Geschworenen und Richter eine kannibalische Justiz übten, so fand es der König nötig, seinen Bruder nach Schottland zu schicken, wo derselbe die oberste Verwaltung übernahm, welche der kurz vorher verstorbene Lauderdale hart genug geführt hatte. Der Herzog von York überbot ihn noch; er nahm keinen Anstand, den häufig stattfindenden Folterungen in Edinburg persönlich mit großer Aufmerksamkeit beizuwohnen. Monmouth mußte auf Befehl des Königs seine Stelle niederlegen und für einige Zeit das Land verlassen. Obwohl der König die eheliche Verbindung mit Lucie Walters förmlich in Abrede gestellt hatte, war doch der junge Mann durchaus als Prinz behandelt worden; er hatte den Kniebandorden erhalten, er führte an seinem Kutschenschlage die königlichen Wappen und zwar ohne das heraldische Abzeichen des schrägen Balkens, das die uneheliche Geburt anzeigte; er berührte, wie ein echter Prinz des königlichen Hauses, dem der allgemeine Aberglaube diesen Vorzug zuschrieb, Kropfleidende, um sie zu heilen. Dabei war er als tapferer Soldat und angenehmer, freundlicher Kavalier beliebt.

Das auf den 17. Oktober 1679 berufene Parlament, das sich am 24. jenes Monats versammelte, wurde zu jedermanns Erstaunen wieder vertagt, und zwar anfangs auf wenige Wochen, dann aber, was unerhört war, auf zwölf Monate. Shaftesbury rief daher den Herzog von Monmouth wieder nach England zurück, und das ganze Land geriet in die heftigste Bewegung. Der König wurde mit Petitionen und Adressen gegen die Vertagung des Parlaments bestürmt, und es schien, als wenn sich die Auftritte von 1640 erneuern würden. Jetzt erhob sich aber auch die andere Partei und setzte den Petitionen der Whigs andere Eingaben entgegen, in welchen der König ersucht wurde, sein Recht zur Vertagung des Parlaments zu behaupten. Ganze Grafschaften, einzelne Kollegien und Kapitel traten in Adressen gegen die Anhänger Shaftesburys und des Herzogs von Monmouth auf. Man dankte sogar für die Zurückberufung des Herzogs von York. Wie feindlich sich damals die Verteidiger der absolut monarchischen Gewalt, an deren Spitze der Herzog stand, und die Freunde einer aristokratisch-

monarchischen Regierung gegenüberstanden, geht schon aus der gebräuchlich gewordenen Bezeichnung beider Parteien mit den oben erklärten Namen, welche ursprünglich einen ganz verächtlichen Begriff hatten, hervor. Als endlich das Parlament im Oktober 1680 wieder zusammentrat, erklärte sich die Mehrheit des Unterhauses sogleich für die Annahme einer Bill, durch welche der Herzog von York von der Nachfolge ausgeschlossen werden sollte. Bei der Abstimmung über dieselbe (im November) blieben von den Ministern nur Hyde im Unterhause und Halifax im Oberhause dem Grundsatze der Legitimität getreu; Sunderland und Godolphin dagegen, welcher längst mit Wilhelm von Oranien in Verbindung standen, stimmten für die Ausschließung des Herzogs. Die Bill ging im Unterhause mit großer Mehrheit durch; im Oberhause, wo der König selbst bei den Verhandlungen anwesend war, wurden dieselben mit großer Heftigkeit geführt; doch wurde endlich die Bill, vorzugsweise durch die außerordentliche Anstrengung des Grafen Halifax, von den Lords verworfen.

Die liberale Partei beging die Unvorsichtigkeit, aufs neue gegen die Papisten und gegen die Verschwörung, die man ihnen angedichtet, zu wüten. Das Unterhaus verfolgte und verschrie im November und Dezember, obgleich gerade damals mehrere der Genossen des Titus Oates gerichtlich entlarvt wurden, jeden Verdächtigen oder Angeklagten, besonders aber den Bruder des Königs und auch die Königin. Das letzte Opfer des wahnhaften Eifers gegen die Papisten war der Viscount von Stafford, der auf Towerhill enthauptet wurde; doch zeigte sich dabei bereits die veränderte Volksstimmung; denn als Stafford beim Besteigen des Blutgerüstes seine Unschuld beteuerte, rief ihm die Menge zu: „Wir glauben Euch, Mylord; Gott segne Euch.“ Die einzelnen Grausamkeiten der gerichtlichen Verfolgungen in England und Schottland können hier ebenso übergangen werden, wie die diplomatischen Schurkereien des französischen Kabinetts, welches auf der einen Seite den König und die Papisten am Nachgeben hinderte und mit Geld unterstützte, auf der anderen aber die Opposition ermunterte und so das Feuer der Zwietracht auf jede Weise schürte. In den ersten Wochen des Jahres 1681 ging das Unterhaus so weit, daß alle nur einigermaßen gemäßigten Elemente des englischen Volkes zu der Erkenntnis kamen, das Parlament mißbrauche seine Rechte und treibe ein schnödes Spiel mit dem Königtum. Das Unterhaus erklärte Karls geheime Räte Halifax, Clarendon und den Grafen von Feversham für Begünstiger des Papsttums; es verlangte, daß Worcester, Feversham, Lawrence Hyde und Seymour aus dem geheimen Rate entfernt würden; es machte sogar jeden, der dem Könige auf seine Einkünfte Geld leihe, dafür verantwortlich. Der König beschloß, auch dieses dritte Parlament

aufzulösen. Die Mitglieder desselben erhielten jedoch von diesem Vorhaben einen Wink. Sie gerieten darüber in solche Wut, daß sie Beschlüsse faßten, durch welche sie in den Augen des Volkes des Republikanismus verdächtig werden mußten: das Unterhaus erklärte nämlich diejenigen, welche dem Könige zur Vertagung des Parlaments geraten hätten, für Verräter an König, Religion und Vaterland, die für Frankreichs Vorteil arbeiteten und von Frankreich bezahlt würden. Die leitenden Whigs gingen sogar bis zum Jahre 1666 zurück und bewogen das Unterhaus dazu, förmlich auszusprechen, daß der große Brand, welcher, wie wir oben berichtet haben, in jenem Jahre die Stadt London so gut wie zerstört hatte, ein Werk der Papisten gewesen sei, um Papismus und willkürliche Regierung in England einzuführen. Zugleich wurde vom Unterhause beschlossen, daß der König durch eine Adresse ersucht werden solle, dem Herzoge von Monmouth alle die Stellen wiederzugeben, deren derselbe durch den Einfluß des Herzogs von York jüngst beraubt worden sei. Auch wurde die strenge Ausführung der Gesetze, welche gegen die nicht zur englischen Kirche gehörenden Protestanten, die Nonkonformisten oder Dissenters, gerichtet waren, für eine Beförderung des Papismus erklärt.

Vergebens machte die Stadt London den Versuch, einen Aufschub der Vertagung des Parlaments herbeizuführen. Dieses wurde vielmehr unmittelbar darauf (18. Januar 1681) aufgelöst und zugleich ein neues berufen, das sich innerhalb zweier Monate versammeln sollte, und zwar nicht in London, sondern in Oxford, wo sowohl die Universität, als der umwohnende Landadel ganz und gar der Krone ergeben waren. Der Herzog von York wurde damals von allen Seiten her bestürmt, dem Toben gegen seine Person und gegen die Katholiken dadurch ein Ende zu machen, daß er die vom Gesetze geforderten Eide schwöre: dies erlaubte ihm jedoch sein Gewissen nicht. Er blieb daher der Stein des Anstoßes. Sein Bruder, der König, erwartete mit Recht auch von dem nach Oxford berufenen neuen Parlament nichts Gutes; er sah sich daher in der Überzeugung, daß er dasselbe ebenfalls binnen kurzem werde auflösen müssen, nach anderen Geldquellen um. Durch die Vermittelung seines Bruders wandte er sich abermals an Ludwig XIV. von Frankreich, und dieser benutzte die dargebotene Gelegenheit, um den englischen König nach und nach vom Bunde mit Spanien abzuziehen. Im März 1681, an demselben Tage, an welchem Karl sich nach Oxford begab, wurde ein geheimer Vertrag abgeschlossen, in welchem Ludwig XIV. dem Könige von England zwei Millionen Livres für das laufende Jahr und eine halbe Million Kronen für die beiden folgenden zu zahlen versprach und dieser dagegen sich verpflichtete, das Spanische Reich dem Schicksale zu überlassen, welches Ludwig ihm eben

bereitete. Übrigens wurde dieser Vertrag nur mündlich geschlossen. Auch wurden von englischer Seite nur Lawrence Hyde, der Schwager des Herzogs von York, von französischer nur Ludwigs Gesandter Barillon in das Geheimnis eingeweiht. Die Aussicht auf französische Subsidien machte den König fähig, als das Parlament zu Oxford zusammentrat, dreist den Whigs entgegenzutreten, welche noch immer über die Mehrzahl der Stimmen verfügten. Er bot jedoch denselben vorher ein, wie es heißt, von Halifax erdachtes Auskunftsmittel an, welches darin bestand, daß bei seinem Tode der Herzog von York, ohne deshalb den Königstitel zu verlieren, auf eine Entfernung von 500 englischen Meilen verbannt und die Regierung in dessen Namen von seiner älteren Tochter, der Gemahlin Wilhelms III., und eventuell nach deren kinderlosem Tode von ihrer Schwester Anna geführt werden solle. Die Versammlung war hartnäckig genug, auch noch nach diesem, ihr sehr weit entgegenkommenden Vorschlage auf der unbedingten Ausschließung des Herzogs von der Nachfolge zu bestehen. Karl, dem diese Hartnäckigkeit wahrscheinlich ganz willkommen war, entschloß sich dennoch, auch dieses Parlament, welches ganz einem polnischen Reichstage glich, aufzulösen, nachdem dasselbe nur acht Tage versammelt gewesen war. Ohne etwas von seinem Vorhaben merken zu lassen, führte er diesen Entschluß am 27. März ganz unerwartet aus. Er begab sich in einer Sänfte, der eine zweite mit dem königlichen Ornat folgte, in das Oberhaus, ließ durch den Parlamentsdiener das Unterhaus ebendahin rufen und erteilte ihm dann zu aller Erstaunen vom Throne herab den Befehl, sich aufzulösen.

Auf diese Weise endigte das fünfte und letzte von Karl berufene Parlament. Der König, der seine Ausgaben für die nächsten Jahre von Frankreich gedeckt sah, machte wenige Tage nachher der Nation die Begründung seines Verfahrens in einer Erklärung bekannt. Diese Erklärung wurde auf allen Kanzeln verlesen, und die orthodoxen Oxforder Theologen sorgten dafür, daß dieselbe jedermann bekannt wurde. Zu gleicher Zeit kam auch in allen Prozessen, bei welchen die Erfinder des papistischen Komplotts, ein Titus Oates und andere, entweder als Ankläger oder als Zeugen aufgetreten waren, durch das Ergebnis der gerichtlichen Untersuchung ans Licht, daß sie bloß Werkzeuge einer Partei gewesen waren; und da einerseits die Geistlichkeit sich der Sache des Königs annahm und andererseits die Landjunker vor einer möglichen Wiederkehr der Republik erschraken, so wurde die Stimmung im Lande dem Könige günstiger. Dies wußte Halifax, welcher auch die königliche Erklärung abgefaßt hatte, meisterhaft zu benutzen. Er ward in seinen Bemühungen von den Männern im Rate unterstützt, welche nach dem Austritte Shaftesburys, Sunderlands, Essex' und Temples

die angesehensten Mitglieder desselben waren, nämlich von dem Lordkanzler, dem Lordpräsidenten, den Sekretären Jenkins und Conway, dem Sprecher des letzten Parlaments, Seymour, und von Hyde, den der König zum Grafen von Rochester erhoben hatte. Das Parlament von Schottland beschloß, daß jeder Versuch zum Umsturz der Thronfolge, sei es auch um der Verschiedenheit des Glaubens willen, für Hochverrat gelten solle. Man gebrauchte jetzt, um die Gegner des Königs gerichtlich zu verderben, dieselben ungerechten Mittel und zum Teil dieselben Menschen, deren sich Karls Feinde früher gegen ihn bedient hatten. Zuerst ernannte der Kanzler lauter Leute zu Friedensrichtern, welche der Sache des Königs mit Entschiedenheit zugethan waren. Dann wurden die Stadträte und Volksobrigkeiten von den Bürgerschaften aus den royalistischen Bürgern gewählt. Nachher klagte man die Haupträdelsführer wegen des Sturmes gegen Jakob und seine Freunde gerichtlich an. Dies widerfuhr auch dem Grafen Shaftesbury; er kam in den Tower und vor die große Jury, entging aber durch den Spruch der Geschworenen der Verurteilung. Die offizielle Zeitung (Gazette) war unaufhörlich mit Adressen gefüllt, in welchen die rebellische Natur der drei letzten Parlamente beleuchtet wurde.

Jetzt glaubte der König auch seinen Bruder, den Herzog von York, zurückrufen zu können. Doch verging noch einige Zeit, bevor derselbe auch seinen Sitz im Rat einnahm und wieder die Leitung des Seewesens antrat. Die Rückkehr des Herzogs (im Mai 1682) veranlaßte eine Verschwörung der Anhänger des Herzogs von Monmouth; diese führte jedoch gerade das herbei, was die Verschworenen zu hindern gesucht hatten, weil die Verschwörung in eine Zeit fiel, wo alles sich zu Gunsten der königlichen Macht umgestaltet hatte. Die oben genannten Minister und Ratgeber des Königs waren Männer von Talent, Erfahrung und Kenntnis des Rechts; sie hatten schon längst dafür gesorgt, daß die Stellen der Sheriffs, welche die Listen der Geschworenen zu verfertigen haben, mit eifrigen Tories besetzt wurden, die nur Leute ihrer Farbe wählten. Der Richter selbst war man alsdann sicher. Die Freisprechung Shaftesburys in London hatte jedoch gezeigt, daß man zur Erreichung dieses Zweckes noch gründlicher verfahren müsse: die Wahl der Sheriffs mußte von der Regierung abhängig gemacht werden. Man begann mit der Stadt London und brachte gleich darauf fast alle anderen Städte des Reiches durch einen jener rabulistischen Kniffe, welche in England vor Gericht nur zu oft angewandt werden, ganz in die Gewalt der Minister. Schlaue Juristen, sagt Hallam,*)

*) In: Constitutional History of England from the accession of Henry VII.

behaupteten, eine gerichtliche Klage gegen den Stadtrat von London wegen Überschreitung seiner Berechtigung (a judgement of forfeiture obtained) würde das beste Mittel sein, nicht nur das Bollwerk der Demokratie, die Bürgerschaft von London und ihren Gemeinderat, ganz unschädlich zu machen, sondern auch die städtischen Korporationen des Reiches überhaupt, welche damals weit mehr als jetzt Einfluß auf die Parlamentswahlen hatten, in Schrecken zu setzen. Man leitete also gegen den Stadtrat von London beim Kingsbench das sogenannte Verfahren auf quo warranto ein, oder mit anderen Worten man klagte ihn der Überschreitung seiner Amtsgewalt an. Diese Anklage wurde darauf gegründet, daß der Stadtrat nicht nur lange Zeit hindurch, ohne die Erlaubnis des Königs dazu nachzusuchen, auf die zu Markt gebrachten Waren eine Steuer gelegt hatte, sondern daß er auch in einer Petition, durch welche der König im Dezember 1679 um die Einberufung eines Parlaments angegangen wurde, sich eines beleidigenden Tones bedient hatte. Das Obergericht zu Westminster erkannte die Klage für begründet und erklärte die Stadt London zur Strafe ihrer Privilegien für verlustig. Die Stadt erhielt die ihr entzogenen Rechte alsbald wieder zurück, jedoch unter der Bedingung, daß künftig die Wahl des Lord-Mayors und der Sheriffs nur dann Gültigkeit haben solle, wenn der König sie bestätige; habe er aber zwei Wahlvorschläge verworfen, so könne er die dritte, endgültige Wahl selbst vornehmen. Derselbe Kniff ward hierauf auch in anderen Städten angewandt, da die Juristen des Königs überall eine Ursache zur Klage zu finden wußten; viele Städte lieferten ihre Freibriefe (charters) ein und erhielten sie nur unter ähnlichen Einschränkungen, wie die City von London, und gegen Zahlung hoher Gebühren zurück: die Folge war, daß die Magistrate sich fast überall in den Willen des Königs fügten.

Unter den angegebenen Umständen war die Verschwörung, welche damals die Whigs anstifteten, eine große Thorheit. Die verständigeren Männer der Partei suchten dem Strom der Reaktion entgegenzuarbeiten und knüpften dazu Verbindungen in verschiedenen Landesteilen an; vor allem dachten sie eine katholische Thronfolge um jeden Preis zu verhindern. Gewissenlose Hitzköpfe gingen auf eigene Hand noch weiter und machten Entwürfe zu verwegenen Streichen, ohne die Führer der Bewegung zu fragen. Zu diesen Führern gehörten die in den gelehrten Schulen Englands gebildeten, mit den bekannten Deklamationen über römische Freiheit und römischen Senat genährten englischen Junker,

---

to the death of George II, London 1827 (deutsch von Rüder, Leipzig 1828); Teil II, 323.

ein Essex, ein Grey, ein William Russel, der Graf Leicester und dessen Bruder, Algernon Sidney. Auch der Enkel von Cromwells Freund, Hampden, hatte sich angeschlossen und Graf Howard d'Escrick hatte die Verschworenen mit dem Herzoge von Monmouth in Verbindung gesetzt; der eigentliche Leiter aber war Shaftesbury.

Die Verschwörung ging also, was in England schon allein ein Verbrechen beschönigt, von Männern der ersten Familien aus und wird von den Engländern, welche dem Junkertum mehr gewogen und für eine römische Senatorenherrschaft mehr eingenommen sind als wir, gepriesen oder doch entschuldigt. Ihr Ziel war die Erregung eines allgemeinen Aufstandes in England und in dem höchst unzufriedenen presbyterianisch gesinnten Schottland. Da man jedoch, um überall zu einer und derselben Zeit das Volk in Aufstand zu bringen, einer großen Zahl von Mitwissenden bedurfte, so wurde die Verschwörung noch vor ihrem Ausbruche verraten. Shaftesbury, Walcot, Ferguson und andere Verschworene retteten sich hierauf sogleich (Oktober 1682) nach Holland, wo dann der erstere schon im Januar des nächsten Jahres starb; Walcot und Ferguson kehrten gleich nachher insgeheim nach England zurück. Dort bestand noch ein anderes Komplott, welches mit der Verschwörung, zum Zweck eines umfassenden Aufstands, nur in so entfernter Verbindung stand, daß man allgemein annimmt, die Russel, Leicester und Algernon Sidney hätten von demselben nichts gewußt. Während nämlich die Mitglieder der erwähnten Verschwörung nicht an Mord, sondern nur an eine allgemeine Empörung gegen Despotismus und Papismus gedacht haben sollen, glaubte Walcot, welcher einst bei Cromwells blutigem Zuge nach Irland unter diesem gedient hatte, sowie Rumsey, ein militärischer Abenteurer, Ferguson, ein Prediger der fanatischen schottischen Independenten, und West, ein verdorbener Jurist, durch Ermordung des Königs und seines Bruders Jakob den Zweck der Verschwörung auf dem kürzesten Wege erreichen zu können. Diese neue Verschwörung nannte man das Kornhauskomplott (the Ryehouse-plot), weil man an dem unweit London in Hertfordshire gelegenen Pachthofe Ryehouse, der einem der Mitverschworenen gehörte, und an welchem der König und sein Bruder auf der Rückreise von Newmarket oft vorbeikamen, beiden hatte auflauern wollen, um sie zu ermorden. Die Ausführung der blutigen That wurde zuerst vom November 1682 auf den 22. März 1683 und nachher noch auf einen anderen Termin verschoben. Während dieser Zeit wurde jedoch das Komplott durch ein Mitglied desselben, Keiling, der Regierung Ende Mai 1683 verraten. Mit der Entdeckung des Kornhauskomplotts sahen sich auch die Leiter der ausgedehnten Verschwörung sehr ge-

fährdet; der Herzog von Monmouth verbarg sich, Howard wurde aus einem Versteck hervorgezogen, auch die anderen Häupter kamen in Haft, nur Grey entkam. Lord Howard war niederträchtig genug, gegen seine Genossen als Zeuge aufzutreten. Von den letzteren haben William Russel und Algernon Sidney bei der Mit- und Nachwelt am meisten Teilnahme gefunden und sind von liberalen Schriftstellern mit einem ähnlichen Glanze, wie Brutus und Cassius, umgeben worden. Daß beide an jenem Kornhauskomplott nicht beteiligt waren, erkannten sowohl Rumsey und West als auch Lord Howard an. Russel wurde gleichwohl von den Geschworenen nach kurzer Beratung für schuldig erklärt und starb im Juli 1683 mit würdiger Fassung auf dem Schafott, nachdem der König das Anerbieten von 50 000 oder nach anderen sogar von 100 000 Pfund für die von ihm nachgesuchte Begnadigung ausgeschlagen hatte. Russel hielt bis an seinen Tod die Ansicht aufrecht, daß eine freie Nation ihre religiösen und politischen Rechte gegen Angriffe auch mit Gewalt verteidigen dürfe: vergebens drangen zwei Geistliche, Burnet und Tillotson, in ihn, daß er sich in seinen letzten Tagen anders aussprechen möge. Gegen Algernon Sidney war ebenfalls Lord Howard aufgetreten; der zweite Zeuge aber, den das Gesetz verlangte, war nicht herbeizuschaffen. Da half sich der Oberrichter George Jeffreys, indem er bei Sidney Haussuchung vornehmen ließ und ein dabei aufgefundenes, schon vor Jahren abgefaßtes Manuskript bei Gericht vorlegte; dieses Manuskript, welches republikanische Ansichten entwickelte, sollte nun nach dem Grundsatz: „Schreiben ist handeln" als vollgültiger zweiter Zeuge betrachtet werden. Auch Sidney wurde demnach verurteilt; er erlitt den Tod erst im Dezember 1683. Er starb wie ein Held. Wir können jedoch in betreff der äußeren Ruhe und Haltung, die er auf dem Schafott zeigte, in die Bewunderung der Engländer nicht einstimmen, weil dies mehr oder weniger von der physischen Konstitution abhängt. Wilhelm III. ließ nach seiner Thronbesteigung die Urteile gegen Russel und Sidney kassieren und die Ehre der beiden für wiederhergestellt erklären. Essex starb im Tower, wahrscheinlich durch Selbstmord; Hampden kam mit einer Geldstrafe von 40 000 Pfund davon. Ein anderer Mitverschworener, Holloway, ein Kaufmann aus Bristol, war nach Westindien entflohen, wurde aber von da zurückgeholt und enthauptet.

Der Herzog von Monmouth, der wahrscheinlich von dem Anschlage der Verschwörer niederer Sphäre nichts gewußt hatte, erhielt auf Lord Halifax' Verwendung vom Könige, welcher noch immer viel Zuneigung zu ihm hatte, Vergebung; er mußte aber seinen Vater und den Herzog von York demütig und fußfällig um diese Vergebung bitten. Dabei war er niederträchtig genug, die Leute anzuzeigen, welche um seinet-

willen alles gewagt hatten, und sich zu deren Verderben gebrauchen zu lassen. Ein Mann ohne Charakter, wie er war, hatte er kaum die mit dem großen Siegel versehene Akte, durch welche er in den vorigen Stand wiedereingesetzt wurde, empfangen, als er, der Denunziant und Verräter seiner Freunde, laut behauptete, er habe durchaus nichts gesagt, was irgend jemand nachteilig werden könne. Der König nötigte ihn hierauf, ein schriftliches Bekenntnis in derjenigen Form auszustellen, welche er selbst ihm vorschrieb. Auch dieses Bekenntnis forderte Monmouth unmittelbar nachher wieder zurück, obgleich der König ihm versprach, daß von demselben kein gerichtlicher Gebrauch gegen seine Freunde gemacht werden solle; er wurde jedoch nunmehr aus dem Lande gewiesen. Die französische Mätresse des Königs, die Herzogin von Portsmouth, hatte bisher dem Herzog von York entgegengearbeitet; sie hoffte vielleicht Erbansprüche für ihren eigenen Sohn, den Herzog von Richmond, zur Geltung bringen zu können.*) Nun aber söhnte sie sich mit Jakob aus und erhielt dafür die Erlaubnis, von den nächsten zehn französischen Geldsendungen jedesmal 10 000 Pfund für sich zu behalten.

Die gerichtlichen Verfolgungen hörten mit der Vernichtung der Häupter der Verschwörung nicht auf; sie wurden vielmehr immer häufiger. Sunderland hatte, obgleich er schon damals, wie viele seiner Kollegen, in engster Verbindung mit Wilhelm III. stand, dafür gesorgt, daß bereits vor dem Beginne von Algernon Sidneys Prozeß an die Spitze der Gerichte ein Mann gekommen war, welcher das Recht und die Gerechtigkeit weit weniger berücksichtigte, als die Gunst der Höfe. Auf seine Empfehlung war nämlich George Jeffreys zum Lord Oberrichter ernannt worden, obgleich der König lange Bedenken getragen hatte, diesen mittelmäßigen Juristen anderen verdienteren Männern vorzuziehen. Der Charakter des neuen Oberrichters und sein Benehmen gegen die Angeklagten sind von Macaulay mit großer Ausführlichkeit geschildert worden. Für unseren Zweck genügt die kurze Bemerkung, daß Jeffreys in den vielen Kriminalprozessen sein Richteramt in äußerst grausamer Weise verwaltete und dadurch in gleich wenig ehrenvoller Weise, wie der Kriminalist der französischen Schreckenszeit, Fouquier Tainville, unsterblich geworden ist. Während dieser Jurist durch Grausamkeiten und Konfiskationen sich um das monarchische Prinzip verdient machte, wollten auch die orthodoxen Theologen von

*) Von seiner früheren Geliebten Barbara Palmer, Herzogin von Cleveland, die aber, wie die Herzogin von Portsmouth, noch in seinen letzten Tagen um ihn war, hatte er drei anerkannte Söhne, die Grafen von Grafton, Southampton und Northumberland.

Oxford nicht zurückbleiben. Sie machten an demselben Tage, an welchem Lord Russel wegen seiner standhaften Verteidigung des Grundsatzes, daß die Unterthanen einem Regenten, welcher Eid und Pflicht gegen sie verletze, nicht länger Gehorsam schuldig seien, hingerichtet wurde, ihr berüchtigtes Edikt von der kirchlichen Verpflichtung zum passiven Gehorsam bekannt. In dieser Erklärung ward „zu Ehren der Heiligen Dreifaltigkeit" festgestellt: es sei ganz gegen die christliche Theologie, wenn jemand behaupte, daß die weltliche Regierung nicht auf einem göttlichen Rechte des Regenten, sondern auf irgend einer zwischen Volk und Fürst geschlossenen Übereinkunft (compact) beruhe, oder daß vermöge eines entweder stillschweigend bestehenden oder ausdrücklich geschlossenen Vertrages der Regent, wenn er nicht so regiere, wie er nach göttlichem und menschlichem Gesetze verpflichtet sei, das Recht verliere, welches er bis dahin gehabt habe. Alle Diener der Kirche, Katecheten und Kinderlehrer wurden von den geistlichen Herren ermahnt, diesen Satz vom göttlichen Rechte der Regenten, welcher eine höchst notwendige Kirchenlehre der anglikanischen Kirche (badge and character of the church of England) sei, ihren Schülern ja recht sorgfältig und gründlich einzuprägen. Zugleich ordnete die Universität an, daß die Schriften derjenigen Staatsrechtslehrer, welche hierüber anderes vorbrächten, also namentlich gewisse Werke von Milton, Buchanan und Baxter, in den Höfen der Kollegien verbrannt werden sollten. Gleichzeitig wurde der berühmte John Locke, der sich damals in Holland aufhielt, seiner Stelle am Christ-College in Oxford entsetzt*). Die gerichtlichen Verfolgungen wurden immer ärger: eine Stadt nach der anderen mußte ihre Privilegien einliefern und dagegen andere Statuten aus Karls Hand annehmen. An allen Ecken und Enden wurden Ströme von Blut vergossen, und Jeffreys führte noch dazu gegen alle diejenigen, die er grausam schlachten ließ, besonders gegen die Puritaner, eine empörende, bald drohende, bald schonungslos spottende Sprache. Dieser schreckliche Oberrichter bereicherte zugleich den Fiskus durch die hohen Geldbußen, welche er eintrieb, und durch die von ihm ungesetzlich verhängte Einziehung des Vermögens der Verurteilten.

Karls Bruder Jakob war längere Zeit ohne Anteil an der Verwaltung geblieben; jetzt aber, wo die Tories uneingeschränkt herrschten und alle diejenigen, welche von Verfassung redeten, mit gerichtlicher Verfolgung bedroht waren oder auch wirklich Opfer derselben wurden, hob Karl ihn wieder empor. Jakob erhielt seine frühere Stellung eines Großadmirals von England zurück und nahm wieder teil an den Be-

*) Neunzehn Jahre später wurde die Erklärung der Universität auf Befehl des Parlaments öffentlich verbrannt.

Jakob II., König von England.
(Nach dem Gemälde von G. Kneller.)

ratungen des Kabinetts oder des geheimen Rates. König Karl selbst begünstigte in seiner letzten Zeit unter dem Vorwande der Toleranz den Papismus und die Jesuiten, welche für denselben arbeiteten. Er hätte der Verfassung gemäß, als nach der Auflösung des Oxforder Parlaments drei Jahre verflossen waren, ein anderes berufen müssen; er that es aber nicht. Mit Jakobs Rückkehr nach England waren die Hoffnungen des Herzogs von Monmouth wieder erwacht, da Halifax ein Gegner des ersteren war und sich mit dem letzteren einließ. Monmouth war, als Karl ihn aus seiner Nähe verbannt hatte, nach Brüssel und dann in den Haag gegangen, wo er von dem Prinzen Wilhelm mit großer Freundlichkeit behandelt wurde. Halifax bewirkte nachher, daß er insgeheim und auf kurze Zeit nach England zurückkehren durfte und dort von seinem Vater die schönsten Versprechungen erhielt. Karl spielte nämlich die der Philosophie eines Buckingham und Hobbes würdige Rolle, die er bisher stets gespielt hatte, bis an das Ende seiner Tage fort. Er täuschte zugleich seinen Bruder und Halifax, ermunterte Monmouth und schickte doch seinen Bruder nach Schottland, um dort in seinem Auftrage mit königlichem Glanze ein Parlament zu halten. Er selbst hatte gar keine Religion: er stellte sich aber, als wenn er der orthodox-protestantischen anglikanischen Kirche aufrichtig angehöre. Als er jedoch in den ersten Tagen des Februar 1685 tödlich erkrankte, bemühten sich der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von Bath, welcher letztere persönlich bei Karl viel galt, vergeblich, ihn zu bestimmen, daß er das Abendmahl nach anglikanischem Ritus nehme. Die Herzogin von Portsmouth ließ durch den französischen Gesandten den Herzog von York benachrichtigen, daß der König ein guter Katholik sei. Jakob fragte den Sterbenden leise, ob er einen katholischen Priester wünsche; und als dieser lebhaft zustimmte, wurde der Benediktinermönch Huddleston herbeigeholt, der einst dem König auf seiner Flucht Hilfe geleistet hatte. Dieser hörte die Beichte Karls, erteilte ihm Absolution und versah ihn mit der letzten Ölung; nur die Grafen Granville und Feversham, beide Protestanten, aber der letztere ein Franzose von Geburt und Neffe Turennes, waren nebst dem Herzog von York anwesend. Der König starb am nächsten Morgen, den 6. Februar.

3. Jakob II. als Beherrscher von England.

Nach Karls II. Tode gelangte sein Bruder, Jakob II. (geb. 24. Oktober 1633), ohne irgend einen Widerspruch in den Besitz des englischen Thrones. Der neue König merkte nicht, daß die Männer, welche ihm am nächsten standen, Halifax, Godolphin, Sunderland und

der Graf von Rochester (Hyde), nicht sowohl in seinen Diensten, als vielmehr in denen seines Schwiegersohnes Wilhelm waren. Da er jedoch gleich fanatischen Weibern und Konvertiten nur darauf bedacht war, durch Recht oder Unrecht die Zahl der Bekenner seines Glaubens und den Einfluß derselben zu vermehren, so konnte er des Rates verständiger Männer ganz entbehren und hegte eine Kamarilla um sich, die ihn in seinem bigotten Eifer bestärkte. Überdies waren die genannten protestantischen Minister unter sich entzweit. Sunderland war mit Wilhelm III. verbunden; Halifax begünstigte den Herzog von Monmouth. Außerdem hatte Halifax den Grafen Rochester nicht nur um die Stelle eines Schatzmeisters gebracht, sondern er stiftete auch Kabalen, um denselben ganz zu stürzen: gerade Rochester aber wurde von König Jakob begünstigt, welcher sehr hartnäckig und von sich selbst im höchsten Grade eingenommen war, ohne jedoch dabei, wie sein Bruder, geradezu liederlich oder verschwenderisch zu sein. Rochester wurde daher wieder Schatzmeister und als solcher Präsident des Ministeriums; Sunderland blieb Siegelbewahrer; Godolphin, welcher das Schatzmeisteramt hatte aufgeben müssen, blieb als Kammerherr der Königin im Kabinett, in welchem vorerst auch Halifax, Guilford und Ormond ihre Sitze behielten. Rochesters älterer Bruder, der Graf von Clarendon, erhielt das geheime Siegel, welches Halifax aufgeben mußte. Der letztere wurde dagegen Präsident des Rats, was im Grunde eine bloße Ehrenstelle war. Guilford wurde Kanzler, mußte aber in gerichtlichen Dingen den Oberrichter Jeffreys zum Beisitzer nehmen. Dieser von einem Kuppler des Königs Karl förmlich für den Hof gedungene Jurist paßte ganz zu dem harten und grausamen Gemüte Jakobs. Daß von ihm Algernon Sidney gerichtlich gemordet worden war, wollen wir nicht, wie Macaulay thut, geradezu behaupten; dagegen opferte er aber unstreitig sehr viele andere Menschen der Härte und unversöhnlichen Rachsucht Jakobs. Dieser machte ihn dafür zum Peer und gab ihm einen Sitz im Kabinett.

Gleich nach dem Tode des Königs hielt Jakob im Staatsrat eine kurze Rede, in welcher er erklärte: mit Unrecht beschuldige man ihn der Vorliebe für Willkürherrschaft; er wisse wohl, daß die Gesetze von England ausreichten, ihn zu einem mächtigen König zu machen; auch die englische Kirche kenne er als in hohem Grade loyal und wolle sie schützen; überhaupt wolle er, ohne seine Rechte aufzugeben, die Rechte und Freiheiten anderer aufrecht halten. Diese Rede, auf welche der König sich viel zu gute that, wurde nach einer von ihm gebilligten Niederschrift in den Druck gegeben. Indessen wagte Jakob gleich nach seiner Thronbesteigung, die Messe zu besuchen, mit königlichem Pomp öffentlich in die katholische Kirche zu ziehen und alle diejenigen freizu-

lassen, welche als Rekusanten, d. h. als Leute, die sich von der Staatskirche getrennt hatten, nach den bestehenden Gesetzen ins Gefängnis geworfen worden waren. Dies kam freilich den protestantischen Dissenters mit Einschluß der Quäker ebenso wie den Katholiken zu gute; von den letzteren, die Jakob bald allen anderen Nichtkatholiken vorzog, wurden gegen 1500 aus der Haft entlassen. Von Ludwig XIV. erbettelten die Minister auch für den neuen König durch den französischen Gesandten Barillon auf eine ganz niederträchtige Weise Geldsummen. Diese fielen sehr unbedeutend aus; Jakob und seine Minister dankten aber wie Bettler für dieselben. Dessenungeachtet gedachten diese elenden Seelen, was Ludwig auch erkannte, den König von Frankreich zu betrügen; denn Jakob söhnte sich mit seinem Schwiegersohn Wilhelm aus und erneuerte die von seinem Bruder mit den Generalstaaten geschlossenen Verträge, welche dem Könige von Frankreich verhaßt waren. Zugleich war diesem der unvorsichtige Eifer bedenklich, mit welchem Jakob für den Katholizismus auftrat. Die Unterwürfigkeit der englischen Regierung ging so weit, daß Jakob und seine Minister sich wegen der Berufung eines Parlaments förmlich bei Barillon entschuldigten, und daß nach dem Eintreffen der ersten Geldsendung von Versailles ein außerordentlicher Gesandter nach Frankreich geschickt ward, um für dieselbe zu danken. Dieser Gesandte, auf dessen Gaben und persönliche Erscheinung man schon damals einen hohen Wert legte, war James Churchill, der spätere Herzog von Marlborough.

Im Mai 1685 berief Jakob das Parlament. Dieses bestand, weil in den beiden letzten Jahren Karls die Intriguen der Republikaner und Liberalen an den Tag gekommen waren und ein Schrecken auf dem Reiche ruhte, aus royalistischen Mitgliedern. Als daher von dem Budget und besonders von den dem Könige persönlich zu gewährenden Summen die Rede war, erhielt der sparsame König mehr, als er gefordert und als sein Bruder in den letzten Jahren je erhalten hatte. Auf Wein, Essig und Zucker wurde für fünf Jahre, auf fremde Leinwand für neun Jahre eine erhöhte Steuer gelegt. Auch als im Juni der Herzog von Monmouth, welcher nach seinem letzten Besuch bei Karl in den Haag zurückgekehrt war, zu höchst ungelegener Zeit an der Küste von Dorsetshire erschien, um seine eingebildeten Rechte mit Waffengewalt geltend zu machen, zeigte das Parlament vielen Eifer für den König. Es gewährte diesem nicht allein 400 000 Pfund, sondern es erklärte auch den Herzog für einen Hochverräter, setzte einen Preis auf seinen Kopf und traf besondere Verfügungen zur Sicherheit der Person des Königs.

Der Aufstandsversuch, welchen Monmouth zu gleicher Zeit mit einer in Schottland ausbrechenden Empörung machte, ging von den

Flüchtlingen aus, die sich teils infolge der vielen Konspirationen unter Karl II., teils wegen der furchtbaren, ganz willkürlichen Strafen, mit welchen in der letzten Zeit alle Freigesinnten bedroht worden waren, aus England gerettet hatten. Alle Provinzen der Niederlande wimmelten damals von englischen und schottischen Emigranten, welche schon unter Karl II. die Stadt Rotterdam zu ihrem Sammelplatze gemacht hatten. Sie glaubten steif und fest an alle die Lügen, welche Titus Oates, Bedloe und Konsorten dem englischen Parlament verkauft hatten, und haßten die Papisten tödlich. Als Karl gestorben war, lebten sie der festen Überzeugung, sie dürften nur bewaffnet in England erscheinen, um mit offenen Armen aufgenommen zu werden und die Papisten aus dem Lande treiben zu können. Die Schotten unter ihnen wandten sich an den Herzog von Argyle, welcher seit dem Mißlingen seiner Unternehmungen in Schottland zu Loewaarden ganz zurückgezogen lebte. Die Engländer dagegen baten den Herzog von Monmouth, sich an ihre Spitze zu stellen. Argyle bedachte sich längere Zeit, ob er dem Rufe der Emigranten folgen solle. Auch Monmouth, der im Haag vom Prinzen Wilhelm und dessen Gemahlin mit großer Aufmerksamkeit behandelt worden war und dort im höchsten Glanze gelebt hatte, würde abgelehnt haben, wenn er nicht von Wilhelm, seinem Schwiegervater zu Gefallen, aus dem Haag weggeschickt worden wäre und sich zu Brüssel in einer unbehaglichen Lage befunden hätte. Er eilte sogleich nach Rotterdam. Argyle dagegen begab sich, obgleich er schon nach Amsterdam gegangen war und dort von seinen Anhängern eine Geldsumme zur Ausrüstung erhalten hatte, ungern nach Rotterdam. Er traf dort mit dem Herzoge von Monmouth zusammen: da er diesem nicht nachstehen wollte, so vereinigten sich beide dahin, daß Monmouth selbst in England, Argyle zu Gunsten Monmouths in Schottland sein Glück versuchen sollte. Beide erließen hierauf ein heftiges Manifest gegen Jakob.

Argyle eilte voraus und landete schon in der ersten Woche des Mai mit einigen Hundert Mann auf den Orkneyinseln und dann an verschiedenen anderen Punkten der Nordküste. Er fand sich jedoch in seinen Erwartungen getäuscht. Der Rat zu Edinburg hatte im voraus alle nötigen Maßregeln getroffen, um seinen Marsch aufzuhalten, und zugleich Schiffe ausgerüstet, die sich alsbald der von ihm in Holland gekauften Fahrzeuge und der auf denselben befindlichen Kriegsmaterialien bemächtigten. Schon am 17. Juni ward er mit der kleinen Schar, welche damals noch bei ihm war, so eng eingeschlossen, daß er in Begleitung Follartons sich durch die Flucht zu retten suchte. Verwundet geriet er auf der Flucht in einer sumpfigen Gegend in die Gewalt seiner Verfolger, denen er sich zu erkennen gab; zwei Tage nachher

wurde auch der kleine Rest seiner Begleiter gänzlich zerstreut. Man brachte ihn nach Edinburg, wo er barfuß, vom Henker begleitet, durch die Hauptstraße geführt wurde. Vor Gericht benahm er sich äußerst würdig und gab keinen Mitschuldigen an. Da er schon 1681 zum Tode verurteilt worden war, so bedurfte es, um ihn hinrichten zu können, nur der königlichen Erlaubnis zur Vollziehung des früheren Urteiles. Diese Erlaubnis erteilte der hartherzige, keines Erbarmens fähige Jakob mit Vergnügen; am 20. Juni 1685 wurde Argyle hingerichtet und sein Kopf öffentlich ausgestellt.

Das Unternehmen des Herzogs von Monmouth in England war ebenso leichtsinnig begonnen worden und endigte ebenso traurig, wie Argyles Abenteuer in Schottland. In Holland traf Wilhelm III. auf Begehren des englischen Gesandten Maßregeln gegen das Unternehmen, für welche sich Jakob sehr dankbar aussprach; die Stadt Amsterdam aber, welche der Hauptsitz der englischen Flüchtlinge war, erklärte von nichts zu wissen. Monmouth fuhr ungehindert ab und landete am 11. Juni 1685 mit einem Kriegsschiffe von 32 Kanonen und vier kleinen Fahrzeugen in dem Hafen Lyme in Dorsetshire. Er war nur von 80 Emigranten und ebensovielen Dienern und persönlichen Anhängern begleitet; allein er rechnete auf die Protestanten Englands sowie auf den Anspruch an die Krone, den er von seiner allerdings sehr unvollständigen Legitimation durch Karl II. herleitete, und hatte deshalb auch vollständige Ausrüstung für 5000 Mann, Reiterei und Fußvolk, mitgebracht. Unmittelbar nach seiner Landung erließ er ein Manifest, in welchem er erklärte, daß er das Recht, das er als Königssohn an den Thron habe, dem Ansehen, der Weisheit und Gerechtigkeit des Parlaments anheimstelle und daher vorerst nur als Generalkapitän der protestantischen Heeresmacht in England auftrete. Aber in demselben Manifest waren die wildesten Schmähungen gegen König Jakob enthalten; derselbe wurde beschuldigt, nicht nur den Tod des Richters Godfrey und des im Kerker verstorbenen Grafen Essex veranlaßt, sondern auch seinen Bruder, König Karl, vergiftet zu haben. Da in Dorsetshire und dem benachbarten Devonshire die Zahl der Republikaner sehr groß war, so hätten sich vielleicht, wenn Monmouth mit Vorsicht aufgetreten wäre, nach und nach viele Leute um ihn gesammelt: allein er brach schon sechs Tage nachher das öffentlich gegebene Versprechen, nur auf den Rang eines Generals Anspruch zu machen. Zu diesem Schritte ließ er sich durch die ihn umgebenden Schmeichler und durch die glänzende Aufnahme bewegen, die er in der Stadt Taunton fand. Hier überreichten ihm Jungfrauen in feierlichem Zug eine prachtvoll gestickte Fahne und eine kostbare Bibel. „Die Wahrheiten," erwiderte er, „die in diesem Buch enthalten sind, will ich mit meinem

Blute verteidigen." Er nannte sich nunmehr König Jakob II.; seine Anhänger aber gaben ihm, um Mißverständnisse zu vermeiden, den sonderbaren Namen König Monmouth. Von Taunton marschierte er nach Bridgewater, wo er ebenfalls freudig aufgenommen wurde, weil dort nicht, wie in den meisten anderen Städten, der Magistrat nach dem Belieben des Königs Karl geändert worden war. Als er von Bridgewater weiter zog, hatten sich etwa 6000 Mann um ihn gesammelt: die mitgebrachten Waffen reichten aber für diese Zahl nicht aus, und die Leute mußten sich zum Teil mit Piken und Sensen bewaffnen. Auch befand sich unter seinen Anhängern nur ein Peer, Lord Grey, der die Reiterei befehligte, aber wenig vom Krieg verstand. Monmouths Schar konnte es unmöglich mit der regelmäßigen Landwehr, welche von allen Seiten gegen sie herangeführt wurde, aufnehmen, noch viel weniger aber mit den schon unter Karl II. errichteten stehenden Truppen, welche von Churchill (später Marlborough) und von Feversham befehligt wurden. Bei seinem weiteren Marsche wurde Monmouth weder in Bristol noch in Bath eingelassen. Er zog darauf einige Zeit hin und her, bis ihn das königliche Heer ereilte und am 6. Juli bei Sedgemoor in Somersetshire angriff. Seine Schar wurde geschlagen, er selbst auf der Flucht, in Verkleidung, tief unter Farnkraut versteckt und halb verhungert, gefangen genommen und mit Lord Grey nach London gebracht.

Der Herzog war, wie man sagt, auf dem Schlachtfelde nicht feige gewesen; in der Gefangenschaft dagegen bewies er sich, wie er stets gethan hatte, niederträchtig und verächtlich. Er schrieb gleich anfangs einen erbärmlichen Brief an den König, der ihn tödlich haßte, bat um Gnade, schob alle Schuld auf seine Freunde und versprach, wenn er eine Audienz erhalte, diese zu verraten. Jakob seinerseits war niederträchtig genug, diese Audienz zu gewähren, obgleich er im voraus entschlossen war, den Herzog nicht zu begnadigen. Mit auf den Rücken gebundenen Händen wurde Monmouth vor den König geführt; er warf sich diesem zweimal zu Füßen und flehte mit Thränen um Gnade. Er schob alle Schuld auf seine Ratgeber; die schmähende Erklärung, die zu Lyme erlassen worden sei, habe er unterschrieben, ohne sie zu lesen. Jakob entließ ihn mit dem Bescheid, daß er durch die Annahme des Königstitels die Begnadigung unmöglich gemacht habe. Bekehrt aber hätte er ihn gern: er erinnerte ihn deshalb auch daran, daß er seinen ersten Unterricht bei den Vätern des Oratoriums in Paris erhalten habe, und fragte ihn, ob er nicht, um katholisch zu sterben, den Beistand eines katholischen Priesters wünsche; Monmouth wollte sich aber nur unter der Bedingung, daß er begnadigt werde, bekehren lassen. Auch Lord Grey hatte eine Audienz beim Könige. Er zeigte sich fest

und männlich, ohne grob zu sein, denunzierte niemand und bat nicht um Gnade. Er wurde dem Gerichte übergeben und von diesem zum Tode verurteilt, erhielt aber vom Könige Begnadigung. Monmouth war schon früher vom Parlament als Hochverräter verurteilt worden; der König hatte also nur den Befehl zu erteilen, daß dieses Urteil binnen zweimal 24 Stunden vollzogen werden solle. Monmouths Hinrichtung (15. Juli 1685) war durch die Ungeschicklichkeit des Scharfrichters so gräßlich, daß dieser nur mit Mühe aus den Händen der erbitterten Volksmasse gerettet werden konnte, und daß seit jener Zeit der Name des ungeschickten Scharfrichters (John Ketch), welcher früher auch dem Lord William Russel ein schmerzvolles Ende bereitet hatte, ein Beiname aller Henker geworden ist. Übrigens soll Monmouth selbst den Scharfrichter dadurch außer Fassung gebracht haben, daß er, bevor er sein Haupt auf den Block legte, ihm einige Goldstücke schenkte mit der Bitte, er möge ihn nicht, wie einst den Lord Russel, zerfleischen.

Jakob hatte gleich nach seiner Thronbesteigung das dreifache Glück, daß sein erstes Parlament ein sehr willfähriges war, daß zwei seiner Hauptgegner ihm mutwilligerweise Gelegenheit gaben, seine Feinde zu vernichten, und daß sowohl das Parlament als die Gerichte einen ebenso allgemeinen Schrecken über das ganze Reich verbreiteten, wie er etwa in Frankreich 1793 herrschend war. Was das letztere betrifft, so wollen wir dem Oberrichter Jeffreys nicht auf seinen unerhört grausamen und brutalen gerichtlichen Expeditionen folgen, und ebensowenig die Grausamkeiten des ihm ganz ähnlichen Obersten Kirk berichten, welcher als Kommandant von Tanger und unter Afrikanern zum Barbaren geworden war und die Exekutionen im Westen leitete, wo man das Martialgesetz verkündigt und Kriegsgerichte errichtet hatte. Jeffreys, jetzt Oberrichter, Kanzler und Großsiegelbewahrer, übertraf den Obersten Kirk noch an Grausamkeit, Grobheit und Härte. Dies wird schon aus der bloßen Angabe hervorleuchten, daß er auf einer der „blutigen Rundreisen (bloody circuits)", die er behufs der Aburteilung durch die Geschworenengerichte machte, 300 oder, wie Burnet behauptet, sogar 600 zum Teil angesehene Personen hinrichten ließ. Viele andere Menschen erlitten grausame Peitschungen oder wurden deportiert. Die Zahl derer, welche zur Deportation verurteilt wurden, soll 655 betragen haben: ihre Strafe bestand darin, daß man sie auf die westindischen Inseln brachte und dort als Sklaven verkaufte. Besonders zeigte sich Jeffreys als Todfeind aller Presbyterianer, deren singenden Ton er bei den Gerichtsverhandlungen nachahmte; die Angeklagten, auch Frauen und Geistliche, wurden von ihm, namentlich wenn er betrunken war, heftig angefahren und überschrieen. Das erste unter seinen vielen

Opfern, in Winchester, war eine Witwe, welche zwei Flüchtlinge, darunter einen Geistlichen, beherbergt hatte. Jeffreys setzte es mit seinem Poltern durch, daß dieselbe zum Feuertod verurteilt wurde; und ungeachtet eifriger Verwendung von seiten Fevershams und Clarendons war der König grausam genug, sie zur Enthauptung zu begnadigen. Am ehesten war der Oberrichter noch mild gegen sehr reiche Angeklagte, mochten sie auch zu den Hauptschuldigen gehören. Mit den nicht zum Tode Verurteilten wurde förmlich Handel getrieben. Den Verkaufspreis für diejenigen, welche nach Westindien als Sklaven verkauft wurden, wies man Günstlingen zu. Von den Mädchen in Taunton, die dem Prätendenten eine Fahne überreicht hatten, waren zwei während eines rohen Gerichtsverfahrens gestorben. Die übrigen, deren mehrere nicht über zehn Jahre alt waren, wurden den Hofdamen der Königin überlassen, und diese erpreßten für ihre Freilassung einige Tausend Pfund. Auch in Schottland wurden besonders die Puritaner verfolgt; und zwar geschah dies mehr auf militärische, als auf gerichtliche Weise, während in England auch der grausamste Richter an eine feste Regel gebunden war. Jakob haßte als Stuart und guter Papist die Puritaner tödlich und suchte sie auszurotten. Sie wurden daher auf jede Art verfolgt und gequält. Dagegen begünstigte er neben den Katholiken die ganz entgegengesetzte Religionspartei der Quäker, weil ihr damaliges Oberhaupt, der sanfte und milde William Penn, ein vortrefflicher Hofmann war und, wie im folgenden Jahrhundert der Gründer der nordamerikanischen Republik, Benjamin Franklin, vermittelst der seiner Sekte eigenen frommen Schlauheit zugleich mit Gott und mit dem Teufel — wenigstens mit dem Mammon — in gutem Verhältnisse zu stehen verstand, wiewohl wir Penns Tugenden ebensowenig leugnen können und dürfen, wie die Verdienste Franklins. William Penn, Sohn eines berühmten Admirals, hatte gegen das Ende von Karls Regierung, zur Tilgung einer alten Schuld des Staates an seine Familie, einen sehr großen Strich Landes in Nordamerika, das nach ihm benannte Pennsylvanien (Penns Waldland), erhalten. In dieses Land, welches damals nur erst von Jägern bewohnt war, hatte Penn schon früher seine überall verfolgten Glaubensgenossen als Kolonisten eingeladen. Die Zahl derer, welche seinem Rufe folgten, war unter Karls Regierung noch nicht bedeutend gewesen: unter Jakob dagegen vermehrte sie sich ungemein, weil Penn bei dem grausamen und blutgierigen Tyrannen in ganz besonderer Gunst stand und zugleich sehr reich war. Penn war ein so guter Hofmann, daß die Freunde konstitutioneller Formen, deren Verbesserung nach seiner und seinesgleichen Meinung nur durch Beten und Singen, nicht durch Widerstand gegen die Tyrannen erlangt werden darf, ihn einen Katholiken oder gar

Jesuiten schalten, da durch seinen Einfluß allerdings das weltstürmende Prinzip der ersten Quäker ganz verschwand. Auf Penns Verwendung erhielten, wie wir oben berichtet haben, gleich nach Jakobs Thronbesteigung mehr als 1500 Quäker, welche ihres Glaubens wegen eingekerkert worden waren, ihre Freiheit wieder, und diese bevölkerten dann mit vielen anderen ihrer Glaubensgenossen das Land Pennsylvanien. Da Penns Bemühungen sich nicht auf seine eigenen Glaubensgenossen beschränkt, sondern auf alle ihrer religiösen Ansichten wegen Verhafteten erstreckt hatten und daher infolge derselben ebensoviele Katholiken befreit worden waren, so schalt man ihn einen frommen Achselträger.*) Das Geschlecht solcher Leute ist bekanntlich in bewegten Zeiten, wie die damaligen waren, am allerschädlichsten. Dies wird genügend durch die Geschichte unserer Zeit bewiesen, in welcher Leute, die den Umständen dienen und bald so, bald so den Mantel tragen, so zahlreich sind.

Das Parlament kam dem neuen König vom ersten Augenblicke an auf jede Weise entgegen. Es gewährte ihm große Summen Geldes; es leistete ihm Beistand gegen die Whigs; es erließ Beschlüsse gegen die ihm Widerstrebenden und billigte alle grausamen Verfolgungen. Jakob glaubte daher so sicher auf dasselbe rechnen zu können, daß er selbst sagte, mit Ausnahme von etwa 40 Mitgliedern bestehe das Unterhaus aus lauter Männern, die er, wenn ihm selbst die Wahl zugestanden hätte, auch gewählt haben würde. Dabei gewährten die damals bestehenden Gesetze ihm noch den Vorteil, daß er dieses gefällige Parlament bis ans Ende seiner Regierung beibehalten durfte. Auch dieses Parlament war jedoch keineswegs willens, die drei Punkte zu gewähren, die dem Könige am meisten am Herzen lagen. Diese Punkte waren: das, was wir jetzt eine Civilliste auf Lebenszeit nennen, ferner die Zulassung von Katholiken zu allen Stellen oder mit anderen Worten die Aufhebung der Testakte und endlich der Widerruf der Habeaskorpusakte. Jakob mißbrauchte, als er nach Argyles und Monmouths Besiegung und nach den gegen so viele seiner Unterthanen geübten Grausamkeiten und Willkürlichkeiten den Gipfel der Macht erstiegen hatte, die in seinen Händen ruhende Gewalt auf eine ganz unüberlegte Weise und stürzte sich dadurch ins Verderben. Hätte er die genannten Wünsche durchgeführt, so würde er dem Ausland gegenüber eine stolze

*) Die Art, wie William Penn unter Jakobs tyrannischer Herrschaft und auch sonst die Umstände zu benutzen wußte, ist von Macaulay in seiner, aber sehr abgünstiger Weise geschildert worden. Da nun Penn von einer ganzen Religionsgemeinde als Patriarch verehrt wird, so hat sich hierüber eine heftige Polemik entsponnen, in welcher hauptsächlich Dixon, der Biograph Penns, die Sache des berühmten Mannes geführt hat.

Haltung angenommen und die schmähliche Unterwürfigkeit gegen den französischen König beseitigt haben. Die Sache ließ sich so an: kurz nach Monmouths Falle schloß er ein Schutzbündnis mit den Generalstaaten, ohne darüber mit Barillon oder mit Ludwig XIV. Rücksprache zu nehmen. Beide waren darüber um so mehr betroffen, als Wilhelm III. damals schon an jenem Bunde gegen Frankreich arbeitete, der später in Augsburg zum Abschluß kam. Aber Jakob konnte im Innern seine Entwürfe nicht ausführen. An die Zustimmung des Parlaments zur Aufhebung der Testakte und der Habeaskorpusakte war durchaus nicht zu denken. Ebensowenig war das Parlament geneigt, dem Könige die größeren Geldsummen zu gewähren, deren er besonders zur Bezahlung der Truppen bedurfte, die er nach der Unterdrückung der Aufstände beibehielt. Der Wunsch, ein stehendes Heer zu halten, war allerdings bei der damaligen Lage Europas ganz berechtigt. Schon Karl II. hatte in seiner letzten Zeit einige Regimenter werben lassen und dadurch, daß er mit denselben die Besatzung von Tanger, welche dort nicht mehr nötig war, vereinigen ließ, ein Heer von 6000 Mann auf die Beine gebracht. Freilich stand dasselbe zum Teil im Solde der Generalstaaten, konnte aber jeden Augenblick nach England berufen werden. Jakob selbst würde demnach ein stehendes Heer, wenn es nicht gar zu stark war, auch ohne die Mitwirkung des Parlaments haben unterhalten können, um so mehr, als er sparsam war und Jeffreys den Fiskus durch Konfiskationen und unerhört hohe Geldstrafen sehr bereichert hatte. Allein er hatte gleich anfangs innerhalb weniger Monate das Heer bis auf 20 000 Mann vermehrt, und diese erforderten, wie Macaulay, auf Barillons Zeugnis gestützt, behauptet, jährlich 600 000 Pfund, während Karl für sein Heer nur halb soviel gebraucht hatte. Eine solche Ausgabe war ohne neue Geldbewilligungen nicht zu bestreiten: zu diesen würde sich aber, bei dem eingewurzelten Widerwillen gegen ein starkes stehendes Heer, das Parlament nie verstanden haben. Jakob mußte daher, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, die Vertreter der Nation zu umgehen suchen. Daß dies seine Absicht sei, kündigte er selbst im November 1685 seinem wieder versammelten Parlament an, indem er ihm erklärte: der Fortgang der letzten Empörung habe gezeigt, wie wenig die Miliz in unruhigen Zeiten genüge; er werde zur Unterhaltung des Heeres, das er vergrößert habe, mehr Geld fordern; auch habe er in demselben Heere katholische Offiziere angestellt, welche den Testeid nicht geleistet hätten. Diese Erklärung hatte die unmittelbare Folge, daß in dem Parlament, welches dem Könige bisher ganz ergeben gewesen war, eine Oppositionspartei entstand. Es war dasselbe Jahr, in welchem Ludwig XIV. durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes den Protestanten in Frankreich alle ihnen zugesicherten Rechte

entzogen hatte. Dies erhöhte das Mißtrauen der Engländer gegen ihren König, obwohl derselbe zur Unterstützung einwandernder Hugenotten einiges Geld hergab. Zu gleicher Zeit erregte Jakob durch seine Unbesonnenheit sowohl bei seinen eigenen Beamten, als auch bei den ihm gewogenen fremden Regierungen Bedenklichkeiten und Unwillen. Die protestantischen Adligen verließen seinen Dienst, und sogar Leute, wie Halifax war, entsagten ihren Stellen. Ludwig XIV. und selbst der Papst Innocenz XI. (Odescalchi) wurden über Jakobs thörichten Eifer, seinen Papismus unnötigerweise öffentlich kundzugeben, unwillig, da er nicht nur den päpstlichen Nuntius an seinem Hofe, den Grafen Ferdinand von Adda, mit auffallender Auszeichnung behandelte, sondern auch dem englischen Gesandten am päpstlichen Hofe den Befehl erteilte, seinen Einzug in Rom mit großem Pomp zu halten. Jakob ließ sich als echter Stuart weder durch die Bedenken des Papstes, noch durch die Vorschläge Ludwigs von neuen unüberlegten Schritten zurückhalten und kümmerte sich ebensowenig um die veränderte Stimmung seines Parlaments, in welchem nach seinem eigenen Geständnisse noch um die Mitte des Jahres 1685 elf Zwölftel ihm unbedingt ergeben gewesen waren.

In Bezug auf das stehende Heer gab das Unterhaus seine Mißbilligung dadurch zu erkennen, daß es nur die Hälfte der Summe bewilligte, welche Jakob für dasselbe gefordert hatte. Die Ankündigung, daß katholische Oberoffiziere ernannt seien, wurde durch einen Protest und durch eine Adresse beantwortet, in welcher das Parlament um die Beseitigung aller gesetzwidrigen Anstellungen bat. Jakob war unvorsichtig genug, gleich seinem Großvater das Unterhaus deshalb in unköniglicher Weise zu schelten. Dieses beharrte jedoch auf seinem Widerstande. Selbst im Oberhause, dessen Sitzungen Jakob regelmäßig beiwohnte, erhoben sich Stimmen gegen die bedenklichen Schritte, durch welche der König das Parlament zum Mitschuldigen seiner Verfassungsverletzung machen wollte; am entschiedensten sprachen sich nächst Halifax der Graf von Devonshire und der Bischof von London aus; der letztere wurde deshalb aus dem Staatsrat entfernt. Jakob gab die Hoffnung auf, das Parlament zu gewinnen, und vertagte dasselbe vom November 1685 auf den 10. Februar 1686. Dann suchte er nach dem Rate einiger an chicanösen Auskunftsmitteln reichen Juristen seinen Zweck auf einem anderen Wege zu erreichen. Zu diesen gehörte Jeffreys, der nach seiner Rückkehr von den blutigen Assisen in Windsor „wegen der hervorragenden guten Dienste, die er der Krone geleistet," zum Lordkanzler ernannt worden war. Da Jakob indes den Widerstand des Parlaments fürchtete, so vertagte er dieses bis zum Mai und dann noch einmal bis zum November. Der erwähnte Rat, den man ihm gegeben

hatte, bestand darin, daß er zwei bis dahin nicht genau begrenzte und in ihrer Anwendung beschränkte Rechte der englischen Könige, das kirchliche Supremat und die Befugnis, von den auf gewisse Vergehen gesetzten Strafen zu dispensieren, für seine Zwecke in Anwendung bringen solle. Jakob befolgte diesen Rat und zeigte dem Kabinett an, daß er zwar nicht, wie ehemals das Cabal-Ministerium gethan hatte, den Katholiken eine allgemeine Befreiung von den Gesetzen, durch welche sie von allen Ämtern ausgeschlossen wurden, gewähren, wohl aber allen denen, die er für ein Amt bestimme, die auf die Annahme desselben gesetzten Strafen erlassen werde. Diese Ausdehnung des königlichen Dispensationsrechtes sollte durch die Oberrichter von England förmlich anerkannt werden. Die Mehrzahl derselben erklärte jedoch, als die Sache in öffentlicher Gerichtssitzung gründlich geprüft wurde, des Königs Behauptung für unhaltbar. Jakob war hierauf unvorsichtig genug, diese Mehrzahl zu entfernen und an ihre Stelle Leute einzusetzen, welche ihm recht gaben.*) Dadurch wurde die Unzufriedenheit des Volkes vermehrt, und es wurden zugleich die Tories, die ihm bisher so treu zur Seite gestanden hatten, aufs äußerste erbittert. Inzwischen hatte der König auch den flüchtigen Hugenotten gegenüber seine wahre Gesinnung geoffenbart. Einer der angesehensten unter diesen, Jean Claude, hatte in Frankreich eine Schrift über die Leiden seiner Genossen veröffentlicht. Diese Schrift wurde nun in England vom Henker verbrannt. Die Sammlungen für die Unglücklichen, die Jakob erlaubt hatte, ergaben zu seinem großen Ärger die bedeutende Summe von 40 000 Pfund; er aber verfügte eigenmächtig, die Unterstützung solle nur denjenigen zukommen, welche das Abendmahl nach englischem Ritus nehmen würden. Da nun die Flüchtlinge Calviniſten waren, so wurden die Beiträge ihrem Zweck entfremdet. Gleichzeitig ließ er mit großem Pomp seinen Gesandten, Castelmaine, in Rom einziehen: dieser hatte nebenbei den Auftrag, für den Jesuitenpater Petre, der zu Jakobs vertrautesten Ratgebern gehörte, den Kardinalshut zu erbitten. Innocenz XI. selbst, weltkundiger als der beschränkte König, war mit diesem Übereifer keineswegs zufrieden.

Sobald der König ein ihm ergebenes Tribunal von zwölf Richtern beisammen hatte, wurde die Anklage eines von ihm dispensierten katholischen Offiziers, Sir Eduard Hales, in der ausdrücklichen Absicht veranlaßt, das Ansehen jenes Gerichtes für die Rechtmäßigkeit der königlichen Dispensationen anführen zu können. Dasselbe sprach sich, mit elf Stimmen gegen eine, für die Ansicht des Königs aus. Dann ging

*) Zu diesen gehörte Christopher Milton, ein unwürdiger Bruder des großen Dichters.

dieser auf seinem Wege rasch weiter vor und übte auch das Supremat nach seinem Sinn. Er vergabte Pfründen und Bistümer der anglikanischen Kirche an Katholiken. Er ernannte unter dem Vorsitze seines groben und grausamen Kanzlers Jeffreys eine sogenannte Hohe Kommission, um Bischöfe und Prälaten, die des katholischen Königs Verfügungen in der protestantischen Kirche nicht anerkennen wollten, zur Verantwortung zu ziehen und zu strafen. Diese Kommission, zu welcher Jeffreys selbst gehörte, lud den Bischof von London, Compton, vor. Er wurde von ihr, nachdem jener ihn hart angefahren hatte, abgesetzt und die Verwaltung seines großen Sprengels zwei Mitgliedern der schlimmen Kommission übertragen: doch durfte er den bischöflichen Palast Lambeth in dem Stadtteile Southwark und die Einkünfte seines Bistums behalten. Nachher wurden Katholiken auch zu Mitgliedern des geheimen Rats ernannt: Jesuiten, Franziskaner und andere Ordensbrüder, denen gesetzlich der Eintritt ins Reich versagt war, zeigten sich jetzt überall und ließen Kirchen und Kapellen bauen. Mitten in der Hauptstadt, an der Stelle, an welcher früher das Johanniskloster gestanden hatte, wurde ein neues Kloster erbaut. Außerdem erhielten die Franziskaner ein Kloster in Lincolns-Inn-Fields sowie die Karmeliter in der Altstadt (city) und die Benediktiner im St.-James-Palast. Auch für die Jesuiten ward ein Kollegium (Kirche und Schule) erbaut, das bald gegen 400 Schüler zählte. An der Universität Oxford wurde eine der höchsten und einflußreichen Stellen, die eines Dekans von Christchurch, einem Katholiken von schlechtem Rufe, einem gewissen Massey, verliehen, der alsbald in dem Kollegium die Messe zu lesen begann.

Gleich darauf ward auch in Schottland eine willkürliche Regierung eingeführt, das Parlament vertagt und die Ausübung des katholischen Gottesdienstes in Privathäusern für erlaubt erklärt. In Irland wurde Clarendon aus seinem Amt als Statthalter entlassen und durch Tyrconnel ersetzt, welcher dann die protestantischen Offiziere verabschiedete und ein katholisches Heer bildete, das man auch in England zu gebrauchen beabsichtigte. Die entlassenen Offiziere suchten und fanden in den Niederlanden bei dem Prinzen Wilhelm Aufnahme. Zu derselben Zeit, als Clarendon und seine ganze Familie, welche mit Jakob von seiner ersten Gemahlin her verwandt war, in Ungnade fielen, wurde auch Rochester entlassen (Ende 1686), und der König war fortan nur noch von Männern umgeben, welche entweder als Katholiken im ganzen Lande verhaßt und gefürchtet wurden oder, wie Sunderland und Godolphin, ihn bereits verraten und verkauft hatten.

4. Ludwigs XIV. despotisches Verfahren gegen den Papst, die Jansenisten und die Hugenotten.

Da wir uns überall auf die bloße Zusammenstellung der Thatsachen beschränken und keine andere Absicht haben, als die Leser bescheiden und ohne allen Anspruch auf Genialität und Darstellungskunst zu belehren, so haben wir über Ludwig XIV. kein allgemeines Urteil zu fällen. Ludwig war eigentlich nur ein König des hohen Adels und der Höfe, nicht des Volkes; dieses wurde vielmehr der Größe geopfert, nach welcher Ludwig strebte, und die noch jetzt das Ideal der Franzosen ist. Mögen wir daher auch über ihn und seine Lobredner denken, wie wir wollen, er war und blieb das Muster absoluter Regenten. Seine Einrichtungen und Anstalten, die von ihm eingeführte Etikette, seine Pracht, seine Art, Wissenschaft, Kunst und sogar Poesie auf dieselbe Weise wie diplomatische Fähigkeiten und militärische Verdienste zu belohnen, sein und seines Hofes Geschmack in Hausrat, Kleidung und Wohnung dauerten in ihren Wirkungen bis auf unsere Tage fort. Sein Grundsatz, daß Heeresmacht, Gewalt und großer Reichtum Quelle des Rechtes und des Guten seien, herrschte in ganz Europa. Seine Art, über Religion und Kirche zu denken und zu schalten, sehen wir zuweilen sogar von protestantischen Regenten und Prälaten angenommen. Bei vielen gilt die Ansicht, daß Ludwig und die englische Aristokratie, beide in ihrer Art, das beste Muster einer Regierung seien, welche den Völkern frommt oder wenigstens gefällt und dauernden Ruhm verleiht. Die politische Bedeutung der Parlamente wurde unter Ludwig XIV. nicht nur auf ein sehr geringes Maß zurückgeführt, sondern sie waren zuletzt bloße Werkzeuge, deren er sich zur Durchführung seiner Absichten bediente. Bekannt ist die Scene, die er bereits zu Mazarins Zeit als siebzehnjähriger Jüngling veranstaltete. Er hatte im März 1655 zu Paris eine Reihe von Steuereditten in seiner Gegenwart vom Parlament registrieren lassen; dasselbe hatte jedoch nachträglich beschlossen, diese Edikte in einer Versammlung seiner vereinigten Kammern zu prüfen. Als der junge Fürst hiervon Kunde erhielt, begab er sich am 13. April von Vincennes nach Paris, trat in Reisekleidern, im Überrock, in Stiefeln und mit grauem Hut ins Parlament ein, schalt heftig die Versammelten und erklärte, diese gemeinschaftlichen Sitzungen hätten stets Unheil gebracht, und er wolle sie nicht dulden. So entscheidend, wie man es zuweilen darstellt, war dieses Auftreten jedoch nicht; ja Mazarin lenkte damals ein und ließ einiges in den Edikten nach dem Wunsch des Parlaments abändern. Mitunter wird angegeben, Ludwig habe damals die bekannten Worte gesprochen: „L'état c'est moi (der Staat bin ich)." Bezeichnend

für seine Sinnesweise, wie dieselbe sich allmählich entwickelte, mögen diese Worte sein; es ist aber überhaupt nicht erwiesen, daß er sie in dieser Form angewandt hat, obwohl er sich gewiß daran gewöhnte, das Königtum als die Stellvertretung und sich selbst als den alleinigen Inhaber der Staatsgewalt und des nationalen Ansehens zu betrachten, das nach keiner Seite hin Rechenschaft schuldig sei.*) Dieser Ansicht gemäß unterdrückte er früh den schwachen Widerstand, den er von den Parlamenten erfuhr, und gebot im Jahr 1673, es müsse jede seiner Verordnungen ohne weiteres registriert werden; es dürften zwar binnen einer kurzen Frist Gegenvorstellungen eingereicht werden; was er aber auf diese erwidere, sei alsdann ohne alle Bemerkung bei strenger Strafe als unbedingt gültig einzutragen. Auch die Provinzialstände mußten sich demütig fügen, wie denn der Präsident der Stände von Burgund erklärte, für Franzosen sei das Vaterland gleichbedeutend mit dem König. Die Härte dieser Auffassungen milderte Ludwig durch seine unerreichte Meisterschaft in der Repräsentation, durch gewinnende Haltung bei öffentlichen Veranlassungen und durch jene geflissentliche Teilnahme für alles Bedeutende, die er als königliche Pflicht ansah, auch durch die im Verhältnis zu früheren Zuständen in der That sehr bedeutende Verbesserung der Regierung seines Landes. Dagegen setzte er jede Rücksicht beiseite, wo es galt, sein Ansehen als höchststehender Monarch geltend zu machen.

Sogar gegen den Papst und gegen die philosophischen Theologen seiner Zeit machte Ludwig und sein Ministerium die Gewaltherrschaft auf eine brutale Weise geltend. Er ließ mehrere Päpste seine Willkür und despotische Laune fühlen. Der erste von diesen war Alexander VII. (Fabio Chigi), welcher als Papst auch dadurch merkwürdig ist, daß er den Jesuiten zu Gefallen das mit furchtbaren Drohungen begleitete Verbot erließ, an der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria, von der wir in unserer Zeit wieder viel haben hören müssen, zu zweifeln. Ludwigs schon früher erwähnter Streit mit ihm, welcher von 1662 bis 1664 dauerte, hatte durchaus keine Beziehung zum Kirchlichen, sondern der Beherrscher von Frankreich ließ nur den Fürsten des Kirchenstaates empfinden, daß er, gleich allen kleineren Regenten Europas, den großen König als seinen Richter anerkennen müsse, auch wenn derselbe in seiner eigenen Sache Recht spreche. An und für sich war der Streit mit Alexander nur eine Folge des lächerlichen

*) In der Schrift: „Les soupirs de la France", welche gegen Ende des Jahrhunderts zu Amsterdam in einzelnen Heften erschien, heißt es: „Der König hat die Stelle des Staates eingenommen; der König ist alles, und der Staat ist nichts mehr." S. Schmidt, Geschichte von Frankreich, Hamburg 1848, Bd. IV, S. 358.

Stolzes, welchen der französische Gesandte in Rom, der Herzog von Crequi, und der Bruder des Papstes, der Kardinal Mario Chigi, gegeneinander zeigten; und es ist schwer zu sagen, wer sich dabei am insolentesten benahm, der Franzose oder der Italiener. Der Papst selbst hatte früher als Nuntius bei den Unterhandlungen über den Westfälischen Frieden, soviel er konnte, für Spanien gearbeitet und die französischen Pläne vereitelt; und um Rache dafür zu nehmen, hatte Ludwig den sehr hochmütigen, unleidlichen Herzog von Crequi als seinen Gesandten nach Rom geschickt. Die Dienerschaft dieses Gesandten geriet mit Soldaten der Leibwache des Papstes, welche aus Corsen bestand, in Händel. Am 20. August 1662 kam es sogar zu einem förmlichen Kampfe zwischen den Franzosen und diesen Corsen. Die letzteren unterlagen in diesem Kampfe; sie erhielten aber Verstärkung von ihren Landsleuten, stürmten hierauf Crequis Palast, zerschlugen die Fenster desselben und richteten sogar ihre Gewehre nach dem Herzoge, als dieser auf dem Balkon erschien; nachher umringten sie den Wagen seiner Gemahlin und töteten einen ihrer Pagen. Da die päpstliche Polizei zögerte, die Sache streng zu bestrafen, so reiste der Gesandte von Rom ab und begab sich nach Pisa; König Ludwig aber ließ den päpstlichen Nuntius an seinem Hofe unter militärischer Bedeckung an die Grenze von Savoyen bringen. Zugleich bat Ludwig den König von Spanien, einem französischen Heere von 18 000 Mann den Durchmarsch durch das Mailändische zu gestatten. Er wolle, erklärte er, Castro, Ronciglione und die Thäler von Comachio den Herzögen von Parma und Modena, denen sie von den Päpsten entrissen worden waren, wiederverschaffen und die Anstifter der seinem Gesandten angethanen Beleidigung aus Rom verjagen. Außerdem mußte noch das Parlament der Provence dem Papste als Herrn von Avignon und Venaissin den Prozeß machen und ihn dieser Herrschaften verlustig erklären, da beide Gebiete als Domänen der Provence nicht hätten von dieser getrennt werden dürfen. Da weder der Kaiser noch der König von Spanien sich des Papstes annehmen wollte oder konnte, so mußte dieser im Februar 1664 zu Pisa einen Vertrag unterzeichnen lassen, welcher der gerühmten Großmut Ludwigs wenig Ehre macht. Alexander wurde nämlich zuerst zu dem Versprechen gezwungen, daß er die Herzöge von Parma und Modena abfinden wolle; außerdem mußte er den Corsen in Rom vor ihrer Kaserne eine Schandsäule setzen lassen und sie für unfähig erklären, dem Papste je wieder zu dienen, und endlich mußte noch sein Bruder, der Kardinal Mario Chigi, nicht nur schriftlich erklären, daß er an allem, was im Monat August 1662 zu Rom gegen die Franzosen geschehen sei, keinen Anteil gehabt habe, sondern er mußte auch zugleich mit dem Gouverneur von Rom, Kardinal

Imperiali, selbst nach Paris reisen und dort nach einer ihm vorgeschriebenen Formel um Verzeihung bitten.

Ernstlicher und bedeutender war Ludwigs Streit mit Innocenz XI. (Benedikt Odescalchi), Alexanders drittem Nachfolger; denn dieser Streit war die Veranlassung, daß derselbe König, der sich durch seine Mätressen und seinen Beichtvater zu unerhörten Verfolgungen gegen die Protestanten und gegen die frömmsten und gelehrtesten Katholiken, die Jansenisten, welche wir weiterhin kennen lernen werden, treiben ließ, mit dem Haupte seiner Kirche gänzlich zerfiel. Innocenz XI. war ein edler würdiger Mann, welchem, sobald er 1676 zum Papste gewählt worden war, die Abstellung der in der Kirche herrschenden Mißbräuche sehr am Herzen lag: sein fester und edler Charakter war unbeugsam und hartnäckig, wenn man ihm in dem, was er für sein Recht hielt, entgegentrat. Mit einem solchen Manne mußte ein kirchlich devoter Fürst und grausamer Verfolger aller derer, welche nicht an Papst und Jesuiten glaubten, einen sehr harten Stand haben.

Ludwigs Streit mit Innocenz betraf anfangs nur das Recht der Regale, führte aber einen Zwist über die Grenzen der königlichen und päpstlichen Gewalt in Kirchensachen herbei. Gemäß jenem Rechte ließen nämlich die französischen Könige bei der Erledigung von Bistümern die Einkünfte derselben bis zur Wiederbesetzung verwalten und vergabten zugleich erledigte Pfründen nach ihrer Willkür, oder vielmehr sie verkauften oder verschenkten sie an unwürdige Klienten und Günstlinge. Sie beriefen sich dabei auf ihr unbestrittenes Recht, alle Pfründen, mit welchen keine Seelsorge verbunden sei, ohne vorhergehende Anzeige beim Papste zu vergeben. Dieses Recht der Regale war den französischen Königen durch einen Artikel der Lyoner Konzilsbeschlüsse von 1274 zuerkannt worden; jedoch galt dasselbe nicht für die Kirchen von Provence, Languedoc, Guyenne und Dauphinee, welche Landschaften zum Teil erst später mit der Krone vereinigt worden waren. Ludwig XIV. kehrte sich aber an diese Beschränkung nicht, sondern verordnete in zwei Edikten von 1673 und 1675, daß die Regale in allen Kirchen von Frankreich auf gleiche Weise gelten solle. Darüber beschwerten sich besonders die Bischöfe von Alais und Pamiers bei Innocenz XI., und dieser nahm sich der Sache an. Die Parlamente dagegen, in welchen viele theologische Juristen saßen und ein anderes Kirchenrecht als das päpstliche geltend zu machen suchten, registrierten die Edikte nicht nur, sondern sie erließen auch zum Behuf ihrer Aufrechthaltung besondere Dekrete. Der Papst seinerseits behauptete, die französischen Tribunale hätten kein Recht, in dieser Sache eine Entscheidung zu geben. Er ging endlich so weit, daß er in einem bei Gelegenheit des Prozesses eines Klosters erlassenen Breve ein Urteil des

Pariser Parlaments nicht nur aufhob (supprimoit), sondern auch die bloße Lesung desselben bei Strafe des Kirchenbannes verbot und den Bischöfen den Befehl erteilte, diesen Urteilsspruch überall, wo sie ihn fänden, zu verbrennen.

Die Minister Colbert und le Tellier ließen dies nicht ungeahndet und führten dadurch die Sache auf den Punkt, daß der Streit über die Regale sich in einen Streit über die Rechte des Papstes gegenüber den Rechten des Königs und seiner Minister umwandelte. Es wurde nämlich durch eine am 2. Juli 1680 erlassene königliche Verordnung verboten, irgend eine Bulle, ein Breve, ein Reskript des Papstes oder seines Nuntius auszuführen, wenn man nicht durch ein Patent des Staatssekretärs unter dem großen Siegel dazu berechtigt worden sei. Zugleich erkannte eine Versammlung der französischen Geistlichkeit, welche in St.-Germain en Laye gehalten wurde, des Königs Verfahren als im Rechte begründet an: sie sprach zugleich ihr Mißfallen gegen das päpstliche Breve aus. Die Bischöfe von Alais und Pamiers, sehr würdige Männer, beharrten indessen auf ihrem Widerstande, während der Erzbischof von Toulouse, dem sie untergeordnet waren, ganz auf der königlichen Seite stand. Nach dem Tode des Bischofs von Pamiers ernannten die Stiftsherren einen Großvikar von gleicher Gesinnung. Daraus entstand in den Provinzen, welche die Regale nie anerkannt hatten, ein Streit zwischen den Parlamenten und den höheren Geistlichen, welche für den König waren, einerseits, und der niederen Geistlichkeit, welche die Verordnungen des Papstes anerkannte, andererseits. Der neue Großvikar wurde auf Befehl des Parlaments von Toulouse als Majestätsverbrecher im Bild enthauptet, und mehr als 80 Pfarrer der Diöcese wurden ins Gefängnis geworfen oder verbannt. Als der Papst wegen dieses Verfahrens im Januar 1681 ein neues Breve erließ, in welchem der Großvikar von Pamiers bestätigt und sogar der Erzbischof von Toulouse bedroht wurde, nahm das Parlament von Paris den letzteren in Schutz, erklärte die Echtheit des neuen Breves für zweifelhaft und verbot, es zu lesen.

Um ganz sicher zu gehen, berief der König im November 1681 eine neue Versammlung der Geistlichkeit, die aber nur aus den Erzbischöfen, zwei Bischöfen eines jeden erzbischöflichen Sprengels und wenigen Deputierten des niederen Klerus bestand. Diese Versammlung, in welcher Colbert, der Kanzler le Tellier und dessen Bruder, der Erzbischof von Reims, den Haupteinfluß hatten, wurde durch die Macht des Königs und seiner Minister so eingeschüchtert sowie durch dessen Glanz und die Bedeutung der Hofgunst so geblendet, daß die Minister den Mut faßten, dem Könige diejenigen Rechte und Vorteile zuzuwenden, die sein Vorfahr Ludwig der Heilige besessen, Franz I. aber

aufgeopfert hatte. Sie thaten dies, weil der König und seine Minister damals das französische Volk ausmachten, weil also die Rechte, welche diesem zuerkannt wurden, ihnen selbst zu gute kamen. Am 3. Februar 1682 erklärte diese Versammlung, sie gebe ihre Beistimmung, soweit dieselbe nötig sein möchte, zur Ausdehnung der Regale über das ganze Staatsgebiet; an demselben Tag erließ sie ein Schreiben an den Papst, in welchem sie diese Erklärung rechtfertigte. Bei dieser Gelegenheit mußte der berühmte Bossuet, Bischof von Meaux und vormals Erzieher des Dauphin, so sehr er sich auch sträubte, seine Talente aufbieten, um gegen die Anmaßungen der römischen Kirche das alte Kirchenrecht zu verteidigen. Dieser dem Könige und seinem Hofe ganz ergebene Geistliche faßte nämlich eine Deklaration ab, welche unter dem Scheine, das alte Kirchenrecht wiederherzustellen, einen Teil des bisher vom Papste als Recht geübten Unrechts an den König bringen sollte. Der Bischof Bossuet faßte das, was er unter den Artikeln der gallikanischen Kirche verstand, in folgende vier kurze Sätze (quatuor propositiones cleri gallicani) zusammen: 1. Dem Papste und der Kirche ist von Gott die Gewalt über alle geistlichen und auf die ewige Seligkeit Bezug habenden Dinge, nicht aber über die bürgerlichen und weltlichen übertragen worden. In diesen sind die Könige und Fürsten keiner kirchlichen Gewalt durch Gottes Anordnung unterworfen, und die Kirchengewalt kann weder sie selbst mittelbar oder unmittelbar absetzen, noch ihre Unterthanen der Treue oder des Gehorsams entbinden. 2. Der Heilige Stuhl und die Nachfolger Petri besitzen die volle Gewalt über geistliche Dinge auf solche Weise, daß dabei die von der gallikanischen Kirche gewissenhaft festgehaltenen Dekrete des Konstanzer Konzils in Rücksicht des Satzes, daß ein allgemeines Konzil über dem Papste stehe, fest und unabänderlich bestehen. 3. Der Papst ist an die Kirchengesetze gebunden, welche durch den Geist Gottes festgestellt sind. 4. Auch in Glaubensfragen hat der Papst die bedeutendste Stimme, und seine Dekrete beziehen sich auf jede Kirche; jedoch ist sein Urteil nicht unabänderlich, falls nicht die Beistimmung der Kirche hinzugekommen ist.

Diese vier Artikel wurden am 19. März von der Versammlung bestätigt, dann durch ein königliches Edikt zum Reichsgesetze erhoben und mußten von allen Kollegien und Universitäten unterschrieben und beschworen werden. Der Papst wagte zwar nicht, eine Verdammung der Artikel auszusprechen: er hielt sich aber an die französische Geistlichkeit. Dieser machte er den Vorwurf der Feigheit, weil niemand aus ihrer Mitte den Mut gehabt habe, den König zu ermahnen und zu warnen. Zugleich weigerte er sich, den vom Könige ernannten Bischöfen die Bestätigungsbulle zu erteilen, ohne welche sie keine

bischöflichen Amtshandlungen vornehmen konnten. Es wurde zwar viel mit ihm unterhandelt; er erklärte aber immer, er werde sich nicht eher auf etwas einlassen, als bis die vier Artikel von den Rechten der gallikanischen Kirche aufgehoben seien. Frankreich befand sich also damals dem Papste gegenüber fast in derselben Lage, wie unter Napoleon I., und Ludwig benutzte jede Gelegenheit, den Papst zu kränken.

Anlaß zu neuem Streite bot eine durchaus weltliche Angelegenheit, die sogenannte Quartierfreiheit oder das Asylrecht der Gesandten am päpstlichen Hof. In dieser Sache war das Recht offenbar ganz auf seiten des Papstes; die Art aber, wie König Ludwig sich dabei gegen ihn benahm, konnte allen Fürsten zeigen, was ihnen drohe, wenn Ludwig das Übergewicht in Europa behaupte, welches er gleich nach dem Nimwegener Frieden erlangt hatte. In Rom bestand damals noch der Mißbrauch, daß alle Gesandten im Umkreise ihrer Wohnungen eine von der päpstlichen unabhängige Gerichtsbarkeit besaßen und jeden Menschen ohne Ausnahme dort aufnehmen konnten. Diese sogenannten Gesandtschaftsquartiere (franchizze oder franchises) waren infolgedessen die Zufluchtsstätten des flüchtigen Gesindels aller Nationen geworden. Innocenz XI. hatte aber das edle Streben, dem Banditenwesen im Kirchenstaate zu steuern, eine Polizei in Rom möglich zu machen und überhaupt die hergebrachten Mißbräuche auszurotten. Er erklärte daher, er werde keinen Gesandten mehr annehmen, der nicht dem Rechte der Quartierfreiheit entsage. Dies thaten dann auch die Gesandten des Kaisers, Spaniens, Polens, Englands und Venedigs; Frankreich dagegen widersetzte sich dem gerechten Verlangen des Papstes in beleidigender Weise. Ludwig XIV. erklärte nämlich: er habe sich nie nach dem Beispiel anderer gerichtet; vielmehr komme es ihm zu, anderen Beispiele zu geben. Als nun 1687 der französische Gesandte d'Estrées gestorben war, mußte dessen Nachfolger, Lavardin, auf Ludwigs Befehl die Fortdauer der Quartierfreiheit verlangen. Der Papst erklärte dagegen jeden für exkommuniziert, der auf diesem Rechte bestehen werde. Trotz dieser Erklärung hielt Lavardin am 16. November 1687 seinen Einzug in Rom in einer Weise, daß es schien, als wenn er die Stadt militärisch besetzen wolle; denn er zog an der Spitze von 800 Mann französischer Soldaten in Rom ein und besetzte den französischen Gesandtschaftspalast, den Palast Farnese, nebst dem ganzen Bezirke umher. Als hierauf der Papst ihm die Audienz verweigerte, ritt Lavardin an der Spitze von 200 Reitern durch die Stadt und stellte Wachen um seinen Palast auf, wie wenn er überfallen zu werden fürchte. Der Papst ließ sich durch alles dies nicht einschüchtern. Er belegte vielmehr, als Lavardin zur Weihnachtszeit in der französischen

Kirche des heiligen Ludwig das Abendmahl genommen hatte, diese Kirche mit dem Interdikt, weil der Pfarrer den exkommunizierten französischen Gesandten zum Gottesdienste zugelassen habe.

Dadurch wurde König Ludwig aufs höchste erbittert. Er ließ am 22. Januar 1688 durch den Generalprokurator des Pariser Parlaments Lavardins Exkommunikation für eine an und in sich nichtige Handlung erklären und zugleich vom Ausspruche des Papstes an das nächste allgemeine Konzil appellieren. Der Generaladvokat Omer Talon erlaubte sich sogar die heftigsten Äußerungen in dieser Sache; er trug darauf an, daß der König Provinzialkonzile und nötigenfalls ein französisches Nationalkonzil berufen und daß er seinen Unterthanen verbieten solle, irgend einen Verkehr mit Rom zu unterhalten oder Geld dorthin zu senden. Demgemäß erließ das Parlament selbst ein Dekret, in welchem das ganze Verfahren der Regierung gebilligt, die königliche Appellation (als appel comme d'abus) angenommen und der König gebeten wurde, gegen den Papst mit allem Nachdrucke einzuschreiten. Das letztere geschah jedoch nicht, weil Ludwig des Papstes in der Angelegenheit des kölnischen Wahlstreits bedurfte. Im Sommer 1688 war nämlich Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln, ein bayrischer Prinz, gestorben, und Ludwig wünschte die Nachfolge desselben dem oft erwähnten Grafen Wilhelm von Fürstenberg zu verschaffen, der einer ihm ganz ergebenen und alle Deutschheit verleugnenden Familie angehörte. Bei der Wahl fielen jedoch nur 14 Stimmen auf Fürstenberg, die andern neun erhielt der erst siebzehnjährige Prinz Joseph Clemens, der Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern, und der erstere war also, da zu einer vollgültigen Wahl volle zwei Drittel der Stimmen erforderlich waren, nach der amtlichen Sprache nur postuliert, nicht gewählt, oder mit anderen Worten, er bedurfte, um Erzbischof von Köln zu werden, noch der Einwilligung des Papstes. Diese glaubte König Ludwig um so mehr erwarten zu dürfen, als Joseph Clemens von Bayern das gesetzliche Alter noch nicht hatte und folglich noch einer besonderen päpstlichen Dispensation (der venia aetatis) bedurfte. Innocenz gewährte jedoch die letztere und entschied so die streitige Wahl zu Gunsten des bayrischen Prinzen. Hierauf ließ Ludwig wegen seiner Händel mit dem Papste dessen Fürstentum Avignon mit Venaissin wieder besetzen unter dem Vorwande, daß der vorhin erwähnte Vertrag von Pisa noch nicht erfüllt worden sei; zugleich veranlaßte er auch die Universität von Paris, die Berufung an ein allgemeines Konzil zu verlangen. Nach dem Tode Innocenz' XI. (1689) räumte er jedoch die besetzten Landschaften dem Nachfolger desselben, Alexander VIII., wieder ein; und im Jahre 1693 vertrug er sich völlig mit dem Nachfolger Alexanders, Innocenz XII., indem er die Forderungen der

vier gallikanischen Artikel außer Kraft setzte, worauf der Papst die inzwischen erwählten französischen Bischöfe bestätigte und die Ausdehnung der Regale über den ganzen Staat gelten ließ. Mit demselben Papst, Innocenz XII. (1691—1700), einigte er sich auch in betreff der Quartierfreiheit und der Rechte der gallikanischen Kirche.

Der Streit, welchen Ludwig XIV. mit den Jansenisten hatte, kann hier nur im Vorbeigehen berührt werden, so wichtig er auch für die Geschichte des 18. Jahrhunderts und besonders für die der französischen Revolution ist, weil wir nicht auf eine ausführliche Darlegung jansenistischer Philosophie oder Theologie eingehen können. Cornelius Jansen, ein im Jahre 1636 verstorbener niederländischer Bischof, hatte in einem Buche, welches Augustinus*) betitelt war, durch Stellen aus den Werken dieses Kirchenvaters bewiesen, daß derselbe über Gnade, freien Willen und göttliche Vorherbestimmung etwas ganz anderes gelehrt habe, als was in den Schulen, auch in denen der Jesuiten, für seine Lehre ausgegeben werde. Nach ihm, wie nach Augustinus, ist der menschliche Wille allein nicht fähig, das Gute hervorzubringen, sondern dasselbe ist lediglich Wirkung der göttlichen Gnade. Jansen faßt das Christentum als Sache des Herzens auf; dasselbe ist nicht aus Schlußfolgerungen zu schöpfen, sondern aus der Heiligen Schrift, den Kirchenvätern und den Lehren der Kirchenversammlungen; mit den göttlichen Geheimnissen hat sich nur die Liebe zu beschäftigen. Ein großer Teil der katholischen Geistlichkeit Frankreichs nahm die von Jansen ausgesprochene Ansicht an und verteidigte also die echte Lehre Augustins von der Gnade und der Vorherbestimmung Gottes gegen den Semipelagianismus, welcher durch den Mönch Cassianus in die Kirche gebracht worden war und seit dieser Zeit ein Lehrsatz derselben geblieben ist. Die Jesuiten dagegen bearbeiteten den Papst Innocenz X., damit er über einen Punkt, welcher so weit vom Leben und vom Verständnisse aller derer entfernt ist, die nicht aus dem Grübeln ein Geschäft machen, durch eine positive Entscheidung festsetze, was der Kirchenvater gelehrt habe, und was demgemäß die anderen Theologen lehren dürften. Da die Jesuiten in Rom den Haupteinfluß hatten, so ging der Papst, ohne sich lange zu bedenken, auf ihr Verlangen ein. Er untersuchte nicht einmal, ob die fünf Sätze, welche Jansens Gegner zum Beweise seiner ketzerischen Ansicht aus dessen Buche gezogen hatten, auch wirklich in demselben enthalten seien. Er verdammte vielmehr ohne weiteres die fünf Sätze als ketzerisch. Unter dem folgenden Papste, Alexander VII.,

*) Voller Titel: Augustinus oder die Lehre des heiligen Augustin über Gesundheit, Krankheit und Heilung der menschlichen Natur gegen die Pelagianer und Massilier.

wurde ausdrücklich erklärt, daß die fünf Sätze im Sinne des Jansen abgefaßt und aus seinem Buche gezogen seien; diese Erklärung wurde formuliert und sollte von allen Geistlichen unterschrieben werden (Oktober 1656).

Von dieser Zeit bildete sich in Frankreich, gegenüber den jesuitisch-päpstlichen Schulen der Theologie, eine Schule philosophischer, asketischer und catonisch strenger Gottesgelehrten; und diese wurde, was damals wegen des geistlichen Rechtes möglich war, eine theologisch-juristische Schule, welche bald in den Parlamenten das Übergewicht erhielt. Die ausgezeichnetsten Männer unter diesen französischen Jansenisten hatten in dem Kloster Port Royal bei Paris eine Anstalt für strenge Erziehung, Bildung, Bußübungen und gründliche Gelehrsamkeit geschaffen und zum großen Ärger der Jesuiten die besten Bücher über Logik, Rhetorik und Poetik, die es in französischer Sprache gab, geschrieben. Das Kloster Port Royal war im 13. Jahrhundert bei Chevreuse, etwa sechs Stunden von Paris, für zwölf Nonnen gestiftet worden und hatte das Recht, in den anliegenden Gebäuden auch Laien aufzunehmen, die sich der Buße und beschaulichem Leben widmeten. Unter der Äbtissin Angelika Arnauld (seit 1608) war die Disciplin des Klosters reformiert worden; dasselbe erlangte ein großes Ansehen. Die Zahl der Nonnen stieg auf 80, so daß viele derselben in ein dem Fräulein Arnauld gehöriges Gebäude zu Paris übersiedelten. So entstand neben dem alten Kloster, Port Royal des Champs, ein neues, Port Royal de Paris genannt. Die Familie Arnauld gehörte dem französischen Parlamentsadel an; der Vater der Äbtissin hatte schon unter Heinrich IV. gegen die Jesuiten gewirkt. Ein Bruder und ein Neffe Angelikas, die beide zu den begabtesten französischen Gelehrten ihrer Zeit gehörten, ließen sich im Port Royal nieder; Gleichgesinnte schlossen sich an. Nahe befreundet waren sie mit einem Anhänger Jansens, Johann Duvergier de Hauranne, dem Abt von St.-Cyran, der unter Richelieu fünf Jahre als Gefangener in Vincennes zugebracht hatte. Die Schriften dieser frommen Gelehrten gewannen ein großes Ansehen; Ludwig XIV. war ihnen jedoch abgeneigt, da ihm der Jansenismus, wie der Calvinismus, ein Element des Widerstandes zu enthalten schien, wie denn auch die Nonnen von Port Royal jenes Formular, das der König hatte anbefehlen lassen, nicht unterschrieben. Ludwig ließ den Jesuiten zu Gefallen alle aus dieser Schule hervorgegangenen Männer verfolgen und sogar schließlich (im Jahre 1709) das Kloster Port Royal des Champs zerstören. Diese Verfolgung der Jansenisten, eines Arnauld d'Andilly, eines Quesnel, Nicole, Pascal, Duvergier de Hauranne hängen leider ebenso, wie die grausame Verfolgung und Vertreibung der Protestanten aus Frankreich, eng mit der Geschichte der Mätressen

zusammen, denen Ludwig eine königliche Existenz am Hofe gab, und die er mit fürstlichen Besitzungen und Reichtümern ausstattete. Wir müssen daher auch über diese einige Worte sagen.

Die französischen Geschichten und Denkwürdigkeiten enthalten ganze Bände über die Privatgeschichte des Königs und der Personen seines Hofes sowie über die Liebschaften und Abenteuer der angesehenen Personen und königlichen Mätressen. Dies alles muß ein Franzose wissen, weil es in die Litteratur und in die Konversation der Salons übergegangen ist. Ein Deutscher wird dieses Interesse nicht haben, und so können wir uns kurz fassen. Schon als Jüngling faßte Ludwig eine so leidenschaftliche Liebe für eine der Nichten des Kardinals Mazarin, die Maria Mancini, daß er nur mit Mühe abgehalten werden konnte, eine rechtmäßige Ehe mit derselben zu schließen. Nach dieser mehr idealen Verbindung lebte er in realen und sinnlichen Verhältnissen, zuerst mit Elisabeth Tarneaux und dann mit der la Vallière, die dem König mit inniger Neigung anhing, wie man denn auch die Zeit, die er mit ihr verlebte, als seine beste bezeichnet; als sie Ludwigs Gunst verloren hatte, zog sie sich in ein Karmeliterkloster zurück. Ihr folgten die la Motte d'Argencourt, die ehrgeizige Montespan und die sehr schöne, aber geistig unbedeutende Fontanges.*) Alle diese Damen hatten nacheinander Wohnung, Rang und Hofstaat, wie wenn sie Königinnen wären. Weiter als alle brachte es die Witwe Scarrons, eines durch komische Romane und Gedichte berühmten Schriftstellers, welche unter dem ihr vom Könige erteilten Titel einer Marquise von Maintenon berühmt geworden ist. Ihr Großvater war der geistreiche d'Aubigné; sie selbst ward in ihrer Kindheit so lange geplagt, bis sie vom Protestantismus, dessen edelster und geschicktester Geschichtschreiber ihr Großvater gewesen war, zur katholischen Lehre übertrat. Daß Françoise d'Aubigné in ihrer Jugend außerordentlich schön und liebenswürdig war, berichten alle Zeitgenossen. Sie war jedoch so arm gewesen, daß sie, um leben zu können, in ihrem siebzehnten Jahr den kranken und durch Gicht ganz verzogenen Scarron geheiratet hatte (1651). Sie pflegte denselben bis an sein Ende mit unbeschreiblicher Treue. Diese Sorgfalt für ihren Gatten, die Leiden, die sie erduldet hatte, und ihr streng keusches Leben in einer liederlichen Zeit lassen uns glauben, daß sie wirklich alle die Tugenden besessen habe, welche von ihr gerühmt werden. Doch glauben wir zugleich, daß sie im vertrauten Umgange mit der Ninon de Lenclos, die wir in unserer Manier

*) Die Herzogin von Orleans sagt von der Fontanges: „Ein gut Mensch, schön von Haupt bis zu den Füßen; hatte aber nicht mehr Verstand als ein Kätzchen."

eine weltberühmte Dirne nennen würden, eine für ihren nachherigen Beruf sehr passende Bildung erhielt. Zu diesem Berufe gelangte sie durch die damalige erklärte Mätresse des Königs, die Frau von Montespan, der sie empfohlen worden war, und die ihr die Sorge für Kinder, die sie dem König geboren, übertrug. Sie erhielt die Herrschaft Maintenon, und es wurde ihr im Schlosse Versailles eine Wohnung eingeräumt. Da sie noch immer eine angenehme Erscheinung, dabei außerordentlich geistreich und auch jesuitisch fromm war, so wurde Ludwig bald durch ihre Unterhaltung gefesselt, und die Montespan mußte ihr weichen. Nach dem Tode der Fontanges (1681) schloß der König ein derartiges Verhältnis nicht mehr; er begann, wie die Maintenon schreibt, an sein Seelenheil und an das seiner Unterthanen zu denken, wozu es allerdings Zeit war. Nun bemächtigte sie sich des Königs gänzlich, hielt sich aber, selbst als 1683 die Königin gestorben war und Ludwig sie ganz wie seine Gemahlin behandelte, durchaus in den Schranken des Anstandes und nahm öffentlich keinen Vorrang in Anspruch. Dagegen genoß sie in ihren Zimmern und in denen des Königs aller der Auszeichnungen und Ehren, welche einer Königin gebührten. Daß sie und Ludwig später, als beide eine ganz besondere Kirchlichkeit affektierten, durch den Erzbischof von Paris, du Harlay, in einem Kabinett des Königs in Gegenwart des königlichen Beichtvaters, des Paters la Chaise, förmlich getraut wurden, und daß Montchevreuil, der Ritter Forbin und Bontemps dieser Handlung als Zeugen beiwohnten, ist ausgemacht; die Zeit aber, wann die Trauung stattfand, wagen wir nicht anzugeben. Bekannt ist nur, daß Louvois gegen die beabsichtigte Vermählung des Königs mit der „Witwe Scarron" lebhaft Einspruch erhob, sie jedoch nicht zu hindern vermochte. Die Maintenon leitete die Minister und die Staatsangelegenheiten nicht unmittelbar, wie es unter der Regentschaft und unter Ludwig XV. der Ehrgeiz so vieler der zweideutigen Weiber war; aber der König arbeitete mit den Ministern in ihrem Zimmer, ihre Zuneigungen und Abneigungen waren bekannt, es wurde daher nichts beschlossen, was ihr entgegen sein konnte. Ihre Freigebigkeit und kirchliche Frömmigkeit wurden im ganzen Lande gepriesen;*) es war jedoch, wie dies jetzt bei reichen und vornehmen Frauen so oft der Fall ist, sehr zweifelhaft, ob die von Pfaffen und schwachen, aber eingebildeten Weibern gepriesene Tugend von der rechten Art sei. Heuchler und Jesuiten, schwache Naturen und Schurken hatten

*) Eine berühmte Schöpfung der Maintenon war das mit großen Geldmitteln ausgestattete Stift von St.-Cyr bei Versailles, in welchem 250 Fräulein, Töchter von Männern, die in königlichem Dienste standen, unter der Aufsicht von Nonnen erzogen wurden. Für dieses Fräuleinstift verfaßte Racine seine Tragödie „Esther".

fortan bei dem frömmelnden und alternden Könige leichtes Spiel. Männer, wie Vendome und wie Catinat, der Cato der Zeit Ludwigs XIV., mußten weichen, und galant schmeichelnde und frömmelnde Leute wir Villeroi wurden immer wieder gebraucht, so oft sie auch ihre Unfähigkeit bewiesen hatten.

Wir haben des Charakters der Maintenon erwähnen müssen, damit man begreifen könne, wie es möglich war, daß eine Frau von so bedeutenden und zum Teil ganz soliden Vorzügen, ohne daß sie es dabei im geringsten übel meinte, nur durch die mit jeder Weiblichkeit verbundenen Eigenschaften, in Gemeinschaft mit ihrem und des Königs Beichtvater dem Französischen Reiche tiefere Wunden schlug, als demselben in neuester Zeit die Revolution geschlagen hat. Wir beziehen dies besonders darauf, daß sie den König bewog, die Zwecke der Jesuiten zu fördern, welche glaubten und noch glauben, die Erde würde zum Paradies werden, wenn die Protestanten und der Protestantismus mit der Wurzel ausgerottet wären. Man hätte denken sollen, die Jesuiten hätten die Wirkung der Ausführung dieses ihres einzigen Ordenszwecks an dem Erfolge der Ratschläge erkennen können, die sie Philipp II. von Spanien gegeben hatten, und welche von diesem im größten Maßstabe ausgeführt worden waren. Allein Leute, welche wie sie im Namen Gottes reden und es dabei gut meinen, sind nicht zu belehren, und die Menge lebt stets des Glaubens, daß derjenige Recht habe, welcher am lautesten und dreistesten redet und am ärgsten schimpft. Unter den Ministern des Königs war nur einer, Pomponne, der Sohn des großen Hauptes der Jansenisten von Port Royal, d'Andilly, im stande, den unbesonnenen Eifer des Königs zu mäßigen: er verlor aber teils als Jansenist, teils weil er bei jeder Gelegenheit den despotischen Maßregeln seiner Kollegen entgegentrat, seit der Zeit der beginnenden Herrschaft der Maintenon allen Einfluß und wurde im Jahr 1679 auf längere Zeit von der Verwaltung ganz entfernt. Von den übrigen Personen, welche die Regierung leiteten, waren weder Colbert und sein Sohn, der Marquis von Seignelay, noch der Pater la Chaise und am allerwenigsten die Maintenon von Natur hart und grausam: sie freuten sich aber, wenn sie ihres Herrn Willen und Meinungen, daß nur ein Herrscher und nur eine Religion im Reiche sein solle, auf jede Weise fördern konnten. Sie meinten es in dem gewöhnlichen Sinne dieses Ausdruckes gut, wußten aber nicht oder wollten nicht wissen, welche empörenden Grausamkeiten um des Glaubens willen geübt wurden. Der Staatssekretär le Tellier dagegen, welcher ein Bruder des Erzbischofs von Reims war und 1677 Kanzler wurde, freute sich ebenso wie der durch Härte, Grausamkeit und Unbarmherzigkeit unsterblich gewordene Kriegsminister Louvois, des Unterganges der Pro-

testanten, deren Fleiß, Gewerbthätigkeit, Reichtum, Handel und Wissenschaft Colbert ungern aus dem Reiche getrieben sah.

Die Ausführung des Planes, den reformierten Glauben in Frankreich ganz auszurotten, begann mit einer stillschweigenden Umgehung des Edikts von Nantes und des Gnadenedikts von Nimes in einem immer weiteren Maßstab und Umfang. Vom Hofe ermuntert erlaubten sich nämlich Beamte, Parlamente und Priester alle möglichen Mittel, die Zahl der Katholiken zu vermehren. Man erteilte den Knaben vom 14. und den Mädchen vom 12. Jahr an die Berechtigung, aus eigenem Willen zum Katholizismus überzutreten; wollten sie alsdann nicht im Hause der Eltern bleiben, so hatten diese für den Unterhalt der Kinder eine Zahlung zu leisten. Man entzog protestantischen Witwen die Sorge für ihre Kinder; man nahm ihnen die Kinder mit Gewalt weg; man lockte Leute ohne Gewissen durch Geld in den Schoß der alten Kirche; man setzte die Protestanten bei Anstellungen und am Hofe zurück und begünstigte dagegen Katholiken und Konvertiten. Die Übertritte mehrten sich; im Jahre 1668 erlebte der Hof die Befriedigung, daß der berühmteste Kriegsmann seiner Zeit, Turenne, in die römische Kirche aufgenommen wurde: die Predigt, welche Bossuet bei dieser Veranlassung hielt, galt für ein rednerisches Meisterstück. Im Jahre 1671 ward eine förmliche Bekehrungskasse mit einem bestimmten jährlichen Einkommen errichtet. Als aber 1675 der Pater la Chaise Beichtvater des Königs geworden war,*) vereinigten sich mit ihm die Minister und Mätressen gegen alle diejenigen, welche von irgend einer Art Freiheit redeten. Im Jahre 1679 wurde der vorher schon bestrafte Rücktritt eines Bekehrten in seine frühere Kirche mit noch schwereren Strafen belegt; Männern und Frauen des reformierten Bekenntnisses wurde die Ausübung der Geburtshilfe untersagt unter dem Vorwande, daß sie sich die Nottaufe nicht angelegen sein ließen. Katholischen Franzosen wurde der Übertritt zur protestantischen Religion bei Todesstrafe untersagt, Heiraten zwischen Protestanten und Katholiken verboten. Keinem Protestanten sollte ferner ein Staatsamt oder eine Einnehmerstelle gegeben werden, und auch den Vasallen, welche Gerichtsbarkeit hatten, ward untersagt, Protestanten anzustellen. Sogar städtische Ämter sollten künftig nur mit Katholiken besetzt werden. Einem protestantischen Orte nach dem andern wurde die Erlaubnis der freien Religionsübung entzogen, so daß 1680 schon 300 Orte derselben beraubt waren. Endlich wurde das Alter, in welchem reformierte Knaben

*) Der König schenkte ihm ein Landhaus mit Anlagen auf dem Abhang der Anhöhe von Charonne; daher wird der Friedhof, den man 1804 an der Stelle dieser Anlagen einrichtete, nach ihm „Père Lachaise" benannt.

und Mädchen sich für die katholische Religion entscheiden könnten, auf sieben Jahre festgesetzt. Die Anzeige eines Nachbarn oder Dienstboten, daß ein Kind sich bekreuzt oder Ave Maria gesprochen habe, genügte, um dasselbe katholischen Erziehern zu übergeben. Reformierten Chirurgen, Apothekern, Buchhändlern und Buchdruckern wurde die Ausübung ihres Berufs untersagt. Die über die Widerspenstigen verhängten Plagen veranlaßten in Vivarais, in der Dauphinee und in den Cevennen bedeutende Unruhen, welche nachher grausam bestraft wurden und Hunderte von Pfarrern auf die Galeeren brachten. Es steht fest, daß der König zwar mit der Ausrottung des Calvinismus einverstanden war, daß ihm aber weder die Schwierigkeit seiner Bekämpfung, noch die verübten Grausamkeiten in ihrem ganzen Umfang bekannt wurden. In letzterer Beziehung gingen namentlich die Intendanten der Provinzen sehr weit. Im August 1684 bediente sich der Intendant Foucauld der Soldaten, die ihm zu einem Einfalle in Spanien anvertraut worden waren, um in Bearn den reformierten Gottesdienst, den man schon vorher auf fünf Orte beschränkt hatte, ganz auszurotten und die sämtlichen Bewohner bis auf sehr wenige zum Unterschreiben des katholischen Glaubensbekenntnisses — denn dies genügte — militärisch zu zwingen. Dieses Verfahren, für welches Foucauld von Louvois und dem Könige gelobt wurde, gab Veranlassung, daß der grausame Kriegsminister, wiewohl ohne Wissen des Königs, das unter dem Namen der Dragonaden bekannte militärische Zwangsmittel anwenden ließ. Es wurden nämlich in die Häuser der Reformierten Kriegsleute, unter denen sich die Dragoner besonders bemerklich machten, einquartiert und ihre Zahl immer gesteigert, um durch diese Bedrängnis die Bekehrung zu erzwingen.*) Es wurden also im Süden, wo die Zahl der Protestanten groß war, diese in derselben Weise zum Papismus gezwungen, wie Philipp II. von Spanien die Mohammedaner zum Christentum gezwungen hatte. Languedoc, Guyenne, Angoumois, Saintonge und Poitou wurden der Willkür der Soldaten preisgegeben, bis die reformierten Einwohner ein katholisches Glaubensbekenntnis unterschrieben hatten; und wenn sie dann nicht die katholischen Ceremonieen mitmachten, so fielen sie noch der unerhört grausamen Kriminaljustiz der fanatischen Parlamente anheim.

Am 22. Oktober 1685 ward endlich ein Edikt vom Könige erlassen und vom Pariser Parlament registriert, welches einen großen Teil der Betriebsamkeit von Frankreich nach Holland und England sowie nach

*) Dasselbe Zwangsmittel kam 1851 in Kurhessen zur Ausführung, wo man diejenigen Beamten, welche der rechtmäßigen Verfassung anhingen, durch gesteigerte Einquartierung (die sogenannten Strafbayern) eines besseren zu belehren suchte.

Brandenburg und in andere Gegenden von Deutschland trieb. In diesem Edikt erklärte der König: „Da seine vielen Bemühungen, die Abtrünnigen wieder zur Kirche zurückzubringen, einen so guten Erfolg gehabt hätten, daß der größte und beste Teil seiner Unterthanen bereits zur Kirche zurückgekehrt wäre, so sei die Ausführung des Edikts von Nantes und alles dessen, was früher zu Gunsten der reformierten Religion verordnet worden wäre, fernerhin unnötig. Er widerrufe daher alle durch Edikte, Deklarationen und Verfügungen den Reformierten gemachten Zugeständnisse und gebiete diesem Widerrufe gemäß, daß alle reformierten Kirchen im Reiche unverzüglich zerstört werden sollten." Den Reformierten wurde bei Todesstrafe und unter Androhung der Einziehung des Vermögens jede Art von gemeinsamer Religionsübung, sogar in Privathäusern, verboten; den Predigern, welche ihre Religion nicht abschwören wollten, wurde bei Galeerenstrafe befohlen, binnen vierzehn Tagen Frankreich zu verlassen; denen von ihnen aber, die sich bekehren wollten, ward eine lebenslängliche Pension zugesagt, welche um ein Drittel höher sein sollte, als ihr seitheriges Gehalt gewesen war. Außerdem sollten die Witwen der letzteren, solange sie unverheiratet blieben, die Hälfte der Pension erhalten.

Von dem Augenblicke der Aufhebung des Edikts von Nantes an wurden bis zur Zeit der Revolution durch Soldaten und durch fanatische Obrigkeiten, besonders durch die theologischen Juristen der Parlamente, die grausamsten Verfolgungen über alle Protestanten verhängt. Zugleich wurden die Land- und Seegrenzen auf das strengste bewacht und die Auswanderung mit den Galeeren, ja mit Hinrichtung bedroht. Gleichwohl retteten sich viele durch die Flucht, und am Ende des Jahrhunderts hatte Frankreich etwa 400 000 fleißige und tüchtige Bewohner verloren. Gegen 20 000 Seeleute und Matrosen gingen ins Ausland. Vor allem die Seidenmanufaktur, die im Süden vorzugsweise von Reformierten betrieben worden war, kam in fremde Länder.*) Am meisten Ehre und Vorteil gewann dabei der Große Kurfürst von Brandenburg. Schon am 9. November 1685 erließ er eine Bekanntmachung, durch welche er die flüchtigen Protestanten in sein Land einlud: er ließ ihnen freie Wahl des Wohnortes, gab ihnen Bauplätze in Städten und Dörfern, unterstützte sie in der Einrichtung von Fabriken und stiftete für sie ein eigenes Konsistorium; die Adligen unter ihnen erhielten alle Ehrenvorzüge sowie Anstellungen bei Hofe

*) Diesem Zweige gehörten besonders die Hugenotten an, die sich in Spitalfields bei London, und die sich am Main niederließen. Die Handelsherren zogen meist nach Frankfurt, die Arbeiter in die Umgegend nach Isenburg, Hanau, Dornholzhausen.

und im Heere. Dies alles erregte die Mißstimmung Ludwigs, der sich besonders darüber beschwerte, daß Friedrich Wilhelm in seiner Bekanntmachung von einer Verfolgung der französischen Protestanten gesprochen habe: der Kurfürst hielt jedoch in seiner Erwiderung das Wort aufrecht und machte darauf aufmerksam, daß er selbst den Katholiken in seinen Staaten nicht nur volle Glaubensfreiheit, sondern auch Zulaß zu den Ämtern gewähre. Berlin gewann übrigens durch die Einwanderung merklich an Regsamkeit, Bildung und großstädtischem Wesen.

Wir haben diese Verfolgungen und Grausamkeiten etwas ausführlicher erzählt, um zu zeigen, welche nichtswürdige Tyrannei der von seinen Landsleuten als glänzender und großer Herrscher und als Muster aller Monarchen gepriesene König, den man in Deutschland viel nachgeahmt hat, und der noch immer wieder seine Bewunderer findet, aus lauter Gottesfurcht im Inneren seines Reiches übte. Wir würden sogleich hinzufügen, wie frevelhaft und offenbar gottlos seine Minister zu derselben Zeit Raub und Treubruch gegen alle benachbarten Staaten übten, wenn nicht vorher angegeben werden müßte, durch welche Umstände Österreich abgehalten wurde, dem Trotz und Frevel der Franzosen Schranken zu setzen.

5. Türkische und ungarische Händel bis zum Waffenstillstande von Vasvar 1664.

Die türkische Geschichte ist bereits bis zum Ende von Selims II. Regierung, bis 1574, im Zusammenhange erzählt worden (Band X. S. 453 — 466). Auch haben wir schon angegeben, wie durch die Türken der größte Teil von Ungarn erobert, wie zugleich Siebenbürgen der Herrschaft des Kaisers nach und nach entrissen und türkischen Vasallen unterworfen wurde. Beim Beginne des Dreißigjährigen Krieges herrschte im letzteren Lande der protestantische Fürst Bethlen Gabor als Vasall des türkischen Sultans.*) Nach seinem Tode (1629) stritten sein Bruder Stephan und seine Witwe längere Zeit um den Besitz des Fürstentums, bis beide dasselbe endlich dem von den Siebenbürgen erwählten Georg Ragoczy I. überließen. Dieser wurde 1631

*) Im Jahre 1603 starb Sultan Mohammed III.; ihm folgte sein Sohn Achmed I. von welchem Bethlen Gabor 1613 zum Vasallenfürsten von Siebenbürgen erhoben wurde. Achmeds Nachfolger (seit 1617) war Osman II.; diesen stürzten die Janitscharen 1622 und setzten seinen Oheim Mustafa auf den Thron. Doch mußte dieser bald dem Bruder Osmans, Murad IV., weichen, der bis 1640 regierte. Murads Bruder und Nachfolger war Ibrahim. Die inneren Zerwürfnisse und ein Krieg gegen Persien verhinderten die Pforte, die Bedrängnisse Österreichs während des Dreißigjährigen Krieges zu benutzen.

von den Türken als ihr Vasall förmlich mit der Fürstenwürde belehnt. Er ließ sich später, als Torstenson bis nach Mähren vordrang, mit diesem in eine Verbindung ein, um auch die Herrschaft von Ungarn zu erlangen, leistete ihm aber wenig Hilfe. Da Ragoczy die Herrschaft über Ungarn ohne Erlaubnis der Türken, über welche damals der ganz unfähige, wollüstige und grausame Ibrahim herrschte, nicht erlangen konnte, so verständigte er sich mit dessen Großwesir dahin, daß er einen neuen Tribut von 25 000 Thalern und, je nachdem er entweder ganz Oberungarn oder nur sieben Gespanschaften im Frieden behalten werde, 40- oder 20 000 Thaler jährlich bezahlen wolle. Der Kaiser Ferdinand III. war im Kriege nicht glücklich. Er mußte, um 1645 eine Verlängerung des Waffenstillstands von dem Sultan zu erlangen, ihm durch seinen Gesandten so lange schmeicheln lassen, bis Ibrahim seinem Vasallen Ragoczy gebot, ihn in Ruhe zu lassen. Wir wollen die von dem Geschichtschreiber der Türken mitgeteilten Worte, durch welche dies geschah, anführen, um das Verhältnis der türkischen Diplomatie zur kaiserlichen zu bezeichnen. „Schreibe Deinem Herrn," fuhr Ibrahim den Gesandten Ragoczys an, „daß er sich nicht auf meinen Krieg mit Venedig verlasse; denn ich werde ihm doch über den Hals kommen und einen anderen Fürsten in Siebenbürgen einsetzen. Er soll Frieden halten mit meinem Bruder, dem Kaiser! Hast Du's gehört? Hast Du's gehört? Hast Du's gehört?" Ungeachtet dieses Befehles mußte der Kaiser, als am 8. August 1645 der Waffenstillstand verlängert wurde, dem Fürsten von Siebenbürgen außer vielen anderen Vorteilen sieben ganze Gespanschaften nebst Tokay und anderen bedeutenden Orten abtreten. Mit den bisher von den Jesuiten gepeinigten und verfolgten protestantischen Ungarn schloß der Kaiser im folgenden Monat, Dezember 1645, zu Linz einen Friedensvertrag, durch welchen sie völlige Religionsfreiheit erhielten, so daß sie im folgenden Jahr unter Mitwirkung Ragoczys eine evangelische Synode abhalten konnten. Dieser Vertrag war den Jesuiten ein arger Greuel und wurde deshalb unter Ferdinands III. Nachfolger, dem ursprünglich zum Bischof bestimmten und mönchisch erzogenen Leopold I., Ursache beständigen Treubruches.

Als Ragoczy starb, folgte ihm sein Sohn, Georg Ragoczy II., als Fürst von Siebenbürgen nach. Dieser verschmähte die Anerbietungen des durch Karl Gustav von Schweden hart bedrängten Königs Johann Kasimir von Polen und ließ sich dagegen durch die Franzosen bereden, mit den Schweden und Kosaken, als dieselben 1655 und 1656 Polen besetzten, gegen den Willen der Pforte einen Bund zu schließen. Er erschien am 29. Februar 1657 mit einem Heere bei Jaroslau. Zu seinem Unglücke starb jedoch damals Ferdinand III., der sich gescheut

hatte, die Schweden anzugreifen, und der Ketzerfeind Leopold I. wurde König von Ungarn. Dieser schickte, als Karl Gustav wieder aus Polen abziehen mußte, 40 000 Mann nach Polen, während zugleich die Tataren von der anderen Seite heranrückten und in Podolien ein von Johann Kemeny befehligtes siebenbürgisches Heer eng einschlossen. Ragoczy wurde, als er fliehend sich in die Marmaroscher Gespanschaft zurückziehen wollte, von den Polen bei Czarny Ostrow eingeholt und sah sich gezwungen, die Erlaubnis zum Abmarsch durch einen schimpflichen Frieden zu erkaufen, welchen sein Kanzler Michael Mikis am 22. Juli 1657 abschloß. Er mußte infolge dieses Friedensvertrages Krakau und Brzesk räumen, allen polnischen Flüchtlingen den Aufenthalt in Siebenbürgen verbieten, einen Schadenersatz von 120 000 Gulden versprechen und als Geisel für denselben zwei der angesehensten Männer in den Händen der Polen lassen, deren Truppen ihn bis an die Grenze seines Landes geleiten sollten. Sein General Kemeny hatte ein härteres Schicksal. Er mußte sich Ende Juli den Tataren gefangen geben, und seine Leute wurden in die Sklaverei geschleppt. Später fielen die Polen in Ungarn ein und verheerten oder zerstörten über 300 Dörfer. Ragoczy geriet damals in eine sehr schlimme Lage. Die Siebenbürgen verlangten von ihm, daß er ihre von den Tataren zu Sklaven gemachten Landsleute mit seinem eigenen Gelde loskaufe. Zu gleicher Zeit war der Sultan über ihn wegen des Kriegszuges nach Polen so sehr aufgebracht, daß er ihn absetzte und sich durch keine Art von Demütigung besänftigen ließ. Die Siebenbürgen erwählten hierauf nacheinander die Magnaten Rhedei und Barkfay an Ragoczys Stelle. Diese versprachen ihrem Vorgänger, ihn aufs neue als Fürsten anzuerkennen, wenn die Türken sich mit ihm aussöhnten. Der Sultan wies jedoch alle Bitten Ragoczys zurück. Ragoczy beschloß daher 1658, die Türken mit den Mitteln seiner Erbgüter in Ungarn und Siebenbürgen zu bekriegen, nachdem er sich vergebens sowohl an die Stände von Siebenbürgen, als auch an Kaiser Leopold um Hilfe gewandt hatte.

Diese Begebenheiten fanden in einer Zeit statt, in welcher die Sultane selbst nur ihren Lüsten lebten. Durch das von Soliman II. eingeführte Hausgesetz, das noch heute gilt, war für die nicht regierenden Prinzen eine abgeschlossene Erziehung im Serail eingeführt worden, welche zwar manchen Thronstreit verhütete, aber auch die Thatkraft der künftigen Herrscher abschwächte. Hierdurch trat Erschlaffung ein, bis zwei Großwesire, Mohammed Köprili und sein Sohn Achmed Köprili, nacheinander im Kabinett und im Felde den Nationalsinn ihres Volkes neu belebten. Der ältere dieser beiden Wesire, Mohammed Köprili, aus albanesischem Geschlechte, hatte das Glück gehabt, sowohl die blut-

befleckte Herrschaft des dem Trunk ergebenen Tyrannen Murad IV., unter welchem Aufruhr und Verwirrung das Reich schwächten, als auch die mit Schändlichkeiten angefüllte Regierung des elenden Ibrahim zu überleben. Ibrahim wurde durch ein Gutachten, ein Fetwa, des Mufti erst für unfähig zur Herrschaft erklärt und sodann im Kerker erdrosselt; ihm folgte sein siebenjähriger Sohn Mohammed IV. Unter ihm war das Reich mit Venedig in Krieg um den Besitz von Kandia, und zugleich war ein Teil der Truppen im Aufstand begriffen. Da wurde Mohammed Köprili von der Valide oder Sultanin-Mutter, welche mit den zwölf ersten Reichsbeamten die Verwaltung in ihren Händen hatte, zum Retter des Reiches bestimmt. Dies geschah kurz nachdem die Venezianer bei den Dardanellen einen glänzenden Sieg erkämpft hatten. Mohammed übernahm im September 1656 das Amt eines Großwesirs, jedoch nicht eher, als bis die Valide und der junge Sultan selbst ihm eine fast ganz unabhängige Gewalt, wie sie etwa die Majordomen der letzten Merowinger besessen hatten, übertragen und diese Übertragung mit einem feierlichen Eide bekräftigt hatten. Die Erwählung Mohammed Köprilis, welcher damals schon über 70 Jahre alt war, überraschte jedermann, weil der neue Großwesir durch keine ausgezeichnete That bekannt war; die Art aber, wie er sein Amt fünf Jahre lang verwaltete, setzte die ganze Welt in Erstaunen. Eine in der türkischen Geschichte ganz einzige Erscheinung war dabei, daß er nicht allein sich bis zu seinem Tode im Amte behauptete, sondern auch die Macht und Gewalt, welche er besessen hatte, auf seinen Sohn Achmed vererbte. Das letztere zeichnete ihn sogar vor dem Großwesir Sokolli aus, der sich im vorhergehenden Jahrhundert unter drei Sultanen 15 Jahre lang behauptet hatte. Seinen Ruhm verdankte Mohammed Köprili seiner in echt türkischer Weise praktischen Natur; denn von wissenschaftlichen oder theoretischen Kenntnissen nach unsern Begriffen war bei ihm keine Rede, da er es nicht weiter als bis zu einer unvollkommenen Fertigkeit im Lesen und Schreiben gebracht hatte. Schon im ersten Jahre seiner Verwaltung hatte er das Ansehen des Sultans, den er auf allerlei Weise zu zerstreuen verstand, wiederhergestellt, die Venezianer aus dem Hellespont vertrieben und diese wichtige Stellung neu befestigt, die Janitscharen und Spahis gedemütigt oder zusammenhauen lassen, auch andere Rebellen bestraft, die Walachen, Moldauer und Siebenbürgen durch Hunderttausende von Tataren grausam gezüchtigt und mit dem Kaiser Leopold Frieden und Freundschaft bewahrt.

Im Jahre 1658 rüstete Mohammed Köprili einen großen Reichsfeldzug gegen die Siebenbürgen und Georg Ragoczy II.; 200 000 Tataren und Kosaken (wer zählte sie? wir schreiben von Hammers An-

gabe nach) zogen gegen Ragoczys Residenz Weißenburg (Alba Julia) und verwüsteten Stadt und Land. 150 000 Christen, erzählt uns der Geschichtschreiber des Osmanischen Reichs, von Hammer, wurden teils zusammengehauen, teils zu Sklaven gemacht und Barkjay nur unter der Bedingung als türkischer Vasall anerkannt, daß er, statt der früheren 15 000 Dukaten, nunmehr 40 000 als jährlichen Tribut entrichte. Der Großwesir würde damals, da auch Temesvar in den Händen der Türken war, und außer den Paschas von Silistria und Ofen noch 12 000 Polen den Zug begleiteten, Ragoczy aus seinen ungarischen Besitzungen vertrieben haben, wenn nicht in Asien ein fast allgemeiner Aufstand ausgebrochen wäre. Die Art, wie er diesen furchtbaren Aufstand dämpfte, wollen wir nicht rühmen, weil wir dem Grundsatz nicht huldigen, daß der Zweck die Mittel heilige, und daß jede Regierungsmaßregel lobenswert sei, durch welche die Ruhe erhalten, der Genuß, der Handel, der Kredit und die Börsenspekulation vor Störung bewahrt werden. Durch Täuschung und Verrat wurden die Teilnehmer der Verschwörung und ihr Haupt (Abasa) nach Aleppo geladen, dort gastfreundlich bewirtet und gemordet. Dreißig Köpfe von Paschas und Begs, unter ihnen die des ehemaligen Paschas von Ofen und des Wesirs Achmed Pascha, wurden im Februar 1659 nach Konstantinopel geschickt und vom Sultan als Beweis der Tüchtigkeit seines Ministers angenommen. Wir übergehen es, zu berichten, wie der furchtbare Wesir es weiter anfing, um den Ruhm seiner Verwaltung zu gründen und den Glanz des Osmanischen Reiches wiederherzustellen. Grausamkeiten, Hinrichtungen, Verrätereien und Treulosigkeiten aller Art waren es, durch welche der alte Minister über die Türken auf türkische Weise herrschte.

Schon im Herbst 1659 hatte Ragoczy die Abwesenheit der türkischen Hauptmacht benutzen wollen, um den türkischen Schützling Barkjay aus Siebenbürgen zu vertreiben; der Großwesir hatte aber den Sandschakbeg von Erlau und den Statthalter von Ofen mit einem Heere zurückgelassen, welches ihm die Spitze bieten konnte. Von diesen beiden Heerführern wurde Ragoczy im Spätherbst bei Dewa geschlagen; doch rettete er sich durch die Flucht. Im Frühling 1660 zog er aufs neue nach Siebenbürgen und belagerte Hermannstadt. Ehe er diese Stadt erobern konnte, erhielt er die Nachricht, daß Sidi Ali, welcher in Adrianopel feierlich zum Sirdar oder Oberfeldherrn ernannt worden war, mit der ganzen türkischen Macht heranziehe. Er hob daher die Belagerung wieder auf und marschierte nach Klausenburg. Hier wurde er zwischen dieser Stadt und Szamosfalva am 22. Mai 1660 wiederum geschlagen und erhielt im Kampfe eine Wunde, an welcher er 18 Tage später starb. Eine Begebenheit, die sich an diesen Sieg der Türken

knüpfte, kann zeigen, wie durch Mohammed Köprilis Roheit und Energie die alten Zeiten, in denen die Sultane Pyramiden von Menschenköpfen auf den Schlachtfeldern errichteten, erneuert wurden, und wie verzeihlich das Grausen und der Schauder ist, welchen diese Kannibalen unter dem furchtbaren Mohammed Köprili der deutschen Nation einflößten, deren Grenzen sie jetzt immer näher rückten. Es wurden nämlich vom Schlachtfelde bei Klausenburg aus 4000 Köpfe dem Sultan und seinem Wesir überschickt, von Griechen und Arnauten vor beiden hergetragen, nachher aber vor die Füße des Pferdes des Wesirs geworfen und zuletzt den Hunden preisgegeben. Georg Ragoczys Sohn Franz, damals 17 Jahre alt, war zwar schon als Kind zum Nachfolger seines Vaters erwählt worden, mußte sich aber jetzt mit seiner Mutter nach Ungarn zurückziehen, wo er sich mit Helene Zriny vermählte.

Kaiser Leopold, welcher dem Fürsten Ragoczy jede Unterstützung verweigert hatte, erschrak, als er vernahm, daß die Türken mit 50 000 Mann Groß-Wardein belagerten: es fehlte ihm aber, wie gewöhnlich, an Geld und an uneigennützigen Ratgebern. An der Spitze der Geschäfte stand damals der Graf Portia, der nur durch seine ungewöhnliche Zerstreutheit und Vergeßlichkeit ausgezeichnet war. Von seinen beiden vornehmsten Feldherren, de Souches und Montecuculi, war der eine ein Franzose, der andere ein Italiener. Wenn also auch beide sich durch militärische Eigenschaften auszeichneten und namentlich Montecuculi als Taktiker wie als thätiger Feldherr zu den ersten seiner Zeit gehörte, so war doch bei ihnen ebensowenig Treue und Glauben wie beim Kaiser und seinen Ministern Patriotismus zu finden. Leopold sandte zwar der Witwe Ragoczys den General de Souches zu Hilfe, allein nur um sie selbst und ihren Sohn Franz der besten Besitzungen ihres verstorbenen Gemahls zu berauben. Als die meisten Güter der Familie Ragoczy in Ungarn von kaiserlichen Truppen besetzt waren, schien es für den Kaiser unmöglich, den Frieden mit den Türken zu bewahren, zumal da die protestantischen Ungarn der kaiserlichen Herrschaft die türkische vorzogen, unter welcher sie wenigstens auf religiöse Duldung rechnen konnten, statt daß sie unter dem Kaiser in unerhörter Weise von den Jesuiten bedrückt und bedrängt wurden. Dessenungeachtet wagte der Kaiser und seine Minister nicht, sich zum Kriege zu entschließen und die Umstände zu rechter Zeit zu benutzen. Der Graf Nikolaus Zriny belagerte die wichtige Stadt und Festung Groß-Wardein, und war nahe daran, sie zu erobern*). Die Türken

*) Er zeichnete sich auch als Dichter aus und verherrlichte den Heldentod seines gleichnamigen Urgroßvaters (1566) durch ein Epos in 15 Gesängen: „Der Untergang Szigeths (Szigeti vesredelem)."

aber, welche gerade damals einen umfassenden Zug gegen Siebenbürgen und Ungarn rüsteten, beschwerten sich, daß Zrinys Unternehmen den bestehenden Frieden störe. Des Kaisers Ratgeber schickte hierauf an Zriny sogleich den Befehl, die Belagerung aufzuheben. Zriny gehorchte, äußerte aber seinen Verdruß in heftiger und auffallender Weise und legte an der Mur eine Stunde von Kanisza ein neues Bollwerk gegen die Türken an, das er nach seinem Namen Scrinwar nannte. Darüber beschwerten sich dann die Türken noch weit mehr, als vorher über Zrinys Zug gegen Groß-Wardein.

In Siebenbürgen hatte sich unterdessen Johann Kemeny neben Barkfay und dessen Bruder als Herrscher aufgeworfen. Kemeny hatte nicht nur die Türken, sondern, da er Ungar und Katholik war, auch die meistenteils protestantischen Siebenbürgen gegen sich. Er schloß sich daher seit Januar 1661 an Leopold an und erhielt ein kaiserliches Hilfscorps unter der Führung Montecuculis. Dieser, dem der Hofkriegsrat trotz seiner Gegenvorstellungen das Kommando aufgezwungen hatte, beschwerte sich bitter über die Ungarn und zwar nicht mit Unrecht; denn die Türken besetzten Siebenbürgen, ehe er noch sein Heer beisammen hatte und dem Mangel abgeholfen war. Eine bedeutende Partei in Ungarn, zu welcher der Palatin Wesseleny gehörte, war gegen alle Truppen, die aus Deutschland kamen, mißtrauisch, als wären dieselben zur Unterdrückung der Landesfreiheit bestimmt. Da Montecuculi nach seinen Instruktionen die Türken nicht reizen durfte, so warf er nur eine Verstärkung in die Stadt Klausenburg und überließ Kemeny sich selbst. Dieser suchte sich, so gut er konnte, mit den beiden Brüdern Barkfay auszusöhnen, die immer noch Anspruch auf das Fürstentum machten, geriet aber immer wieder in Streit mit ihnen, bis er endlich im Juni 1661 einen nach dem anderen hinrichten ließ. Kemeny verließ sich auf einen Jesuiten, dessen er sich als Unterhändlers in Wien bediente; der alte Großwesir war aber noch schlauer, als die Wiener Jesuiten. Er unterhielt fortwährend das gute Einvernehmen mit dem Kaiser, um diesen von Kriegsrüstungen abzuhalten, und versicherte zugleich, daß er zwar Kemeny nie als Fürsten von Siebenbürgen anerkennen werde, daß aber die siebenbürgischen Stände im übrigen ganz freie Wahl haben sollten. Als die Türken im Juli heranzogen, dachte man in Wien wirklich an Krieg, und Montecuculi wurde nach Siebenbürgen geschickt; er hatte aber wochenlang mit dem Hofkriegsrat über den Plan des Feldzugs zu streiten, da die vornehmen Herren in Wien durchaus alles besser wissen wollten als er. In seinen lateinisch geschriebenen Denkwürdigkeiten erklärt er ausführlich, warum am Ende nichts zu stande kam. Wir schließen jedoch aus dem, was wir aus anderen Quellen wissen, daß er, geheimen Instruktionen

folgend, Kemeny im Stiche ließ, damit der Kaiser im trüben fischen könne.

Die Türken hatten nämlich, als von ihnen ganz Siebenbürgen besetzt und Kemeny nach Ungarn getrieben worden war, am 14. September 1661 Michael Apafi von den Siebenbürgen zum Fürsten wählen lassen. Apafi war aus einem alten, doch nicht sehr angesehenen Geschlecht; er hatte Georg Ragoczys polnischen Feldzug mitgemacht und war auf demselben in tatarische Gefangenschaft geraten. Nachdem er sich losgekauft, lebte er auf seinem Erbgut und war ohne sein Zuthun in Maros-Vasarhely gewählt worden. Hierauf waren die Türken mit ihrer ganzen Kriegsmacht dem Heere Montecuculis entgegengezogen. Dieser hätte ihnen, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, mit ziemlich gleichen Kräften eine Schlacht liefern können. Davon läßt der schlaue jesuitische Italiener freilich in seinen Denkwürdigkeiten nichts merken.*) Er behauptet vielmehr, er habe nur 15 000 Mann beisammen gehabt, der übelwollende Palatin habe ihm nur 150 Reiter zugeschickt, und Kemenys Heer sei nur 3000 Mann stark gewesen, so daß es den Kampf mit den Türken nicht habe aufnehmen können. Allein aus anderen Quellen haben wir zuverlässige Kunde, daß Montecuculi 36 000 Mann nebst 54 Kanonen und Kemeny 11 000 Mann hatte. Gewiß ist, daß Montecuculi zurückwich, daß er bei Kemeny nur wenig Truppen zurückließ, und daß der türkische Feldherr ihn nicht verfolgte. Er wurde sowohl von den Ungarn, als auch in Wien getadelt und seiner italienischen Arglist wegen geschmäht und legte hierauf das Kommando nieder. Kemeny, der sich selbst überlassen war, faßte den Entschluß, das Äußerste zu wagen, und brach im Januar 1662 in Siebenbürgen ein, um seinen Nebenbuhler Apafi niederzuwerfen, ehe die Türken demselben beistehen könnten. Diese trafen jedoch noch rechtzeitig ein, und Apafi lieferte ihm am 23. Januar 1662 bei Nagy-Szöllös ein Treffen, in welchem Kemenys kleines Heer geschlagen und er selbst niederstürzend von den Pferden zertreten wurde.

Der alte Mohammed Köprili war damals nicht mehr am Leben. Er hatte bis an sein Ende den Frieden mit dem Kaiser bewahrt, obgleich die Deutschen und die Türken oft als Verbündete der Ungarn oder Siebenbürgen im Feld einander gegenübergestanden hatten. Sein Sohn und Nachfolger im Amte dagegen, Achmed Köprili, war von Anfang an zum Kriege entschlossen. Der schreckliche alte Wesir hatte das Osmanische Reich wieder aufgerichtet und noch im vorletzten oder

*) Montecuculis Denkwürdigkeiten wurden im italienischen Original (sie waren schon 1712 auch französisch erschienen) von Ugo Foscolo neu herausgegeben (Mailand 1807). Man hat von Montecuculi auch Sonette.

80. Jahre seines Lebens, außer den aufgeführten Zügen nach Ungarn und Siebenbürgen, auch die Macht der Tataren im südlichen Rußland furchtbar erschüttert. Er hatte außerdem, während der fünf Jahre seiner Verwaltung, einerseits die Dardanellen durch Anlegung der sogenannten Neuen Schlösser befestigt und gegen einen Einbruch von Süden her gesichert, andererseits aber auch an der Mündung des Don sowie am Ausflusse des Dnjepr zwei Schlösser erbauen lassen; auch hatte er im Hafen von Kaffa (Feodosia in der Krim) eine bedeutende Flotte liegen. Schwieriger, als die glücklichen Kriege, die er in Ungarn, Siebenbürgen, der Moldau, der Walachei und dem zwischen Don und Wolga gelegenen Tatarenlande durch andere führen ließ, war sein Kampf mit den Weibern, mit dem entarteten Hofe und mit den wilden Spahis und Janitscharen; er blieb jedoch auch in diesem Kampfe Sieger. Wie teuer die fünf Jahre der Regierung des Wiederherstellers der osmanischen Größe den Osmanen selbst zu stehen kamen, berichten wir schaudernd mit den Worten ihres Geschichtschreibers: „Binnen den fünf Jahren seiner Großwesirschaft sollen über 36 000 Menschen eines gewaltsamen Todes gestorben sein; eine Zahl, die gewiß nicht übertrieben ist, wenn man das Bekenntnis des Aga, der allein 4000 aus dem Wege geräumt, die Halebinische Vesper und die durch ein ganzes Jahr fast täglich geopferten 20 bis 30 Köpfe erwägt."

Mohammed Köprili starb am 1. November 1661: er vererbte, was im Orient unerhört ist, seine Stelle seinem Sohne Achmed, den er von Jugend auf wissenschaftlich hatte unterrichten lassen. Unerhört war es nicht nur, daß sich, wie einst bei den Merowingern, die absolute Gewalt über das Reich und dessen Beherrscher vom Vater auf den Sohn vererbte, sondern namentlich auch, daß gegen die Sitte des Orients ein junger Mann von 31 Jahren erster Minister wurde und sich dann 15 Jahre lang in dieser Stelle behauptete. Achmed Köprili fand das Reich im Kriege mit Venedig sowie in einem Streit mit dem Kaiser über Siebenbürgen, welcher unfehlbar wieder zu Kriegen mit Ungarn und Deutschland führen mußte.

Der Kaiser schickte 1662 Montecuculi den Siebenbürgen und Ungarn zu Hilfe, unterhandelte aber zugleich mit den Türken, welche, nicht damit zufrieden, Apafi als ihren tributpflichtigen Vasallen in Siebenbürgen einzusetzen, dieses Fürstentum ganz einziehen und in ein türkisches Paschalik verwandeln wollten. Der Kaiser fand weder die Deutschen, noch die Ungarn geneigt, ihm gegen die Türken beizustehen. Zwar wurde hauptsächlich der Türkengefahr wegen ein Reichstag nach Regensburg berufen und im Januar 1663 durch den Erzbischof von Salzburg als Kommissar eröffnet; es war dies jener

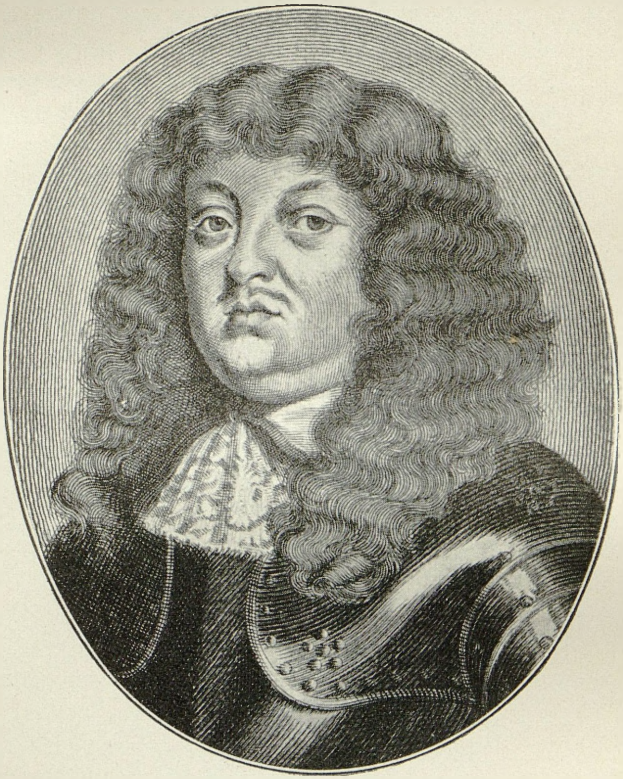
Reichstag, der sich zu einem immerwährenden entwickelte; aber diese Versammlung kam einen Monat lang nicht über die gewohnten Formstreitigkeiten hinaus. Auch warnte den Kaiser sein Günstling, der Graf und nachherige Reichsfürst Johann Ferdinand von Portia, sowie der spanische Minister vor jedem Rüsten gegen die Türken. Die protestantischen Ungarn wollten nicht einmal kaiserliche Truppen in ihrem Lande dulden, weil dieselben gebraucht wurden, um die katholischen Magnaten bei ihren Bedrückungen protestantischer Unterthanen und bei der Zerstörung protestantischer Kirchen zu unterstützen. Von dem Italiener Montecuculi wollten sie gar nichts wissen; man klagte ihn des Fanatismus, des übeln Willens und böser Ränke an. Es waren daher, obwohl man behufs der Landesverteidigung eine Versammlung zu Kaschau und eine andere zu Preßburg abhielt, noch immer keine ordentlichen Anstalten getroffen, als der Wesir, nachdem er unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten vom Sultan zum Seraskier oder höchsten Befehlshaber ernannt worden war, am 19. März 1664 von Adrianopel nach Belgrad aufbrach, wobei ihm Apafi folgen mußte. In Belgrad wurde eine Unterhandlung angeknüpft; die Türken benahmen sich aber gegen Leopolds Bevollmächtigte brutal und verwiesen sie zuletzt auf eine neue Konferenz in Essek.

Im Mai bewilligte der deutsche Reichstag dem Kaiser ein Reichsheer, welches an Zahl etwa dem dritten Teil des türkischen entsprach. Diese Truppen waren jedoch noch nicht zusammengebracht, geschweige denn an der Grenze aufgestellt, als im Juli den kaiserlichen Gesandten Friedensanträge gemacht wurden, die sie unmöglich annehmen konnten. Die Türken zogen hierauf gegen die Festung Neuhäusel, nachdem sie den Kommandanten derselben, den Grafen Forgatsch, am 7. August bei Barkan geschlagen hatten. Von den in diesem Treffen gemachten Gefangenen wurden 700 teils niedergehauen, teils mit Messern förmlich wie Mastvieh geschlachtet, indem der Wesir erklärte, er habe kein Brot für diese Hunde. Endlich war die Metzelei selbst den Janitscharen zu arg; auf ihr Murren wurden die noch übrigen Gefangenen, 350 an der Zahl, nach Ofen geschickt. Die Festung Neuhäusel wurde durch den Grafen Forgatsch und den Marchesen Pio von Mitte August bis Ende September tapfer verteidigt, mußte aber dann übergeben werden, weil die beiden Kommandanten von den Ungarn und Deutschen unter ihren Truppen gezwungen wurden, eine Kapitulation einzugehen. Diese Besatzung erhielt freien Abzug mit allen militärischen Ehren. Auch Neutra, Novigrad, Lewenz und Freistädtel wurden erobert und auf dem platten Land um Tyrnau und Freistädtel unerhörte Schandthaten, namentlich gegen Kinder und Frauen, verübt. Zugleich streiften zahlreiche Horden wilder Tataren in Niederungarn und in Mähren bis

nach Schlesien hin; dieselben schleppten noch in demselben Jahre etwa 100 000 Ungarn in die Sklaverei.

Montecuculi suchte seinen Ruhm im Manövrieren, das er allerdings vortrefflich verstand. Dagegen war Nikolaus Zriny der einzige Mann, welcher den Türken mit Heldenmut entgegentrat. Dieser machte sein Schloß Serinwar zum Sammelplatz der ungarischen Nationalmacht, an deren Spitze er selbst als Ban von Kroatien und als Generalissimus der Ungarn stand. Neben ihm befehligte Graf Batthyany eine andere Abteilung der Ungarn. Der Generalwachtmeister Prichard aber führte 12 000 Bayern und Graf Leslie 700 Fußgänger nebst sechs Fähnlein Piccolominischer Reiter. Das ganze Heer war 23 000 Mann stark. Auch das ungarische Aufgebot war aufgesessen; es bestand aber aus solchem Gesindel, daß man sich genötigt sah, es wieder nach Hause zu schicken. Die Kunde von den nach der Schlacht bei Barkan begangenen Greueln hatte in Deutschland einen gewaltigen Eindruck gemacht, der sich vorerst in zahllosen Druckschriften aussprach. Am Schlusse des Jahres 1663 aber hatte endlich auch der deutsche Reichstag sich geregt, nachdem im Dezember der Kaiser selbst und vier Kurfürsten, die von Bayern, Sachsen, Mainz und Trier, persönlich in Regensburg eingetroffen waren. Es wurde die Aufstellung eines Reichsheeres sowie dreifache sogenannte Römermonate als Beisteuer beschlossen. Die Gesamtzahl der Truppen, welche aus dem Reich nach Ungarn zogen, erreichte diesmal die erstaunliche Höhe von 42 000 Mann Fußvolk und 14 000 Reitern. Der Kurfürst von Brandenburg, welchen man zum Oberfeldherrn vorschlug, lehnte ab; er wäre wohl auch dem kaiserlichen Hofe nicht erwünscht gewesen. Doch hatte er aus Patriotismus schon früher 2000 Mann tüchtiger Truppen nach Ungarn geschickt, welche in Verbindung mit der von dem Kurfürsten von Sachsen gesendeten Hilfe bereits im vorigen Jahre bei Lewenz und unter Souches rühmlich gekämpft hatten; auch zeichneten sich im nächsten Feldzuge die Brandenburger unter dem Herzog von Holstein und ihre Reiterei unter Marwitz rühmlich aus. Den Oberbefehl über das Reichsheer erhielt nun Markgraf Leopold Wilhelm von Baden, von der katholischen Linie dieses Hauses, welcher kaiserlicher Feldmarschall war.*) Über die demselben anzuweisende Besoldung wurde auf dem Reichstage, nach löblicher deutscher Sitte, so lange gestritten, bis der Markgraf der Sache durch die edle Erklärung ein Ende machte, die Ehre werde ihm Be-

*) Er wurde Generalfeldmarschall. Graf Georg Friedrich von Waldeck wurde Feldmarschalllieutenant, Herzog Ulrich von Württemberg General der Reiterei. Graf Wolfgang Julius von Hohenlohe kommandierte das schon 1663 nach Steiermark geschickte Corps des Rheinischen Bundes.



XIII. 272. Markgraf Leopold Wilhelm von Baden.

soldung sein. Dabei versahen die deutschen Reichsstände nicht nur die Junkerschaft des Reichs reichlich mit Stellen in ihrem Heere, noch bevor dasselbe existierte, sondern sie bestellten auch, als wenn nicht schon der kaiserliche Hofkriegsrat Hemmnis genug gewesen wäre, aus Eifersucht auf den Kaiser einen Reichskriegsrat, welcher in Wien residieren sollte. Es wurde jedoch nichts aus der Sache, weil die Männer, die man zu Kriegsräten ernannt hatte, der Bischof Bernhard von Münster, der Markgraf Friedrich von Baden und vier andere Herren, zwar gemein genug waren, eine monatliche Besoldung von 800 Reichsthalern für die beiden Präsidenten und von 300 Reichsthalern für die Beisitzer zu beziehen, zum Raten aber zu spät kamen. Die Truppen, welche von den Mitgliedern der Rheinischen Allianz gestellt waren, etwa ein Dritteil des Reichsheers, standen unter dem Grafen von Hohenlohe.

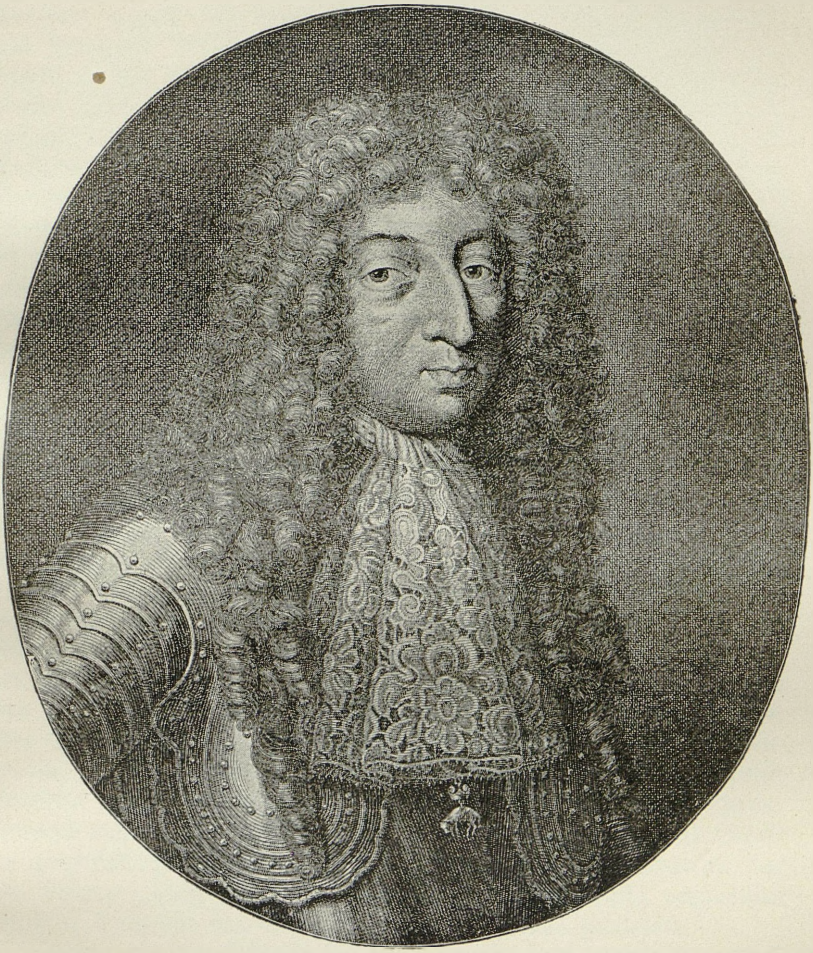
Außer dem Deutschen Reiche gewährten auch andere Staaten und Fürsten dem Kaiser oder vielmehr der von den Barbaren bedrängten Christenheit ihren Beistand. Ludwig XIV., welchem Achmed Köprili die Genugthuung für eine grobe Beleidigung seines Gesandten versagt hatte, schickte 6000 Mann auserlesene Truppen, die eben in Italien den Spaniern gegenübergestanden hatten, unter dem Grafen Coligny. Auch stellte er dem französischen Adel die Teilnahme an dem Kriegszuge frei; doch schränkte er die Erlaubnis ein, als die Anmeldungen zu zahlreich wurden. Papst Alexander VII. versprach 700 000, die Republik Genua 200 000 Dukaten. Auch Florenz und Mantua schickten Geldsummen und freiwillige Streiter. Der König von Schweden sandte außer dem, was er als deutscher Reichsfürst zu leisten hatte, noch 3500 Mann, während Friedrich III. von Dänemark sich mit den Folgen des letzten erschöpfenden Krieges entschuldigte. Dagegen zeigte sich bei dieser Gelegenheit deutlich, welche Völker Europas trotz ihres Köhlerglaubens Geld und Handel höher schätzten, als Christentum und Civilisation. Die Krämer Europas nämlich, also die reichsten christlichen Völker, die Engländer und Holländer, entschuldigten sich, daß sie es ihres Handels wegen mit den Türken nicht verderben dürften.

Das Hauptheer der Türken sollte im Herbst 1663 an der Donau hin nach Belgrad und dann im Frühjahr 1664 über die einst von Soliman dem Großen über eine sumpfige Strecke gebaute Brücke bei Essek ziehen. Um den Feind daran zu verhindern, zog Zriny im harten Winter zuerst scheinbar gegen Szigeth, dann an jene Brücke, welche 1565 Schritt lang, 70 breit war, und welche auf der Seite, von der Zriny kam, einen Brückenkopf zu ihrer Verteidigung hatte. Diesen Brückenkopf erstürmte Zriny Ende Januar 1664 und verbrannte die ganze Brücke in zwei Tagen. Diese wurde aber, als der Großwesir im Frühjahr von Belgrad aus an die Mur und nach Steiermark zog,

in drei Monaten wieder aufgebaut. Im Mai marschierte das türkische Heer, nachdem es Kanisza entsetzt hatte, gegen Serinwar, welches Zriny und Strozzi tapfer zu verteidigen entschlossen waren. Der letztere blieb am 6. Juni in einem für ihn sehr rühmlichen Gefechte. Der Kaiser schickte damals, weil er den protestantischen Ungarn und ihrem Führer Zriny nicht traute, seinen Italiener Montecuculi zur Übernahme des Oberbefehls. Dadurch wurde die Zwietracht und Verwirrung doppelt groß, nachdem schon vorher Zriny, Strozzi und Wolfgang Julius von Hohenlohe, welcher schon im Herbste des vorigen Jahres eingetroffen war, stets Streit miteinander gehabt hatten. Montecuculi und Zriny entzweiten sich tödlich, als jener Serinwar aufgeben, dieser aber es um jeden Preis behaupten wollte und darüber die Stadt Ende Juni den Türken in die Hände fiel. Aus diesen Mißverhältnissen und aus dem zum Zaudern und Manövrieren mehr als zum Wagen und Schlagen geneigten Charakter des schriftstellernden Italieners muß man es sich zum Teil erklären, daß der Kaiser nachher, ungeachtet seine Truppen zwei rühmliche Treffen gewannen, sich mit einem Waffenstillstand begnügte, der für die Türken vorteilhafter war, als für ihn.

Das erste jener beiden Treffen fand bei Lewenz in Oberungarn statt, wo unmittelbar nach Hohenlohes Eintreffen an der Mur ebenfalls Reichstruppen erschienen waren. Mit diesen stellte sich Souches den Türken an der Gran, drittehalb Meilen oberhalb Lewenz, entgegen und erfocht mit leichter Mühe einen Sieg, da die Tataren gleich anfangs davonliefen. Sechs- bis achttausend Feinde wurden erschlagen, 100 Fahnen erobert und 1000 Wagen weggenommen, auf welche die überall plündernden und brennenden Türken den Raub aus Hunderten von Dörfern und Städten Siebenbürgens und Ungarns geladen hatten, nachdem dieselben geplündert und niedergebrannt und ihre Einwohner zu Sklaven gemacht worden waren. Es ist daher leicht glaublich, wenn man uns erzählt, daß mancher Soldat des siegenden Heeres damals mehr als 400 Gulden Beute gemacht habe. Man schrieb diesen Sieg besonders dem Talent des Herzogs August von Holstein, der die Brandenburger führte, und der Generale Caprara und Heister sowie der Tapferkeit der Heidelberger Küraſſiere und des Heisterschen Regiments zu.

Eine zweite, sehr berühmte Schlacht wurde zwischen Körmend an der Raab und dem Kloster St. Gotthard, nach welchem letzteren dieselbe benannt wird, geliefert: das Kloster liegt an der Mündung der Laufnitz in die Raab. Montecuculi war eine Zeitlang, und zwar diesmal aus strategischen Gründen, zögernd und manövrierend dem Heere des Großwesirs ausgewichen. Erst nachdem die Reichstruppen sowie die italienischen, französischen und andere Hilfsvölker nach und nach bei ihm eingetroffen waren, und nachdem er den zweimaligen Versuch



Herzog Karl IV. von Lothringen,
der Türkenbesieger.
(Reproduktion des Stiches von A. de Blois: nach C. Kerber.)

der Türken, über die Raab zu gehen, vereitelt hatte, entschloß er sich, dem türkischen Oberfeldherrn ein entscheidendes Treffen zu liefern. Die Türken hatten, als Montecuculi sie am 1. August 1664 bei St. Gotthard angriff, den Kern der französischen, deutschen, italienischen und spanischen Ritterschaft gegen sich, und diese beeiferten sich, ihrer Ahnen würdig zu fechten. Beide Heere waren, wenn man den ungeheuren Troß und das Gesindel, welche türkischen Heeren folgen, abrechnet, ungefähr gleich stark. Unter dem Seraskier kommandierten die Paschas von Haleb (Aleppo), Damaskus, Armenien und Bosnien. Man kämpfte von neun Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags, da sich die Janitscharen lieber in den Bauernhäusern verbrennen ließen, als daß sie sich ergeben hätten. Die beiden französischen Befehlshaber, Coligny und la Feuillade, zeichneten sich ebenso sehr aus, als die deutschen Reichstruppen sich ungeschickt benahmen; das Mitteltreffen, wo diese standen, wich anfangs vor den Türken zurück; doch stellte Montecuculi die Ordnung wieder her. Bei dieser Gelegenheit gewann der Reitergeneral Sporck (geboren zu Westerloh im Bistum Paderborn) großen Ruhm. Sporck war vordem mit Johann von Werth aus bayrischem Dienst in den kaiserlichen übergegangen; nach der Schlacht wurde er von Leopold zum Reichsgrafen ernannt.*) Auch beim Reichsheer bewiesen einzelne deutsche Fürsten und Herren große Tapferkeit. Der Markgraf von Baden hatte, obgleich er krank war, sein Pferd bestiegen, um am Kampfe teilzunehmen. Der junge Herzog Karl IV. von Lothringen, ein Neffe der aus der Geschichte Ludwigs XIII. und XIV. bekannten Herzogs Karl III., riß dem türkischen Standartenträger, der ihn mit der Spitze der Stange durchbohren wollte, die Standarte aus der Hand und erlegte den Anführer der Leibwache des Großwesirs. Der Sieg bei St. Gotthard (eigentlich bei Moggendorf) war der glänzendste, den die Christen seit 300 Jahren über die osmanischen Türken erfochten hatten, und unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände. Zugleich war dies die erste Schlacht, in welcher die Türken ihre Stärke im Angriffskrieg nicht mehr zeigten, da sie selbst von Montecuculi, der die Losung „Sieg oder Tod" ausgegeben hatte, kräftig angegriffen wurden; Tausende von ihnen wurden in die Raab getrieben.

Schon vor der Schlacht bei St. Gotthard hatte Kaiser Leopold I. durch seinen bei dem Heere verweilenden Bevollmächtigten Reninger Friedensunterhandlungen anknüpfen lassen. Diese waren, da die Türken

*) In der Schlacht bei St. Gotthard soll Sporck das bekannte Soldatengebet gesprochen haben: „Allmächtiger Generalissimus im Himmel, wenn Du uns Christgläubigen nicht helfen willst, so hilf wenigstens auch den Türkenhunden nicht, und Du sollst Deine Lust haben".

diesen Bevollmächtigten gefangen von Ofen aus mitgenommen hatten, während der ganzen Dauer des Marsches beider Heere geführt worden; und schon am 10. August, nur zehn Tage nach der Schlacht bei St. Gotthard, kam zu Vasvar (Eisenburg) eine Übereinkunft zu stande. Die Türken gewährten, da sie einen eigentlichen Frieden mit den Ungläubigen nicht schließen dürfen, dem Kaiser einen Waffenstillstand auf 20 Jahre. Er mußte aber dafür nicht nur versprechen, Geschenke im Werte von 200 000 Thalern nach Konstantinopel zu schicken, sondern auch die Türken als Oberherren von Siebenbürgen, sowie ihren dortigen Vasallen Apafi anerkennen. Von den zwischen Siebenbürgen und der Theiß liegenden sieben Gespanschaften sollte der Kaiser drei erhalten und in denselben einige Befestigungen anlegen dürfen; die übrigen vier aber samt den ihm kürzlich entrissenen Festungen Novigrad, Groß-Wardein und sogar das in der Neutraer Gespanschaft wenige Meilen von Wien gelegene Neuhäusel sollte er in den Händen der Türken lassen. Die Annahme einer solchen Übereinkunft von seiten des siegenden Teiles ist einigermaßen aus dem Umstande zu erklären, daß es dem kaiserlichen Heere an Pulver und Proviant sowie dem Kaiser selbst an den zur Anschaffung von beidem nötigen Geldern fehlte. Nichtsdestoweniger würde, so elend auch das Kabinett des guten, höchst bigotten und gelehrten Kaisers beschaffen war, ein solcher Friede nach zwei so glänzenden Siegen unerklärlich sein, wenn die Lage Europas es nicht unmöglich gemacht hätte, das siegende Heer beisammen zu halten oder auch je wieder in derselben Weise zusammen zu bringen. Außerdem wollten die protestantischen Ungarn lieber den Druck der Türken dulden, als die Verfolgung der Jesuiten, welche der Kaiser, sein Pater Emmerich und sein Günstling Fürst Portia ihnen aufdrängten. Das letztere war es auch, was den tapferen Zriny, Banus von Kroatien, tödlich mit Montecuculi entzweite, und was die angesehensten der ungarischen Magnaten auf den Gedanken brachte, sich ganz von der österreichischen Herrschaft loszumachen. Dem Kaiser fiel um diese Zeit durch den Tod des kinderlosen Erzherzogs Franz Sigismund die Grafschaft Tirol nebst einer Million Gulden zu; aus der letzteren wurden die Kosten für eine Gesandtschaft nach Konstantinopel und für reiche Geschenke an den Sultan und seinen Hof bestritten. Achmed Köprili aber seinerseits benutzte die gewonnene Ruhe, um den Krieg auf Kandia (Kreta) fortzusetzen, das er den Venezianern entreißen wollte; im Jahre 1667 erstürmte er die Hauptstadt, und allmählich gelangte die ganze Insel in die Gewalt der Pforte, welche sie ungeachtet wiederholter Aufstände noch heute besitzt.

6. Verhältnisse im Osten vom Vasvarer Waffenstillstande bis zum Karlowitzer Frieden 1699.

Bald nachdem der Waffenstillstand von Vasvar geschlossen war, wurde durch den Tod des Fürsten Portia (Anfang 1665) neben dem Pater Emmerich noch Lobkowitz, welcher, wie wir erwähnt, seinen Herrn an Frankreich zu verkaufen pflegte, in Wien allmächtig. Dieser sollte auch eine nach Wien berufene Versammlung der ungarischen Prälaten, Barone und Räte überzeugen, daß der mit den Türken geschlossene Vertrag dem Reiche vorteilhaft sei. Er hatte jedoch bei der Vollziehung des ihm erteilten Auftrages so wenig Glück, daß die Versammlung oder vielmehr der Palatin sogar eine Denkschrift einreichte, in welcher gerade das Gegenteil ausgesprochen war. Die Ungarn erklärten in derselben den geschlossenen Frieden für gesetzwidrig und forderten die Zurückziehung aller deutschen Truppen aus ihrem Lande. Zugleich verlangten sie, daß die ungarische Krone von Wien nach Ungarn zurückgebracht werde. Anstatt ihnen zu willfahren, ließ der Wiener Hof die Herren ohne alle Antwort und legte außerdem auch noch deutsche Besatzungen in die Orte, welche bisher keine solche gehabt hatten. Nikolaus Zriny kam um diese Zeit auf der Jagd ums Leben. Sein Bruder, Peter Zriny, welcher seinen Einfluß erbte, war unvorsichtiger als er und zog seine jugendlichen Freunde in ein ganz abenteuerliches Komplott. Dieses wurde sogar vom Großwesir verlacht, den man zur Ausführung des tollen Planes hatte benutzen wollen. Zu den Verschworenen gehörte auch der junge Sohn des Fürsten Georg Ragoczy II., Franz Ragoczy, welchem die kaiserlichen Minister seines Vaters Erbteil vorenthielten, und welcher sich 1666 mit Peter Zrinys Tochter Helena verlobte. Auch der Palatin Wesseleny wußte um das Geheimnis der von den ersten Männern der Nation geschlossenen geheimen Verbindung. Es hieß sogar, daß schon im Dezember 1666, als Leopold seiner Braut Margarete Theresia, der Tochter Philipps IV. von Spanien, nach Schottwien (an dem nach Steiermark führenden Semmeringpaß) entgegenfahren wollte, drei der Verschworenen, Zriny, Nadasdi und Stephan Tököly, einen Anschlag auf sein Leben hatten leiten sollen.

Diese gefährliche Verbindung der vornehmsten ungarischen Magnaten wurde mehr als vier Jahre lang geheimgehalten: oder vielmehr sie war zwar dem österreichischen Kabinett bekannt, man konnte aber ohne schriftliche Beweise und glaubhafte Zeugen gegen die ersten Männer der Nation, welche zum Teil fürstlichen Ranges waren, nicht einschreiten. Peter Zriny erhielt daher auch gerade in dieser Zeit die früher von seinem Bruder bekleidete Stelle eines Bans von Kroatien;

und der Kaiser nahm die Miene an, als wenn er von den vielen Gesandtschaften an Apafi und an die Türken nichts wisse, obgleich sowohl katholische als protestantische Magnaten nicht verhehlten, daß sie, um der deutschen Herrschaft entledigt zu werden, eine der siebenbürgischen ähnliche Regierung unter türkischem Schutze vorziehen würden und zu bilden suchten.

Der eigentliche Kern der Verschworenen bestand aus Leuten, welche, wie Frangipani, der Statthalter Tettenbach von Steiermark, Franz Ragoczy, Peter Zriny und Franz Nadasdi, auch außerhalb Ungarns bedeutende Besitzungen hatten. Franz Christoph Frangipani stammte aus der bekannten italienischen Familie, von welcher ein Mitglied einst den Hohenstaufen Konradin verraten hatte. Nadasdi war aus einer Familie, die sich früher durch ihren Eifer für die Reformation ausgezeichnet hatte; sein Ahnherr Thomas Nadasdi, mit Melanchthon befreundet, gründete mehrere Schulen und eine Buchdruckerei, aus der eine ungarische Übersetzung des Neuen Testaments (von Johann Sylvester Pannonius, 1541) hervorging. Franz Nadasdi dagegen hatte sich durch seinen Schwiegervater Nikolaus Esterhazy vom Protestantismus abwendig machen lassen und hatte sogar seine Unterthanen gezwungen, zur römischen Kirche überzutreten. Tettenbach aber konnte als Deutschmeister die Hilfe des Deutschen Reiches gegen den Kaiser anrufen, als dieser gerichtliche Beweise gegen ihn erhielt. Zu dem letzteren gab Tettenbach, welcher in seinem Wohnsitze Graz lustig und üppig zu leben fortfuhr, selbst Veranlassung. Er hatte nämlich einen unwürdigen Vertrauten, der ihn auf eine Weise bestahl, daß er auf Tettenbachs Veranlassung in das Kriminalgefängnis geworfen wurde. Dies geschah gerade zu der Zeit, als Franz Ragoczy und dessen Schwiegervater Peter Zriny schon zu den Waffen gegriffen hatten. Der verhaftete Dieb ließ den Stadtrichter rufen und lieferte demselben gegen die Zusicherung der Straflosigkeit Briefe und andere Schriften der Männer aus, deren gefährliche Pläne man längst kannte, deren Namen man aber zum Teil nicht wußte, und gegen welche man keine Beweise in Händen hatte. Die von dem Verräter mitgeteilten Aktenstücke wurden von dem Stadtrichter an den Kanzler Paul Hocher geschickt, welcher dann seinerseits das Nötige insgeheim veranstaltete, während Lobkowitz als Präsident des Hofkriegsrats die Truppen in Ungarn verstärkte und den deutschen Generalen daselbst die nötigen Befehle erteilte. Da Tettenbach ganz sorglos war, so wurde er eines Tages verhaftet: man fand in seinem Hause 6000 Flinten versteckt. Zriny und Frangipani retteten sich, nachdem ihre Truppen bis auf 2000 Mann übergegangen waren, mit dem Reste derselben in das Fort Tschakathurn. Als sie dort eng eingeschlossen wurden, entflohen

sie zu ihrem Freunde Keri, welchem sie erzählten, sie wären im Begriffe nach Wien zu reisen, um sich zu rechtfertigen. Dies ließ Keri in der Nacht vom 16. zum 17. April 1670 dem Kaiser melden. Er erhielt sogleich den Befehl, die beiden Flüchtlinge nach Wien reisen, aber unterwegs genau beobachten zu lassen. Hierauf wurden Zriny und Frangipani von ihrem eigenen Gastfreund Keri nach Wien gebracht. Dort ließ man sie gleich nach ihrer Ankunft gefangen setzen und begann dann einen Hochverratsprozeß gegen die vier Häupter der Verschwörung, die Grafen Zriny, Nadasdi, Frangipani und Tettenbach. Franz Ragoczy hatte im Vertrauen auf die Verschworenen ebenfalls die Waffen ergriffen: als aber 2000 seiner Reiter geschlagen worden waren und er die Gefangennahme der vier Herren erfahren hatte, wurde dem Muttersöhnchen bange. Er hob also die von ihm begonnene Belagerung von Tokay wieder auf, gab die Generale Rottal und Sporck, die er gefangen genommen hatte, in die Hände von Starhemberg und Wallis und hielt sich dann so lange versteckt, bis seine katholische Mutter Sophie Báthori ihm durch einen nach Wien gesandten Jesuiten Verzeihung ausgewirkt haben würde. Diese ward ihm jedoch nur unter sehr harten Bedingungen zu teil. Er mußte 300000 Gulden zahlen, in alle ihm oder seiner Mutter gehörenden Burgen deutsche Besatzungen aufnehmen, Trentschin ganz abtreten und die von den Deutschen besetzten Städte für 30- bis 40 000 Gulden, welche seine Mutter ihm leihen sollte, dieser übergeben. Gegen die Häupter der Verschwörung wurde ganz nach der Prozeßordnung jener Zeit verfahren und die Akten und Urteile an die Fakultäten von Ingolstadt, Tübingen und Leipzig, ja sogar, weil Tettenbach in die Sache verwickelt war, auch an das Reichskammergericht in Speier geschickt. Die vier Angeklagten wurden zum Tode verurteilt und drei von ihnen, Nadasdi, Frangipani und Zriny, schon im März und April 1671, entweder auf dem Stadthaus in Wien oder in Wiener-Neustadt, Tettenbach aber erst im Dezember in seiner Residenz Graz hingerichtet. Franz Nadasdi hatte sich vergeblich durch Verrat zu retten gesucht; Frangipani machte sich durch Weinen und kriechendes Flehen um sein Leben, wie durch ungeberdiges Benehmen auf dem Schafott, verächtlich. Mit Peter Zrinys Sohn Balthasar erlosch dieses berühmte Geschlecht 1703.

Gegen die Bestrafung von Leuten, welche an die Stelle einer freilich schlechten Monarchie eine noch schlechtere Aristokratie und an die Stelle einer Jesuitenregierung die eines türkischen Großwesirs setzen wollten, war nichts zu erinnern. Ganz unklug war es aber, daß man den niederen Adel, welcher in Ungarn ebenso wie in Polen durchaus abhängig war, auf grausame Weise gerichtlich verfolgte. Die harten Strafen, die Konfiskationen, die Behandlung Ungarns als eines

eroberten Landes erbitterten das ganze Königreich, dessen Einwohner mit schweren Steuern belegt und mit deutscher Einquartierung geplagt wurden. Alle Maßregeln deuteten darauf hin, daß man in Wien daran denke, den Protestantismus in Ungarn auszurotten und eine militärische Regierung einzuführen. Schon seit Bethlen Gabors Tode hatten die Jesuiten, geleitet von einem eifrigen Theologen ihres Ordens, Pazmany (Pazmann), in Ungarn eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet; jedoch durch den oben erwähnten Frieden von Linz hatten sie volle Religionsfreiheit und die Befugnis erhalten, Kirchen mit Glocken und Friedhöfe anzulegen. Lobkowitz aber übte zugleich politischen und religiösen Druck; er schaffte die Würde eines Palatins nach Wesselenys Tode förmlich ab und stellte den Deutschmeister Johann Kaspar von Ampringen an die Spitze einer brutal militärischen, für die Protestanten ganz unerträglichen Regierung*). Ampringen beschäftigte sich nur mit Andachtsübungen, Prozessionen und dgl. m.: er war daher ohne Ansehen bei den Katholiken und für die Protestanten ein Greuel. Er selbst war, zumal da er jede Arbeit als eine Last ansah, ebenso unzufrieden mit dem ihm aufgetragenen Geschäfte, wie es alle Welt mit ihm war. So zog er sich denn auch bald wieder zurück und legte später auch das Deutschmeistertum nieder.

Alle Nachbarländer, besonders aber Siebenbürgen, füllten sich mit Emigranten, unter welchen Franz Ragoczy und Emmerich Tököly die vornehmsten waren. Tökölys Vater Stephan war nach der Hinrichtung Peter Zrinys an die Spitze der Unzufriedenen getreten und dafür von dem österreichischen General Heister in seinem Schlosse belagert worden. Er starb während der Belagerung. Sein noch sehr junger Sohn Emmerich machte im Verein mit Franz Ragoczy schon 1672 den Versuch, mit Unterstützung des elenden Fürsten Apafi von Siebenbürgen und an der Spitze eines schlecht oder auch gar nicht disciplinierten und bewaffneten Heeres den Ungarn zu helfen; sie konnten es aber mit den regelmäßigen Truppen des Kaisers nicht aufnehmen. Sie machten vielmehr durch ihren Versuch das Übel nur noch ärger, da die Leichtigkeit, mit welcher sie bei Szathmar und bei Györke völlig besiegt wurden, das Selbstvertrauen der Kaiserlichen erhöhte und den Fürsten Apafi mit Schrecken und Verzweiflung erfüllte.

Von jetzt an galt es erst recht den Protestanten, da man sie der Teilnahme an einem förmlichen Abfalle beschuldigen konnte. Zur Ent-

*) Der sogenannte Locumtenens, welcher neben ihm stand, war freilich ein Ungar; allein er war ein Katholik und ohne Gewicht.

scheidung über Schuld oder Unschuld ward am 27. Februar 1673 ein sogenanntes Locumtenental-Gericht eingesetzt, welches einen Namen in Husarenlatein erhielt: vicaria plenipotentiaria regia gubernatio. Präsident des Gerichts war der grobe, rohe Ampringen. Dieser hatte zwar den Locumtenens zur Seite, stritt und zankte sich aber immer mit ihm: nur in einer einzigen Sache, in der grausamen Verfolgung der Protestanten und ihrer Geistlichen, waren sie beide einig. Die Verurteilungen begannen mit den Predigern der Bergstädte. Man berief eine große Anzahl evangelischer Geistlichen nach Preßburg; hierauf wurden zuerst 32 lutherische und ein reformierter und gleich darauf alle übrigen Pfarrer, 250 lutherische und 37 reformierte, verurteilt. Neunundzwanzig derselben brachte man auf die Galeeren von Triest, 40 auf die von Neapel, wo man sie um 50 Kronen den Kopf verkaufte, und wo sie in der That zum Rudern angefesselt wurden; zehn von ihnen waren unterwegs gestorben. Der holländische Admiral de Ruyter sorgte nachher, als er mit seiner Flotte zur Unterstützung Spaniens nach Sizilien und Neapel segelte (1676), durch seine mächtige Verwendung für die Befreiung der Geistlichen, welche von den dorthin gebrachten noch übrig waren; auch in Palermo traf er unter den Galeerensträflingen noch 24 evangelische Prediger, die er von ihren Fesseln erlöste. Es wurden überhaupt mehr als 400 Pfarrer eingezogen, von welchen jeder, der nicht seinem Amte auf immer entsagte und sich schuldig bekannte oder katholisch wurde, auf die Galeeren geschmiedet wurde. Der kaiserliche Kommissar Kopp machte sich damals in Ungarn ebenso verhaßt, wie der Oberrichter Jeffreys in England. Die Verfolgungen dauerten auch dann noch fort, als Lobkowitz gestürzt worden war; denn dieser Sturz erfolgte im Herbste des Jahres 1674, und die zur Galeerenstrafe in Neapel verdammten Geistlichen wurden erst im März 1675 dahin gebracht.

Die Verfolgten flohen nach Siebenbürgen und sammelten sich in der Gegend von Groß-Wardein. Sie rächten sich, wie ihre Natur und Gewohnheit war, durch Streifereien und Verheerungen, bis endlich Kopp abgerufen und Strasoldo mit milderen Instruktionen nach Kaschau geschickt wurde. Da damals auch der Krieg am Rhein die Beilegung der Unruhen in Ungarn wünschenswert machte, so verstand sich Kaiser Leopold im Anfange des Jahres 1676 dazu, eine große Ratsversammlung nach Wien zu berufen. Diese schlug ihm vor, die deutschen Truppen aus Ungarn zu entfernen, einen Reichstag zu berufen, wieder der Verfassung gemäß einen Palatin zu ernennen, die neu eingeführten Auflagen abzuschaffen und die Reichsämter nur an Inländer zu vergeben. Dazu konnte sich jedoch Leopolds Kanzler Paul Hocher nicht verstehen. Das Rauben und Plündern von seiten der Insur-

stellung der vom Kaiser vernichteten Freiheit der Nation und des evangelischen Glaubens sowie einen neuen Frieden mit den Türken, in welchen er eingeschlossen sein müsse, sondern er sagte auch den ungarischen Ständen gerade heraus, daß ohne die Bürgschaft der Türken ihre Nationalfreiheit nie gesichert sein werde. Es ward auf jenem Reichstage ebenso, wie auf den deutschen Reichstagen, viel geredet und geschrieben, ohne daß es zu einem Resultat kam, obwohl sich der Kaiser bereit erklärte, das Amt eines Palatins wiederherzustellen und den Protestanten freie Religionsübung zu vergönnen. Dagegen kündigte Tököly den Waffenstillstand wieder auf und verwüstete mit seinen Ungarn, Siebenbürgen und Türken das unglückliche Land von neuem. Zum Glück für den Kaiser waren aber die Führer der Unzufriedenen untereinander und mit den Siebenbürgen stets uneinig. Apafi und sein vertrauter Freund Teleky kehrten sogar, da sie gegen Tököly stets feindlich gesinnt blieben, schon im November 1681 nach Siebenbürgen zurück. Auch die Türken verließen das Land wieder, nachdem sie viele Städte gebrandschatzt hatten. Sie hofften jedoch durch Tököly sich des ganzen Ungarischen Reiches bemächtigen zu können und flößten daher ebenso, wie Ludwig XIV., ihm den falschen Ehrgeiz ein, in der Stellung eines türkischen Vasallen Herr von ganz Ungarn zu werden. Er verheiratete sich im Juli 1682 endlich mit Ragoczys Witwe, nachdem deren Schwiegermutter, die katholische Sophie Báthori, die ihn als einen Protestanten haßte, die Heirat lange gehindert hatte. Durch diese Verbindung wurde Tököly Herr des größten Teiles von Ungarn. Im Jahre 1682 eroberte er Kaschau und wurde auf Antrieb der türkischen Befehlshaber förmlich zum König von Ungarn ausgerufen, welchen Titel er jedoch nicht annahm. Der Kaiser schickte noch in demselben Jahre 1682 den Grafen Albrecht von Caprara, den Bruder des Generals, als Gesandten nach Konstantinopel, um die Verlängerung des Friedens von Vasvar oder nach türkischer Ausdrucksweise des zwanzigjährigen Waffenstillstandes, der im Jahr 1684 zu Ende ging, zu erbetteln oder zu erkaufen. Der Großwesir verlangte jedoch, daß Leopold für einen auf weitere 20 Jahre zu schließenden Frieden oder Waffenstillstand eine Million Dukaten zahlen, ganz Ungarn bis an die Theiß sowie alles Land zwischen Neuhäusel und Trentschin abtreten, Leopoldstadt schleifen und alle Mißvergnügten wieder in ihre Güter einsetzen sollte. Auf solche Forderungen konnte man freilich in Wien nicht eingehen. Auch die Verhandlungen auf einem Landtage zu Kaschau zwischen dem Hof und den „Malcontenten" — diesen Titel legte man ihnen amtlich bei — führten zu keinem Vergleich. Der Großwesir beschloß um so mehr, im folgenden Jahre (1683), durch einen nach Österreich zu unternehmenden Glaubenszug Tököly in Ungarn als

türkischen Vasallen oder, wie die Türken sagten, als Kruczen-König einzusetzen. Ein besonderer Zufall, der allerdings auf einem tieferen inneren Zusammenhang dieser so weit auseinander liegenden Dinge beruhte, war es dabei, daß gerade an demselben Tage (31. März 1683), an welchem der Großwesir mit dem Reichsheere von Adrianopel auszog, um den Kaiser in seiner Residenz anzugreifen, dieser das Schutz- und Trutzbündnis mit dem polnischen Könige und Reiche unterzeichnete, durch welches nachher Wien gerettet wurde.

Ludwig XIV. hatte sich angelegentlich darum bemüht, daß dieses Bündnis zwischen Polen und dem Kaiser nicht zu stande komme. Es verdroß ihn, daß ein Wahlfürst, dessen Gemahlin die Tochter eines französischen Marquis war, den Titel „Majestät" und die Anrede als „Bruder" in Anspruch nehme, und er verweigerte beides; auch wies er die Bitte der Königin, ihren Vater zum Herzog zu erheben, zurück. Die Mißstimmung, welche hierdurch entstand, benutzte Leopold, der übrigens anfangs gegen Sobieski nicht höflicher war, um den Grafen von Waldstein als Gesandten in Warschau für das Bündnis wirken zu lassen. Sobieski war einem solchen geneigt, weil er fünf Jahre vorher ungeachtet glänzender Waffenthaten einen ungünstigen Frieden mit der Pforte hatte schließen müssen; außerdem rieten seine Gemahlin und der päpstliche Nuntius Pallavicini dringend zum Abschluß. Zugleich kam eine Korrespondenz an das Licht, in welcher der französische Gesandte sich sehr wegwerfend über den bestechlichen polnischen Adel geäußert hatte. Gerade dieser Umstand wirkte dazu mit, daß das Bündnis zwischen beiden Majestäten vom Reichstag bestätigt wurde, wobei der Papst Innocenz XI. die Gewährleistung übernahm. Österreich und Polen sollten einander behilflich sein, die von den Türken eroberten Gebiete wiederzugewinnen: der Kaiser versprach 1 200 000 polnische Gulden für die Kosten der Rüstung, der Papst mit Genehmigung Spaniens die geistlichen Zehnten von Mailand und Neapel für die Dauer des Kriegs. Alle christlichen Fürsten, auch die Zaren von Moskau, sollten zum Beitritt eingeladen werden. Der Landbote Rosen, der das beschlossene Bündnis mit seinem Veto zu nichte machen wollte, wurde durch den allgemeinen Unwillen zurückgeschreckt, und der Landtagsmarschall ergriff in einer Rede die seltene Gelegenheit, nicht nur Polens Ruhm, sondern auch dessen Macht im Vergleich mit anderen Staaten zu preisen.

Das türkische Heer, das unter Anführung Kara Mustafas, von Tököly geleitet, im März 1683 von Belgrad aus in Ungarn eindrang, betrug nach dem Berichte Capraras, welcher der Heerschau bei Belgrad beigewohnt hatte, und nach den Listen, die man später im Zelte des Großwesirs fand, 230 000 Mann regulärer Truppen, ohne die zahl-

reichen Scharen von Tataren, Walachen, Moldauern, Siebenbürgen und Ungarn, welche dem Heereszuge folgten. Schon im Lager vor Filek wurde dem Führer der Ungarn, Tököly, auf Befehl des Großwesirs Fahne, Schwert und Kalpak als Zeichen der ihm überlassenen Herrschaft über die vom Kaiser abgefallenen Ungarn oder, wie die Türken sie nannten, Kruczen übergeben, da er den Titel König der Ungarn vorerst ablehnte. In Essek erschien Tököly persönlich vor dem Großwesir und wurde mit allen möglichen Ehren empfangen. Er zog nachher mit seinen Ungarn stets dem türkischen Heere voran, um demselben die Wege nach Wien zu zeigen und zu bahnen. In Wien waren nur schwache Anstalten zur Verteidigung gegen einen so furchtbaren Feind getroffen worden. Doch zogen die Kurfürsten von Sachsen und von Bayern, Johann Georg III. und Ferdinand Marias Sohn, Maximilian Emanuel, den die Türken den Blauen König nannten, für den Kaiser ins Feld, als dieser die ganze Christenheit aufforderte, seine Hauptstadt, das Bollwerk Deutschlands und der Christenheit, zu retten.*) Auch der Große Kurfürst schickte den Fürsten von Anhalt-Dessau mit 8000 Mann nach Wien und erbot sich noch andere 15 000 Mann zu senden; die Franzosen und die Jesuiten brachten es aber dahin, daß Paul Hocher seine Hilfe ablehnte, weil diese protestantischen Truppen bestimmt sein könnten, die schlesischen Herzogtümer zu besetzen, die der Kaiser seit dem Dreißigjährigen Kriege dem Kurfürsten vorenthielt.**) Auch eine Reichsarmee war unter dem Befehle des Herzogs Karl IV. von Lothringen und des Markgrafen Hermann von Baden gegen die Türken ausgerückt; ihre beiden Führer waren aber nicht immer einig.

Schon am 7. Juli war Wien von den Tataren und den ungarischen Insurgenten von allen Seiten eingeschlossen, so daß der Kaiser nur mit großer Not nach Linz und von da nach Passau hatte ent-

*) Der gelehrte Benediktiner Mabillon, der damals auf einer wissenschaftlichen Reise durch Oberdeutschland begriffen war, schildert in seinem Iter Germanicum sehr anschaulich die Spannung, welche beim Abzug des Kurfürsten von Bayern und später bei den ersten Siegesnachrichten herrschte. Als Franzose hatte er das Mißtrauen der Behörden und den gerechten Unwillen des Volkes gegen die schmähliche Politik seines Königs mehrfach, namentlich in bayrischen Klöstern, zu empfinden.

**) Jägerndorf hatte 1621 dem Markgrafen Johann Georg, einem Oheim des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, gehört, und war vom Kaiser ohne Rücksicht auf die Agnaten eingezogen worden. Die Herzöge von Liegnitz, Brieg und Wohlau waren in Erbverbrüderung mit Brandenburg gewesen; der Kaiser hatte aber, als ihre Häuser nacheinander ausstarben, den Erbverbrüderungsvertrag kassiert und die Lehen eingezogen, ohne daß er, wie man behauptete, das Recht dazu hatte.

Johann III. Sobieski, König von Polen,
der Befreier Wiens 1683.

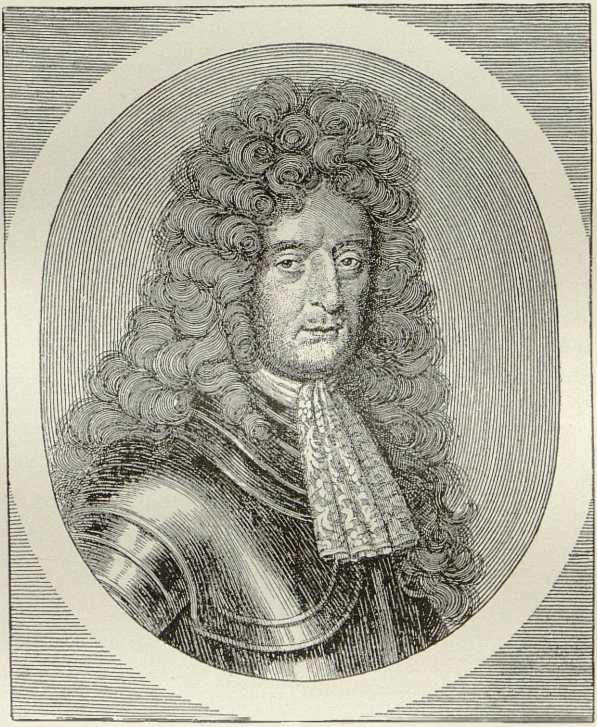
fliehen können. An mehreren Orten durfte er sich, weil der durch die Jesuiten unterdrückte Protestantismus im stillen fortlebte, nicht anders als verkleidet sehen lassen. Das Volk verfolgte ihn überall, wo er erkannt wurde, mit Schimpfworten und vergriff sich an seinen Begleitern. Sein Aberglaube und seine Begünstigung der Jesuiten, hieß es, hätten die Ungarn gereizt und die Protestanten erbittert. Viele von den ihn begleitenden Jesuiten wurden vom Landsturm erschlagen; anderen setzte man drohend die Flinte auf die Brust und fragte sie, ob sie Jesuiten wären.

Ein Glück war es, daß die mit einem ungeheuren Troß gegen Wien heranziehenden türkischen Heerscharen nur äußerst langsam marschierten. Sie brauchten für den Weg von Raab nach Wien, den ein Reiter in einem Tage zurücklegen kann, nicht weniger als zwei Wochen. Am Tage nach der Abreise des Kaisers (8. Juli) war es dem trefflichen Herzog von Lothringen geglückt, die Besatzung der Hauptstadt bedeutend zu verstärken. Auch fand man die nötige Zeit, um ganz neue Befestigungen anzulegen sowie Geschütz, Munition und Lebensmittel herbeizuschaffen. Alles dies geschah binnen sechs Tagen, und der Herzog von Lothringen wußte dadurch, daß er selbst mitarbeitete, die ganze Bevölkerung zu begeistern und in Thätigkeit zu setzen. Er beobachtete außerdem das abgesonderte Heer, welches unter Tököly und dem Pascha von Ofen Preßburg besetzt hatte, so gut, daß er demselben am 29. Juli eine zweite Niederlage beibrachte, wodurch es genötigt wurde, Preßburg wieder zu verlassen und sich an die Waag zu ziehen. An der Spitze der Wiener Bürgerschaft stand Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg, welcher verwundet sich in einem Sessel durch die Schanzen tragen ließ und die Verteidigung anordnete. Die Bürger von Wien retteten damals durch einen Mut und eine Ausdauer, welche ganz Europa bewunderte, die vom Kaiser verlassene Stadt. Sie hatten die schwere Aufgabe, das zahllose türkische Heer so lange aufzuhalten, bis die polnische Armee zum Beistande erschien. Es war nämlich in dem Schutz- und Trutzbündnis mit Johann Sobieski bestimmt worden, daß dieser und der Kaiser einander mit 40 000 Mann, im Falle aber Krakau oder Wien belagert werde, mit ihrer ganzen Nationalmacht beistehen sollten. Wien hatte eine Besatzung von nur 1200 Mann, zu welchen vor dem Anfange der Belagerung noch 12 000 Mann gekommen waren. Man übte zwar die jungen Kaufleute, die Hofdiener und die Handwerker zum Kampfe ein und bildete Regimenter aus ihnen; es waren aber nur etwa 5000 Mann derselben militärisch brauchbar, und diese waren mit den Truppen nicht einig. Das Volk hielt übrigens strenge Polizei: wer

im geringsten verdächtig oder nur fremd aussah, wurde verhaftet, wo nicht gar erschlagen.

Die Einschließung und Belagerung Wiens dauerte vom Anfange des Juli bis in den September hinein. Die Stadt wurde in dieser ganzen Zeit hart bedrängt und litt an allem Mangel. Außerdem sollen die türkischen Raubscharen während der beiden Monate der Belagerung gegen 90 000 Menschen aus den kaiserlichen Landen in die Sklaverei geschleppt haben. Die Wiener Bürger wußten von den zu ihrem Entsatze getroffenen Anstalten nichts, während sie durch Caprara, den der Großwesir mit sich führte und gut behandeln ließ, Nachrichten und Ratschläge erhielten. Am 10. September wurde die Burgbastei durch eine Mine gesprengt; in der folgenden Nacht ließ Starhemberg vom Stephansturm einen Fächer von Raketen aufsteigen, um den Truppen, die hinter dem Kalenberg und dem Leopoldsberg einherzogen, die dringende Gefahr zu verkünden.*) Im letzten Augenblicke, als endlich der Kern der polnischen Armee dem großen Hauptheere vorauseilte, vereinigten sich die Kaiserlichen unter Karl von Lothringen mit den Polen unter ihrem König Johann Sobieski und mit den Deutschen unter den Reichsgeneralen und beschlossen ein entscheidendes Treffen zu liefern. Das türkische Heer vor Wien zählte 50 000 Mann weniger, als bei der Heerschau zu Belgrad. Das ganze christliche Heer, welches am 12. September 1683 zur Schlacht auszog, um die europäische Civilisation gegen den Einbruch asiatischer Barbarei zu schützen, wird auf 64 000 Mann angegeben. Außer den Fremden, welche aus allen Ländern der Christenheit als Freiwillige herbeigeströmt waren, stritten diesmal auch die Fürsten und die Ritterschaft für Vaterland und Civilisation. Dies mag die Aufzählung der einzelnen Teile des christlichen Heeres bezeugen. Die 15 000 edlen Polen, welche der ritterliche, offene, großmütige, persönlich tapfere König Johann Sobieski herbeigeführt hatte, standen auf dem rechten Flügel. Hier befand sich auch der Kapuzinerpater Marco d'Aviano, welcher die Messe las; am Altar ministrierte der König von Polen und schlug darauf seinen Sohn Jakob zum Ritter. Den linken Flügel, welcher auf Nußdorf marschierte, kommandierten der Herzog von Lothringen und unter ihm die Markgrafen Hermann und Ludwig von Baden sowie die Generale Caprara und Leslie, der Feldmarschalllieutenant Fürst von Salm, zwei Herzöge von Croy, der Fürst Lubomirski, die Generalmajore Grafen von Mercy und Taaffe. Auf diesem linken Flügel fochten nicht weniger als 33 Prinzen mit, unter denen

*) Nach der Befreiung Wiens erhielt Starhemberg vom Kaiser den Feldmarschallsstab und als Wappenzeichen den Stephansturm.



Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg,
der Verteidiger Wiens 1683.

der zu so großen Dingen bestimmte Eugen von Savoyen sich befand, welcher damals erst 19 Jahre zählte. Im Mitteltreffen standen unter ihren Kurfürsten die Bayern und Sachsen. Dort kämpften auch fünf pfälzische Prinzen, Brüder der damaligen Kaiserin, der dritten Gemahlin Leopolds. Außer den Sachsen und Bayern befanden sich auf dem linken Flügel auch die Truppen des fränkischen Kreises, kommandiert von den Herzögen von Eisenach-Weißenfels, Sachsen-Lauenburg, Braunschweig-Lüneburg, Württemberg, Holstein und Pfalz-Neuburg. Andere Führer des linken Flügels waren die Fürsten von Baireuth und Waldeck, die Feldmarschälle Golz, Flemmingen, Rabatta, Dünewald, die Feldmarschallieutenants Freiherren von der Leyen und Degenfeld, die Generalwachtmeister Bannau, Steinau, Thüngen und Münster und die Generalmajore Gondola und Palffy.

Der Sieg blieb nach hartnäckigem Ringen den Christen. Wien wurde entsetzt, und das Lager des Großwesirs fiel mit unermeßlicher Beute in die Gewalt der Sieger. 300 Geschütze, 15 000 Zelte, unter ihnen das des Großwesirs, mit allen Feldkassen und Kanzleien, 600 Beutel Piaster, das kostbare Reitzeug des Großwesirs, seine mit Juwelen besetzten Waffen, mehrere Tausend schwer bepackte Kamele, große Waffenvorräte und viele Fahnen, jedoch nicht, wie man glaubte, die des Propheten, wurden erbeutet. Auch fand man im Lager viele Christenkinder, deren Eltern früher ermordet waren, und die nun der Bischof Kollonits in Pflege nahm. 10 000 Türken bedeckten das Schlachtfeld. Nach dem Siege wollten die Reichstruppen nicht weiter bleiben, bis neue Befehle kämen. Der Kurfürst von Sachsen, den man als Protestanten mit Kälte behandelt hatte, zog sogleich ab. Dagegen halfen die Bayern und die Polen den Sieg verfolgen. Bei dieser Gelegenheit ließ sich Sobieski durch übereilte Hitze am 7. Oktober in einen Hinterhalt locken, in welchem er bedeutenden Verlust erlitt und sein Leben in Gefahr kam. Er rächte sich aber schon zwei Tage nachher durch eine Niederlage, welche er einem bei Parkany (Barkan) gelagerten feindlichen Corps von 20 000 Mann beibrachte. Diese wurden, weil die Brücke zwischen Parkany und Gran brach, in die Donau geworfen. Von den Fürsten und Generalen wurde Sobieski mit freudiger Herzlichkeit und Anerkennung, vom Volk in Wien mit abgöttischer Verehrung begrüßt: von dem steifen Kaiser Leopold, der sich in den abgemessenen Formen der Etikette am wohlsten befand, war dergleichen nicht zu erwarten. Da er aber doch den Retter seiner Hauptstadt sehen mußte, so wurde eine Begegnung zu Pferde vor dem Lager von Ebersdorf verabredet, wobei der Kaiser sich herbeiließ, eine freundliche Verbeugung zu machen, den Hut zu lüften und mit dem polnischen Wahlkönig einige Worte in lateinischer Sprache zu wechseln. Dagegen blieb

er unbeweglich sitzen, als die polnischen Großen ihn begrüßten und Prinz Jakob ihm die Hand küßte. Die Türken kehrten unter unglaublichen Verheerungen und Greuelthaten durch Steiermark nach Belgrad zurück. Sultan Mohammed IV. selbst floh in größter Eile nach Adrianopel: von dort schickte er den Befehl zur Hinrichtung des Großwesirs Kara Mustafa nach Belgrad, und dieser erlitt im Dezember den Tod. Man machte dem Wesir den doppelten Vorwurf, daß er, um nicht die Beute der Stadt Wien mit dem Heere teilen zu müssen, die Erlaubnis zum Stürmen verweigert und nachher zugegeben habe, daß die Christen auf einer einzigen Brücke ungehindert und langsam die Donau überschritten und über den Kalenberg den Türken in den Rücken kamen.*)

In der kaiserlichen Residenz ging es, nachdem Leopold im September zurückgekehrt war, wieder gerade so, wie früher. Dagegen wurde die Verwirrung, welche bei der gänzlichen Unfähigkeit des ausschweifenden und unmenschlich grausamen Sultans der Tod des Großwesirs im türkischen Reiche hervorbrachte, dem Kaiser sehr nützlich. Apafi hatte schon längst gewünscht, sich der türkischen Sklaverei zu entziehen, zumal da er mit Tököly nie in gutem Vernehmen gewesen war. Er wollte indessen mit dem Kaiser nicht eher förmlich unterhandeln, als bis den Türken, welche schon im Oktober das sehr feste Gran verloren hatten, die wichtige Festung Neuhäusel (im Komitat von Neutra) und Ofen entrissen wären. Im Jahre 1684 erfocht der Herzog von Lothringen zuerst zwei Siege über Abteilungen des türkischen Heeres, eroberte Wissegrad und Waitzen und belagerte dann im Juli die Stadt Ofen; er verlor aber durch Krankheiten so viele Leute, daß er im November die Belagerung wieder aufheben mußte. Unterdessen hatten auch die Venezianer im Juli den Türken den Krieg erklärt und ihr Doge Morosini machte an den Küsten und auf den jonischen Inseln eine Eroberung nach der anderen, während Sobieski in die Moldau einbrach: der Angriff in dem langen Kampf zwischen Kreuz und Halbmond begann nach der Niederlage der Osmanen vor Wien

*) Um diese Zeit war Ulrich Megerle aus Krähenheimstetten bei Möskirch, gewöhnlich mit seinem geistlichen Namen Abraham a Santa Clara bezeichnet, Provinzial des Augustinerordens, als Kanzelredner und Hofprediger in Wien berühmt. Seine drollige, mit Wortspielen, Anekdoten und Schnurren untermischte Redeweise hat sich bekanntlich Schiller für die Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager zum Muster genommen. Diejenige Predigt, welcher Schiller geradezu eine Anzahl von Wendungen entlehnt, befindet sich in der Sammlung „Auf, auf ihr Christen" und stammt eben aus dem Jahre der Belagerung (1683); sie behandelt den Grundgedanken, daß jedes öffentliche Unglück und namentlich die Türkenplage eine Strafe Gottes sei („Nach dem S kommt das T, nach der Sünd kommt der Türk"). Megerle starb 1709.

jetzt immer entschiedener auf die christlichen Mächte überzugehen. In den folgenden Jahren (bis 1688) eroberten die Venezianer auf der Halbinsel Morea Koron, Kalamata, Navarino, Modon, Nauplia und ganz Arkadien; ferner Patras, Lepanto, Korinth, Misistra und Athen. Das Heer, welches unter Morosini diese Eroberungen vollbrachte, bestand teils aus Mainoten (Kriegsleuten der Landschaft Maina im Peloponnes), teils aus Deutschen, nämlich Braunschweigern und Sachsen, welche Graf Degenfeld und Königsmark befehligten. Im Juli 1685 erschien ein neues deutsches Kreuzheer, das aus bayrischen, schwäbischen hannöverschen und celleschen Truppen bestand, in Ungarn, und nun galt es der Festung Neuhäusel, welcher die kaiserlichen Generale Heister und Palffy schon im Winter durch leichte Truppen alle Zufuhr abgeschnitten hatten. Bei der Belagerung dieser Stadt zeichnete sich der Erbprinz von Hannover aus, und Markgraf Karl Gustav von Baden-Durlach eroberte die türkische Fahne, welche vor Neuhäusel aufgesteckt worden war. Die Türken suchten das kaiserliche Heer, bei dem sich auch Franzosen befanden, durch einen Angriff auf Gran von Neuhäusel abzuziehen; sie wurden aber vom Herzoge von Lothringen und einem Teile des deutschen Heeres geschlagen, und hierauf nahm Caprara am 16. August 1685 Neuhäusel mit Sturm.

Jetzt endlich suchten die Türken ernstlich Frieden: der Kaiser wollte sich aber auf nichts einlassen, bis Tököly besiegt sei. Dieser wurde gleich darauf von den Türken hinterlistigerweise gefangen. Er hatte nämlich, als Caprara ihn in Oberungarn bedrängte und Kaschau belagerte, den Pascha von Groß-Wardein um Beistand ersucht, und dieser hatte ihn, als er auf dessen Einladung nach Groß-Wardein gekommen war, in Ketten legen lassen, obgleich er von 7000 Mann begleitet erschienen war. Er wurde nach Adrianopel gebracht und der Mitschuld an der vor Wien erlittenen Niederlage angeklagt, rechtfertigte sich aber so glänzend, daß er bald wieder in Freiheit gesetzt wurde. Das Verfahren gegen Tököly beleidigte jedoch seine Anhänger in Ungarn, und es fiel infolgedessen nicht nur Kaschau in die Gewalt des Herzogs von Lothringen, sondern einer der vornehmstem Generale Tökölys gab auch seinen Kameraden das Beispiel der Annahme einer Amnestie, welche der von besseren Ratgebern geleitete Kaiser damals ergehen ließ. Dagegen wurde die Festung Munkacs von Tökölys Gemahlin, der tapferen Amazone Helene Zriny, standhaft verteidigt; sie übergab dieselbe erst 1688 und wurde mit ihren Kindern erster Ehe, Franz und Julia Nagoczy, zunächst nach Wien gebracht.

Im Jahre 1686 galt es der Stadt Ofen, dem westlichsten Bollwerke der Türken im Lande der Christenheit. Zur Belagerung derselben strömte eine fast unglaubliche Zahl von Streitern aus allen

Ländern der Christenheit zusammen.*) Auch der Kurfürst von Brandenburg hatte 8000 Mann gesandt, nachdem er in betreff seiner Ansprüche an Schlesien mit dem Schwiebuser Kreise (zehn Quadratmeilen) abgefunden worden war. Friedrich Wilhelm gab dafür allerdings seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstentümer auf. Der alternde Herr wünschte nämlich, seinen vier Söhnen aus zweiter Ehe abgesonderte Herrschaften, wie Ravensberg und Halberstadt, zum Nachteil des Kurprinzen und der Landeseinheit sowie im Widerspruch mit den Hausverträgen zu hinterlassen, und es lag ihm daran, den Kaiser für diese Verfügungen zu gewinnen, wegen deren er zum neuntenmal ein verändertes Testament aufsetzen ließ. Wäre es bei dem Übereinkommen geblieben, welches damals der Kaiser mit Brandenburg schloß, so würde Friedrich der Große 1740 keinerlei scheinbaren Grund gehabt haben, Österreich anzugreifen: allein der Kurprinz von Brandenburg hatte durch einen Revers die Zurückgabe des genannten Kreises beim Tode seines Vaters zusagen müssen, und er erfüllte auch später (1694) dieses Versprechen, eben damit nicht das Testament des Vaters zu Gunsten eines jüngeren Bruders durch den Kaiser Geltung erhalte; dadurch wurde dann die Sache staatsrechtlich auf den früheren Stand zurückgeführt. Erst nach der Ankunft der 8000 Mann Brandenburger Kerntruppen unter Johann Adam von Schöning ward im Juni 1686 die Belagerung von Ofen unter dem Oberbefehle des Herzogs von Lothringen ernstlich begonnen. Bei dieser Belagerung zeichneten sich Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern und der Franziskanerpater Gabriel, welcher das Geniewesen und die Artillerie leitete, vor allen anderen durch ihre Thätigkeit aus. Schon im Juli wurde viermal der Sturm versucht; jedesmal mußten aber die Belagerer, trotz ihrer glänzenden Tapferkeit, mit sehr großem Verluste wieder zurückweichen. Nachdem hierauf auch im August von beiden Seiten mit gleicher Erbitterung gekämpft und die Burg genommen worden war, wagten die Christen am 2. September einen neuen allgemeinen Sturm. Dieser gelang: die kaiserlichen und die brandenburgischen Truppen waren die ersten,

*) Im Theatrum Europaeum, T. XII. S. 1002, wo man S. 812 auch die zum Verständnisse der Belagerung von Neuhäusel nötigen Zeichnungen findet, werden die einzelnen Zahlen angegeben, die Regimenter einzeln aufgezählt, die Namen der vornehmen Herren, welche an der Belagerung teilnahmen, genannt und die Gesamtzahl des Heeres auf 95 600 Mann angegeben. Aus Spanien allein waren 400 Mann erschienen, unter denen sich viele Granden, aber auch 60 geringe Katalonier, meistenteils Handwerker, befanden. Sie forderten immer die gefährlichsten Posten und waren mißmutig, wenn sie dieselben nicht erhielten. Die meisten von ihnen fielen vor Ofen. Ihr Anführer war Franz Astorga, ein Offizier aus Andalusien.

welche die Mauern erstiegen. Auch Markgraf Ludwig von Baden und Prinz Eugen von Savoyen waren bei der Erstürmung thätig.*) Die Freude in der ganzen Christenheit war unbeschreiblich, als die Hauptstadt von Ungarn, welche 145 Jahre lang in der Gewalt der Ungläubigen gewesen war, ihr wiedergegeben wurde.

Nach der Einnahme von Ofen drangen die kaiserlichen Truppen unter Caraffa bis in die Nähe Siebenbürgens vor. Der Fürst Ferdinand von Dietrichstein und Markgraf Hermann von Baden suchten damals als Kommissare des Kaisers eine Art Allianz mit Apafi zu stande zu bringen; dieser wollte aber, wie immer, zugleich mit den Türken in Freundschaft bleiben, die zum Lohn für seine früheren Dienste seinem Sohn die Nachfolge in Siebenbürgen zugesagt hatten. Inzwischen erhielten jedoch Klausenburg, Hermannstadt und Deva deutsche Besatzungen. Zudem nahm das kaiserliche Heer den Türken eine Stadt nach der anderen sowohl in Ungarn als in Kroatien; und so oft der neue Großwesir Soliman Pascha, wie z. B. bei Szigeth, einem bedrohten Orte zu Hilfe eilen wollte, wurde er geschlagen. In Wien hatte man mittlerweile ein neues kräftiges und thätiges Ministerium gebildet, und Markgraf Ludwig von Baden, welcher damals wie später sich um das kaiserliche Haus unsterbliche Verdienste erwarb, war Präsident des Hofkriegsrats geworden. Leider befand sich aber unter den siegenden Generalen des Kaisers auch der Neapolitaner Anton Caraffa, welcher im kaiserlichen Kabinett an dem böhmischen Kanzler, Grafen Kinsky, eine Stütze hatte. Dieser grausame, harte und ganz papistische Mann, welcher zu Unterhandlungen mit dem Großwesir gebraucht worden war und nachher vor Ofen gute Dienste geleistet hatte, war nach der Einnahme von Ofen nach Oberungarn geschickt worden, um dort die Reste der Insurgenten ganz auszurotten, und verfuhr dabei auf unmenschliche Weise. Es ward am 1. Februar 1687 zu Eperies ein Blutgericht gebildet, dessen Präsident der grausame Caraffa war, und welches ganz dem bekannten Blutrate Philipps II. zu vergleichen ist. Bei diesem Gerichte war es besonders auf die Protestanten in Ungarn abgesehen, welche man, um Geständnisse von ihnen zu erpressen, mit unerhörten Foltern und Martern peinigte. Engel giebt in seiner Geschichte von Ungarn die Namen der bekannteren Personen an, welche ungerechterweise hingerichtet und deren Güter eingezogen wurden; an einem einzigen Tage fielen 30 Opfer. Unzählige

*) Von diesen beiden berühmten Feldherren, die später dem König von Frankreich so manchen Verlust beibrachten, hatte Eugen demselben seine Dienste angeboten, bevor er in das kaiserliche Heer eintrat; Ludwig von Baden, geboren 1655 zu Paris, war von Ludwig XIV. aus der Taufe gehoben worden.

andere traf dasselbe Schicksal. Das aus 13 Personen bestehende Blutgericht wütete bis in den November. Schon gleich anfangs hatten sich bedeutende Stimmen gegen das Verfahren Caraffas erhoben, welcher zuletzt aus der Verfolgung ein förmliches Geldgeschäft gemacht hatte, und welcher geradezu sagte, das ungarische Gesetz gelte ihm nicht mehr als ein faules Ei. Allein die jesuitische Partei in Wien überwog, und der Markgraf Hermann von Baden, welcher am nachdrücklichsten gegen das grausame Gericht aufgetreten war, wurde als kaiserlicher Bevollmächtigter nach Regensburg entfernt.

Überall begünstigte unterdessen das Glück die kaiserlichen Waffen, obgleich Tökölys Gemahlin sich noch fortwährend in Munkacs behauptete. Es galt im Jahre 1687 besonders der Eroberung von Essek, vor welchem im Juli das kaiserliche Heer erschien. Zur Rettung dieser Stadt zog der Großwesir mit einem regelmäßigen Heere und 20 000 Tataren herbei. Er stellte sich den vom Herzoge von Lothringen und vom Kurfürsten Maximilian Emanuel geführten kaiserlichen Truppen bei Mohacz entgegen; und hier, wo im Jahre 1526 der letzte Magyarenkönig aus dem älteren Herrscherstamm im Sumpfe versunken, sein Heer geschlagen und zerstreut worden war, erfochten die christlichen Truppen am 12. August 1687 einen glänzenden Sieg über die Türken. Diese wurden völlig geschlagen und verloren 80 Kanonen und 20 000 Mann, während auf seiten der Sieger nur 1000 Mann fielen. Essek ward hierauf den letzteren übergeben, denen jetzt auch ganz Kroatien und Bosnien offen stand. Die Nachricht von diesem Siege bei Mohacz überbrachte dem Kaiser der Prinz Eugen von Savoyen, welcher damals als Generallieutenant unter Ludwig von Baden diente und mit seinem Vetter Prinz Commercy als einer der ersten die feindlichen Schanzen erstiegen hatte. Der Großwesir hielt es infolge der erlittenen Niederlage für ratsam, abzudanken. Im Oktober marschierten die Kaiserlichen nach Siebenbürgen, wo Apafi ihnen Festungen einräumen und für Lebensmittel sorgen mußte.

Jetzt gelang es endlich den beiden Markgrafen Hermann und Ludwig von Baden, den Kaiser zu bewegen, daß gegen die Ungarn, besonders gegen die Protestanten unter ihnen, milder verfahren werde. Leopold hatte zwar schon vorher nach dem Rate Ludwigs von Baden dem grausamen Caraffa befohlen, sein Blutgericht einzustellen. Dieser hatte sich aber dadurch in seinem Verfahren nicht stören lassen, und die Verfolgungen dauerten fort, bis der Kaiser einen Reichstag nach Preßburg einberief. Caraffa mußte weichen; doch erhielt er die höchste Auszeichnung, welche der Kaiser zu vergeben hatte, nämlich den Orden des goldenen Vließes, und wurde auch nachher noch mit hohen Aufträgen geehrt; das Landvolk in Ungarn benannte nach ihm seine

Fleischerhunde,*) wie denn auch Caraffas Blutgericht unter dem Namen „die Fleischbank von Eperies" im Andenken blieb. Auf dem Reichstage jedoch, der im November 1687 zusammenkam, wurde vom Hof ein neuer Weg zur Dämpfung der Unruhen eingeschlagen. Es wurde den versammelten ungarischen Ständen erklärt: der Kaiser könne zwar jetzt, wo er durch seine Waffen Ungarn den Türken und Rebellen wieder entrissen habe, sein Eroberungsrecht geltend machen und ohne Konstitution regieren; er wolle dies aber nicht thun, sondern vielmehr, wenn die Nation nur zwei Artikel der Verfassung ändere, alles andere bestehen lassen. Die Ungarn sollten nämlich erstens ihrem Wahlrechte entsagen und die Erbfolge seines Hauses im Mannesstamme anerkennen, zweitens aber auch den berüchtigten Artikel in dem einst von König Andreas II. erteilten Privilegium aufheben, vermöge dessen ihnen vergönnt sei, die Waffen zu ergreifen, wenn immer sie ihre Privilegien für verletzt hielten. Der Reichstag ging auf diese Forderungen ein, welche besonders durch den Palatin Paul Esterhazy und durch den Erzbischof von Gran, Széchényi, befürwortet wurden. Der Reichstag übte das Wahlrecht noch einmal, indem er den siebenjährigen Erzherzog Joseph, den ältesten Sohn des Kaisers, als Thronfolger bezeichnete; hierauf wurde mit dem Kaiser ein neues Übereinkommen geschlossen, welches Leopold am 25. Januar 1688 bestätigte.

Im folgenden Jahre (1688) ergab sich die Festung Munkacs durch Kapitulation an die Österreicher, und Caraffa brachte den schwachen Fürsten Apafi durch dessen alles vermögenden Minister Teleky, den er bestochen hatte, dazu, daß er endlich dem Bunde mit den Türken entsagte und den Kaiser als seinen und Siebenbürgens Oberherrn anerkannte. Das geschah im Mai 1688 vermittelst einer in Hermannstadt ausgestellten Urkunde. Die Stände von Siebenbürgen huldigten am 1. Juli auf einem Landtage zu Fogaras dem Kaiser und nahmen dessen Truppen in ihre Festungen auf, wogegen er ihnen alle ihre Privilegien zu erhalten versprach. Als zwei Jahre später Apafi starb, war sein Sohn Michael II. bereits vom Kaiser, wie früher von der Pforte, als Thronfolger anerkannt. Jedoch fand der Großwesir es bald vorteilhafter, ihm den Emmerich Tököly als Fürsten gegenüberzustellen. Dieser drang wirklich mit einem türkischen Heere ein, besiegte bei Zernest den österreichischen General Heußler und ließ sich (12. September 1690) in seinem Lager bei Grossau zum Fürsten krönen; doch mußte er bald weichen. Er nahm auch nachher an allen Kämpfen der Türkei gegen Österreich bis zum Frieden von Karlowitz teil. Der junge Apafi

*) Ungefähr wie kurz hernach die Pfälzer Bauern dem französischen Verwüster Melac die gleiche Ehre erwiesen.

wurde nach Wien gebracht: Kaiser Leopold nahm die Vormundschaft über ihn in Anspruch und ließ Siebenbürgen durch ein Gubernium von zwölf Räten verwalten.

Schon am 6. September des Jahres 1688 hatte der Kurfürst von Bayern und der Markgraf Ludwig von Baden, welchem Prinz Eugen von Savoyen zur Seite stand, Belgrad mit Sturm genommen. Dieses suchte zwar der Sultan 1689 gegen andere Städte wieder einzutauschen, da aber die Österreicher dafür die ganze Walachei forderten, so kam der Friede wieder nicht zu stande. In der Türkei herrschte damals nicht mehr Mohammed IV. Infolge der ungarischen Niederlagen geriet das Heer in Aufruhr; die theologischen Juristen des Divan, die Ulemas, versammelten sich in der großen Moschee, der ehemaligen christlichen Kirche Aja Sophia, und sprachen die Absetzung des Sultans aus (November 1687). Mohammed IV. hatte alle Fehler der letzten türkischen Herrscher gezeigt und war besonders der Leidenschaft der Jagd bis zum Wahnsinne ergeben. Sein Bruder Soliman III., der nun auf den Thron erhoben wurde, war freilich nicht weichlich wie sein Vorgänger, sondern vielmehr mutig und kriegslustig; allein er fand die Kriegszucht ganz aufgelöst und die Spahis und Janitscharen im Besitze der höchsten Gewalt, welche von ihnen mit türkischer Roheit und Barbarei gegen jeden gebraucht wurde, der ihnen mißfiel. Die türkischen Truppen hatten, als sie sich von Belgrad auf Adrianopel zurückzogen, keinen einzigen General, in den sie Vertrauen setzen konnten. Sie waren daher ganz zuchtlos und wüteten gegen ihre eigenen Anführer und Glaubensgenossen. Unterdessen fiel Erlau den Österreichern sowie Knin in Dalmatien den Venezianern in die Hände. Die Halbinsel Morea, schon 1687 durch den Dogen Morosini erobert, war von diesem in vier Provinzen geteilt worden. Von allen Seiten bedrängt, nahm endlich der neue Sultan die angebotene Vermittelung der Engländer und Holländer an, welche des deutschen Heeres zu einem neuen Kriege gegen Ludwig XIV. bedurften. Soliman schickte unter dem Vorwande, dem Kaiser seine Thronbesteigung anzuzeigen, eine glänzende Gesandtschaft nach Wien, und es wurden hierauf im Februar 1689 zu Wien Friedensunterhandlungen begonnen. Diese zerschlugen sich jedoch bald wieder. Der Krieg war aber für die Türken 1689 noch unglücklicher als in irgend einem der vorhergehenden Jahre. Ludwig von Baden, welcher schon im Winter Szigeth erobert hatte, marschierte im August auf Nissa los und brachte unterwegs den Türken bei Patasch eine solche Niederlage bei, daß sie nicht weniger als 100 Kanonen verloren. Nachher erfocht er einen zweiten Sieg über sie bei Nissa, nahm diese Stadt ein und eroberte im Oktober auch Widdin. Noch aber war die Zeit des Untergangs der türkischen Herrschaft in Europa nicht ge-

kommen. Ein drittes Glied der Familie Köprili stellte vielmehr als Großwesir die Ordnung im Heere, in den Finanzen und in der Verwaltung wieder her und entriß den Christen die gemachten Eroberungen wieder.

Dieser neue Wesir war Mustafa Köprili, dessen Vater Mohammed und dessen Bruder Achmed für die größten Wesire des Ottomanischen Reiches galten. Er war, als er (1689) sein Amt antrat, 52 Jahre alt und weniger kriegerisch, als geschickt in der Verwaltung und Regierung eines Reiches, welches einen despotischen, aber kräftigen Regenten erforderte: in unglaublich kurzer Zeit brachte er Reformen in allen Zweigen der Verwaltung zu stande und reorganisierte das ganz zerrüttete Kriegswesen vollständig. Mustafa Köprili brachte es dahin, daß, während vorher jedermann sich dem Kriegsdienste entzog, jetzt alles zu den Fahnen eilte: er wußte für den Kampf gegen den christlichen Kaiser eine erneute religiöse Begeisterung zu erwecken. So konnte er schon im Jahre 1690 mit einem zahlreichen und disciplinierten Heere aufbrechen, um Nissa wiederzuerobern, während Ludwig von Baden in Ungarn und Siebenbürgen mit Tököly zu thun hatte. Dieser siegte, wie bereits angegeben, bei Zernest, eroberte mit türkischer Hilfe Siebenbürgen, drang in Ungarn ein und ward als Fürst ausgerufen. Der Großwesir nahm Nissa nach einer Belagerung von drei Wochen ein sowie gleich darauf in nur vier Tagen Semendria. Dann zog er gegen Belgrad, dessen Festungswerke verfallen waren. Die Zahl der Truppen, welche er gegen Belgrad führte, war an sich sehr groß, und er hatte außerdem noch alle asiatischen Paschas und den Chan der Tataren mit seinem ganzen Raubvolke entboten. Er beschloß daher, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Schon am zwölften Tage bahnte eine Bombe, welche in das größte Pulvermagazin von Belgrad fiel und dadurch einen Teil des Walles und der Mauern zerstörte, den 60 000 Türken den Weg in die Stadt. Acht kaiserliche Regimenter, welche in Belgrad lagen, wurden fast ganz aufgerieben, nur 600 Mann von ihnen retteten sich. Der Wesir ließ die Festungswerke ausbessern und drängte, nachdem er eine Besatzung in Belgrad zurückgelassen hatte, die Christen noch weiter zurück. Erst im Dezember, als er dieselben über die Donau und Save getrieben hatte, trat er den Rückzug nach Konstantinopel an.

Die Türken wollten gleich im folgenden Frühjahr (1691) einen neuen Zug nach Belgrad unternehmen, um von dort aus in Ungarn einzubrechen; allein gerade in diesem Jahre wurde zunächst der Großwesir durch ein Augenübel daran gehindert, und nachher starb Sultan Soliman III., dem sein Bruder Achmed II. in der Regierung nachfolgte. Dadurch erhielt der Markgraf Ludwig von Baden Zeit, sich hinreichend

zu verstärken. Sobald der Großwesir im August mit mehr als 90 000 Mann an der Donau erschienen war, marschierte der Markgraf, welcher 6000 Brandenburger und einige Regimenter Bayern an sich gezogen hatte, ihm von Peterwardein aus mit einem Heere, das nur halb so stark als das türkische war, entgegen. Mit Dünewald, welcher neben ihm kommandierte, zog er bis Semlin, wandte sich dort aber wieder zurück, um die Höhen von Salankemen zu besetzen. Hier würde er in Verlegenheit gekommen sein, weil die Türken, die am anderen Ufer siegreich gewesen waren, ihn von seinen Magazinen in Peterwardein hätten abschneiden können. Der Großwesir bestand aber darauf, daß die Höhen mit dem Säbel in der Faust erstürmt würden; und dies gewährte den Kaiserlichen die Gelegenheit, einen glänzenden Sieg zu erringen (29. August 1691). Mustafa Köprili, welcher selbst seinen stürmenden Truppen vorausſprengte, wurde von einer Flintenkugel getötet: schon dieser Verlust allein war, obgleich Mustafa kein Feldherrntalent besaß, unersetzlich für das Türkische Reich; außerdem erlitten aber auch noch seine Truppen eine vollständige Niederlage. Sie verloren 150 Kanonen und von ihrem ganzen Heere entkamen nur 30 000 Mann nach Belgrad. Allerdings fielen auch auf seiten der Kaiserlichen mehrere bedeutende Obersten und Generale bei Salankemen. Die Brandenburger unter General Barfuß hielten sich vortrefflich, was der Markgraf in einem Schreiben an den Kurfürsten Friedrich III. mit hohem Lobe anerkannte; doch verloren auch sie den sechsten Teil ihrer Mannschaft an Toten und Verwundeten.

Im Jahre 1692 sicherte der Markgraf durch die Einnahme von Groß-Wardein den Besitz von Siebenbürgen. Nachher wurde aber zwei Jahre lang nichts Glänzendes vollbracht, weil Ludwig von Baden in Deutschland, Prinz Eugen von Savoyen in Italien beschäftigt waren. Es zeigte sich übrigens damals, daß der Sieg bei Salankemen die Vorteile doch nicht gewähre, die man von ihm erwartet hatte; denn die Türken behaupteten sich im Besitze von Belgrad. Doch trieb sie Caprara von Peterwardein zurück, nachdem sie ihn in dieser Stadt lange und hart bedrängt hatten. Auch Tököly, der vor der Schlacht bei Salankemen einige Vorteile erkämpft und in derselben einen Teil der türkischen Reiterei befehligt hatte, mußte sich nun wieder in Sicherheit bringen.

Im Februar des Jahres 1695 starb Sultan Achmed II. Sein Neffe und Nachfolger, Mustafa II., hatte den für einen orientalischen Monarchen sonderbaren Einfall, bei seiner Thronbesteigung einen offenen Brief an seine Unterthanen zu erlassen und in demselben folgende Erklärung zu geben: „Der Verfall des Reiches unter den drei

letzten Sultanen sei ganz allein der Nachlässigkeit der Herrscher und der Schlechtigkeit ihrer Stellvertreter, der Großwesire, zuzuschreiben. Diese Sultane hätten sich um die Regierung gar nicht bekümmert, und unter zehn Großwesiren sei der einzige Achmed Köprili ein Mann von Talent gewesen. Der Sultan erkläre daher, daß er selbst nicht nur die Regierung führen, sondern sich auch sogleich an die Spitze des Heeres stellen wolle, um von Belgrad aus nach Siebenbürgen zu ziehen und dieses Land wiederzuerobern". Es schien damals in der That, als wenn für die Osmanen eine bessere Zeit zurückgekehrt sei. Ihre Flotten erfochten mehrere Seesiege über die Venezianer, welche auch einen Teil ihrer Eroberungen auf den Inseln und an den Küsten Dalmatiens und Albaniens wieder aufgeben mußten. Die Bundesgenossen des Sultans, die Tataren der Krim, bedrängten die Polen und die Russen und eilten herbei, als der Sultan von Adrianopel nach Belgrad aufbrach. Von dort zog er nach Temesvar, um die Besatzung dieser Stadt zu verstärken und mit Lebensmitteln zu versorgen. Als er im September 1695 von Temesvar wieder aufbrach, fand er kein deutsches Heer vor, welches ihm hätte gefährlich sein können. Er eroberte daher, ehe er, wie die Türken zu thun pflegten, im Spätherbst mit den Truppen nach Konstantinopel zurückkehrte, drei Städte, welche damals für gut befestigt galten, Lippa, Lugos und Karansebes. Wichtiger, als diese Eroberungen, war die gänzliche Vernichtung eines Heeres von mehreren Tausend Mann, mit welchem kurz vorher einer der tapfersten Generale des Kaisers, der Italiener Vetrani, der bei dieser Gelegenheit selbst umkam, über die Temes gegangen war. In diesem Jahre verteidigten die Tataren ihre Hauptfestung Asow, an der Mündung des Don, mit gutem Erfolg gegen Peter den Großen; derselbe verlor dabei über 20 000 Mann; aber bei dem beharrlichen Streben, sein ungeheures Reich bis zur Meeresküste auszudehnen, gewann er im nächsten Jahre die wichtige Stadt mit Hilfe österreichischer und brandenburgischer Ingenieure und Kanoniere dennoch.

Für dieses Jahr (1696) wurden vom Sultan die großartigsten Anstalten getroffen, weil Österreich ein neues Heer aufgestellt hatte. Dasselbe wurde dem Namen nach von dem Kurfürsten Friedrich August I. dem Starken, von Sachsen, welchem der Kaiser dadurch eine Ehre anthun wollte, angeführt; doch in Wirklichkeit hatte Caprara den Oberbefehl. Die Kaiserlichen belagerten Temesvar, als der Sultan an der Spitze von 50 000 Mann herbeieilte. Sie hoben auf die Nachricht hiervon die Belagerung sogleich auf, um den Türken entgegenzuziehen, und es kam nicht weit von Olasch zu einer Schlacht, welche nach der Versicherung der deutschen Annalisten von den Truppen des Kaisers, nach den türkischen Berichten aber von dem Sultan ge-

wonnen wurde. Doch geben die Deutschen zu, daß sie ebensoviele Leute verloren, wie die Türken, und daß unter den Erschlagenen der General Heußler war, der sich wie Dünewald im ganzen Kriege sehr ausgezeichnet hatte. Die Kaiserlichen behaupteten zwar das Schlachtfeld, die Türken erreichten aber ihren Zweck: sie verstärkten die Besatzung von Temesvar und versorgten dieselbe mit neuen Vorräten. Nach der Schlacht bei Olasch legte Friedrich August den Oberbefehl nieder und ging nach Deutschland, wo er seine Bewerbung um die polnische Krone betrieb.

Als im Jahre 1697 der Sultan seinen dritten Zug unternahm, trat endlich Prinz Eugen, der in Italien entbehrlich geworden war, an die Spitze des kaiserlichen Heeres. Die Türken zogen langsam, wie sie pflegten, über Sofia nach Belgrad und lagerten sich, nachdem sie über die Temes, die Bega und die Theiß gegangen waren, am linken Ufer des zuletzt genannten Flusses. Hier standen im Anfange des September beide Heere in der Nähe des an der Theißmündung gelegenen Schlosses Titel einander gegenüber. Am 11. September wollte der Sultan bei Zenta über die Theiß setzen. Prinz Eugen war ihm aber auf den Fersen und es kam zu einem Treffen, ehe noch das ganze türkische Heer über den Fluß gegangen war. In diesem Kampf führte Guido von Starhemberg den einen Flügel der Kaiserlichen, Graf Bussy Rabutin den anderen, Eugen selbst das Mitteltreffen. Der Kampf endigte mit der völligen Vernichtung des türkischen Heeres; denn kaum 1000 Mann desselben entkamen auf die andere Seite des Flusses, mehr als 20 000 blieben auf dem Platze, 10 000 fanden ihren Tod im Flusse, und fast alle angesehenen Offiziere der Türken wurden entweder von den Feinden oder von ihren eigenen erbitterten Soldaten erschlagen*). Am Tage nach der Schlacht zogen die Kaiserlichen in das verlassene türkische Lager ein. Sie machten in demselben unermeßliche Beute. Diese bestand in dem ganzen Geschütz und Gepäck des feindlichen Heeres sowie in 9000 Wagen, 60 000 Kamelen, 15 000 Ochsen, 7000 Pferden, 26 000 Kugeln, 550 Bomben, einer großen Menge anderer Gegenstände von bedeutendem Werte und in der Kriegskasse, welche drei Millionen Gulden enthielt. Auch das Siegel des Sultans, welches der Großwesir am Halse trägt, wurde erbeutet. Die

*) Es wird erzählt, daß Eugen am Morgen vor der Schlacht eine Depesche vom Hofkriegsrat erhalten, aber ungelesen beiseite gelegt habe, weil er fürchtete, sie enthalte den Befehl, keine Schlacht zu liefern; dafür habe man ihn vor Gericht stellen wollen. Dies ist unerwiesen; doch steht fest, daß Caprara das Verfahren des Prinzen als eine strafbare Tollkühnheit bezeichnete, und daß die Bürgerschaft von Wien durch das Gerücht, es sei etwas gegen Eugen im Werk, in große Aufregung geriet.

Folge des Sieges bei Zenta war ein für den Kaiser sehr vorteilhafter Friede, welcher unter Vermittelung der Seemächte am 26. Januar 1699 zu Karlowitz an der Donau geschlossen wurde. Der Kongreß zu Karlowitz wurde von Österreich, Rußland, der Pforte, Polen, England und Holland beschickt. Er bezeichnet den beginnenden Niedergang des Osmanischen Reiches. Siebenbürgen und Ungarn, mit Ausnahme der Stadt Temesvar, wurden an den Kaiser abgetreten; Venedig erhielt die Morea und den größten Teil von Dalmatien; Polen erhielt das früher verlorene Podolien mit der Festung Kaminiec zurück. Peter der Große behielt Asow, zu seiner höchsten Befriedigung; denn bisher war Rußland nur an dem für Handels- und Verkehrszwecke sehr wenig günstigen Weißen Meer in dem Besitz von Meeresküsten, der für seine fernere Entwickelung unentbehrlich war. Der junge Michael Apafi mußte gegen ein Jahrgeld allen Ansprüchen auf Siebenbürgen entsagen. Tököly, vom Sultan zum Fürsten von Widdin ernannt, verweilte von nun an mit seiner Gemahlin in Kleinasien, wo er auf einem Landgute bei Nikomedien im Jahre 1705 starb. Auch der Friede von Karlowitz wurde übrigens, wie dies bei der Pforte üblich war, unter der Form und Bezeichnung eines Waffenstillstandes, auf 25 Jahre, abgeschlossen.

7. Ludwigs XIV. Verletzung der Friedensschlüsse mit Spanien und Deutschland.

Die Ohnmacht des Deutschen Reiches und der thörichte Streit, welchen Jakob II. mit seinen eigenen Unterthanen anfing, wurde von Ludwig XIV. und seinen Ministern benutzt, um der Welt zu beweisen, daß ein Monarch, der die Soldaten und die Pfaffen für sich hat, jedes Recht mit Füßen treten darf, ohne darum die Bewunderung des großen Haufens zu verlieren, welcher den Mammon und den Beelzebub anbetet und deren Pracht und ausgebreitete Herrschaft anstaunt. Durch die Verletzung der Verträge und durch die diplomatische Sophistik, mit welcher er dieselbe beschönigte, bereitete Ludwig Europa auf die Schritte vor, die er nachher im Anfange des 18. Jahrhunderts that, um ganz Spanien als Erbe seiner Gemahlin für sich oder einen seiner Söhne oder Enkel in Besitz zu nehmen.

Ludwig XIV. kannte die Schwäche des Deutschen und Spanischen Reiches sowie die in dem ersteren herrschende Zwietracht sehr gut und nährte die Eifersucht der deutschen Fürsten auf ihren Kaiser durch Bestechung und dipolomatische Künste. Er ließ sich daher auch durch den Frieden von Nimwegen nicht abhalten, alle die Orte und Gegenden der deutschen und der spanischen Grenzländer, die er begehrte, ohne

Umstände an sich zu reißen. Einen rabulistischen Grund dazu erdachte der Parlamentsrat Roland Ravaulx in Metz. Dieser wühlte in den Urkunden und brachte heraus, daß viele Landstriche, welche weit und breit außerhalb der an Frankreich abgetretenen Bistümer Metz, Toul und Verdun lagen, ehemals zu diesen gehört hätten und deshalb als Lehen derselben in der Abtretung mit inbegriffen seien.*) Gleichermaßen sollten auch die Dependenzien derjenigen Gebiete, welche im Westfälischen und Nimwegener Frieden an Frankreich gekommen waren, für dasselbe in Anspruch genommen werden. Um die Wiedervereinigung oder, wie man es nannte, die Reunion dieser und anderer Landschaften mit den an Frankreich abgetretenen Gebieten unter einem Scheine des Rechtes vollziehen zu können, errichtete Ludwig schon 1679 einen besonderen Gerichtshof in Metz, welcher Reunionskammer, chambre de réunion, genannt wurde: derselbe Name mit derselben Befugnis wurde sodann auch dem obersten Rate (conseil souverain) von Breisach und dem Parlament von Besançon beigelegt. Die Kammer von Metz erklärte 80 im Auslande gelegene Lehen, zu denen unter andern Homburg, Pont a Mousson, Salm, Saarburg, Saarbrücken und Vaudemont gehörten, für Dependenzien von französischen Besitzungen. Ebenso sprach die Kammer von Breisach dem Könige die Landvogteien Hagenau und Weißenburg zu sowie die zehn elsässischen Reichsstädte, welche im Westfälischen Frieden dem Deutschen Reiche vorbehalten worden waren, indem nur die vorher von Österreich ausgeübte Landvogtei an Frankreich gekommen war. Diese Städte jedoch hatte, wie oben berichtet, Ludwig schon früher gewaltsam in Besitz genommen und zur Huldigung gezwungen. Endlich sprach auch noch das Parlament von Besançon dem Herzog von Württemberg die Grafschaft Mömpelgard (Montbelliard) ab, indem dieselbe eine Dependenz der Franche Comté sei. Die auf solche Weise für französisches Besitztum erkärten Orte und Gegenden wurden von Ludwig ohne weiteres seinem Reiche einverleibt. Weigerten sich die Einwohner, die Huldigung zu leisten, so wurde der Richterspruch militärisch vollzogen: beschwerten sich die Landesherren bei den königlichen Ministern, so erhielten sie von diesen, besonders von Colbert de Croissy, welcher die ganze Sache leitete, die Antwort: ihre Beschwerde sei keine Kabinettsangelegenheit, sondern eine Rechtssache; sie müßten sich daher nicht an die Regierung, sondern an die Kammern zu Metz, Besançon und Breisach wenden, welche der König eingesetzt habe, um seinen Nachbarn zu beweisen,

*) Das Genauere über den Punkt Rechtens findet man unter anderem bei Pufendorf Historia Friederici Guilelmi vol. VIII, § 23.

daß er keinem Menschen Unrecht thun wolle. Auch das ganze Herzogtum Zweibrücken, damals ein Eigentum des schwedischen Königs, wurde als französisches Lehen in Anspruch genommen: König Karl XI. wurde, gerade wie die Grafen von Veldenz und Sponheim, wegen unterlassener Huldigung vor die Kammer geladen und, als er nicht erschien, das Herzogtum ihm abgesprochen. Man erkannte dieses darauf dem Pfalzgrafen von Birkenfeld als Agnaten zu, welcher auch die Huldigung leistete. Ebenso wurde der König von Spanien vor die Kammer von Metz geladen und, als er nicht erschien, des Fürstentums Chimay, der Stadt Courtray, des Herzogtums und der Festung Luxemburg verlustig erklärt, worauf dann Frankreich diese Städte und Landstriche mit militärischer Gewalt in Besitz nahm. Ehe man noch gegen Spanien zu Gewaltthätigkeiten schritt, hatte man, in der ersten Hälfte des Jahres 1680, die pfälzischen Oberämter Germersheim und Selz nebst anderen Gegenden der Pfalz und sogar das nur eine Stunde von Mannheim gelegene Städtchen Oggersheim militärisch besetzt. Schon vorher hatte Ludwig XIV. die Pfalz wegen rückständiger Brandschatzungen und wegen der vom Kriege her schuldigen Gelder gepeinigt und geplagt und nachher sie unter dem Vorwande der Reunionen beraubt.

Weit schändlicher und für einen großen Monarchen schimpflicher als alles, was damals gegen andere Länder geschah, war der bereits erwähnte Raub, welchen Ludwig an den deutschen Städten und der Ritterschaft des Elsasses beging, und die mitten im Frieden ausgeführte Eroberung von Straßburg. In dieser Stadt, in welcher zwei Sprachen gesprochen wurden, wenn auch die deutsche bei weitem überwog, und in welcher zwei Religionen nebeneinander bestanden, war ewiger Zwist zwischen den Katholiken und den Protestanten; ein Teil des souveränen Magistrats sowie der angesehensten Bürger war an Frankreich verkauft, vor allen der Stadtschreiber Günzer, der die französischen Ausfertigungen besorgte, und der zum Behufe von Bestechungen nach und nach 300 000 Thaler erhalten hatte. Die unvermutete Besetzung der Stadt durch französische Truppen wurde von dem Minister Louvois, einem durchaus gewissenlosen, hartherzigen Augendiener des Königs, geleitet; zum Vorwande dieser empörenden Schurkerei aber diente das Heil der alleinseligmachenden Religion und die Ausbreitung der beglückenden Regierung des großen, um Kunst und Wissenschaft unsterblich verdienten Königs. Am thätigsten war bei der ganzen Sache der Bischof der Stadt, Franz Egon von Fürstenberg, welcher damals außerhalb der Stadt, nachher aber in derselben wohnte und die Protestanten aus dem Dom verdrängte. Dieser Geistliche hatte sogar, als Ludwig XIV. nach der Ausführung seiner Raubthat in Straßburg einzog, die Un-

verschämtheit, einen König, welcher für Deutschland verderblicher war, als die Pest, mit denselben Worten anzureden, mit denen einst der greise Simeon im Evangelium die Erscheinung des Heilandes der Welt begrüßt hatte. Louvois hatte rechtzeitig die Besatzungen in Burgund, in Lothringen und im Elsaß unter dem Vorwande, daß die Soldaten an den Festungswerken arbeiten sollten, bedeutend verstärkt. Diese Truppen wurden bereit gehalten, um auf den ersten Wink gegen Straßburg zu marschieren. Als alles zur Überrumpelung der Stadt fertig war, kam Louvois selbst am 28. September 1681 insgeheim nach Breisach. Von dort schickte er, ohne Aufsehen zu erregen, 900 Mann Fußvolk voraus, zu denen dann erst unterwegs auch einige Reiterscharen stießen. Diese Truppen besetzten unerwartet die Hauptbefestigungen der Stadt diesseit und jenseit des Rheins, und nun erst, am 27. September, erschienen 12 000 Mann unter Montclas. Zwei Tage nachher führte Louvois selbst ein stärkeres Heer mit Geschütz herbei und forderte die Bürgerschaft auf, sich binnen 24 Stunden zu ergeben, widrigenfalls sie der Rebellion schuldig erklärt und demgemäß behandelt werden sollte. Viele angesehene Kaufleute befanden sich auf der Frankfurter Messe; ein alter Handwerker forderte vergeblich in den Straßen zur Gegenwehr auf. Da überdies der Magistrat früher 6000 Mann kaiserliche Truppen, die ihm angeboten worden waren, abgelehnt hatte und nachher von Ludwig reichlich beschenkt wurde, so kam schon am 30. September 1681 zu Illkirchen ein Vertrag zu stande, welcher nicht nur die Übergabe der Stadt an die Franzosen aussprach, sondern auch ihre künftigen Verhältnisse als einer königlich französischen Stadt regelte. Straßburg sollte seine bürgerliche Verfassung behalten und das Religionswesen nach Maßgabe des Normaljahres 1624 eingerichtet werden; das Münster aber sollten die Katholiken für ihren Gottesdienst zurückerhalten. Demgemäß wurde am 2. Oktober der berühmte Dom von den Protestanten geräumt, und am 23. empfing am Portal desselben der reichsverräterische Pfaffe den König Ludwig mit der oben erwähnten feierlichen Anrede. Seine Worte waren: „Nachdem ich durch den Arm Ew. Majestät in den Besitz dieser Kirche wiedereingesetzt bin, aus welcher gewaltthätige Ketzer meine Vorgänger vertrieben haben, sage ich mit dem alten Simeon: ich kann mit Freuden hinfahren, da ich den Tag des Heils gesehen. Zu diesem herrlichen Dom hat Chlodwig den Grundstein gelegt, Dagobert hat das Bistum errichtet; noch weit glorreicher aber, ja als ein neuer Stifter, stehen Ew. Majestät da.“*)

*) Was das deutsche Volk und was der bessere Teil seiner Denker und Dichter bei diesen Vorgängen empfand, hat einer der letzteren, der schlesische Freiherr Hans

Spanien suchte sich gegen die ihm angethane Gewalt durch Bündnisse zu helfen, deren mehrere schon im Jahre 1683 geschlossen wurden. Da wir grundsätzlich die diplomatischen Verhandlungen und Aktenstücke wenig beachten, so lassen wir uns auch auf diese Bundesverträge, welche erst durch Wilhelms III. Pläne gegen Jakob II. eine praktische Wichtigkeit erhielten, hier nicht ein. Doch darf das im Februar 1683 auf Wilhelms Betreiben im Haag geschlossene sogenannte große Schutzbündnis nicht unerwähnt bleiben. Wilhelm von Oranien selbst durfte bei der Abschließung desselben nicht öffentlich thätig sein; seine näheren Freunde, besonders der Großpensionär Fagel, arbeiteten für ihn. Es verpflichteten sich durch den im Haag geschlossenen Bundesvertrag die Republik der Niederlande, Spanien, Schweden und der Kaiser, mit vereinter Macht zur Wiederherstellung der politischen Verhältnisse von Europa, wie sie zur Zeit des Westfälischen und Nimwegener Friedens gewesen waren, zu wirken. Dies stand einstweilen auf dem Papier, ein Heer wurde aber nicht aufgestellt. Auch war die Republik der Niederlande, besonders Holland, ebenso ängstlich darauf bedacht, den Frieden zu erhalten, wie ihr Statthalter Wilhelm den Krieg suchte. Ludwig wurde daher auch durch jenes Schutzbündnis so wenig eingeschüchtert, daß er sogar noch in demselben Jahre, in welchem dasselbe geschlossen worden war, ganze Städte und Landstriche der spanischen Niederlande militärisch besetzen und die Stadt Luxemburg bombardieren ließ. Auf deutschem Gebiete hauste der unleidliche Marschall Crequi gleich einem Barbaren. Er nahm Trier ein und ließ die Festungswerke dieser Stadt schleifen, damit sich niemand in derselben festsetzen könne. An demselben Tage, wo Straßburg sich den Franzosen ergab, gewann Ludwig übrigens auch eine Festung, welche ihm den Eingang in Italien öffnete. Der Herzog Karl VI. von Mantua, dem es immer an Geld fehlte, ließ sich nämlich gegen eine bedeutende Zahlung bereit finden, den Fran-

---

Aßmann von Abschatz, in dem kraftvollen Liede „Eisenhut (Eisenhüttel)" ausgedrückt, von dem wir hier einige Verse hersetzen:

Nun ist es Zeit, zu wachen, eh Deutschlands Freiheit stirbt
Und in dem weiten Rachen des Krokodils verdirbt.
Herbei, daß man die Kröten, die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke zur Sein' und Saone schicke.
Der Feind hat Gold und Eisen, wend't Stahl und Silber an,
Der deutschen Welt zu weisen, was List und Hochmut kann. —
Laßt euch verstellten Frieden zum Schlafe nicht ermüden;
Mit Wachen und mit Wagen muß man die Ruh' erjagen.

Die „Kröte" bildete früher, nach einer verbreiteten Ansicht, ein heraldisches Abzeichen der französischen Könige, für welches später die Lilien eintraten.

zosen die Citadelle von Casale, dem Hauptorte der Landschaft Montferrat, einzuräumen; am 30. September 1681 zogen sie in dieselbe ein, und bald nachher übergab ihnen der Herzog auch die Stadt.*)

In den Niederlanden suchten diejenigen Staaten, welche mit dem Statthalter nicht einerlei Interesse hatten, ihres Handels wegen sowohl die Deutschen als die Spanier, die sich beide nicht selbst helfen konnten, zur Annahme schnöder Bedingungen zu bewegen. Sie bewogen nämlich den König Ludwig, sich mit dem Raube zu begnügen, den sie in seinen Händen lassen und den Spaniern abdrohen wollten. Dies wurde durch einen im Juni 1684 geschlossenen Vertrag zwischen Holland und Frankreich festgestellt. Die Holländer versprachen, die Spanier dahin zu bringen, daß sie die ihnen gewaltsam entrissenen Städte, Luxemburg, Bovines und Beaumont, sowie das Fürstentum Chimay für die Zeit eines zwanzigjährigen Waffenstillstandes den Franzosen überlassen wollten, wogegen die letzteren sich verpflichten sollten, in den Niederlanden nichts mehr gegen die Spanier zu unternehmen. Gegen andere spanische Besitzungen aber Feindseligkeiten zu üben, wurde dadurch den Franzosen nicht verwehrt. Die Spanier mußten auf diese Forderung eingehen. Mit dem Deutschen Reich war gleich nach Beginn der Reunionen über einen Kongreß verhandelt worden, der im Juli 1681 zu Frankfurt gehalten werden sollte. Die Abgeordneten der Stände verlangten, was bemerkenswert ist, daß die Verhandlungen wieder, wie dies früher geschehen, in lateinischer Sprache geführt werden sollten, nicht in französischer, was seit dem Frieden von Nimwegen aufgekommen war. Im Dezember machten die französischen Gesandten bei diesem Kongreß das Anerbieten, ihr König wolle sich mit den besetzten Landschaften und Orten, einschließlich des inzwischen eroberten Straßburg, begnügen. Doch nahmen die Unterhandlungen keinen Fortgang, und bald blieb es dem Kaiser überlassen, die Angelegenheiten der durch Frankreich bedrängten Reichsglieder zu regeln. Er half sich auf ähnliche Weise wie Spanien. Doch hatte Spanien die vorgeschriebenen Bedingungen schon im Juli 1684 angenommen; der Reichstag zu Regensburg dagegen entschloß sich erst am 15. August dazu. Den Deutschen ward

*) In den Verhandlungen mit Mantua spielte der Graf Matthioli eine Rolle, durch welche sich Ludwig XIV. betrogen fand; er ließ daher den Unterhändler auf französischen Boden locken und in verschiedenen Kerkern, zuletzt bis an seinen Tod (1703) in der Bastille gefangen halten: man hat in ihm die „Masque de fer" vermutet, über welche soviel gefabelt worden. In der 1873 zu Paris erschienenen Schrift: La vérité sur le masque de fer, par Th. Jung, officier de l'Etat-major ist nachgewiesen, daß die „Eiserne Maske" ein lothringischer Edelmann, Herr von Kissenbach und Harmoises gewesen, der sich an einem Unternehmen gegen das Leben Ludwigs beteiligt oder den Plan dazu entworfen hatte.

ebenfalls, wie den Spaniern, ein Waffenstillstand auf 20 Jahre gewährt, und Ludwig versprach, während dieser Zeit keine Stadt oder Landschaft mehr vom Reiche loszureißen. Dafür sollten alle bis zum 1. August 1681 mit Frankreich vereinigten deutschen Gebiete, die Stadt Straßburg, die Kehler Schanze und alle durch die Reunionskammern bis zu jenem Tage dem Reich entrissenen Orte mit inbegriffen, den Franzosen überlassen bleiben. An demselben Tag unterzeichnete der Kaiser, von der Krone Spanien bevollmächtigt, den zwanzigjährigen Frieden auch für diese. So erhielt Frankreich von Spanien Luxemburg, Bovines, Beaumont und Chimay mit voller Souveränität; es gab demselben nur Courtray und Dixmuyden zurück, und zwar mit geschleiften Festungswerken.

Auf so leichte, freche, wohlfeile Art erwarb sich Ludwig XIV. ganze Landstriche des Spanischen und Deutschen Reiches. Dies genügte jedoch dem König und seinen Rechtsgelehrten und Diplomaten nicht. Sie nahmen vielmehr schon ein Jahr später von dem im Mai 1685 erfolgten Tode des Kurfürsten von der Pfalz Veranlassung, das Deutsche Reich aufs neue zu berauben und dies durch ihre rabulistischen Künste zu rechtfertigen. In der Pfalz, einem von der Natur vor allen deutschen Gauen gesegneten und deshalb von den Franzosen mit Neid betrachteten Lande, hatte seit dem Westfälischen Frieden Karl Ludwig aus dem Hause Simmern geherrscht. Er hatte die reformierten Kirchen und Schulen wiederhergestellt und, soviel an ihm lag, die Wunden geheilt, welche der Dreißigjährige Krieg dem Lande geschlagen hatte. Er wurde jedoch ein Opfer des elenden Zustandes der deutschen Verfassung und einer sehr unglücklichen Ehe. Er mußte nämlich einesteils sein Land den Mißhandlungen der Franzosen preisgegeben sehen, ohne daß das Reich ihm Schutz und Hilfe gewährte, und hatte anderenteils viel von der hochmütigen und hochtrabenden hessen-kasselschen Prinzessin zu leiden, mit der man ihn vermählt hatte. Sein Verhältnis zu dem Fräulein von Degenfeld haben wir oben erwähnt. Von der hessischen Prinzessin hatte er nur einen Sohn, Karl, der ihm bei seinem Tode (1680) in der Regierung nachfolgte. Da nun dieser schwach und kränklich war, so war das Aussterben des Hauses Simmern vorauszusehen. Von den anderen Linien des pfälzischen Herrschergeschlechtes konnte nach den bestehenden Erbverträgen nur das Haus Pfalz-Neuburg auf die Kur gerechten Anspruch machen. Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg erbte daher auch, als Karl schon 1685 starb, die Kurpfalz. Dieser war ebenso, wie sein Vater, Wolfgang Wilhelm, der sich, wie erzählt, zum katholischen Glauben bekehrt hatte (s. Band XI., S. 398, 404), in der Gewalt der Jesuiten, und es begann deshalb mit Karls Tode in der Kurpfalz die Verfolgung der Protestanten. Diese Verfolgung wurde

um so härter, je mehr der letzte Kurfürst aus dem Hause Simmern durch die Art, wie unter ihm die Katholiken dieses Landes behandelt worden waren, die Jesuiten erbittert hatte. Karls Vater, Karl Ludwig, hatte Duldung geübt und die unseligen Religionsstreitigkeiten beseitigt. Karl selbst dagegen (seit 1680) war ebenso fanatisch calvinistisch gewesen, wie sein Nachfolger, Philipp Wilhelm, fanatisch papistisch war. Er hatte sich ganz durch calvinistische Geistliche leiten lassen, und unter seiner theologischen Regierung waren Lutheraner und Katholiken stets geplagt und verfolgt worden. Die Jesuiten suchten daher, als er 1685 starb und Philipp Wilhelm Kurfürst wurde, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; doch behielt dieser immer eine gewisse Mäßigung bei. Da er in Düsseldolf residierte, lag in seinem persönlichen Verhalten kein Druck für die evangelischen Pfälzer; erst 1690, unter seinem Sohn Johann Wilhelm, änderte sich das Verhältnis. Die innere Geschichte der deutschen Einzelstaaten liegt jedoch außerhalb unseres Kreises; wir kehren daher zu den neuen Gewaltthätigkeiten zurück, welche König Ludwig gegen das Deutsche Reich übte, und zu denen ihm das Aussterben des bisherigen kurpfälzischen Hauses Anlaß und Vorwand gab.

Eine Tochter Karl Ludwigs, Elisabeth Charlotte, war seit 1671 mit Ludwigs XIV. Bruder, dem Herzog Philipp I. von Orleans, vermählt. Diese Herzogin von Orleans hat sich, was wir gelegentlich bemerkten, durch ihre Briefe, ihre geniale Keckheit, ihre dreisten Reden und Witze sehr großen Ruhm erworben, und ihre treffenden, allerdings zum Teil ungezogenen Bemerkungen wurden in der neuesten Zeit mit Sorgfalt ans Licht gezogen. „Elisabeth Charlotte" sagt ihr Biograph, „ist mit bewunderungswürdiger Charakterstärke mitten unter einer anders gearteten Umgebung 50 Jahre ihrem besseren Selbst treu geblieben. Ihre Lebensanschauung war unerschütterlich. Der Bigotterie wie dem Atheismus gegenüber bewahrte sie sich eine tiefe Religiosität; dem Geiste der Verfolgung setzte sie Toleranz und allgemeine Nächstenliebe entgegen. Rings um sie her herrschte Verwahrlosung der Sitten; sie blieb eine wackere Gattin, eine sorgsame Mutter, eine deutsche Hausfrau; — all ihr Empfinden war rein menschlich."*) Als mit

*) Die Herzogin von Orleans verdient in hohem Grade das Interesse, das deutsche Geschichtschreiber ihr zugewandt haben. Sie war klein von Wuchs und nicht schön von Gesicht, aber voll origineller Geisteskraft, Lebhaftigkeit und Wahrheitsliebe. Als neunzehnjährige Braut kam sie nach Frankreich, lebte 30 Jahre lang in unerfreulicher Ehe mit dem Herzog von Orleans und verbrachte dann noch 21 Jahre im Witwenstand am französischen Hofe; sie starb 1722 in Saint-Cloud, während der Regentschaft ihres Sohnes. Frau von Maintenon war ihr besonders verhaßt; dagegen bezeigte sie stets eine große Ehrerbietung für Ludwig XIV., obwohl sie seine beschränkten Religionsbegriffe tadelte. Ihre Briefe und Aufzeich-

ihrem Bruder Karl der Mannsstamm des Hauses Simmern ausgestorben war, machte Ludwig XIV. im Namen seines Bruders sogleich Anspruch an die Allodialerbschaft desselben oder mit anderen Worten an alle die Stücke der Pfalz, welche nicht Reichslehen waren. Er stellte sich dabei zugleich, als wenn er sich der pfälzischen Linie Veldenz, welche allerdings dem ausgestorbenen Hause näher verwandt war, aber nach der alten Erbfolgeordnung der Linie Neuburg nachstehen mußte, zu ihrem angeblichen Rechte verhelfen wolle. Demgemäß ließ er durch seinen Gesandten in Regensburg gegen die Besitznahme der Pfalz von seiten Neuburgs protestieren und schickte den Abbé Morel nach Heidelberg, um die betreffenden Urkunden zu prüfen. Dieser Abbé unterhandelte darauf mit den pfälzischen Beamten mündlich, während am Reichstage die Sache schriftlich verhandelt wurde. Schon im Jahre 1687 wurde es klar, daß man mit dem französischen König ohne Krieg nicht fertig werden werde. Ludwig entriß nämlich nicht nur dem deutschen Orden alle seine Besitzungen in Lothringen, Elsaß und Franche Comté und gab sie dem von ihm gestifteten Lazarusorden, einer Filiale der Jesuiten, sondern er ließ auch auf einer Rheininsel bei Hüningen, welche zum Teil dem Markgrafen von Baden-Durlach gehörte, das Fort Louis bauen und dasselbe durch eine Brücke mit dem deutschen Ufer verbinden.

Schon im Jahre 1685 und 1686 waren Bündnisse geschlossen worden, um den weiteren Fortschritten der Franzosen Einhalt zu thun; zur That kam es aber erst später, als die Franzosen das ganze linke

---

nungen, meist in deutscher Sprache, sind überaus zahlreich und für die Zeitgeschichte wertvoll. Ihre „edle und charakteristische Persönlichkeit" gehört, wie Häusser urteilt, „unserm deutschen Blute mit der ganzen unverkümmerten Kraft ihres Wesens an" Am Hofe von Versailles erinnert sie sich der glücklichen Jugendzeit, die sie teils mit Brot und Kirschen im Schloßgarten von Heidelberg, teils in Hannover bei ihrer Tante, der Kurfürstin Sophie, zugebracht hatte. Französische Gelehrte haben sich viel mit ihr beschäftigt; sie heißt bei denselben la Palatine oder auch Madame, mère du Régent. Bedeutender sind die Verdienste, welche sich deutsche Forscher um die Kenntnis der merkwürdigen Frau erworben haben; so Wolfgang Menzel durch Herausgabe ihres Briefwechsels mit ihrer Halbschwester, der Raugräfin Luise (einer Tochter der Degenfeld). Derselbe erschien 1843 als Veröffentlichung des litterarischen Vereins in Stuttgart. Ranke hat im 5. Band seiner französischen Geschichte ihre Briefe an die Kurfürstin von Hannover trefflich verwendet und deren wichtigste im 6. Band abdrucken lassen. W. Holland (in Tübingen) hat diese Forschungen mit gründlicher Kritik erweitert und ergänzt. Wertvoll ist das sorgfältig und fein gezeichnete Lebensbild: „Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans" von Ludwig Oelsner, dem wir die obige Charakterschilderung entlehnen; dasselbe erschien in Raumers Historischem Taschenbuch. Das wegwerfende Urteil des Verfassers der Weltgeschichte durften wir der Wahrheit zuliebe nicht beibehalten.

Rheinufer noch einmal auf türkische und mongolische Weise verheerten, und als der Statthalter von Holland, welcher Ludwigs Macht durch Klugheit und Festigkeit besiegte, auf den englischen Thron gebracht worden war. Der letztere war es, welcher die Generalstaaten im August 1685 bewog, ein im Jahre 1678 mit dem Kurfürsten von Brandenburg auf zehn Jahre geschlossenes Bündnis auf weitere zwölf Jahre zu verlängern und demselben die 440 000 Thaler zu zahlen, die er von ihnen noch fordern zu dürfen glaubte. Bei dem Abschlusse dieses Bündnisses war ein aus Frankreich geflüchteter reformierter Pfarrer, Gaultier von Montpellier, als Vertrauensmann Wilhelms von Oranien beim Kurfürsten besonders thätig. Im Anfange des Jahres 1684 erneuerten die Generalstaaten auch ihr Bündnis mit dem Könige von Schweden, Karl XI; und dieser schloß sogar mit dem Kurfürsten von Brandenburg einen Bund zur Aufrechthaltung des Westfälischen und des Nimwegener Friedens sowie des zwanzigjährigen Waffenstillstandes von 1684. Ebenso verbündete sich der Kurfürst von Brandenburg mit dem Kaiser durch einen schon erwähnten Vertrag, welcher im Frühjahre 1686 zu Berlin geschlossen wurde, auf 20 Jahre. Endlich wurde noch, worauf wir später ausführlicher zurückkommen werden, im Juli 1686 zwischen mehreren Staaten der sogenannte Große Augsburger Bund geschlossen, in welchem nicht nur die gemeinschaftliche Aufstellung eines Heeres von 60 000 Mann zum Schutze der bestehenden Territorialverhältnisse vereinbart, sondern auch festgesetzt wurde, welcherlei und wie viele Truppen jeder der Verbündeten stellen solle. Gleichwohl begann der König von Frankreich im Vertrauen auf den Krieg, welchen Kaiser und Reich damals in Ungarn führten, ganz mutwillig einen neuen Raubzug nach Deutschland. Für den Verlauf dieses sogenannten Pfälzischen oder Orleansschen Krieges war es von der größten Wichtigkeit, daß im Jahre 1689 Wilhelm III. von Oranien seinen Schwiegervater, Jakob II., stürzte und auf den englischen Thron gelangte. Wir müssen daher zuerst noch der Vertreibung der Stuarts und der Errichtung einer unter die Formen der Monarchie versteckten plutokratischen Regierung in England gedenken.

8. Wilhelms III. Erhebung auf den englischen Thron.

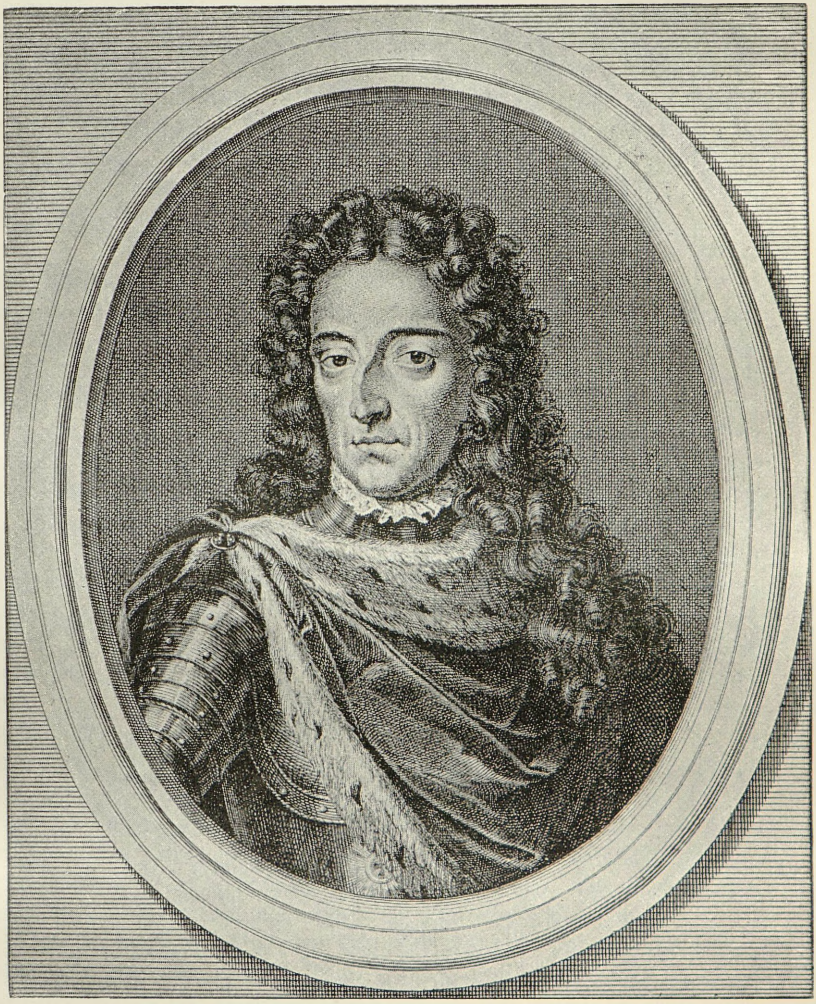
Jakob II. hatte die Gunst des Volkes, die ihm in Karls II. letzter Zeit zu teil geworden war, als König bald wieder verscherzt, weil er den unter den gegebenen Verhältnissen schlechthin thörichten Versuch wagte, die Religion und Verfassung seines Landes umzuändern. Er maßte sich durch das, was er das königliche Dispensationsrecht nannte, die Befugnis an, je nach Belieben den Gesetzen gemäß zu regieren oder

ihnen entgegenzuhandeln. Er entfernte diejenigen Oberrichter, welche dies nicht als Recht anerkennen wollten, ersetzte sie durch Leute, die sich seinem Willen fügten, und that also der Nation förmlich und feierlich kund, daß er als König kein Gesetz achten werde, das ihm nicht gefalle. Ebenso willkürlich verfuhr er mit der Staatsreligion. Er nahm im Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen nicht nur katholische Offiziere in das Heer auf und verlieh bürgerliche Ämter an Katholiken, sondern er überließ auch protestantische Pfründen und protestantisches Kircheneigentum den Franziskanern, Jesuiten und anderen Mönchsorden, um für ihre Glaubensgenossen Klöster, Schulen, Kirchen und Seminarien zu errichten. Alles dies rief im englischen Volke die heftigste Erbitterung hervor, und in allen Kirchen wurde gegen den König gepredigt. Dabei fehlte es denn freilich auch nicht an Leuten, welche den König irre leiteten und über die Volksstimmung täuschten. Dies zeigte sich bei Gelegenheit des Streites über das königliche Dispensationsrecht. Das Parlament hatte nämlich den Spruch, durch welchen die von Jakob neu ernannten Richter dieses als im Rechte des Herrschers begründet und mit demselben gegeben anerkannt hatten, 1688 förmlich für ungültig erklärt; nichtsdestoweniger aber sind die offiziellen Zeitungen, die London Gazette der Jahre 1687 und 1688, mit Adressen angefüllt, in welchen die Klerisei, die Grandjuries, die Friedensrichter sowie Magistrate und Bürgerschaften das System des Königs anerkannten und ihre Ergebenheit aussprachen. Dagegen konnte Jakob die Aufhebung der Testakte weder in England noch in Schottland vom Parlament erlangen. Das Toleranzedikt, welches er am 12. Februar 1687 für Schottland erließ, sprach allerdings volle Duldung für Presbyterianer und Quäker wie für Katholiken aus: im Grunde aber war es doch vom König nur darauf berechnet, die Abschaffung der protestantischen Lehre möglich zu machen. Es wurde jedoch so unverständig ausgeführt, daß es den Zwist verstärkte, anstatt ihm abzuhelfen. Namentlich wurden die Presbyterianer weit ungünstiger als die Quäker behandelt; die Duldung, welche man ihrem Gottesdienst zugestand, beschränkte sich auf Privathäuser, und Versammlungen unter freiem Himmel blieben ihnen bei Todesstrafe untersagt.

Die zuverlässigen Freunde des Königs traten nach und nach ganz zurück, und die in den geheimen Rat gebrachten Katholiken leiteten seine Schritte. Sunderland, welcher Katholik war, blieb zwar bis zum entscheidenden Augenblicke bei dem König, aber nur um ihn zu verraten. Die beiden Schwäger des Königs, Rochester und Clarendon, mußten abtreten. Zur Bekehrung des ersteren wurden insgeheim förmliche Religionsgespräche abgehalten, denen der König selbst beiwohnte, die aber zu nichts führten. Auch ließ Jakob einen Aufsatz aus dem hand-

schriftlichen Nachlasse des verstorbenen Königs, in welchem der Rücktritt zur römischen Kirche mit den üblichen Gemeinplätzen verteidigt war, in prachtvollem Abdruck veröffentlichen und verteilte die Exemplare nicht nur persönlich an seine Umgebung, sondern sogar auf Spazierfahrten unter das Volk. Endlich setzte er sein ganzes Ministerium aus Katholiken zusammen, und der Jesuitenpater Petre erhielt — freilich nicht amtlich — die Leitung desselben. Lord Arundel wurde Bewahrer des geheimen Siegels, Bellasis wurde Reichsschatzmeister und ein durch schlechte Haushaltung berüchtigter anderer Katholik, Dover, Mitglied des Schatzrats. Zu diesem allem kam nachher, als der König ganz zuletzt daran dachte, das Parlament aufzulösen, die Einführung einer Maßregel, welche später unter Louis Philipp in Frankreich geübt wurde und in Deutschland allgemein gebräuchlich geworden ist. Man ließ nämlich durch Präfekten in dem einen Lande, durch Landräte oder ähnliche Beamten im anderen die Leute, wie man das nennt, für die Deputiertenwahlen bearbeiten. Dies wurde jedoch, als Jakob auch mit den beiden Universitäten, denen er die Kreaturen seiner Günstlinge aufdrängen wollte, zerfallen war, sehr schwierig, obgleich er selbst sich Mühe gab, die Stimmgebenden zu bearbeiten, welches letztere man mit einer eigenen Benennung als closeting, d. h. Privatzuspruch in den Gemächern des Königs, bezeichnete. Endlich erkannte er die Unmöglichkeit, irgend ein Parlament zur Aufhebung der Testakte zu bewegen, und beschloß aus eigener Machtvollkommenheit zu handeln.

Als der König diesen Weg einschlug (1686/87), suchten unzählige Engländer, die sich in ihren Rechten gekränkt fühlten, Zuflucht und Schutz in den Niederlanden, von wo Wilhelm III. schon längst eine geheime Verbindung mit der unzufriedenen Aristokratie von England unterhielt. Seine Vertrauten in dieser Sache waren Hallwyn, der Ratspensionär Fagel und vor allem sein Jugendfreund Bentinck, dem er mit einer Wärme und Herzlichkeit anhing, die sonst nicht in seinem zurückhaltenden Wesen lag. Auch der von uns schon genannte Geistliche und Geschichtschreiber Gilbert Burnet aus Edinburg gewann bald großen Einfluß. In den Niederlanden standen sechs englische Regimenter, welche von England ihren Sold erhielten, aber in holländischen Diensten zurückgeblieben waren. Diesen widmete sowohl Jakob, als sein Schwiegersohn, sobald beide miteinander entzweit waren, ihre besondere Aufmerksamkeit. Jakob entließ alle Offiziere, die ihm verdächtig waren, und wollte andere an ihrer Stelle ernennen; sein Schwiegersohn widersetzte sich zwar ihrer Entlassung nicht, ernannte aber selbst neue und nahm auch die von Tyrconnel, dem Nachfolger Clarendons in Irland, entlassenen Protestanten in die sechs Regimenter auf.



Wilhelm III. von Oranien, König von England.
(Reproduktion des Stiches von B. Picart: nach Adrian van der Werff.)

Endlich erließ Jakob, da niemand etwas von einer Aufhebung der Testakte wissen wollte, am 4. April 1687 ohne jede Zuziehung des Parlaments, das bis zum November vertagt war, die sogenannte Indulgenzerklärung (declaration of indulgence), in welcher Lüge und Verfassungsverletzung beim ersten Blicke nicht zu verkennen waren. Er sicherte nämlich in derselben nach Art der Jesuiten mit Worten dasjenige zu, was er nachher in der That verweigerte. Er wolle, erklärte er, die englische Staatskirche (established church) stets im Genusse ihrer gesetzlichen Rechte schützen. Gleich darauf aber erklärte er, daß er aus eigener königlicher Gewalt, ohne Volk und Parlament zu fragen, eine ganze Anzahl von Gesetzen, welche König und Parlament gegeben hatten, aufheben wolle. Es wurden nämlich zuerst alle Strafverordnungen gegen diejenigen aufgehoben, welche die englischen Kirchengesetze nicht beobachteten, die Nonkonformisten: dann wurde allen römischen Katholiken und protestantischen Nichtanglikanern erlaubt, ihren Gottesdienst öffentlich zu halten, und den Unterthanen bei Strafe des höchsten Mißfallens jede Störung einer gottesdienstlichen Versammlung untersagt. Außerdem wurden ohne weiteres alle parlamentarischen Gesetze aufgehoben, durch welche irgend ein religiöser Akt oder eine Erklärung zur Bedingung der Bekleidung eines Civil- oder Militäramts gemacht wären. Die Bestürzung über dieses verfassungswidrige Edikt war allgemein, besonders unter den Hochkirchlichen, mochten sie auch sonst royalistisch gesinnt sein. Doch fehlte es auch nicht an Dankadressen, und manche Diener des augenblicklichen Erfolges gingen zum Katholizismus über; so der Minister Sunderland und der Dichter John Dryden, welcher dafür von dem sonst für Poesie wenig empfänglichen König eine Pension erhielt. Jakob hielt es übrigens doch für gut, zur Unterdrückung von Unruhen Truppen in Bereitschaft zu halten, und errichtete deshalb ein stehendes Lager bei Hounslow unweit London. Die Maßregel verfehlte aber ihren Zweck: das Lager von Hounslow wurde zum Lieblingsspaziergang der Londoner Bürgerschaft, und diese brachte allmählich den Soldaten ihre eigenen Gesinnungen bei, sofern sie nicht schon vorher dieselben teilten.

Von diesem Augenblicke an war Wilhelm III. durch diplomatische Künste und Verbindungen für ganz Europa ebenso bedeutend, wie der König von Frankreich es durch offene Gewalt und durch die Bestechung der Kabinette war. Wilhelm hatte längst erkannt, daß Jakob sich selbst zu Grunde richten werde, in welchem Falle er dann die Rechte seiner eigenen Gemahlin und ihrer mit dem Prinzen Georg von Dänemark vermählten Schwester Anna sichern mußte. Im Jahre 1686 war es ihm gelungen, den bereits erwähnten Großen Augsburger Bund gegen Frankreich zu stiften, ohne daß er selbst dabei eigentlich öffentlich thätig

gewesen wäre. Um dieselbe Zeit befand sich Burnet im Haag, in der Umgebung des Prinzen Wilhelm, welcher letztere als kalter und berechnender Staatsmann nie aus Liebe, Begeisterung oder Patriotismus, sondern stets nur aus Klugheit und Politik handelte. Bischof Burnet, dessen Geschichte seiner Zeit zur Ergänzung und Berichtigung von Jakobs II. Denkwürdigkeiten gebraucht werden kann, erkannte bald, daß die Politik Wilhelm ebendahin führe, wohin einen anderen der Enthusiasmus für Volksrechte geleitet haben würde. Burnet vernahm von Wilhelm, daß die Klugheit gebiete, die konstitutionelle Regierung zu schützen und zu erhalten, weil nur diese die nötige Kraft verleihe, um einer Macht, wie Ludwig XIV. sie besaß, Widerstand zu leisten. Er fand ferner, daß Wilhelm die Form der anglikanischen Kirche für sein Regierungssystem am passendsten finde. Er übernahm daher das Geschäft, sich mit allen denjenigen seiner Landsleute zu verständigen, welche entweder schon längst, oder seitdem Jakob an eine eigenmächtige Aufhebung der Testakte dachte, ihre Augen auf Wilhelm als die Stütze des Protestantismus in ganz Europa gerichtet hatten. Da dieser ebenso verschwiegen, wie fest im Durchführen dessen war, wozu er sich einmal entschlossen hatte, so sicherte Burnet, ehe er den geheimen Bund der englischen Aristokratie mit Prinz Wilhelm zu stande zu bringen versprach, dem Prinzen den Vorteil des Rechtes seiner Gemahlin Maria an die englische Krone. Er beredete nämlich die Prinzessin in einem einzigen Tage zu einem feierlichen Versprechen, welches der Prinz zwar stets gewünscht, aber von ihr niemals zu erbitten gewagt hatte: dieses Versprechen bestand darin, daß die Prinzessin, wenn sie jemals Königin von England würde, die volle Regierungsgewalt an ihren Gemahl abtreten und sich bemühen wolle, daß das Königtum ihm gesetzlich zugesichert werde. Von diesem Augenblicke an beriet Burnet alle Schritte Wilhelms und seiner Gemahlin, deren geheimster Sekretär er war, ohne jedoch als solcher zu erscheinen.

Gerade als auf solche Weise Jakobs Entfernung von der Regierung und die Übertragung derselben an den Prinzen Wilhelm vorbereitet wurde, faßte Jakob den Entschluß, seinen Schwiegersohn für seine Pläne zu gebrauchen. Er gedachte zuerst durch seinen Freund, den schlauen und schleichenden Quäker William Penn, den er nach Holland schickte, den Prinzen bearbeiten zu lassen, damit derselbe im angeblichen Interesse der Freiheit und Duldung die Aufhebung der Testakte billige. Wilhelm war jedoch auf seine Weise ebenfalls fromm, aber er war viel klüger als der Quäker. Er ließ sich daher auf nichts ein. Auch eigenhändige Briefe des Königs an seinen Neffen hatten keinen Erfolg. Jakob machte sich anheischig, Wilhelms Unternehmungen gegen Frankreich zu befördern, wenn derselbe in den Fragen, die ihn beschäftigten,

auf seine Seite treten wolle: aber der Oranier sah wohl ein, daß der König, in vollem Zwist mit Parlament und Volk, ihm sehr wenig und binnen kurzem sich selbst nicht mehr würde helfen können. Hierauf machte Jakob vermittelst des charakterlosen und habgierigen Irländers White, den man Marquis von Albeville nannte, einen weiteren Versuch. White kam als englischer Gesandter in den Haag, angeblich um seinen König wegen der von ihm betriebenen Seerüstungen zu entschuldigen, in Wirklichkeit aber, um dessen Verfahren in England zu rechtfertigen, und um die Entfernung Burnets zu verlangen, gegen den Jakob höchst aufgebracht war. Der Prinz selbst hielt sich auch dann noch im Hintergrunde, brachte aber die Generalstaaten dahin, daß sie seinen eifrigen Anhänger Dykveld als außerordentlichen Gesandten nach London schickten. Dieser erhielt den geheimen Auftrag, nach Burnets Anweisung das Volk und die Aristokratie für Wilhelm bearbeiten zu lassen, dessen Persönlichkeit weder freundlich, noch mild und gewinnend war. Dykveld vollzog seinen Auftrag meisterhaft. Er brachte hier und da Versammlungen des Adels zu stande, und es kam zu Verabredungen, in denen er schon deutlich aussprach, daß Jakob noch bei seinen Lebzeiten dem Prinzen Platz machen müsse, während bisher nur von dem, was nach des Königs Tode geschehen solle, die Rede gewesen war. Er brachte es bald dahin, daß bei seiner Abberufung schon eine ansehnliche Partei vorhanden war, welche durch seinen Nachfolger, Zuylestein, mit Wilhelm als ihrem künftigen Herrn korrespondierte. Dykveld war insbesondere mit dem Bischof Compton und dem Admiral Herbert in Verbindung getreten, welcher letztere seinen ganzen Einfluß bei der Marine zu Wilhelms Gunsten aufzubieten versprach. Edward Russell, ein Vetter des hingerichteten Republikaners, brachte in den Versammlungen, welche bei Dykveld abgehalten wurden, die kühnsten Entwürfe vor. Unter den Briefen an Wilhelm, welche der holländische Gesandte heimbrachte, waren zwei von Wichtigkeit, die von früheren Ministern Jakobs, den Lords Halifax und Danby, herrührten. Noch mehr Bedeutung aber erhielt der Beitritt Churchills, des späteren Herzogs von Marlborough. Dieser ebenso geldgierige wie hochbegabte Mann, damals 37 Jahre alt, hatte wenigstens in einem Punkte Festigkeit, in seinem Protestantismus. Er war durch seine Anlagen wie durch Hofgunst rasch gestiegen, war Generalmajor und Peer von England. Seine Schwester Arabella war des Königs Mätresse; seine Gemahlin, Sarah Jennings, stand mit der Prinzessin Anna in einem freundschaftlichen Verhältnis, ja die letztere bewies ihr eine fast leidenschaftliche Anhänglichkeit, welche später für die Schicksale Europas von Einfluß wurde. Die innige Verbindung der beiden Frauen war aber auch jetzt schon von Bedeutung; denn es kam bei der augenblicklichen

Lage viel darauf an, wie Anna dachte; und es zeigte sich bald, daß ihre protestantische Erziehung und das Zureden ihrer geliebten Sarah mehr bei ihr vermochten, als die Verehrung für ihren Vater.

Dykveld wurde nach Holland zurückgerufen, weil er allein der geeignete Mann schien, um die Staaten von Holland, besonders den Magistrat von Amsterdam, welcher den Plänen Wilhelms stets entgegen gewesen war, mit dem Prinzen auszusöhnen: solange dies nicht geschehen war, konnte Wilhelm nicht daran denken, gegen seinen Schwiegervater mit offenbar feindlichen Schritten vorzugehen. Dykveld löste auch diese schwierige Aufgabe. Er faßte die Sache von der politischen Seite, wobei es ihm sehr zu statten kam, daß man gerade damals von der bevorstehenden Geburt eines Nachkommens Jakobs redete, und daß dessen Gemahlin am 10. (20.) Juni 1688 wirklich einen Sohn gebar. Die Geburt dieses Prinzen, dessen Echtheit nachher, wiewohl ohne haltbare Gründe, überall bestritten wurde*), war für Holland und für den Protestantismus in England und überall ein sehr bedenkliches Ereignis; denn durch sie schien die in England bestehende katholische Regierung sowie zugleich Englands Verbindung mit Ludwig XIV. auf die Dauer befestigt und die ganze bisherige gegen Ludwig gerichtete Politik vereitelt. Gerade um die Zeit, als der Prinz geboren wurde, hatte der Starrsinn des Königs im ganzen Lande eine furchtbare Aufregung hervorgerufen, und es zeigte sich, daß er selbst die sonst so loyalen Kreise der hohen anglikanischen Geistlichkeit sich zu Gegnern gemacht hatte. Am 27. April 1688 erließ Jakob ein neues Duldungsedikt und fügte diesem am 4. Mai den Befehl hinzu, dasselbe müsse von allen Geistlichen des Königreichs an zwei nacheinander folgenden Sonntagen in sämtlichen Kirchen verlesen werden. Über diesen Befehl fanden Beratungen statt; sieben angesehene Bischöfe, darunter der Erzbischof von Canterbury, Primas der Hochkirche, unterzeichneten eine Bittschrift, worin sie ersuchten, der Geistlichkeit die angeordnete Verlesung zu erlassen. Die Bittschrift war in sehr unterwürfigen Ausdrücken abgefaßt, und sechs Bischöfe (der Primas blieb zurück) überreichten sie knieend dem König. Dieser geriet vor Zorn außer sich und bestätigte die Verordnung; doch wurde sie am nächsten Sonntag nur in vier Kirchen der Hauptstadt befolgt. Da die Bittschrift, wiewohl ohne Zuthun der Bischöfe, durch den Druck veröffentlicht wurde und ungeheuren Absatz fand, so ließ Jakob die Unterzeichner

*) In England war unter dem Volk allgemein das durchaus unbegründete Gerücht verbreitet, der angebliche Prinz von Wales sei in einer Wärmflasche untergeschoben worden. Die Geburt hatte in Gegenwart vieler Personen stattgefunden; doch war ein katholischer Thronerbe so unwillkommen, daß man ihren Aussagen keinen Glauben schenkte.

wegen Verbreitung eines aufrührerischen Libells vor Gericht fordern und vorerst in den Tower bringen (8. Juni). Am Eingange desselben knieten die Soldaten vor den Gefangenen nieder und baten sie um ihren Segen. Das ganze Land, auch die fremden Gesandten, erwarteten den Ausgang des Prozesses mit äußerster Spannung. Am 29. Juni begann die Verhandlung vor den Geschworenen, und am nächsten Morgen sprachen diese einstimmig ihr „Nicht schuldig" aus. Bald erfüllte rauschender Jubel die Stadt und Umgegend. Der König befand sich im Lager von Hounslow, hörte das Jauchzen der Soldaten und erfuhr, dasselbe gelte der Befreiung der Bischöfe. Er war betroffen, als ihm das Urteil berichtet wurde, und sagte in seinem Eigensinn, verblendet wie er war: „Um so schlimmer für sie (tant pis pour eux)." Zwei Tage nach der Verhaftung der Bischöfe war der Prinz, Jakob Eduard Franz, geboren und alsbald katholisch getauft worden; die Hoffnung, daß eine von des Königs protestantischen Töchtern auf gesetzlichem Wege zum Thron gelangen werde, schien damit vernichtet: Jakob aber hatte außer den Katholiken keinen Anhang mehr, und selbst von diesen tadelten viele sein Auftreten.

Unter diesen Umständen wandte man die Blicke eifriger als zuvor auf Wilhelm, und auch in den Niederlanden zog man die Angelegenheit in ernste Erwägung. Dykveld brachte durch seine Gewandtheit die Bürgermeister von Amsterdam dahin, daß sie erklärten, sie könnten zwar dem Prinzen zu einem Angriffe auf England nicht raten, würden aber, wenn er das Unternehmen für sich allein wage, alles thun, um ihn zu unterstützen. Jetzt erst ließ Wilhelm durch seinen Freund, den Großpensionär Fagel, den Generalstaaten den Vorschlag machen, unter dem Vorwande des drohenden Ausbruches eines Kriegs mit Frankreich vier Millionen Gulden für die Ausbesserung der festen Plätze u. dgl. m. als Anlehen aufzunehmen. Dieser Vorschlag wurde angenommen; und so groß war damals der Überfluß an barem Gelde und die Anhänglichkeit an den Protestantismus in den Niederlanden, daß, wie d'Avaux in seinen Negotiationen sagt, diese ganze Summe binnen acht Tagen zusammengebracht war, obgleich nur jedes Jahr eine Million hatte erhoben werden sollen. Die ganze Angelegenheit wurde vier Deputierten der Generalstaaten überlassen. Diesen vertraute Wilhelm sein Geheimnis an, und sie bewahrten ebenso, wie die unter Zuylesteins Leitung konspirierenden Engländer, dasselbe so gut, daß Jakob, trotz aller Warnung Ludwigs XIV., in seiner thörichten Sicherheit verharrte. Der König von England blieb sogar dann noch sorglos, als die Generalstaaten unter dem Vorwande des Küstenschutzes gegen Seeräuber aus den Berberstaaten sowie der neuen Rüstungen Frankreichs 9000 Matrosen werben ließen und ihre Flotte in Bereitschaft setzten,

um auf den ersten Befehl auslaufen zu können. Endlich rief Jakob zwar die sechs englischen Regimenter, welche im Dienste der Generalstaaten standen, nach England zurück; man ließ dieselben aber unter dem Vorwande, daß sie für die vertragsmäßige gemeinschaftliche Beschützung der Grenzen unentbehrlich seien, nicht aus Holland abziehen. Dagegen gab Wilhelm denjenigen Offizieren, die nach England zurückzukehren wünschten, mit Freuden ihren Abschied, weil auf solche Weise alle die, deren Ergebenheit keine ganz unbedingte war, durch zuverlässige Protestanten ersetzt werden konnten. Von den Gemeinen traten nur sehr wenige aus.

Um die Provinzen, welche dem Prinzen Wilhelm ihre Flotte und ihr Heer zu seinem Unternehmen gegen Jakob zu leihen im Begriffe waren, wegen der Furcht vor einem französischen Angriffe zu beruhigen, ließ Wilhelm durch Bentinck seinen deutschen Freunden und Verwandten über das, was er beabsichtigte, Mitteilung machen. Der erste, der sich erbot, für die Niederlande, sobald sie bedroht würden, sein Heer marschieren zu lassen, war der Sohn und Nachfolger des Großen Kurfürsten, Friedrich III. Dieser veranstaltete sogar zu Minden eine Zusammenkunft mit dem Prinzen, welche streng geheimgehalten wurde. Er versprach nicht nur, Truppen zu schicken, sondern er überließ auch dem Prinzen von den 24 000 Mann, aus denen sein Heer bestand, 6000 für die Unternehmung gegen Jakob und, was noch wichtiger war, seinen Generalissimus, den vormaligen Marschall Ludwigs XIV., Schomberg, welcher gleich den übrigen Reformierten Frankreich hatte verlassen müssen, und den später Wilhelm zum Herzog und zum Peer von England machte. Auch die Herzöge von Lüneburg, Celle und Hannover und der Landgraf von Hessen-Kassel versprachen dem Prinzen ihren Beistand.

Eine Flotte von 50 Kriegsschiffen lag bei Vlissingen und Willemstadt in den Landschaften, welche dem Prinzen Wilhelm erblich angehörten, und eine hinreichende Anzahl von Transportschiffen war in Pacht genommen worden, um die Streitmacht, welche bei Nimwegen gesammelt wurde, nach England hinüberzubringen. Weder Ludwig XIV. noch Jakob wollten glauben, daß es mit einer Landung in England ernstlich gemeint sein könne. Als endlich Ludwig durch seinen Gesandten d'Avaux aus Holland urkundliche Beweise erhielt und diese an Jakob schickte, war der letztere, der schon vorher das ihm angebotene Hilfsheer abgelehnt hatte, unvorsichtig genug, den Verräter Sunderland, welcher allein von allen älteren Ministern in seinem Kabinett geblieben war, um Rat zu fragen; und diesem gelang es, den König in seiner Sicherheit zu bestärken; inzwischen aber ließ er durch seine

Gemahlin dem Prinzen sehr willkommene Anerbietungen machen*). Erst im letzten Augenblicke, als Wilhelm im September 1688 mit Flotte und Heer nach England überzusetzen im Begriffe war und Ludwig XIV. einen neuen Krieg mit Deutschland begonnen hatte, suchte Jakob durch mildere Maßregeln die Gunst seines Volkes wiederzugewinnen. Seine Bemühungen waren jedoch schon deshalb vergeblich, weil niemand ihm mehr traute. Die Staaten von Holland boten, sobald sie durch die brandenburgischen Truppen, welche Köln besetzt hatten, ihre Grenzen gedeckt sahen, dem Prinzen die aufgenommenen vier Millionen Gulden als ein Anlehen dar. Dieser hatte schon im Juli 1688 ein vom 30. Juni datiertes förmliches Einladungsschreiben nach England erhalten, welches von den Grafen Danby, Shrewsbury und Devonshire, Lord Lumley, Henry Sidney (dem Bruder des hingerichteten Algernon), dem Bischof von London und dem Admiral Russell unterzeichnet war. Im September kam Schomberg aus Berlin, um das Kommando von Wilhelms Heer zu übernehmen. Den Oberbefehl über die ganze Flotte übertrug Wilhelm dem aus England entflohenen Lord Herbert, den er zum stellvertretenden Admiral von Holland ernannte. Diese Anordnung Wilhelms erregte zwar bei den Holländern Unzufriedenheit, sie war aber für den Erfolg des Unternehmens von großem Vorteil.

Da wir in Bezug auf Genauigkeit der Angabe keine Ursache haben, in Lingard Mißtrauen zu setzen, so entlehnen wir aus ihm den Bericht über die einzelnen Teile des Heeres und der Flotte, welche Wilhelm gegen England gerüstet hatte. „Der Prinz hatte", sagt Lingard, „60 Kriegsschiffe, welche seinen 700 Transportschiffen zur Bedeckung dienten. Er hatte seine holländische Garde eingeschifft, welche aus 4500 Reitern und aus 11 000 Mann zu Fuß bestand. Da er jedoch den Anschein vermeiden wollte, als wenn er England zu erobern, nicht bloß zu befreien gedenke, so erklärte er, er bringe diese Truppen nur zur Sicherheit seiner Person mit. Er rechnete übrigens, wie die eingeschifften ungeheuren Kriegsvorräte zeigten, auf bedeutende Verstärkungen im Lande selbst. Ihn begleiteten außer dem Marschall

*) Dies geht auch aus der Darstellung Macaulays hervor; derselbe stellt nur in Abrede, daß Sunderland den König zu seinen gewagtesten Schritten angetrieben habe, um dadurch eine Revolution herbeizuführen; denn eine solche zu wünschen, habe Sunderland keine Veranlassung gehabt. Als er sie aber herankommen sah, sorgte er für sein Interesse. Er benutzte schmählicherweise den Umstand, daß seine Gemahlin mit Heinrich Sidney in unerlaubtem Verhältnisse stand, um durch diesen mit dem Haag Verbindungen anzuknüpfen. S. Tauchnitzsche Ausgabe, Bd. III, S. 251—254. Der Verfasser der Weltgeschichte bezieht sich auf die Tradition und auf Davies in seiner Holländischen Geschichte, Bd. III, S. 206.

Schomberg die ausgezeichnetsten Generale, Ginkel, der Graf von Nassau, der Graf von Solms, und die vorzüglichsten Offiziere des holländischen Heeres sowie der Graf von Macclesfield, Burnet (welchen Wilhelm nachher zum Bischof von Salisbury ernannte), Peyton, Wildman und Ferguson. Es folgten ihm auch 800 französische Reformierte und alle die Engländer, die sich in den letzten Zeiten nach Holland geflüchtet hatten. Zu den letzteren gehörten unter anderen der Graf von Shrewsbury, welcher 40 000 Pfund Sterling auf seine Güter geborgt hatte und diese nebst seinen persönlichen Diensten dem Prinzen darbrachte, Lord Wiltshire und sein Bruder, Söhne des Marquis von Winchester, Lord Eland, ein Sohn des Marquis von Halifax, Lord Dunblain, Sohn des Grafen Danby, die Lords Mordaunt und Lorn und die beiden Admirale Herbert und Russell. Die Engländer, welche den Prinzen Wilhelm begleiteten, hatten insgesamt großen Einfluß im Lande und waren bereit, alles zu wagen, um die von Jakob bedrohte Verfassung zu erhalten. Eine Deklaration wurde vorausgesandt, in welcher der Prinz alles aufzählte, was in den letzten Jahren gegen die Rechte der Kirche und gegen die Verfassung des Landes geschehen war: zugleich erklärte er, daß er auf dringendes Begehren vieler weltlichen und geistlichen Lords erscheine und zunächst nur die Zusammenkunft eines freien Parlaments erwirken wolle. Diese Deklaration war von Fagel entworfen worden; Burnet hatte sie durchgesehen und ins Englische übersetzt.

Das Wetter begünstigte anfangs Wilhelms Unternehmen nicht. Die Flotte sollte schon am 26. September 1688 auslaufen, wurde aber durch widrige Winde und durch einen mehr als gewöhnlich heftigen Herbststurm einige Wochen lang in Helvoetsluys zurückgehalten. Endlich ging sie, nachdem der Prinz am 25. Oktober von den Generalstaaten, die ihm ihre Flotte und ihr Heer zu seinem persönlichen Gebrauch anvertrauten, feierlich Abschied genommen hatte, am 29. Oktober zwar in See; allein ein neuer Sturm zerstreute und beschädigte die Schiffe so sehr, daß der Prinz wieder umkehren mußte. Erst mit dem Beginne des Novembers war an ein neues Auslaufen zu denken. Die Flotte segelte daher am 1. dieses Monats ab und landete am 5. November an der Südküste von England, im Hafen von Torbay in Devonshire; es blieb nicht unbemerkt, daß die Landung am Jahrestage der Pulververschwörung stattfand. Am Hauptmaste des Schiffes, auf welchem Wilhelm sich befand, las man den Wappenspruch von Nassau-Oranien: „Je maintiendrai (ich will behaupten)" und dabei in riesigen Buchstaben, gleichsam als Ergänzung, die Worte: „Die Freiheit Englands und die protestantische Religion." Der Graf Dartmouth, welcher Jakobs Flotte kommandierte, hatte die der Holländer an sich vorbei-

segeln lassen, entweder weil derselbe Wind, welcher dieser günstig war, ihn 24 Stunden lang im Hafen zurückhielt, oder auch, weil er absichtlich zögerte. Noch ehe Wilhelm in England gelandet war, hatte Jakob endlich Sunderland und dessen Beschützer, den Pater Petre, entlassen: dadurch ward es jedoch dem ersteren möglich, dem Prinzen Wilhelm, nachdem er ihm heimlich gedient hatte, jetzt auch öffentlich Dienste zu leisten.

Wilhelm hatte schon vor seiner Landung die erwähnte Deklaration nach England gesandt. Dieselbe verursachte anfangs nur geringe Wirkung. Auch fand Wilhelm, als er am 9. November nach Exeter vorrückte, nur geringen Zulauf. Sobald man jedoch sah, daß sein Heer nicht zahlreich genug sei, um England erobern zu können, begann man seiner Versicherung, daß er als Retter der Freiheit und Religion erscheine, mehr Glauben zu schenken. In Exeter fanden sich nur Lord Colchester, Warton, der jüngere Russell und Albington bei Wilhelm ein. Bald nachher erschienen jedoch die Glieder der angesehensten Familien, und eine Association wurde zu seinen Gunsten gebildet.

Jakob, der sich zu seinem bei Salisbury stehenden Heere begeben hatte, würde den Holländern, da er ihnen an Zahl sehr überlegen war, die Spitze haben bieten können, wenn er sie sogleich angegriffen hätte. Es fehlte ihm aber an Geistesgegenwart und an schnellem Entschlusse. Schon ehe er sich von London zum Heere begab, hatte er von allen Seiten her die Nachricht erhalten, daß die angesehensten Herren, Obersten und Generale und zuletzt sogar die Soldaten eines ganzen Regiments zu seinem Schwiegersohne übergegangen seien. Auch in Salisbury, wo er mehrere Tage blieb, erhielt er täglich Meldungen von Generalen und hohen Offizieren, die sich an Wilhelms Heer angeschlossen hatten. Churchill, der noch am 19. November dem Kriegsrat beigewohnt hatte, ging in der folgenden Nacht zum Prinzen über. Als Jakob verzagend nach London zurückkehrte, begaben sich auch seine Tochter Anna und ihr Gemahl, der Prinz Georg von Dänemark, zu Wilhelm. Schon am 24. November sah der König sich gänzlich verlassen, während der Prinz langsam gegen London vorrückte. Als letztes Auskunftsmittel versammelte Jakob am 28. November einen großen Rat von 40 protestantischen Peers, welcher über die Berufung eines Parlaments und die Abstellung der Mißbräuche beschließen sollte. Drei Mitglieder dieses Rates, die Grafen Halifax, Nottingham und Godolphin, schickte er an seinen Schwiegersohn, um mit demselben zu unterhandeln. Bald aber ward er inne, daß mit einem kalt berechnenden Diplomaten, wie Wilhelm war, nichts anzufangen sein werde. Jetzt entschloß er sich, damit er nicht dem ihm verhaßten Schwiegersohne in die Hände falle, zur Flucht aufs Festland, wo er

unter Ludwigs Schutz bessere Zeiten abwarten wollte. Er hätte keinen für Wilhelm erwünschteren Entschluß fassen können; denn dieser wäre in große Verlegenheit gekommen, wenn der König in London geblieben wäre und dadurch die Anwendung von Gewalt nötig gemacht hätte. Schon am 6. Dezember hatte Jakob die Königin mit ihrem kleinen Sohn nach Frankreich zu senden beschlossen. Zu ihrem Begleiter auf der gefahrvollen Flucht wählte er den Grafen von Lauzun, einen vornehmen und ritterlichen Abenteurer: dieser brachte sie glücklich nach Calais und von da nach Saint-Germain, wo Ludwig ihr einen prunkvollen Empfang bereitete. Am 11. gedachte Jakob ihr zu folgen. Er entfernte sich von Whitehall, nachdem er vorerst die noch vorhandenen Ausschreiben zu einem Parlament hatte verbrennen lassen; bei Nacht fuhr er in einem Boot über die Themse und warf mitten im Strome das große Staatssiegel in die Wellen. Dasselbe wurde nach einigen Monaten im Netze eines Fischers wieder aufgefunden. Jakob selbst wurde auf der Flucht von Uferbewohnern festgehalten, mißhandelt und nach Faversham gebracht, zum großen Verdrusse Wilhelms, welcher auf London losmarschierte.

In London hatte sich, als Jakob entflohen war, eine provisorische Regierung von 30 der von ihm einberufenen 40 Peers und anderen Notabeln gebildet, und alles blieb im alten Geleise, außer daß die Katholiken einige Mißhandlungen zu erdulden hatten. Das Haus des spanischen Gesandten wurde gestürmt und seine schöne Bücherssammlung verbrannt; der päpstliche Nuntius entfloh, als Bedienter auf einem Wagen stehend. Jeffreys, als Matrose verkleidet, wurde erkannt und unter dem Wutgeschrei des Pöbels in den Tower gebracht. Um so mehr hielten sich die 30 Peers berechtigt, Ordnung zu schaffen und in der Guildhall als Regierungsbehörde zusammenzutreten. An diese wandte sich Jakob, als er in Faversham verhaftet worden war, während zu derselben Zeit sein Schwiegersohn von allen Seiten her Adressen und Glückwünsche erhielt. Die regierenden Herren in London antworteten dem Könige, daß es ihm frei stehe, entweder weiter zu reisen oder nach London zurückzukehren. Jakob entschied sich zu aller Welt Erstaunen für das letztere. Er war kaum in London angekommen, als Wilhelm, welcher nicht mit englischen Truppen, sondern mit seinen holländischen Garden nach London zog, ihn, ohne gerade direkten Auftrag deshalb zu geben, benachrichtigen ließ, daß er ihn ungern in London verweilen sehe. Auf diesen Wink hin verließ Jakob, der, überall von Verrat und Abfall umgeben, mutlos geworden war, die Stadt wieder und ging, während sich alles für Wilhelm aussprach, zuerst nach Rochester, hielt sich dann noch einige Tage an anderen Orten auf und fuhr hierauf, diesmal von niemand angehalten, schon am 23. De-

zember nach Frankreich hinüber, wo Ludwig XIV. ihn als regierenden Herrn empfing und bis an seinen Tod gastfreundlich und großmütig behandelte. Er wies dem vertriebenen Königspaar das Schloß von St.-Germain zur Wohnung an und setzte ihm ein Jahrgehalt von 45 000 Pfund Sterling aus. Jakob war auf der Flucht von seinem natürlichen Sohne, dem Herzog von Berwick, begleitet, welcher nachher im französischen Heere Dienst nahm und mit Recht den großen Generalen der Zeit Ludwigs XIV. beigezählt wird.

Als Jakob auf diese Weise dahin gebracht worden war, das Land freiwillig zu verlassen, richteten die Leute, welche seit einem Jahre mit seinem Schwiegersohne in Verbindung gewesen waren, eine neue, fast durchaus aristokratisch-plutokratische Regierung ein, der sie, weil man in diesem Lande großen Wert auf die konstitutionellen Formen legt, den Schein rechtlicher Formen verliehen. Wir glauben über diese sogenannte Revolution nicht urteilen zu dürfen, da unsere Staatswissenschaftskundigen und besonders das englische Volk dieselbe stets bewundert haben, das Urteil der Menge aber über die Angelegenheiten der Menge allein entscheidend ist. Wir können uns daher kurz fassen. Die in London anwesenden Lords, 90 an der Zahl, übertrugen am 25. Dezember dem Prinzen die oberste Gewalt im Staate bis zum 22. Januar, an welchem Tag ein neues Parlament zusammentreten sollte. Wilhelm hatte nach englischem Grundsatze kein Recht, ein Parlament zu berufen; er berief also alle die Männer, welche seit Karl II. in irgend einem Parlament gesessen hatten, auf den nächsten Tag zu einer Versammlung im Hause der Gemeinen; er gesellte ihnen den Lord-Mayor und Stadtrat von London bei, und diese Versammlung bestätigte die Vollmacht, die dem Prinzen von den Lords erteilt worden war. Das neue Parlament eröffnete am 23. Januar 1689 seine Sitzungen. Es wurde übrigens, weil nur ein König ein Parlament berufen durfte, nicht Parlament, sondern Konvention genannt. Gleich nach seinem Zusammentritt ersuchte es den Prinzen, die Regierung bis auf weiteres fortzuführen; beide Häuser schienen aber, weil in ihnen die Zahl der Tories oder Anhänger des reinen Royalismus sehr stark war, nicht gerade gern Wilhelms Absichten in betreff des Krieges, der schon zwischen Frankreich und Holland ausgebrochen war, zu fördern. Wilhelm war verstimmt, seine Persönlichkeit gefiel den Engländern nicht, weil diese nach der Regierung Karls II. und Jakobs II. für seinen strengen Ernst, für seine stille Größe und für die kalte Politik, die ihn höchst unliebenswürdig machte, keinen Sinn hatten. Auch er seinerseits traute ihnen nicht und ließ sich in seinem Palast von den holländischen Garden bewachen. Gleichwohl zeigte sich sogar im Oberhause der sogenannten Konvention nur wenig Widerspruch gegen den

Vorschlag, den Thron für erledigt zu erklären, weil Jakob ihn freiwillig verlassen habe. Auch beschloß das Unterhaus die Erklärung: es vertrage sich nicht mit der Wohlfahrt des Reiches, daß es von einem papistischen Fürsten beherrscht werde. Dagegen wurde heftig über die Frage gestritten, wie es mit der Regierung gehalten werden solle. Einige bestanden darauf, daß nur Wilhelms Gemahlin als rechtmäßige Erbin des Thrones regieren könne; andere wollten dem Prinzen als Regenten neben seiner Gemahlin die Regierung überlassen. Wilhelm erklärte aber: er habe der Konvention nichts vorzuschreiben; wenn jedoch eine Regentschaft beschlossen werde, so gedenke er sie nicht zu übernehmen; auch König wolle er nicht in dem Sinne sein, daß ihm die Würde von seiner Gemahlin aus übertragen würde; bei aller Hochschätzung und Verehrung für sie wolle er nichts der Nadel verdanken, solange er einen Degen führe: er werde im Falle eines derartigen Beschlusses nach Holland zurückkehren und England sich selbst überlassen. Dies wirkte, weil mit Wilhelms Entfernung die größte Verwirrung eingetreten sein würde. Man faßte daher den Beschluß, alle Regierungshandlungen sollten im Namen des Königs und der Königin ausgeübt werden, die königliche Macht jedoch einzig vom König ausgehen. Die Münzen trugen später die Bildnisse Wilhelms und Marias, die Gesetze und Urkunden ihre vereinigten Namen: im Todesfall des einen Teiles sollte das Königtum dem anderen zustehen. Als man nachher im Oberhause wegen der Kinderlosigkeit Wilhelms es nötig fand, hinsichts der künftigen Erbfolge eine Anordnung zu treffen, zeigte das Unterhaus aufs neue, daß die Engländer durchaus nur der Gemahlin Wilhelms ein Recht auf den Thron zuschrieben. Es wurde nämlich von den Lords beschlossen, zuerst sollten Wilhelm und seine Gemahlin, dann der letzteren Schwester Anna, die Gemahlin Georgs von Dänemark, erst nachher aber die Kinder, welche Wilhelm von einer zweiten Gemahlin erhalten würde, sowie nach ihnen diejenigen, welche eine Parlamentsakte dazu berufen werde, den Thron besteigen. Von diesem Beschlusse wurde derjenige Teil, welcher Wilhelms Kindern aus einer zweiten Ehe eventuell den Thron zuerkannte, im Unterhause gestrichen.

Das Unterhaus setzte außerdem noch durch, daß Wilhelm, ehe er als König anerkannt werde, eine ganz bestimmte Erklärung: Die Deklaration der Rechte, „declaration of rights“, zu bestätigen hatte. Dieselbe wurde von einem Ausschuß entworfen, in dem Lord Somers*)

*) Somers, eben zum Lord erhoben, hatte sich als Sachwalter im Prozeß der sieben Bischöfe durch eine ganz kurze, aber entscheidende Rede zu Gunsten derselben ausgezeichnet.

den Vorsitz führte. Die Erklärung bezog sich auf alle Punkte, welche unter Karl I., Karl II. und Jakob II. konstitutionelle Streitigkeiten veranlaßt hatten. Durch dieselbe wurde über die bisher streitigen Fragen folgendes festgesetzt: „Der König hat nicht das von Jakob in Anspruch genommene Recht, die Gesetze zu suspendieren oder irgend jemand von denselben zu entbinden. Es dürfen keine eigentlich geistlichen Gerichtshöfe bestehen. Alles Recht geht von der Nation aus. Der König darf ohne Bewilligung des Parlaments kein Geld erheben und im Frieden kein Heer halten. Er darf keine konfiszierten Güter verschenken oder Geldstrafen erheben, ehe der, den es betrifft, angeklagt und schuldig gefunden worden ist. Die Geschworenengerichte sollen nicht aus Leuten bestehen, welche der gesetzlichen Eigenschaften ermangeln. Die Parlamentswahlen sowie die Reden im Parlament sollen unbeschränkt frei sein. Jeder Unterthan hat das Recht, Waffen zu tragen und Beschwerden und Bittschriften einzureichen. Das Parlament soll — was allerdings ein unbestimmter Ausdruck war — oft versammelt werden." Auch andere Mißbräuche der alten Monarchie wurden aufgehoben. Namentlich sollten nicht mehr, wie früher geschehen war, von den Angeklagten übermäßig große Barschaften gefordert sowie denen, welche schuldig befunden wurden, keine unerschwinglichen Geldstrafen auferlegt werden. Nunmehr wurde die Konvention durch einen vom König genehmigten Beschluß zum Parlament erhoben: dasselbe fügte der Deklaration noch einige Bestimmungen bei, worauf sie unter dem Namen Bill of rights als ein unumstößliches Reichsstatut aufgestellt wurde (Februar 1689). Die feierliche Krönung fand am 11. April statt.

In Schottland wurde, wie in England, zuerst eine Konvention und dann ein Parlament berufen, in welchem wie im englischen die Whigs den Ton angaben. In beiden Reichen wurde die Krone an Wilhelm übertragen und auch in Schottland der monarchische Teil der Verfassung sehr beschränkt. In Irland würde Tyrconnel an der Spitze seiner katholischen Truppen Jakob wiedereingesetzt haben, wenn dieser Wilhelms Talent besessen hätte. Jakob machte den Versuch einer Rückeroberung Englands durch Irland: in den ersten Tagen des März fuhr er mit einem kleinen Heere, bei welchem sich viele französische Offiziere befanden, von Brest ab, landete am 12. in Dublin und wurde mit Jubel aufgenommen; er hielt ein Parlament, in welchem die Katholiken die Oberhand hatten. Aber bald erschien Schomberg, damals ein Greis von 75 Jahren, mit einem Heere von 10 000 Mann, dem bald König Wilhelm mit der doppelten Anzahl nachfolgte. Die Entscheidungsschlacht wurde den 1. Juli 1690 am Flusse Boyne geliefert; Jakob wurde völlig besiegt und ging nach Frankreich zurück.

Schomberg fiel in diesem Treffen. Im Herbst ergab sich Limerick, und nun wurde die Insel wie ein erobertes Land behandelt.

9. Neue Raubzüge Ludwigs XIV. bis zum Ryswyker Frieden.

Die Erhebung Wilhelms III. auf den englischen Thron verlieh den steten Bemühungen dieses Fürsten, der Gewaltthätigkeit des französischen Despoten Schranken zu setzen, ein neues Gewicht. Wilhelms Bemühungen waren bisher nur darauf gerichtet gewesen, Bündnisse zu bilden, um Spanien und die deutschen Fürsten im Interesse Hollands gegen Frankreich gebrauchen zu können. Doch hatte er dabei nicht unmittelbar, sondern nur durch die Generalstaaten thätig sein können. Drei dieser Bündnisse, das von 1684, das Augsburgische von 1686 und das von 1689, scheinen uns für die Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts und der ersten 14 Jahre des achtzehnten am wichtigsten, weil bei ihnen auf Ludwigs Vorhaben Rücksicht genommen wurde, beim Tode Karls II. von Spanien die Ansprüche zur Geltung zu bringen, die er im Namen seiner Gemahlin auf die spanische Monarchie zu machen gedachte, obgleich dieselbe diesen ihren Ansprüchen entsagt hatte. Bei allen drei Bündnissen galt es einer despotischen Militärmacht, welche keine Grundsätze befolgte, keine Rücksichten kannte und von einem einzigen Kopfe auf einen einzigen Punkt gerichtet wurde. Sie konnten um so weniger Wirkung haben, je zahlreicher die Heere waren, welche diese Macht ins Feld stellte. Des ersten der erwähnten Bundesverträge, welcher 1684 von den Holländern für Spanien, von dem Kaiser für das Deutsche Reich geschlossen wurde, ist bereits oben näher gedacht worden. Er bewirkte einen Waffenstillstand auf 20 Jahre; es wurden aber für die Dauer desselben dem Könige von Frankreich die Städte und Landschaften überlassen, welche dieser unter dem Namen von Reunionen in einer Weise, die alles Recht auf den Kopf stellte, in Besitz genommen hatte. Wie sehr eine solche Übereinkunft das Selbstgefühl des Königs Ludwig gesteigert hatte, wurde bei einer Streitigkeit mit der Republik Genua kund. Ludwig grollte derselben, weil sie sich mehr zu Spanien als zu Frankreich hielt. Er verlangte von ihr die Erlaubnis, auf ihrem Gebiete ein Salzmagazin zur Versorgung der Besatzung von Casale zu errichten, und fand es unerhört, daß ihm dieselbe verweigert wurde. Als nachher in Genua vier neue Kriegsschiffe gebaut wurden, ließ er durch seinen Gesandten erklären, er werde nicht dulden, daß dieselben in See gingen, da sie wahrscheinlich für den Dienst Spaniens bestimmt seien; ja er sandte eine Flotte ab und verlangte die Auslieferung der vier Schiffe. Da nun auf die französische Flotte geschossen wurde, so begann dieselbe ein Bombardement,

welches zehn Tage (bis zum 28. Mai 1684) dauerte und einen Teil der Stadt zu Grunde richtete. Bald nachher (im August) sah sich die Republik durch den Abschluß des Waffenstillstands von Regensburg jeder Aussicht auf auswärtige Hilfe beraubt und mußte sich von Ludwig einen Friedensvertrag vorschreiben lassen. Sie mußte alle spanischen Truppen entfernen, die Zahl ihrer eigenen Kriegsschiffe beschränken und ihren Dogen Imperiali mit vier Senatoren zu demütiger Abbitte nach Versailles schicken (Februar 1685). Die Franzosen rühmen ihrem großen König nach, daß er die Abgesandten mit Würde und gewinnender Freundlichkeit empfangen habe. Als man den Dogen fragte, was ihm unter den Merkwürdigkeiten von Versailles am meisten aufgefallen sei, erwiderte er: „Mich hier zu sehen."

In den nächsten Jahren wurden zwischen den einzelnen Mächten andere Bündnisse geschlossen, welche insgesamt Ludwigs Anmaßungen ihren Ursprung verdankten, bis es endlich 1686 den Bemühungen Wilhelms und seiner Freunde gelang, den sogenannten Augsburger Bund zu stiften. Diesem Bunde, dessen Dauer auf drei Jahre festgesetzt wurde, gehörte die Republik der Niederlande nicht an; doch hatte sie kurz vorher ihr Schutzbündnis mit Schweden und Brandenburg erneuert. Der Bund bestand aus dem Kaiser als solchem und als Beherrscher von Österreich, dem spanischen König als Beherrscher des burgundischen Kreises (Belgiens), dem König von Schweden für seine deutschen Länder, dem Kurfürsten von Bayern für sich und im Namen des bayrischen Kreises, allen Fürsten des sächsischen Hauses und den auf dem rechten Rheinufer gelegenen Staaten des oberrheinischen Kreises. Der Bund war seinem Wortlaute nach nur zur Aufrechterhaltung der Ruhe und des Nimwegener und Westfälischen Friedens sowie des Waffenstillstandes von 1684 geschlossen worden; Ludwig XIV. durchschaute aber die Absichten Wilhelms, des eigentlichen Stifters dieser Allianz wohl. Er ließ daher Kaiser und Reich auffordern, den Waffenstillstand von 1684 in einen Frieden zu verwandeln: das hieß, die ihm nur für eine bestimmte Zeit überlassenen Eroberungen für immer zuzusprechen.

Als dies abgelehnt wurde, eben zu der Zeit, da Wilhelm mit einem holländischen Heere nach England zog, beschloß Ludwig XIV., anstatt seinem Freunde Jakob II. Heer und Flotte zu Hilfe zu schicken, sich gegen die Augsburger Verbündeten zu wenden und, während Wilhelm noch in England beschäftigt sei, einen Krieg in Deutschland anzufangen. Mehrere gleichzeitige Umstände mußten ihm den Vorwand zum Bruch des auf 20 Jahre geschlossenen Waffenstillstandes bieten; er zählte sie alle in einem Kriegsmanifest auf, das er am 24. September 1688 in Versailles unterzeichnete. Erstens beschuldigte er den

Kaiser, er wolle mit der Türkei Frieden schließen, um Frankreich anzugreifen; er habe zu diesem Zweck Bündnisse mit Fürsten und Ständen geschlossen. Zweitens beschwerte er sich, daß Leopold den Kardinal Fürstenberg vom Erzbistum Köln weggedrängt habe. Drittens klagte er den Kaiser an, daß er den Kurfürsten von der Pfalz in seinem Vorhaben unterstütze, der Herzogin von Orleans die ihr gebührenden Güter und Länder vorzuenthalten. Aus diesen Gründen, heißt es in dem Manifeste, habe der König die Festung Philippsburg belagern lassen, nicht um das Reich anzugreifen, sondern um die Gegner der Ruhe von seinen Grenzen abzuhalten.

Diese Kriegserklärung wurde dem Reichstage zu Regensburg am 3. Oktober übergeben. Sie enthielt außer anderen Äußerungen rücksichtslosen Übermutes namentlich eine empörende Anschuldigung: es hieß nämlich in derselben, der Kaiser habe die Wahl eines bayrischen Prinzen zum Erzbischof von Köln an Fürstenbergs Stelle in der Absicht betrieben, dadurch das Aussterben des bayrischen Kurhauses zu beschleunigen. Als Antwort auf das schmähliche Manifest erschien bereits am 18. Oktober eine meisterhafte Staatsschrift in lateinischer Sprache, verfaßt von Leibniz, der sich damals auf einer Reise nach Italien in Wien aufhielt. Der Zeitpunkt, in welchem Ludwig XIV. durch sein Manifest den sogenannten Orleansschen Krieg eröffnete, ist sehr bemerkenswert: dasselbe wurde 18 Tage nach der ruhmwürdigen Eroberung von Belgrad durch die Kaiserlichen erlassen. Gleichzeitig gewann Ludwig die Überzeugung, daß die Rüstungen in den Niederlanden gegen England gerichtet seien. Es ist ihm daher als ein starker politischer Fehler angerechnet worden, daß er sich am Mittelrhein zu schaffen machte, statt in die Niederlande einzurücken: denn im letzteren Falle würde er die Abfahrt Wilhelms wahrscheinlich verhindert und Jakob II. auf dem Thron erhalten haben. Die anekdotische Geschichtschreibung erzählt, Ludwig habe bei dem Bau des Schlosses von Trianon seinen Minister Louvois hart angefahren, weil ein Fenster zu schmal ausgefallen sei; dieser habe es nun an der Zeit gefunden, die Launen des Königs durch einen Krieg zu zerstreuen. Zu dem letzteren wäre aber der König auch ohnedies bereit gewesen, um den Türken Luft zu machen und die Schwäche des Deutschen Reiches zu benutzen. Da die Verbündeten ein sehr großes Heer am Rheine und in den Niederlanden aufstellen wollten, so erkannte das französische Kabinett die Unmöglichkeit, das rheinisch-deutsche Gebiet auf längere Zeit besetzt zu halten. Es kam daher auf den Gedanken, dem Feinde die Kriegführung am Rhein unmöglich zu machen und zu diesem Behufe die dort gelegenen deutschen Provinzen völlig ausplündern, durch Kontributionen alles baren Geldes berauben, ja sogar alle Städte und Dörfer in denselben

zerstören zu lassen. Schon am Tage nach der Unterzeichnung des Manifestes, am 25. September, waren nämlich die Franzosen in die Pfalz eingerückt, eroberten Kaiserslautern, besetzten Alzey und kamen in kurzem auch durch die Schwäche und Gleichgültigkeit der geistlichen Fürsten in den Besitz von Trier und sogar von Mainz. Am 29. Oktober kapitulierte Philippsburg; schon vorher wurde Heidelberg, im November auch Mannheim und Heilbronn besetzt. Nun aber kam der von Louvois ausgedachte Verwüstungsplan zur Ausführung. Das herrliche rheinische Gebiet sollte, da es nicht behauptet werden konnte, wüst gelegt werden, um Feinde fern zu halten. Louvois schrieb ausdrücklich dem Marschall Duras, es sei des Königs Wille, daß alle Ortschaften, welche dem Feinde zum Aufenthalt und Winterquartier dienen könnten, völlig zerstört würden. Mit der Umgegend von Heidelberg wurde der Anfang gemacht. Der Kommandant dieser Stadt wollte dieselbe gegen die Franzosen verteidigen, wurde aber von den Bürgern daran gehindert. Am 18. Januar 1689 begannen daher die französischen Truppen die Vollziehung des ihnen von ihrem Ministerium erteilten Auftrages. Sie sprengten einen Teil der Stadtmauern, der Schloßtürme und anderer Gebäude und verheerten die Gärten, Weinberge und Pflanzungen rund um die Stadt herum. Am 27. und 28. galt es dem benachbarten Rohrbach und allen Orten der Bergstraße nach Weinheim zu. Städte und Dörfer wurden niedergebrannt, über siebenhundert Gebäude vernichtet, die Bewohner nicht nur am Retten und Löschen gehindert, sondern auch erschossen oder nackt der Kälte preisgegeben, so daß die Straßen mit Leichnamen von erfrorenen oder getöteten Bürgern und Bauern bedeckt waren. Als in der Gegend von Weinheim die Vortruppen der Sachsen sich zeigten, zog Melac, der dies alles im Namen des Marschalls Duras leitete, nach Heidelberg zurück. Er beschloß, auch diese Hauptstadt, trotz der mit ihren Bewohnern abgeschlossenen Kapitulation, auszuplündern und zu verbrennen, und leitete selbst von dem Marktplatze aus ganz kaltblütig das Werk der Zerstörung. Der französische General Tessé wußte jedoch die wild wütenden Soldaten zu täuschen, welche auch alle Privathäuser zerstören sollten und sie deshalb mit Stroh hatten anfüllen müssen. Tessé hatte nämlich absichtlich nasses Stroh nehmen lassen. Dagegen wurden alle öffentlichen Gebäude sowie auch 30 Privathäuser niedergebrannt. Als im März die Bayern und Sachsen erschienen, wurde am 3. März Mannheim zerstört, nachdem man vorher alles, was von Metall oder irgend sonst von Wert war, den Einwohnern geraubt hatte. Ganze Reihen von Häusern wurden niedergerissen, und als die sächsischen Dragoner sich der Stadt Mannheim näherten, begann man auch dort zu brennen und zwar in einer Weise, daß nachher, als die Einwohner

zurückkehrten, viele von ihnen Mühe hatten, ihre eigenen Häuser wieder zu erkennen. Darmstadt wurde durch die Sachsen nur mit Mühe vor demselben Schicksale bewahrt.

Als die Deutschen das rechte Rheinufer besetzt hatten, begannen die Franzosen ihre Zerstörungen auf dem linken Ufer. Die Reichsstädte Speier und Worms ergaben sich, zahlten große Summen, trugen auf Befehl der Franzosen ihre Festungswerke ab und meinten nun Anspruch auf Schonung und Ruhe zu haben. Aber den Bürgern von Speier wurde gegen Ende April bekannt gemacht: wer auswandern wolle, solle in Frankreich Aufnahme finden. Die Akten des Reichskammergerichts, welches zu jener Zeit noch in Speier seinen Sitz hatte und infolge der Zerstörung dieser Stadt nachmals nach Wetzlar verlegt wurde, ließen die Franzosen in das Elsaß bringen. Am 23. Mai wurde der Bürgerschaft, ohne daß man ihr gesagt hätte, daß die Stadt verbrannt werden solle, der Befehl erteilt, ihre besten Habseligkeiten auf 400 bereit gehaltene Wagen zu bringen. Nachdem dies geschehen, wurde die Stadt in Brand gesteckt und jene Wagen teils geplündert, teils verbrannt. Um auch den Dom zerstören zu können, hatte man den Bürgern geraten, alle ihre hölzernen Gerätschaften dadurch gegen das Feuer zu schützen, daß sie dieselben in den Dom brächten. Im Dom selbst wurde am 31. Mai Feuer angelegt, wobei man auch die Gräber der alten Kaiser aufbrach und ihre Leichen aus den Särgen riß. Am Tage vorher war die Stadt Worms angesteckt worden. Sie brannte bis zum 2. Juni, und es wurden außer dem Dom und 14 andern Kirchen (darunter auch die der Jesuiten und die der Dominikaner) alle öffentlichen Gebäude sowie eine große Zahl von Privathäusern vernichtet. Auch alles das, was die unglücklichen Bürger in den Dom gerettet hatten, wurde geraubt oder verbrannt. Wir haben über die gegen Worms und Speier verübten Greuel den offiziellen Bericht der beiden Städte an den Reichstag.*) Als einige französische Offiziere den Marschall Crequi nach der Ursache eines so unerhörten Auftretens fragten, erwiderte er mit den berüchtigten Worten: Der König will es („le roi le veut") und legte ihnen ein Verzeichnis von mehr als 1000 Ortschaften vor, die noch verbrannt werden müßten, weil ihre Gebieter sich mit dem ketzerischen Oranier verbunden hätten. Die Franzosen dagegen berichten, der König habe die verübten Barbareien nicht in ihrer ganzen Ausdehnung kennen gelernt. Wie aber dies sich auch verhalten mag: auf dieselbe Weise wie in Speier und Worms ward in der Haardt und im Badischen verfahren. Als die Brandenburger unter dem tapferen General Schöning von Köln her

*) Theatrum Europaeum T. XIII, S. 685 ff.

vordrangen, um sich mit den anderen Reichstruppen zu verbinden, begannen die Franzosen auch aus dem Erzbistum Trier eine Einöde zu machen. Im folgenden Jahre (1690), als sie erkannten, daß sie die von ihnen besetzte weite Strecke gegen die Übermacht nicht würden behaupten können, wurden die Länder von Köln, Trier und Jülich ebenso, wie vorher die Pfalz, verwüstet und die Bauern sogar genötigt, ihr eigenes im Felde stehendes Getreide niederzupflügen. Schon war über die Stadt Trier, deren Mauern längst gesprengt worden waren, ein ähnliches Schicksal verhängt, wie über Worms und Speier, und die Einwohner hatten bereits Befehl erhalten, ihre Habe nach Metz und Luxemburg zu bringen, als König Ludwig das Vorhaben seines Ministers Louvois, auch Trier zu verbrennen, mißbilligte und ihm gebot, augenblicklich einen Kurier abzuschicken, um den von von ihm erlassenen Befehl, der jedoch noch nicht abgegangen war, zu widerrufen.*)

Dies alles schien die deutsche Nation endlich einmal aus ihrem Schlafe aufzurütteln. Ein allgemeiner Unwille begann sich zu verbreiten. Ein Reichsgutachten sprach sich für den Krieg aus, und der Kaiser erklärte bei Bestätigung desselben, die Krone Frankreich sei nicht nur als Feind des Reiches, sondern der gesamten Christenheit, ja nicht anders denn als der wahre Türke zu betrachten. Leider ward aber auch diesmal nach deutscher Sitte nur in Worten und auf dem Papier getobt und alles rasche Handeln von den Fürsten und ihren Beamten gehemmt. Man verbot von Reichs wegen das Reisen nach Paris und erließ den Befehl, daß alle französischen Waren, die nicht innerhalb dreier Monate verkauft wären, konfisziert, alle Franzosen, die nicht schon mindestens 20 Jahre in Deutschland ansässig wären, ausgewiesen und alle Deutschen, welche von den Franzosen Sold oder Pension bezögen oder ihnen Pferde, Waffen und Kriegsbedürfnisse lieferten, nicht länger im Reiche geduldet werden sollten. Das erbitterte Landvolk bewaffnete sich und nötigte sogar im Badischen eine französische Truppenabteilung zum Abzug; aber man hatte damals weder die Einsicht, noch den Willen, derartige Kräfte zu verwenden.

Vom deutschen Heere kamen zuerst 14000 Mann Sachsen an den Rhein. Hierauf besetzte der Graf von der Lippe die kurmainzische Festung Königstein im Taunus sowie Höchst am Main; Frankfurt, das damals als Festung galt, nahm Hessen und Hannoveraner in seine Mauern auf. Die Bayern lagen lange Zeit ruhig bei Bruchsal. Erst

*) Der König soll im Zorne den Minister mit einer Feuerzange bedroht haben, Frau von Maintenon aber dazwischen getreten sein. Saint-Simon, Mémoires T. XIII, S. 32.

im Juli 1689 kam einige Bewegung in das Reichsheer, nachdem man durch das leidige Beraten viele Zeit verloren hatte. Der Kurfürst von Bayern hatte sich, als er mit seinen 11 000 Mann bis Stollhofen gezogen war, nach Frankfurt begeben, um mit Herzog Karl IV. von Lothringen, welcher dort an der Spitze eines ansehnlichen Heeres von Kaiserlichen stand, und mit den Anführern der Sachsen Pläne zu entwerfen. Nachher war Mainz, welches der Kurfürst selbst, also der Erzkanzler und Primas des Reiches, den mordenden und raubenden Franzosen verraten hatte, lange belagert worden, während die Franzosen vom Elsaß aus neue Verwüstungen übten. Da die französische Besatzung in Mainz, an deren Spitze Duras stand, sehr schwach war und keine Verstärkung erhielt, so wurde sie schon im Juli genötigt, zu kapitulieren. Bonn, welches die Franzosen ebenfalls besetzt hatten, behauptete sich gegen die Brandenburger bis in den Oktober hinein. Philippsburg weigerten sich die Bayern und Sachsen noch in dem Jahre 1689 zu belagern.

Nachher setzte Wilhelm III. den neuen Eroberungen Ludwigs XIV. dadurch Schranken, daß er das dritte der oben erwähnten Hauptbündnisse zu stande brachte. Dieses unter dem Namen der Großen Allianz geschlossene Bündnis vereinigte fast ganz Europa gegen Frankreich. Die Grundlage desselben war der am 12. Mai 1689 zu Wien zwischen Kaiser Leopold und den Generalstaaten geschlossene Vertrag. Diesem trat am 20. Dezember vermittelst einer in Hamptoncourt ausgestellten Erklärung Wilhelm III. für England sowie am 6. Juni 1690 König Karl II. für Spanien bei. Man machte sich verbindlich, den Krieg gegen Frankreich mit vereinten Kräften zu führen und keinen Frieden zu schließen, bis alles auf den Fuß des Westfälischen und des Pyrenäenfriedens zurückgebracht sei. Auch sollte, damit Frankreich künftig nicht aufs neue den Frieden stören könne, der Bund ein immerdauernder sein. Man verpflichtete sich zugleich, dem Herzog Karl von Lothringen vollständige Genugthuung zu verschaffen. Da inzwischen dieser berühmte Feldherr, welcher dem Reich und seinem Kaiser die größten Dienste geleistet hatte, auf einer Reise zu Wels in Oberösterreich gestorben war (18. April 1690), so gingen seine Ansprüche auf seinen Sohn Leopold Joseph Karl über. Ferner heißt es in einem Separatartikel der Bundesakte: „Weil Ludwig XIV. die Absicht gezeigt hat, die von seiner Gemahlin ausgestellte Entsagungsakte als nichtig zu betrachten, um nach Karls II. Tode nicht allein die ganze spanische Erbschaft für den Dauphin in Anspruch zu nehmen, sondern diesen Prinzen auch zum römischen König ernennen zu lassen, so wollen die sämtlichen Bundesglieder dem Kaiser und seinen Erben die Nachfolge in Spanien verbürgen und dahin wirken, daß der Erzherzog

Joseph zum römischen König erwählt werde". Die Verbindung zwischen Holland und England war am 15. August 1689 durch den Vertrag von Westminster näher bestimmt worden. An demselben Tage schloß auch Christian V. von Dänemark einen Bund mit Wilhelm III., welchem er dann Hilfstruppen schickte. Zu Ende desselben Jahres wurde in Augsburg ein Kurfürstentag abgehalten, bei welchem Kaiser Leopold persönlich erschien und zur Einigkeit sowie zu kräftiger Kriegführung ermahnte. Am 24. Januar 1690 wurde sein zehnjähriger Sohn zum römischen König gewählt und zwei Tage nachher unter dem Namen Joseph I. feierlich gekrönt. Am 5. Juni 1690 kam auch zwischen Viktor Amadeus II. von Savoyen und dem spanischen König ein Vertrag zu stande, in welchem beide sich gegenseitig ihren Schutz zusagten und die Vereinbarung trafen, daß, wenn sie Casale und Pinerolo erobern würden, der erstere Platz den Spaniern, der zweite dem Herzoge von Savoyen zufallen solle. Am 4. Juni 1690 schloß der letztere eine ähnliche Verbindung mit dem Kaiser. Auch der Kurfürst von Mainz trat am 4. Mai 1690 der Großen Allianz bei. Am 8. Juni 1690 verbanden sich der fränkische und schwäbische Kreis zu Nürnberg gegen die Franzosen. Im September desselben Jahres schloß Friedrich III. von Brandenburg mit Spanien einen Vertrag zur Verteidigung der Niederlande. Dagegen trat Kursachsen erst später der Großen Allianz bei. Am 18. August 1695 wurde das Bündnis zwischen dem Kaiser und den Generalstaaten erneuert und die Pfalz, Braunschweig, Brandenburg, Bayern, Münster, Spanien, Lothringen, Savoyen, England, Köln und der fränkische Kreis in dasselbe aufgenommen.

Der Erfolg im Felde entsprach den von diesen Bündnissen gehegten Erwartungen jedoch keineswegs. Die Hauptunternehmungen der Franzosen waren gegen die Holländer und Spanier in den Niederlanden gerichtet. Dort erlangten freilich die Niederländer und Spanier unter dem Fürsten Georg Friedrich von Waldeck 1689 einige Vorteile über die Franzosen, an deren Spitze Louvois den von ihm begünstigten Marschall Humières gestellt hatte, der mehr ein geistvoller Hofmann als ein tüchtiger Feldherr war. Im Jahre 1690 starb aber, wie schon berichtet, Herzog Karl von Lothringen, welcher das aus 70 000 Mann bestehende deutsche Heer hatte kommandieren sollen, und statt seiner erhielt im April Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern den Oberbefehl. Dieser wollte den Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen am Rhein zurücklassen und mit dem Reichsheere in die Franche Comté einfallen; die Unfälle aber, welche die Truppen der Alliierten in den Niederlanden und in Piemont erlitten, gestatteten die Ausführung des Planes nicht. Die weiteren Unternehmungen des Reichsheeres im

Jahre 1690 verdienen ebensowenig, wie die des Dauphins und des Marschalls de Lorges, welche ihm gegenüberstanden, einer Erwähnung. Beide Teile unternahmen am Oberrhein weder 1690, noch im folgenden Jahre etwas von Bedeutung. Im Jahre 1691 litt das Reichsheer überdies durch Krankheiten, und einer seiner Führer, Kurfürst Johann Georg III., starb im September.

Was das zuvor erwähnte Mißgeschick angeht, welches die Alliierten 1690 in den Niederlanden und in Piemont erlitten hatten, so wurden sie in beiden Ländern von einem der großen Generale Ludwigs XIV. geschlagen. In den Niederlanden hatte nämlich Louvois das Kommando, welches bisher sein Günstling Humières geführt hatte, dem zwar verwachsenen und von Charakter sehr bösartigen, habsüchtigen und stolzen, zugleich aber im Felde sehr tüchtigen Herzog von Montmorency, Marschall von Luxemburg, übergeben*). Dieser besiegte nicht nur den Fürsten von Waldeck am 1. Juli in der entscheidenden Schlacht bei Fleurus, sondern er eroberte auch die Städte Mons, Namur, Furnes, Dixmuyden, Ath und Charleroi. Auch einen Seesieg erfochten die Franzosen am 10. Juli unter dem Admiral Tourville bei der Insel Wight über die Engländer und Holländer; ja die Franzosen landeten an der englischen Küste, verbrannten zwölf Schiffe im Hafen von Teignmouth und zerstörten eine protestantische Kirche. In Piemont stand dem Herzog von Savoyen und den Spaniern Catinat gegenüber, ein Mann, welcher der höheren Aristokratie nicht angehörte, dessen moralische Eigenschaften und edlen Stoizismus in einer servilen Zeit wir daher noch weit höher schätzen, als seine großen militärischen Talente. Freilich ließ auch er in Piemont auf Louvois' Befehl Verheerungen anrichten und alle Bauern, die man bewaffnet fand, niederschießen. Er schlug am 18. August 1690 den Herzog von Savoyen bei Staffarda unweit Saluzzo und besetzte im November Susa; am Schlusse des Jahres war auch Savoyen erobert. Es war daher für die Alliierten ein Glück, daß im Juli 1690 Wilhelm III., die eigentliche Seele des vielköpfigen Bundes, welcher an sich nur ein phlegmatischer, langsamer, zäher, egoistischer Körper war, freie Hand erhielt und seine ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg mit Frankreich richten konnte.

Wilhelm hatte 1689 nicht nur in England, wo das Parlament und das Volk ihm oft entgegen waren, viel zu thun gehabt, sondern

*) Louvois war früher (um 1680) in seinem Hasse gegen den Marschall so weit gegangen, daß er denselben vor Gericht stellen ließ, weil er einen Bund mit dem Teufel geschlossen habe. Die schriftliche Vertragsurkunde wurde dem Gerichtshofe vorgelegt und Luxemburg 14 Monate in der Bastille gefangen gehalten.

er wurde auch noch durch die Empörung der Irländer in Anspruch genommen, bei welchen im März Jakob II. selbst erschienen war. Die Irländer hatten Wilhelm nicht als König anerkannt und ein Heer aufgestellt, welches Tyrconnel anführte. Es war gegen sie ein englisches Heer unter Schomberg abgeschickt worden; dieses litt aber dort viel durch Krankheiten, und sein Führer selbst kränkelte. Hätte daher Jakob II. nach dem Rate des Livländers Rosen, welcher später französischer Marschall wurde, den Engländern gleich im Jahre 1689 eine entscheidende Schlacht geliefert, so würde er wahrscheinlich gesiegt haben. Er entschloß sich aber dazu erst dann, als Wilhelm selbst mit Verstärkungen nach Irland gekommen war und die Leitung des Krieges übernommen hatte. Wilhelm hatte am Ende des Jahres 1689 sein erstes Parlament, das ihm durchaus nicht günstig war, entlassen und ein neues einberufen. Dieses zeigte sich ihm weit mehr gewogen, und er konnte daher, nachdem er es bis zum Juli 1690 vertagt hatte, sich selbst nach Irland begeben, um dem dortigen Kriege ein Ende zu machen, ehe er gegen die Franzosen zog. Er erschien 1690 in Irland mit einem Heere von beiläufig 40 000 Mann, unter denen sich 10 000 Dänen, 17 000 Holländer und Brandenburger und auch 2000 ihres Glaubens wegen vertriebene Franzosen (réfugiés) befanden. Als Jakob, der in Dublin war, Wilhelms Ankunft erfuhr, eilte er sogleich zu seinem Heere. Ludwig hatte ihm 7000 Mann trefflicher französischer Kerntruppen zugesandt; an die Spitze derselben wurde, auf Bitten Jakobs und seiner Gemahlin, der ritterliche Graf Lauzun gestellt, der die Königin über das Meer geflüchtet hatte. Da Lauzun sich mit dem General Rosen und dem Gesandten d'Avaux nicht gut vertrug, so rief man beide Männer aus Irland ab, wo sie bessere Dienste hätten leisten können als Lauzun. Schon am 11. Juni 1690 kam es zu der bereits erwähnten Schlacht unweit Drogheda an dem Boynefluſſe, welcher beide Heere voneinander trennte. In diesem Treffen bewies Wilhelm größere Fähigkeiten oder hatte mehr Glück, als in den Schlachten, die er den großen Generalen Ludwigs auf dem Festlande lieferte: Jakob II. dagegen, welcher ebenfalls persönlich zugegen war, zeigte weder Mut noch Talent. Schomberg verlor in diesem Treffen sein Leben. Der Kampf endigte mit einer vollständigen Niederlage der Irländer.

Diese überließen sich einer wilden Flucht: die 6 bis 7000 Franzosen und Schweizer aber, welche unter Lauzun mitgefochten hatten, zogen sich in bester Ordnung zurück. Jakob selbst eilte hastig nach dem Hafen Waterford und schiffte sich nach Brest ein. Wilhelm verfolgte den errungenen Sieg nicht gerade lebhaft; denn sein Zweck war im

wesentlichen erreicht*). Er überließ die Beendigung des Krieges in Irland dem General Ginkell, der bald nachher Limerick eroberte, und eilte selbst zurück, um seine Angelegenheiten, welche jetzt auch die großen Angelegenheiten Europas waren, in England und Holland zu ordnen.

Er begab sich im Februar 1691 nach dem Haag, wo eine große Versammlung der Verbündeten gehalten wurde. In dieser Versammlung, welcher außer ihm auch noch die Kurfürsten von Brandenburg und von Bayern, der Landgraf von Hessen-Kassel, der Statthalter der spanischen Niederlande und viele andere Fürstlichkeiten und Vornehme persönlich beiwohnten, wurde der Beschluß gefaßt, ein Bundesheer von 220 000 Mann aufzustellen. Ehe aber diese Armee zusammengebracht war, hatte König Ludwig, welcher dem Namen nach das Kommando in den Niederlanden führte, oder vielmehr Vauban die Festung Mons erobert. Nachher beobachtete der Marschall von Luxemburg den ihm gegenüberstehenden Fürsten von Waldeck, welcher das niederländisch-spanische Heer kommandierte, so lange, bis derselbe im Herbste sich eine Blöße gab. Dann griff er ihn an und schlug am 18. September 1691 bei Leuse in der Nähe von Tournay einen Teil seines Heeres. Einige Monate früher war übrigens in der Leitung des französischen Kriegswesens eine Änderung eingetreten, welche den Alliierten großen Vorteil brachte und zwei Jahre später ihre Truppen in den Niederlanden vielleicht vor dem völligen Untergange bewahrt hat. Am 16. Juli 1691 war nämlich Louvois gestorben, und Ludwig vertraute seit dieser Zeit die oberste Leitung der französischen Heere nicht mehr einem erfahrenen und tüchtigen Manne an, weil er die Anmaßung hatte, sich seine Minister bilden und alles selbst leiten zu wollen, obgleich er weder Sinn für das Praktische, noch die nötigen Kenntnisse im Kriegswesen besaß. Ludwig hatte die bisher von Louvois bekleidete Stelle dem Sohne desselben, dem Marquis von Barbesieux, gegeben, einem Höfling in dem jugendlichen Alter von 24 Jahren, welcher, wie Leute seiner Art zu sein pflegen, ebenso servil gegen den König und die Maintenon, wie hochmütig gegen alle Niederen war.

Auch das Seewesen wollte Ludwig selbst leiten. Er übertrug deshalb die Stelle eines Marineministers, welche durch den 1690 erfolgten Tod Seignelays erledigt worden war, an Pontchartrain, obgleich dieser selbst ihm erklärte, daß er gar keine Kenntnis von der Sache habe. Ludwig gab seitdem seinen Admiralen despotische Vor-

*) Wilhelm war in der Schlacht verwundet worden; als in Paris das falsche Gerücht von seinem Tode eintraf, wurden Freudenfeuer angezündet, Kanonen gelöst und die Glocken von Notredame geläutet.

schriften über Dinge, die er nicht verstand, und führte dadurch im Jahre 1692 eine sehr bedeutende Niederlage der einst von Colbert gebildeten Flotte herbei, mit welcher Tourville 1690 einen Sieg über die Holländer und Engländer erfochten hatte. Ludwig ließ, um seinem Freunde Jakob II. wieder zum Besitze des englischen Thrones zu verhelfen, 44 Kriegsschiffe unter Tourville von Brest auslaufen: er sollte eine Anzahl Truppen, welche in der Nähe von Havre standen, nach England hinüberbringen. König Jakob und die Seinigen versicherten, die englischen Seeleute seien dem Prinzen von Oranien feind; sie würden schlecht kämpfen und im entscheidenden Augenblick zu den Franzosen und Irländern übergehen. Tourville segelte von Brest in den Kanal und dann zurück nach dem Kap la Hogue unweit Cherbourg, wo die zur Eroberung von England bestimmten Truppen lagen. Er hatte von Ludwig den bestimmten Befehl, sich mit seinen Schiffen den englischen Küsten zu nähern und die feindliche Flotte, wo er sie träfe, anzugreifen. Diesem Befehl gedachte er nachzukommen, obwohl inzwischen die englische und die holländische Flotte, zusammen 85 Linienschiffe stark, sich vereinigt hatten; er wollte sich nicht dem Vorwurf aussetzen, den ihm der König früher gemacht hatte, daß es ihm an Unternehmungsgeist fehle. Am 29. Mai begann die Schlacht nahe der französischen Küste. Alle Engländer thaten ihre Pflicht; der Admiral Russell hatte sie vorher ermahnt und gedroht, jeden über Bord zu werfen, der falsches Spiel treibe. Tourville kämpfte höchst ehrenvoll, sah sich aber zum Rückzuge genötigt. Nun erst begann eigentlich das Mißgeschick der Franzosen. Bei Cherbourg wurden ihnen drei Schiffe verbrannt, darunter eines, die „Königliche Sonne", für das schönste der Welt galt.*) Hierauf gelang es noch den Engländern, in der Bucht von la Hogue acht große Schiffe zu verbrennen und andere zu zerstören, worauf sie am 4. Juni, das: „God save the king" laut anstimmend, abfuhren. Die Bedeutung der französischen Kriegsflotte war durch diese große Niederlage auf lange Zeit hinaus vernichtet.

Während auf solche Weise die Alliierten 1692 einen glänzenden Sieg zur See erfochten, waren sie dagegen im Landkriege dieses Jahres sehr unglücklich. Wilhelm III., welcher damals ihre Truppen in den Niederlanden anführte, hatte ebensowenig Glück, wie vorher Georg Friedrich von Waldeck. Er griff am 3. August den Marschall von Luxemburg, unter dessen militärischer Deckung Vauban am 5. Juni 1692 Namur erobert hatte, in seinem Lager bei Steenkerken an und

*) Die Engländer verfolgten dieses Schiff mit besonderer Wut, weil man sagte, König Ludwig sei auf demselben abgebildet wie auf dem Siegesplatze in Paris, mit gefesselten Nationen unter den Füßen; s. Macaulay, VII, 50.

wurde zurückgeschlagen, wobei die Holländer allein 3000 Mann verloren. Nach Italien schickte man, als Catinat ganz Savoyen erobert hatte, den Kurfürsten von Bayern, sowie den Prinzen Eugen, welcher bisher in Ungarn mit den Türken gekämpft hatte. Beide hielten aber nur mit Mühe Catinat von Piemont ab. Der Herzog von Savoyen drang zwar in die Dauphinee ein und eroberte Gap, erkrankte aber an den Pocken und konnte nicht vorrücken. Kurz vorher war auf Wilhelms Betreiben der Kurfürst von Bayern zum Statthalter in den spanischen Niederlanden ernannt worden: derselbe war mit einer Tochter von Kaiser Leopolds erster Gemahlin, der spanischen Prinzessin Margarete Theresia, vermählt. Diese hatte nicht, wie ihre ältere Schwester Maria Theresia, die Königin von Frankreich, bei ihrer Vermählung dem Anspruche auf die spanische Erbschaft entsagt. Da nun der Kurfürst von ihr einen Sohn hatte, wurde, weil man einem künftigen Kriege über die Nachfolge in Spanien ausweichen wollte, diesem die Nachfolge zugedacht.

Im Jahre 1693 würden die Franzosen in den Niederlanden ihre Gegner völlig vernichtet haben, wenn nicht die oben erwähnte Anmaßung Ludwigs, alles verstehen und selbst leiten zu wollen, ihnen die günstige Gelegenheit dazu geraubt hätte. Ludwig hatte dort ein Heer von 120 000 Mann aufgestellt, welches er selbst kommandierte, und bei dem sich auch der Dauphin und der Marschall Boufflers befanden. Ein zweites, aber schwächeres Heer wurde vom Marschall Luxemburg angeführt. Ludwig stand mit seinen 120 000 Mann in der Nähe von Löwen dem neuen König von England gegenüber, der ein um die Hälfte schwächeres Heer hatte, und man erwartete jeden Augenblick dieses vernichtet zu sehen, als auf einmal Ludwig einen andern Entschluß faßte. Er schickte nämlich, während er selbst nach Versailles zurückkehrte, einen Teil seines Heeres unter dem Dauphin und Boufflers an den Oberrhein sowie einen andern nach Italien und überließ den ganzen Krieg in den Niederlanden dem Marschall von Luxemburg und seinen Truppen. Dieser griff am 29. Juli Wilhelms Lager bei Neerwinden, unweit Tirlemont an, erstürmte dasselbe, nachdem er mehrere Male zurückgeschlagen worden war, eroberte die ganze Artillerie Wilhelms und tötete einen großen Teil seiner Truppen. Er verfolgte jedoch den errungenen Sieg nicht sehr eifrig, und Wilhelm, der sich nicht erschüttern ließ, konnte ihm deshalb gleich darauf wieder die Spitze bieten. Er erklärte damals selbst, durch die von Ludwig angeordnete Verringerung des französischen Heeres sei er, wie durch ein Wunder, vor Vernichtung bewahrt worden. Im Herbste desselben Jahres (am 4. Oktober 1693) brachte Catinat dem Herzoge von Savoyen, unweit dem Dorfe Marsaglia, eine Niederlage bei, durch welche dieser 8000 Mann verlor

und die Belagerung von Casale und Pinerolo aufheben mußte. Tourville zeigte sich auch in diesem Jahre mit seiner geschwächten Flotte als großer Admiral und nahm bei Kap Saint Vincent in Portugal eine englisch-holländische Handelsflotte weg, die von Smyrna kam. Ludwig XIV. stiftete damals (1693) den Orden des heiligen Ludwig zur Auszeichnung verdienter Land- und See-Offiziere; die Mitglieder mußten nicht von Adel, wohl aber katholisch sein und zehn Jahre im Heer oder auf der Flotte gedient haben.

Von dem Anteile der Deutschen an diesem Kriege zu reden, ist betrübend für jedes patriotische Herz, weil zu den Nationalfehlern des Überlegens und Schreibens, des Disputierens und Streitens über Kleinigkeiten, des Knauserns und Sparens an der unrechten Stelle und der Erbärmlichkeit der Junker und kleinen Fürsten noch ewige Zwietracht der Anführer hinzukam. Im Jahre 1691 wurde wegen der steten Zänkereien, welche der kaiserliche General Caprara und der brandenburgische Feldmarschall Schöning miteinander hatten, nichts Bedeutendes ausgeführt. De Lorges machte vielmehr einen Raubzug bis tief nach Schwaben hinein und nährte, bekleidete und bezahlte, wie Ludwig ihm befohlen hatte, sein Heer auf Unkosten der Deutschen. Er wurde freilich zuletzt nach St.-Louis zurückgetrieben; dies war aber auch alles, was 1691 geschah. Als im folgenden Jahre Caprara aus Verdruß abdankte und der Markgraf Christian Ernst von Baireuth den Oberbefehl erhielt, ging es noch schlimmer: vor lauter politischen Kabalen wurde der Krieg ganz vernachlässigt. Diese Kabalen gingen großenteils vom kursächsischen Hofe und von dem General Schöning aus. Schöning war früher in brandenburgischen Diensten gewesen und hatte sich um den Großen Kurfürsten und dessen Heer sehr verdient gemacht. Im Jahre 1689 hatte ihn Friedrich III. zum ersten Befehlshaber beim rheinischen Heere ernannt. Er war aber ein stolzer, herrschsüchtiger Mann und lebte mit einem anderen brandenburgischen General, dem groben Barfuß, welcher zehn Dienstjahre mehr hatte als er, in steter Zwietracht. Dieser Streit artete, als Barfuß von Bonn nach Mainz beordert worden war, in einen ärgerlichen Skandal aus. Die beiden Generale gerieten einst im Vorzimmer des Kurfürsten in einen heftigen Wortwechsel, schlugen mit den Stöcken nacheinander und zogen den Degen. Schöning wurde hierauf verhaftet, Barfuß dagegen mußte nur seinen Degen abgeben. Darüber wurde der erstere so erbittert, daß er seinen Abschied nahm. Das verbündete Heer verlor dadurch seinen besten General, was großen Einfluß auf die Kriegsunternehmungen am Rhein hatte: doch gelang es den Brandenburgern, bei welchen der sonst nicht sehr kriegerische Kurfürst Friedrich III. in diesem Jahre standhaft aushielt, im Oktober 1689 das heldenmütig

verteidigte Bonn zu erobern. Schöning trat in sächsische Dienste und wurde 1692 an die Spitze des sächsischen Heeres gestellt. Er hatte bei dem Kurfürsten Johann Georg III. viel gegolten; als dieser 1691 während des Feldzuges an einer Seuche gestorben war, übte Schöning anfangs nicht geringeren Einfluß auf dessen Sohn und Nachfolger, Johann Georg IV. Der Kaiser beschuldigte damals diesen Kurfürsten, daß er zu denen gehöre, welche neben der österreichischen und französischen Partei eine sogenannte dritte Partei im Reiche bilden wollten*). Da Schöning Intrigant war und viele Feinde hatte, so schrieb der Kaiser es ihm zu, daß Johann Georg seine Truppen eine Zeitlang vom kaiserlichen Heere weggezogen hatte, wodurch es den Franzosen unter de Lorges möglich geworden war, über den Rhein zu gehen, das Land bis nach Franken hin zu verwüsten und besonders im Württembergischen schwere Kontributionen zu erheben. Der Kaiser ließ daher den General Schöning zu Teplitz, wo er die Bäder gebrauchte, aufheben und gefangen nach Brünn abführen. Dadurch wurde das Verhältnis vollends gestört, und die Sachsen zogen vom Reichsheere ab. Johann Georg mußte jedoch wegen seiner Geliebten, Margarete Sibylle Neitschütz, die Gunst des Kaisers sich zu erhalten suchen, und dies bewirkte, daß er wieder am Kriege teilnahm. Da wir, wo es nur immer möglich ist, alles Ärgerliche übergehen, so bemerken wir nur, daß Johann Georg seine Geliebte, die er zur Gräfin von Rochlitz gemacht, und der er auch einen Palast, Landgüter und einen Hofstaat verliehen hatte, durch den Kaiser in den Fürstenstand erhoben zu sehen wünschte. Er überließ also Schöning seinem Schicksale, trat endlich der Großen Allianz bei und führte 1693 selbst 12 000 Sachsen an den Rhein. Schöning mußte, um die Freiheit wiederzuerlangen, einem kaiserlichen Minister 30 000 Thaler zahlen.

Johann Georg kam mit seinen Truppen zu spät, um der Barbarei vorzubeugen, welche die Franzosen 1693 aufs neue gegen die Stadt Heidelberg übten. De Lorges griff diese Stadt an, während der Markgraf Ludwig von Baden, welcher nach seinen glänzenden Siegen in Ungarn an die Spitze des deutschen Heeres gestellt worden war**), in

*) Wir sind weit entfernt, den Hofklatschereien im Lakaienstil, die sich in Büschings Historischem Magazin, VIII. Teil, S. 41, befinden, irgend eine Aufmerksamkeit zu schenken. Doch sagt der Kaiser in einer Erklärung wegen der damals an Hannover zu erteilenden Kurwürde (Theatrum Europaeum, S. XIV, col. a. Artikel 4) in betreff dieser dritten Partei: „Seyn bekannt, was für artificia und französische Intriguen bei diesem fürstlichen Hause zur Bildung einer dritten Partei im Reiche sich gezeiget, welche nicht anders als durch Gewinnung dieses fürstlichen Hauses (Hannover) könne gewonnen werden."

**) Er hatte dabei die Bedingung gestellt, daß neben ihm kein Kurfürst beim Heer anwesend sein dürfe.

einem festen Lager bei Eßlingen stand. Heidelberg und sein Schloß waren wieder in Verteidigungszustand gesetzt worden und hatten eine Besatzung von vier Regimentern. Die Stadt hätte also gegen die Erneuerung der Greuel, welche die Franzosen 1689 verübt hatten, geschützt werden können. Auch hatte Markgraf Ludwig dem Kommandanten, dem kaiserlichen Generalfeldmarschallieutenant Georg Eberhard von Heidersdorf, ausdrücklich befohlen, die Stadt auf keinen Fall zu übergeben, sondern bis aufs äußerste zu verteidigen, weil er selbst ganz gewiß zum Entsatze erscheinen werde. Dessenungeachtet machte der feige und unfähige Kommandant nicht einmal den Versuch einer Verteidigung, sondern öffnete den Franzosen sogleich die Thore. Er wurde dafür freilich nachher infam kassiert, aus einer Versammlung des Deutschen Ordens, dessen Mitglied er war, mit einem Fußtritt ausgestoßen und sodann auf einem Karren durch das Lager der Reichsarmee geführt, worauf der Henker ihm den Degen zerbrach. Aber waren nicht die Leute, die einem solchen Manne, weil er dem Junkergeschlechte angehörte, einen so wichtigen Posten anvertrauen konnten, schuldiger als er? Auch haben wir selbst 1806 gesehen, wie preußische Junker, auf das Adelswesen gestützt, noch ärger ihre Pflicht vergaßen, als Heidersdorf. Wie vielen Anteil die Kapuziner von Heidelberg, deren Kirche verschont blieb, während die übrigen vernichtet wurden, an der unerhört schändlichen Übergabe der Stadt hatten, wollen wir nicht entscheiden. Als die Franzosen einzogen, fanden sie nicht den geringsten Widerstand; gleichwohl wurden diejenigen Einwohner, die sich nicht auf das Schloß geflüchtet hatten, zusammengehauen, die Frauen schändlich mißhandelt, fast alles, was 1689 verschont geblieben war, völlig zerstört und die Stadt noch einmal in Brand gesteckt (Mai 1693). Die Wälle und Mauern wurden niedergerissen, Keller, Privathäuser, Brunnen, das ganze Schloß und die Kirchen gesprengt, sogar die Leichen der Kurfürsten aus den Gräbern gerissen und ihres Schmuckes beraubt und endlich das Meisterstück der italienischen Baukunst des 16. Jahrhunderts, der Otto-Heinrichs-Bau, zum zweitenmale arg mitgenommen. Diese Schandthat ließ Ludwig XIV. durch eine Schaumünze verherrlichen, welche das Schloß und die brennende Stadt zeigte mit der Unterschrift: „Heidelberga deleta“.*)

Auch in dem ganzen Landstrich von Stuttgart bis nach Darmstadt raubten, mordeten und verwüsteten die Franzosen, da das Reichsheer gegen die mit dem Heere des Dauphins vereinigten Truppen des Marschalls de Lorges nicht stark genug war. Die Zuchtlosigkeit unter

*) Die Sprengung des einen Schloßturmes war bereits im Jahre 1689 durch Melac veranstaltet worden.

den letzteren wurde so unerträglich, daß ihr Führer einmal an einem Tage 20 Soldaten aufhängen ließ. Der Marschall wurde endlich, als er das Lager des Markgrafen Ludwig bei Heilbronn angriff, mit großem Verluste zurückgeschlagen und mußte über den Rhein zurückgehen. Im folgenden Jahre (1694) wiederholte er seinen Angriff auf den Markgrafen Ludwig; er wurde aber aufs neue mit Verlust zurückgeschlagen, und Ludwig folgte ihm dann über den Rhein nach. Unglücklicherweise war jedoch im April 1694 Johann Georg IV. gestorben, und der sächsische Simson, Johann Georgs Bruder, Friedrich August I., ein Fürst ohne Herz und Gemüt, sowie ohne Sinn für Recht und Vaterland, war ihm gefolgt. Die Sachsen durften also im September die Franzosen nicht weiter verfolgen, und der Markgraf mußte sich in sein befestigtes Lager bei Heilbronn zurückziehen.

Im Jahre 1695 wurde statt des Marschalls von Luxemburg, welcher im Januar gestorben war, ein Günstling des Königs und der Maintenon, der Marschall Villeroi, zum Oberbefehlshaber des französischen Heeres in den Niederlanden ernannt. Dieser war nicht im stande, die Einnahme der Festung Namur zu hindern; er mußte vielmehr mit ansehen, daß dieselbe von Wilhelm III. genommen ward, wobei die brandenburgischen Truppen das Hauptverdienst hatten.*) Villeroi beschoß dafür zwei Tage lang die Stadt Brüssel und fügte ihr großen Schaden zu. Im Jahre 1696 gingen die Franzosen bei Philippsburg über den Rhein. Ludwig von Baden dagegen überschritt seinerseits den Rhein bei Mainz. Da jedoch der General Thüngen, welcher die Franzosen im Rücken hatte fassen sollen, dies nicht zu thun wagte, so bezogen dieselben bei Neustadt an der Haardt ein festes Lager, welches dann vom Markgrafen bombardiert wurde. Im folgenden Jahre entsagte Wilhelm III., da die deutschen Fürsten, welche damals wie immer ihre besten Truppen an die Niederlande vermieteten, nichts für ihr Vaterland thaten, der Hoffnung, seinen Zweck vollständig zu erreichen, und ließ sich auf die von Frankreich unter schwedischer Vermittelung gemachten Friedensvorschläge ein. Ludwig XIV. hatte nämlich diesen Weg eingeschlagen, damit er bei der Erledigung des spanischen Thrones seine Ansprüche an denselben geltend machen könne, ohne es dabei mit einem furchtbaren Bunde zu thun zu haben. Er befolgte, wie immer, die bekannte Regel: Teile, um zu herrschen! (Divide et impera!)

Schon seit 1693 war über einen Frieden insgeheim mit mehreren

*) Wilhelm sagte zu dem Feldmarschall Flemming: „Es ist seker, dat juwe Truppen den grötsten Part an der Eroberung haben; ick bin dem Herrn Korfürsten sehr obligiert und ju alle."

der Verbündeten, namentlich mit Viktor Amadeus II. von Savoyen, unterhandelt worden. Im Jahre 1696 schloß der letztere zu Turin einen Separatfrieden mit Frankreich. Er erhielt durch denselben alle Plätze, welche von ihm jemals an Frankreich abgetreten worden waren, sogar Pinerolo, wieder zurück, und seine älteste Tochter wurde mit Ludwigs XIV. ältestem Enkel, dem Herzog von Burgund, verlobt.*) Im Anfange des Jahres 1697 ging auch Wilhelm III. auf Unterhandlungen ein, und infolgedessen wurden dann am 9. Mai auf einem oranischen Schlosse bei Ryswyk, einem zwischen Delft und dem Haag gelegenen Dorfe, Friedenskonferenzen eröffnet, an welchen außer England und Holland auch Spanien und der Kaiser teilnahmen. Da der letztere und das Deutsche Reich nichts für sich selbst thaten, so sorgte auch Wilhelm III. für ihr Interesse nicht weiter, als seine Politik es zuließ, sobald nur Spanien abgefunden war. Am 20. September 1697 wurde zwischen Holland, England und Spanien einerseits und Frankreich andererseits ein Friedensvertrag geschlossen, welcher den Holländern allerlei Handelsvorteile gewährte und den Spaniern alles das, was Frankreich seit dem letzten Frieden an sich gerissen hatte, wiederverschaffte mit alleiniger Ausnahme von 82 Dörfern und Städten in den Niederlanden, von denen man behauptete, daß sie wirklich Dependenzien von Frankreich seien. Sodann stipulierte der Vertrag die volle Anerkennung Wilhelms als König von England durch Frankreich. Den König Jakob aus Frankreich oder auch nur vom französischen Hofe zu entfernen, weigerte sich Ludwig entschieden: doch versprach er, keinen Feind Wilhelms zu unterstützen. Auch erhielt der letztere sein Fürstentum Orange an der Rhone zurück.

Nachdem auf diese Weise England und Frankreich nichts verloren und zugleich für Spanien gesorgt hatten, kam die Reihe an Kaiser und Reich. Diese benahmen sich so ungeschickt bei den Unterhandlungen, daß sie am 30. Oktober 1697 die Bedingungen annehmen mußten, welche Holland, ohne sie zu fragen, festgestellt hatte. Bis zum 1. September hatte Ludwig dem Kaiser die Wahl offen gelassen, ob er Straßburg oder Freiburg samt Breisach zurückgeben solle; da man den Termin vorübergehen ließ, so erklärte er, daß er Straßburg behalten werde. Im 3. Artikel dieses zwischen Frankreich und Deutschland geschlossenen Ryswyker Friedens entsagte Ludwig XIV. allen den Eroberungen, die er seit dem Nimwegener Frieden unter dem Namen

*) Über Viktor Amadeus, der 55 Jahre (1675—1730) regierte, macht Spittler bei dieser Gelegenheit die auch bei den Nachfolgern des Herzogs anwendbare Bemerkung: es sei ein höchst seltenes Beispiel in der Geschichte, daß ein kleiner Herr mit großen zusammenspielt und am Ende Gewinn macht.

von Reunionen gemacht hatte. Jedoch waren die des Elsasses ausgenommen: diese wurden folglich stillschweigend als abgetreten betrachtet. Straßburg wurde sogar in seinem 16. und 17. Artikel ausdrücklich an Frankreich abgetreten. Nach den Artikeln 19, 20 und 21 überließen die Franzosen Freiburg und Breisach dem Kaiser, sowie Philippsburg dem Reiche. Im 15. Artikel wurde Kehl dem Reiche, im 9. Zweibrücken den Schweden und Mömpelgard dem Hause Württemberg zurückgegeben. Der Streit wegen der pfälzischen Erbschaft wurde Schiedsrichtern überlassen, deren Obmann der Papst sein sollte; die Entscheidung zog sich bis zum Jahr 1702 hin, in welchem der Papst und die Schiedsrichter bestimmten, daß der Kurfürst von der Pfalz 300 000 Skudi zahlen und dafür von allen Ansprüchen der Herzogin an Land und Gut befreit sein sollte. Das Fort, welches Hüningen gegenüber gebaut worden war, sollte geschleift und Grund und Boden desselben an Baden zurückgegeben werden. Das Fort am rechten Ufer, dem Fort Louis gegenüber, wurde ebenfalls geschleift. Fort Louis selbst aber und die Insel, auf welcher es stand, blieben dem König von Frankreich. Der Herzog von Lothringen, Karls IV. Sohn, Leopold Joseph Karl, erhielt sein Land zurück, wie es sein Vater 1670 gehabt hatte. Doch mußten die neuen Befestigungen von Nancy, welches der König ihm zurückgab, geschleift werden, und der Herzog sollte sie nicht wieder aufbauen dürfen. Auch Bitsch und Homburg, deren Festungswerke ebenfalls geschleift werden mußten, erhielt der Herzog zurück. Dagegen verblieben Saarlouis und ein Distrikt von einer halben Stunde um diese Festung her dem französischen Könige. Auch die Stadt und das Amt Longwy behielten die Franzosen, welche dafür dem Herzog eine Entschädigung im Gebiete der Bistümer Metz, Toul und Verdun geben sollten. Endlich wurde noch der Kardinal von Fürstenberg, Bischof von Straßburg, in alle Güter, Ehren und Rechte, die ihm als Reichsstand gebührten, wiedereingesetzt, auch seinen Verwandten und Dienern volle Amnestie bewilligt.

Eine in ihren Folgen sehr wichtige Bestimmung enthielt der vierte Artikel des Ryswyker Vertrages. Durch den Einfluß der Jesuiten, welche beim Kaiser und bei Ludwig XIV. gleich viel vermochten, wurde nämlich zum Verdruß der deutschen Protestanten, die deshalb gegen den ganzen Frieden protestierten, dem vierten Artikel die Klausel beigefügt, daß in allen von Frankreich zurückzugebenden Orten das Kirchenwesen in dem Stande bleiben solle, in welchem es zur Zeit der französischen Herrschaft gewesen sei. Die Franzosen hatten aber überall den protestantischen Gottesdienst mit Gewalt unterdrückt. Die Klausel wurde am 29. Oktober 1697 kurz vor Mitternacht von den französischen Gesandten unvermutet, aber sehr entschieden gefordert, als man bereits

damit beschäftigt war, den Friedensvertrag ins Reine zu schreiben. Sie erregte bei den protestantischen Abgesandten lebhaften Unwillen und auch bei den Katholiken Widerspruch. Man stellte von französischer Seite den Umfang der Forderung als geringfügig dar; doch fand sich später, daß es nicht weniger als 1922 Ortschaften waren, in welchen Frankreich den Katholiken größere Rechte verliehen hatte, als sie kraft des Westfälischen Friedens besaßen. Die Ryswyker Klausel gab daher zu endlosen Verhandlungen und Bedrückungen Anlaß, obgleich von seiten des Reiches, das am 26. November 1697 den Friedensvertrag bestätigte, in einer Nachschrift erklärt wurde, daß die Katholiken von der Klausel gegen die Protestanten niemals Gebrauch machen würden, sondern daß es bei den Bestimmungen des Westfälischen Friedens verbleiben solle.

10. Brandenburg und Preußen bis zur Erwerbung der Königswürde.

Der Große Kurfürst hinterließ seine Staaten nicht nur um mehr als ein Dritteil des Umfangs, in dem er sie angetreten, vergrößert, sondern auch so eingerichtet, daß ihr Beherrscher sich aller Hilfsquellen leichter und sicherer bedienen konnte, als dies in einem anderen Staate des Festlandes, mit Ausnahme Frankreichs, der Fall war. Mit List und Gewalt hatte er dieses Ziel erreicht: freilich war er allerwärts von Mißgunst umgeben, und man muß zugestehen, daß er meist höhere staatliche Gesichtspunkte im Auge hatte, als diejenigen, die ihm widerstrebten. Am rücksichtslosesten verfuhr er mit den Ständen des Herzogtums Preußen, als ihm die souveräne Herrschaft über dieses Land erst von Schweden, dann von Polen eingeräumt worden war. In Preußen waren weder die Städte noch der Adel mit der Änderung zufrieden; sie fürchteten, der Kurfürst werde die Souveränität als unumschränkte Macht auffassen, und erklärten daher, die Krone Polen habe dem Herzog nicht mehr Befugnisse übertragen können, als sie selbst besessen. Zudem war das Land vom Kriege hart mitgenommen und wurde vom Kurfürsten mit kaum erschwinglichen Auflagen heimgesucht; der Adel mit Grundsteuern, die Städte, vor allem Königsberg, mit Accisen. Sie hielten die Einigung mit Polen immer noch für zu Recht bestehend und gaben die Absicht kund, Abgeordnete nach Warschau zu schicken. Auch waren sie unzufrieden mit den Bestimmungen, die Friedrich Wilhelm zu Gunsten seiner reformierten Glaubensgenossen getroffen hatte. An der Spitze der Unzufriedenen stand unter den Adligen der Generallieutenant Albrecht von Kalkstein, unter den Bürgern der kraftvolle Schöppenmeister von Königsberg, Hieronymus Rhode. Der Sohn des letzteren ging nach Warschau, wo er vom König gut aufgenommen

wurde und mit allem Eifer gegen den Kurfürsten wirkte. Da ließ der letztere den Schöppenmeister unvermutet zu Königsberg in seinem Hause militärisch umzingeln und auf das Schloß bringen (Oktober 1662); er blieb als angeblicher Hochverräter in Haft, erst in Kolberg, dann in Peitz, wo er, ohne jemals um Gnade zu bitten, nach 16 Jahren starb.*) Nach seiner Verhaftung wurde mit den Ständen eine „Assekuration" vereinbart und den letzteren immerhin noch manches Recht bestätigt; im Oktober 1663 nahm der Kurfürst zu Königsberg in Gegenwart polnischer Bevollmächtigten feierlich die Huldigung entgegen, wobei er auf einem mit rotem Samt bedeckten Throne saß. Der Sohn Albrechts von Kalkstein wurde wegen fortgesetzten Ungehorsams zu ewiger Gefangenschaft verurteilt, aber nach einem Jahre in Freiheit gesetzt, wobei er Urfehde schwur und auf seinen Gütern zu bleiben versprach (1668). Da er nun gleichwohl nach Warschau ging und hier, als geschehe es im Namen der preußischen Stände, heftig und ungeziemend gegen den Kurfürsten auftrat, begehrte dieser von dem damaligen König von Polen, Michael Wisnowieczki, Kalksteins Auslieferung. Dieser war kürzlich zum Katholizismus übergetreten und glaubte um so eher in Polen Schutz zu finden: der preußische Gesandte Brandt ließ ihn aber zu sich bringen, in einen Teppich wickeln und über die Grenze schaffen. Die heftigen Vorstellungen, die von Polen aus an den Kurfürsten gerichtet wurden, hatten keinen Erfolg; Kalkstein wurde in Memel vor Gericht gestellt und als Eidbrüchiger, Fälscher und Hochverräter enthauptet (1671).

In religiöser Hinsicht suchte der Kurfürst insofern eine vermittelnde Stellung einzunehmen, als er dem dogmatischen Gezänk zwischen Lutheranern und Reformierten gern ein Ende gemacht hätte. Er glaubte dies durch Religionsgespräche zu ermöglichen; als diese zu nichts führten, erließ er ein Edikt, in welchem er das Streiten und Schmähen auf der Kanzel untersagte. In diesem Edikte werden die gebräuchlichsten Schimpfwörter angeführt, mit welchen beide Religionsparteien einander zu bezeichnen pflegten, und die nun unterbleiben sollten; die Reformierten hießen Zwinglianer, Manichäer, Sakramentsschänder, Majestätsfeinde; die Lutheraner wurden Ubiquitisten, Flacianer, Pelagianer gescholten. Da nicht alle Geistlichen der Mark das Edikt annehmen wollten, so wurden zwei Widerspenstige, erst der Archidiakonus Reinhard und sodann der berühmte Liederdichter Paul Gerhardt, letzterer im Februar 1666, ihrer Stellen entsetzt. Reinhard ging nach Leipzig, wo er Professor der Theologie wurde; für Paul Gerhardt verwandten sich der Magistrat und die Landstände so eifrig, daß der Kurfürst ihn restituierte,

*) Tenetur in carceribus magnanimus et innocens vir, sagt Zaluski.

weil ihm „dessen Unschuld und Moderation gerühmt worden". Da sich aber Gerhardt wegen des noch immer in Kraft bestehenden Edikts in seinem Gewissen nicht beruhigen wollte, so erfolgte seine abermalige Entlassung (1667). Er erhielt in Sachsen vom Herzog Christian zu Merseburg ein Jahrgehalt und später ein geistliches Amt zu Lübben, wo er 1676 starb*).

Daß der Kurfürst bei aller Rücksicht, die er auf den praktischen Vorteil nahm, dem protestantischen Bekenntnis aufrichtig und standhaft anhing, zeigte er auch in der Ablehnung eines Anerbietens, ihm die polnische Krone zu verschaffen. Überhaupt fehlte es ihm keineswegs an einem idealen Zug, der ihn, den sonst so praktischen Mann, sogar für phantastische Pläne empfänglich machte. Er begünstigte die Pflege der deutschen Poesie in Preußen, indem er als Staatsmann jede geistige Verbindung zu schätzen wußte, welche sein Herzogtum an der Ostsee mit den alten Provinzen verband. Dem liebenswürdigen Dichter Simon Dach, Professor der Poesie an der Universität Königsberg, machte er das kleine Landgut Kuxheim zum Geschenk. Die Bittworte sowie die Dankverse, welche Dach an ihn richtete, unterscheiden sich in ihrer würdigen Haltung sehr vorteilhaft von dem Schwulst und der Kriecherei, welche bei den Gelegenheitspoeten jener Zeit in solchen Fällen üblich waren. Bei dem, was Friedrich Wilhelm für Künste und für Studien that, lag ihm der Gedanke nahe, daß Glanz auch nach dieser Seite hin zu den Attributen des Fürstentums gehöre; daher auch seine Vorliebe für sinnreich erfundene, prachtvolle Denkmünzen, durch welche er ebenso die Hochzeiten und Geburtstage in seiner Familie, wie seine Schlachten und Friedensschlüsse verherrlichte. Phantastisch war auch die Vorliebe, welche er dem Entwurf einer konfessionslosen internationalen Universität zuwandte; einem Entwurf, der an vorgeschrittene Gedanken unserer Zeit erinnert, aber im 17. Jahrhundert noch keinen Boden hatte. Derselbe ging von einem angesehenen Schweden, Namens Skytte, aus: die neue Universität sollte eine Freistatt für Gelehrte und Künstler werden, die in ihrer Heimat durch Unduldsamkeit oder Vorurteil in ihrem Berufe gehemmt wären; sie sollte eigene Gerichtsbarkeit haben und ihr Boden für neutral gelten. Als passender Ort für die Stiftung wurde Tangermünde an der Elbe ausersehen; im April 1667 unterfertigte der Kurfürst das

*) Die Angabe, daß Paul Gerhardt nach seiner Entlassung das berühmte Lied: „Befiehl du deine Wege" verfaßt habe, ist irrig. Wohl aber dichtete er um die Zeit, da die Verhandlungen geführt wurden, jenes andere: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich" mit dem Verse: „Kein Hungern und kein Dürsten, Kein' Armut und kein' Pein, Kein Zorn des großen Fürsten Soll mir ein' Hindrung sein."

Gründungspatent, in welchem die Einrichtungen zur Hebung des neuen Königssitzes der Weisheit angegeben waren; auch ein botanischer Garten und ein zoologischer Park fehlten nicht. Die politischen Angelegenheiten drängten aber diesen großgedachten Plan in den Hintergrund. Die unumschränkte Stellung der Fürsten am Schlusse des Jahrhunderts und noch mehr im Laufe des folgenden machte sie einer Projektenmacherei zugänglich, die sich bald auf Alchimie, bald auf Gründung von Kolonieen, bald auf Erziehungsreform und ähnliches bezog.

In seiner Sorgfalt für Anlage von Fabriken und Manufakturen folgte der Kurfürst dem Zuge seiner Zeit. Das Beispiel der Generalstaaten, die durch Seehandel und Kolonialwesen so mächtig und reich geworden, wirkte mächtig auf ihn und regte seine erfinderische Thätigkeit auf. Daß er Baumpflanzungen, Obstbau, Wollspinnerei in patriarchalisch-despotischer Weise förderte*), wüste Strecken anbauen ließ und auf jede Weise Ansiedler herbeizog, kam dem Lande zu gute. Die weitausgreifenden Pläne dagegen, die er zur Hebung der Marine und namentlich zur Erwerbung von Kolonieen machte, wurzelten nicht in den Zuständen und Bedürfnissen. Er begehrte für eine rückständige Forderung von Spanien die Abtretung der Insel Trinidad; er nahm, als dies verweigert wurde, spanische Schiffe weg; er schickte eine Flotte nach Guinea und brachte es wirklich dahin, daß einige Negerhäuptlinge ihm huldigten. Auf dem abgetretenen Gebiete nahe dem Dreispitzenkap wurde durch den Major von Gröben die brandenburgische Fahne aufgepflanzt (1682) und das Fort Groß-Friedrichsburg errichtet. Bei allen diesen Unternehmungen stand ihm der Holländer Raulé zur Seite. Seine Unterthanen sollten so gut wie die der Generalstaaten mit Sklaven, Elfenbein und Goldstaub Handel treiben; Emden wurde zum Mittelpunkt des preußisch-brandenburgischen Handels nach Afrika bestimmt. Die Unternehmung hatte keinen Bestand, und Groß-Friedrichsburg kam später in holländischen Besitz.

Die letzten Jahre Friedrich Wilhelms waren durch häusliche Mißhelligkeiten gestört, indem der Kurprinz Friedrich mit der zweiten Gemahlin seines Vaters, der holsteinischen Prinzessin Dorothea, in üblem Einvernehmen stand und deshalb mehrmals den Hof verließ. Friedrich (III., geb. 1657) stand beim Tode des Großen Kurfürsten im 21. Jahr; er war nicht sehr kräftig und etwas verwachsen. Sein Erzieher, Eberhard Danckelmann aus Lingen, beherrschte ihn durchaus. Der Prinz

*) Im Jahre 1685 wurde in mehreren Distrikten anbefohlen, es solle niemand heiraten dürfen, der nicht sechs Obstbäume gesetzt und sechs junge Eichen gepflanzt habe.

war gutmütig und nicht ohne Bildungstrieb, aber schwach und überaus eitel, wie er denn schon in seinem elften Jahre einen Orden stiftete. Er heiratete früh eine hessische Prinzessin, die schon 1683 starb. Ein Jahr nachher vermählte sich Friedrich mit der berühmten Sophie Charlotte, einer Tochter des Herzogs und späteren Kurfürsten Ernst August von Hannover, einer Dame von stattlichem und schönem Äußeren, lebhaftem Geist und ungewöhnlichem Wissenstriebe*). Diese Ehe brachte eine Annäherung an den Kaiser zu Wege, indem das hannöversche Haus sich damals entschieden zu Österreich hielt. Daß der Große Kurfürst kurz vor seinem Tod zum neuntenmal ein Testament gemacht und dasselbe beim Kaiser niedergelegt hatte, ist schon erwähnt worden; er hatte darin angeordnet, daß die jüngeren Brüder des Kurprinzen aus der ersten wie aus der zweiten Ehe besondere Gebiete erhalten sollten, was dem Herkommen des Hauses und der bestimmten Satzung entgegen war, welche schon der dritte Markgraf aus dem Hause Hohenzollern, Albrecht Achilles, festgestellt hatte (Dispositio Achillea, 1473). Als nun Friedrich III. seinem Vater nachfolgte (29. April 1688), mußte er vorsichtig auftreten, da Kaiser Leopold das Testament nicht herausgab. Der leibliche Bruder Friedrichs, Prinz Ludwig, vermählt mit der sehr begüterten polnischen Fürstin Radziwill, war bereits gestorben; er hatte die Teilung nie angenommen, vielmehr erklärt, er wolle nur seines Bruders erster Unterthan sein. Mit seinen Stiefbrüdern verglich sich nun Friedrich einige Jahre nach dem Tode ihrer Mutter († 1689), so daß sie die Hausgesetze förmlich anerkannten und sich mit — sehr anständig bemessenen — Jahrgehalten begnügten, da sie für die Macht und den Glanz des Kurhauses „höchlichst portieret" seien. Der Kaiser erkannte jedoch die Verzichtleistung nicht eher an, als bis Friedrich, dem ihm früher abgedrungenen, staatsrechtlich allerdings mehr als bedenklichen Versprechen gemäß, den Schwiebuser Kreis an Österreich eingeräumt hatte, was 1694 geschah. Er erhielt dafür die Anwartschaft auf Ostfriesland und auf einige Grafschaften in Franken.

Friedrich III. sah das Übergewicht Frankreichs nicht gern, wenn er auch den offenen Bruch mit Ludwig XIV. so lange als möglich aufschob. Schon in seinem ersten Regierungsjahr förderte er das Unternehmen Wilhelms von Oranien gegen dessen Schwiegervater; doch zog er dabei außer dem Marschall Schomberg nur seinen Eberhard von Danckelmann ins Vertrauen. Während des Orleansschen Krieges war

*) Ihre Lebensbeschreibung von Varnhagen von Ense (Berlin 1837) gehört zu den vorzüglichsten Arbeiten des Verfassers; auch ihr Einfluß auf Litteratur und Gesellschaft ist dort eingehend gewürdigt.

er besonders dafür besorgt, daß die Franzosen sich nicht im Gebiet von Köln festsetzten, und zeigte sich bei der Eroberung von Bonn persönlich thätig. Wilhelm III. erwies sich als König insofern dankbar, als er seinem Verwandten seine Ansprüche auf das oranische Fürstentum Neufchatel mit Valengin abtrat, das vorerst noch im Besitz der Familie Longueville war*).

So eitel Friedrich war, muß man doch zugestehen, daß seine Eitelkeit oft eine lobenswerte Richtung nahm. Dies war besonders bei der Gründung der Universität Halle der Fall. Er hatte hier schon 1688 eine sogenannte Ritterakademie gestiftet, an welcher Sprachlehrer und Exerzitienmeister angestellt waren. Die nächste Veranlassung, dieselbe zu einer Universität zu erweitern, gab der berühmte Aufklärer Christian Thomasius. Derselbe stand an Gelehrsamkeit und Geistestiefe hinter manchem Zeitgenossen zurück; aber an lebhafter Auffassung fruchtbarer Gedanken und an Geschick, sie kühn und vorurteilslos mitzuteilen, hatte er in Deutschland kaum seinesgleichen. Er lenkte die Aufmerksamkeit des Kurfürsten zuerst auf sich, als dessen Schwester mit einem sächsischen, also lutherischen Fürsten, dem Herzog Moritz Wilhelm von Zeitz, vermählt wurde. Am kursächsischen Hofe war man mit dieser Ehe nicht zufrieden, und streitbare Orthodoxe benutzten diese Gelegenheit, um auf das Gefährliche solcher gemischten Ehen hinzuweisen. Ihnen widersprach Thomasius, damals akademischer Lehrer in Leipzig, der schon früher erklärt hatte, es könne wohl auch ein Reformierter in seiner Religion selig werden. Er wurde nun von den Leipziger wie von den Wittenberger Theologen in Dresden verklagt und die Universität aufgefordert, ihm das Halten von Vorlesungen wie das Herausgeben von Druckschriften zu verbieten; ja vom Kurfürsten selbst erging ein Verhaftsbefehl gegen ihn. Er verließ daher Leipzig und begab sich erst nach Berlin, wo er gut aufgenommen wurde, und sodann (1690) nach Halle. Hier erhielt er eine Anstellung an der Ritterakademie und trug wesentlich dazu bei, daß dieselbe zahlreich und eifrig besucht wurde. Als im folgenden Jahr Friedrich III. nach Halle kam, war er angenehm überrascht, sich von einer beträchtlichen Anzahl studierender Edelleute begrüßt zu sehen. Er entschloß sich daher auf Danckelmanns Antrieb gern, in Halle eine Universität zu stiften. Auf derselben sollte die lutherische Theologie in dem duldsamen, auf Erbauung und Pflege des Gemüts gerichteten Sinne gelehrt werden, welcher damals eben von der Schule der Pietisten ausging. Es wurde daher bei der

*) Als diese im Jahre 1707, während des Spanischen Erbfolgekrieges, erlosch, wurde der König von Preußen von den Ständen des Fürstentums zur Herrschaft berufen und nachher durch den Frieden von Utrecht in derselben bestätigt.

Begründung der neuen Akademie das Haupt dieser Richtung, der fromme Spener, zu Rate gezogen und zwei seiner Anhänger, deren einer der berühmte August Hermann Francke war, als Professoren berufen. Thomasius wurde Professor der Rechte und war eine Zeitlang Rektor der Hochschule. Er konnte nun seine kühnen Bestrebungen mit mehr Nachdruck und Wirksamkeit als vorher verfolgen. So begann er vom Jahr 1694 an sich mit der Frage der Hexenprozesse eifrig zu beschäftigen. Durch das Studium älterer Schriften von Spee und anderen, vor allen aber des kurz vorher in Holland erschienenen Werkes: Die bezauberte Welt („De betoverde weerld") von Zacharias Becker kam er zu Überzeugungen, die in jener Zeit für sehr frei und kühn gelten konnten; denn Becker selbst war fast gleichzeitig von seinem geistlichen Amt entfernt worden, weil er die in jenem Buch ausgeführten Ansichten nicht widerrufen wollte*). Auch ging es mit der Abschaffung des Greuels langsamer, als man es mitunter darstellt; Thomasius wurde, obwohl er das Dasein des Teufels nicht leugnete, von den Theologen heftig angegriffen. Doch erlebte er noch, daß die Gesetzgebung und die Gerichte vorsichtiger wurden**). Auch gegen die Anwendung der Folter im Gerichtsverfahren kämpfte bereits Thomasius, doch mit geringerem Erfolg. Die eigentliche Einweihung der Universität Halle wurde übrigens im Jahr 1694 am Geburtstage Friedrichs III. (11. Juli), der selbst das Rektorat übernahm, mit überflüssiger Pracht vollzogen, was sich bei diesem Fürsten von selbst versteht.

Der ernste und unermüdlich thätige Danckelmann konnte dem Schicksal großer Günstlinge nicht entgehen. Da sein ganzer Sinn auf staatsmännisch bedeutende Dinge gerichtet war, so nahm er auch leicht einen strengen und selbst hochfahrenden Ton an. Er besaß nicht die Geschmeidigkeit, welche den Hof mit seiner hohen Stellung hätte versöhnen können. Bei einer geordneten Finanzwirtschaft mußte er doch empfindlichen Steuerdruck üben und konnte gleichwohl nicht immer die Prachtliebe seines Herrn und Zöglings befriedigen. Bald entspannen sich gegen ihn Umtriebe bei Hofe, die hauptsächlich durch den Freiherrn Kolb von Wartenberg geleitet wurden, der aus dem pfälzischen Dienst in den brandenburgischen eingetreten und zum Oberkammerherrn aufgestiegen war. Man bediente sich des gewöhnlichen Mittels, den Fürsten zu überreden, daß die schrankenlose Selbständigkeit des

*) Die Stadtbehörde von Amsterdam ließ ihm jedoch seine Besoldung bis zu seinem Tode (1698).

**) In Preußen schritt besonders der Minister Plotho (unter Friedrich Wilhelm I.) ein; in Österreich wurde der Hexenprozeß unter Maria Theresia (1766) beseitigt. Die letzte urkundlich nachweisbare Hinrichtung einer Hexe erfolgte 1782 zu Glarus.

Ministers ihn selbst in Schatten stelle. An Danckelmanns Rechtschaffenheit zu zweifeln, lag kein Grund vor; daß aber seine sieben Söhne zu hohen Ämtern befördert wurden, konnte leicht mißdeutet werden. Diese sieben Söhne wurden auf einer Denkmünze als „eine Plejade von Brüdern" bezeichnet, und einer der unterwürfigen Hofpoeten, deren es damals viele gab, rühmte die Familie in dem, für diese Bettelpoesie sehr charakteristischen Vers: „Das ganze Griechenland hatt' einstens sieben Weise; In seinen Söhnen hat sie Danckelmann allein." Solche Dinge wurden ihm als Zeichen von Vermessenheit ausgelegt. Endlich (1697) reichte der mächtige Staatsmann, da er sich nicht mehr sicher fühlte, seine Entlassung ein und erhielt sie unter lebhaften Huldbezeigungen. Diese waren jedoch nur Schein oder Heuchelei des schwachen Fürsten; im Dezember des genannten Jahres wurde Danckelmann auf rohe Weise verhaftet, nach Spandau gebracht und sein Vermögen mit Beschlag belegt. Hierauf begann das Untersuchungsverfahren. Die Anklagepunkte gingen meist sehr ins Allgemeine; was davon richtig war, fiel ebenso sehr dem Kurfürsten, als ihm zur Last. Es hieß nämlich unter anderm, er habe alle Sachen an sich gezogen und sei zuletzt mehr als der Kurfürst „veneriert" worden, er habe drei seiner Brüder in den geheimen Rat gebracht und dergleichen. Das ganze Verfahren machte großes Aufsehen, so daß selbst der König von England, Wilhelm III., sich mißbilligend darüber aussprach. Danckelmann wurde nach Peitz gebracht. Erst 1707 erhielt er die Erlaubnis, in Kottbus zu wohnen, wo er aus dem Ertrag seines Vermögens ein Jahrgehalt von 2000 Thalern beziehen durfte; doch mußte er versprechen, sich wegen der erlittenen Haft an niemand rächen zu wollen. Kolb von Wartenberg, geschmeidiger und in den Formen glatter als er, erhielt fast seinen ganzen Einfluß.

Friedrich III. war gewiß keine kraftvolle Natur, aber die Ausdehnung seiner Macht und seines Ansehens lag ihm ebenso sehr am Herzen, wie seinen Vorfahren und Nachfolgern. Er versäumte keine Veranlassung, alte Ansprüche auf Landgebiete durchzusetzen oder wenigstens in Erinnerung zu bringen. Da er das Herzogtum Preußen als Souverän besaß, konnte er sich, wie wir dies nennen würden, als eine europäische Macht fühlen. So dachte er schon früh an die Erlangung der Königswürde; es scheint, daß die Rangstreitigkeiten seiner Gesandten ihm den Gedanken noch näher legten.*) Schon um die

*) Der brandenburgische Abgesandte in London, Johann von Besser, auch als Dichter bekannt, verschaffte sich bereits im Jahre 1685 am Hofe Jakobs II. den Vortritt vor dem Gesandten der Republik Venedig, indem er denselben mit einem gewandten Stoß zur Seite schob.

Mitte des Jahrhunderts (1654) war das Wittelsbachische Haus Pfalz-Zweibrücken auf den Thron von Schweden erhoben worden; soeben war ein anderer deutscher Fürst, Wilhelm von Nassau-Oranien, zur Königswürde in England gelangt. Nach den Begriffen der Zeit konnte die Annahme des höheren Titels nur unter Zustimmung des Kaisers stattfinden; es wurden daher mit dem Wiener Hof Unterhandlungen angeknüpft, die sich jahrelang hinzogen. Die Erhebung des Kurfürsten von Sachsen auf den polnischen Thron (1697) gab dem Wunsche Friedrichs einen neuen Sporn. Friedrich August bedurfte großer Geldsummen, um den polnischen Adel zu gewinnen; er verkaufte daher seine Ansprüche auf drei halberstädtische Ämter, ferner die Erbvogtei über Quedlinburg und die Reichsvogtei über Nordhausen sowie das Amt Petersberg bei Halle an Friedrich III. für 340 000 Thaler. Augusts Beichtvater, der Jesuit Vota, wurde in die geheimen Verhandlungen gezogen, welche von dem brandenburgischen Gesandten Bartholdy am Kaiserhofe geführt wurden. Vota arbeitete eine Denkschrift aus, in der er den Kurfürsten bewegen wollte, sich die Anerkennung als König nicht vom Kaiser, sondern vom Papste zu verschaffen. Nun fand zwar damals viel geheimes und öffentliches Treiben wegen einer Annäherung zwischen der lutherischen und der römischen Kirche statt; aber Votas Vorschlag fand gleichwohl bei Friedrich keinen Beifall. Obwohl inzwischen Bartholdy in Wien das Geld nicht sparte, hatten doch seine Bemühungen nur langsamen Fortgang. Einerseits wollte man die Zahl der protestantischen Könige nicht gern vermehren und andererseits den Ansprüchen des Hauses Hohenzollern keine neue Grundlage geben. Unter den Männern, welche aus der letzteren Ursache heftig gegen den Plan Einspruch erhoben, wird Prinz Eugen genannt: er soll, was seinem politischem Blick alle Ehre macht, noch später geäußert haben, es hätten alle, die dem Kaiser zur Gewährung geraten, den Galgen um denselben verdient. Indessen förderte ein Jesuit, Pater Wolf, welchen Bartholdy, wie es scheint, nur aus Irrtum in das Geheimnis gezogen hatte, die Angelegenheit auf geschickte Weise. Vor allem aber traten am Schlusse des Jahrhunderts Umstände ein, welche dem Kaiser die Freundschaft und Hilfe Brandenburgs in hohem Grade wünschenswert machten. Mit einer Anzahl deutscher Fürsten war er wegen der hannöverschen Kurwürde, von welcher weiterhin zu reden sein wird, gespannt, und diese traten zu einem Verein zusammen, dem Frankreich seinen Schutz versprach; zugleich war ein Krieg um die spanische Erbfolge in Sicht. Am 1. November 1700 nämlich starb in Madrid der letzte spanische König aus dem Habsburgischen Stamme, Karl II., dessen Tod man fast von seiner Kindheit an jeden Augenblick erwartet hatte. Am 16. desselben Monats

wurde in Wien der sogenannte Kronentraktat zwischen Leopold I. und Friedrich III. förmlich abgeschlossen.

In diesem Vertrage erklärte der Kaiser: da der Kurfürst seinem Hause den königlichen Titel erwerben wolle und nicht gemeint sei, ohne kaiserliche Approbation solchen Titel zu arrogieren, so habe er, in anbetracht des uralten Glanzes, der Macht und des Ansehens des Kurhauses Brandenburg sowie der von demselben geleisteten großen Dienste, sich resolviert, die wohlverdiente Dignität dem Kurfürsten beizulegen; er wolle demnach, wenn der Kurfürst sich wegen des Herzogtums Preußen zum König ausrufen und krönen lasse, denselben als einen König in Preußen ehren, würdigen und erkennen, auch befördern, daß dasselbe von anderen Mächten geschehe. Dafür verpflichtete sich Friedrich, für den Kaiser ein Heer von 10 000 Mann ins Feld zu stellen, in der Reichsfestung Philippsburg eine Kompanie Fußvolk auf eigene Kosten zu unterhalten und auf Auszahlung der von Österreich noch rückständigen Subsidien zu verzichten. Ferner sollte er bei Kaiser- und Königswahlen sowie auf Reichs- und Kreistagen immer zum Hause Österreich halten. Auch sollte er niemals, wenn Protestanten in anderen Ländern bedrückt würden, gegen seine eigenen katholischen Unterthanen Repressalien üben; dafür wolle der Kaiser bei Religionsbeschwerden der Evangelischen auf Beobachtung der Reichsgesetze halten. Dem neuen König wurde vom Kaiser nicht die Anrede „Ew. Majestät," sondern nur, wie dem König von Dänemark, „Ew. Liebden" zugestanden.*)

Im Dezember 1700 brach der Kurfürst mit zahlreichem Gefolge von Berlin auf und begab sich nach der Hauptstadt seines Herzogtums. Für den Hergang der Krönung hatte er persönlich das Ceremoniell mit äußerster Genauigkeit angeordnet, und am 18. Januar 1701 wurde sie mit verschwenderischer Pracht vollzogen; wir wollen aus den überlangen Beschreibungen hervorheben, daß der König an seinem Scharlachkleide Diamantknöpfe trug, deren jeder 3000 Dukaten wert war. Friedrich begab sich in den Audienzsaal des Schlosses und setzte sich die Krone selbst auf das Haupt sowie nachher eine andere seiner Gemahlin. Hierauf zogen beide in die Schloßkirche, wo ein lutherischer und ein reformierter Hofprediger, welche beiden der König eigens zum Zwecke dieser Verrichtung zu Bischöfen ernannt hatte, ihm und seiner Gemahlin die Stirn salbten. Bei denjenigen Ceremonieen, die vor den

*) Der Ausdruck „König in Preußen" soll nach einer verbreiteten Annahme darauf hinweisen, daß das Königtum nur auf das bisherige souveräne Herzogtum beschränkt sei; nach einer anderen Ansicht entsprach er einfach dem früheren Kanzleistil. Auch ging er bald in die allgemein übliche Redeweise „König von Preußen" über.

Friedrich I., König von Preußen.

(Reproduktion des Stiches von E. Desrochers: nach des Königs Hofmaler J. F. Wenzel.)

Augen des Volkes vorgenommen wurden, richtete man sich zumeist nach den Vorgängen der Frankfurter Kaiserkrönung; es fehlte weder der am Spieß gebratene Ochse, noch der Springbrunnen mit Wein; Herr von Besser, der Hofpoet und Ceremonienmeister, verfaßte dann eine Beschreibung aller Festlichkeiten. Am Tage vor der Krönung stiftete Friedrich den schwarzen Adlerorden, vielleicht im Gegensatze zum polnischen weißen Adler, und im Mai hielt er durch sechs Ehrenpforten seinen Einzug als König in Berlin.

August der Starke von Polen, dessen Zustimmung von Gewicht war, hatte fast zuerst seinen Glückwunsch melden lassen: der Kaiser, die Könige von England und Dänemark, dann Peter der Große und andere Fürsten folgten. Der polnische Adel zeigte große Unzufriedenheit, kam aber damit zu spät. Frankreich und Spanien, d. h. der spätere König Philipp V., hielten mit ihrer Anerkennung zurück, solange der Spanische Erbfolgekrieg dauerte. Der Deutsche Orden reichte beim Kaiser einen Protest ein; derselbe wurde jedoch in gnädigen Ausdrücken zurückgewiesen. Am schärfsten sprach sich gegen das neue Königtum der Papst Clemens XI. aus; er beklagte sich in einer Allokution an die Kardinäle bitter gegen diesen Eingriff in die Rechte des Römischen Stuhles und forderte den Primas von Polen wie den Hochmeister des Deutschen Ordens in Mergentheim auf, mit allen Kräften für die Kirche einzutreten: der Erzbischof-Primas aber hatte bereits den neuen König auf das verbindlichste beglückwünscht und sogar mit der Anrede „Majestät" beehrt. Der Papst wies darauf hin, daß Friedrich ein Usurpator sei, indem sein Vorfahr, Herzog Albrecht, nur durch Abfall von der katholischen Kirche sich zum erblichen Herrn eines geistlichen Besitztums gemacht habe, was freilich seine Nichtigkeit hatte. Die Anmaßungen des Papstes wurden von dem Professor des Staatsrechts in Halle, Ludwig, in einer gründlichen und sehr bitteren Schrift bekämpft, welche ins Lateinische übersetzt und besonders in Italien viel verbreitet wurde. Noch bei der Kaiserwahl, die 1711 in Frankfurt stattfand, protestierte der Kardinal Albani gegen das preußische Königtum; aber auf die energischen Drohungen des preußischen Gesandten von Dohna (es stand damals eine Streitmacht Friedrichs III. in Italien) zog er seine Protestation zurück oder stellte sie vielmehr in Abrede.

Friedrich der Große, der seinen ersten königlichen Vorfahren nicht überschätzte (er nennt denselben groß in kleinen Dingen und klein in großen) sagt über die Erwerbung der Königskrone, Friedrich III. habe gleichsam seinen Nachfolgern gesagt: „Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch desselben würdig." Das entstehende preußische Königtum hatte die Freunde der religiösen Duldung und der begin-

nenden Geistesfreiheit auf seiner Seite, die mit freilich noch mäßigen Anforderungen in der Hauptstadt Berlin, in der Universität Halle und in dem lebhaft bewegten Kreis der Königin zu Charlottenburg eine Zuflucht fanden.

11. Sachsen und Polen.

In Sachsen war der Kurfürst Johann Georg I. nach einer fünfundvierzigjährigen Regierung gestorben (1656). Obwohl er für das Haupt des Protestantismus in Deutschland galt, hatte er doch immer zum Kaiser gehalten, mit Ausnahme der wenigen Jahre, in welchen er mit Schweden im Bunde stand. Im Prager Frieden (1635) hatte er vom Kaiser die Ober- und Niederlausitz, die er für geleistete Hilfe im böhmischen Kriege als Pfand besaß, als erbliches Besitztum erhalten. Dies war die letzte Vermehrung des Länderbestandes, die Sachsen überhaupt erlangte. Es vertrat nach wie vor das Luthertum in engherziger Weise und wurde von dem freieren und kühneren Streben Brandenburgs überflügelt, wo der Große Kurfürst und später dessen Sohn bald durch kluges Zuwarten, bald durch rücksichtsloses Eingreifen ihre Macht erhöhten. Im Westfälischen Frieden erhielt ein Sohn des Kurfürsten von Sachsen, Prinz August, die Verwaltung des Erzstifts Magdeburg, das nach seinem Tode, wie schon erzählt ist, an Brandenburg kam (1680). Johann Georg I. schwächte das Land, indem er in seinem Testamente seinen drei jüngeren Söhnen besondere Gebiete verlieh und so neben dem Kurhause noch drei regierende Linien, Weißenfels, Merseburg und Zeitz, stiftete, die jedoch im Laufe des 18. Jahrhunderts wieder eingingen. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Johann Georg II. (1656—1680) schloß sich noch entschiedener als seine Vorgänger an das Kaiserhaus an. Er war auf Brandenburg eifersüchtig, suchte dasselbe aber nur in Festlichkeiten und in Entfaltung jeder Art von Pracht zu überbieten: eine Richtung, die nun längere Zeit am sächsischen Hofe herrschend blieb und wenigstens für Dresden den Vorteil hatte, es zum Sammelplatze von Kunstwerken und Kunstfreunden zu machen. Sein gleichnamiger Sohn Johann Georg III. (bis 1691) war kriegerisch geartet und verschaffte sich und seinen Truppen einigen Ruhm bei der Befreiung von Wien und bei der Eroberung von Ofen; dafür aber führte er ein Werbesystem ein, das allen Menschenrechten hohnsprach und für die dienstfähigen Leute seines Landes zu einer furchtbaren Bedrückung wurde. Diese beiden Fürsten werden besonders von französischen Schriftstellern als arge Säufer geschildert; bei Johann Georg III. war es, wie der Marschall Grammont berichtet, ein Zeichen großer Frömmigkeit, daß er sich an

Tagen, wo er zur Kommunion ging, des Morgens nicht betrank; dafür trank er des Abends, bis er unter dem Tische lag. Dieser Fürst hatte im Jahre 1684 den frommen Spener, den Führer der Pietisten, in Frankfurt am Main kennen gelernt und von da nach Dresden berufen, vertrug sich aber nicht gut mit demselben, weil Spener sich unterfing, ihm wegen seiner Lebensweise in einem Sendschreiben ernste Vorwürfe zu machen. Er verwandte daher selbst seinen Einfluß dazu, daß Spener aus Sachsen, wo er nicht viel ausrichten konnte, nach Berlin berufen ward. Um diese Zeit (1691) starb der Kurfürst. Sein Sohn, Johann Georg IV., entwürdigte sich durch seine heftige Leidenschaft für die schon erwähnte Magdalene Sibylle von Neitschütz, die, als er sie kennen lernte, erst 13 Jahre alt war. Die Ehe, die er mit der verwitweten Markgräfin von Brandenburg-Ansbach schloß, blieb kinderlos; seine Vermählung mit der Neitschütz kam nicht zu stande, und so folgte ihm, als er (1694) an den Blattern starb, sein Bruder Friedrich August, als Kurfürst August II. genannt. Dieser an Charakter und sittlicher Tüchtigkeit ebenso schwache, wie körperlich riesenstarke Fürst, der metallene Gefäße wie Papier zusammenrollte, hatte die damals übliche Prinzenreise sehr weit ausgedehnt, und in London und Versailles wie in Italien sehr gefallen. Rom zu besuchen hatte ihm sein Vater ausdrücklich verboten. Da er eine glänzende äußere Erscheinung war, und da sein Haus noch immer für die Reichspolitik eine große Bedeutung besaß, so erwiesen ihm die fremden Höfe große Artigkeit. Seine angeborene Prachtliebe und Genußsucht erhielt im Ausland eine Richtung auf das Kunstreiche und Geschmackvolle, die damals in Deutschland kaum zu erwerben war. Das Festhalten an dem engherzigen Luthertum der Heimat verlor sich gewiß früh bei ihm, leider aber zugleich das Festhalten an Grundsätzen überhaupt. Bald zeigte sich dies bei einer für sein Land und selbst für Europa sehr wichtigen Veranlassung, nämlich bei der Erledigung des polnischen Thrones durch den Tod des Königs Johann Sobieski im Jahre 1696.

Polen war seit dem Aussterben des Jagellonischen Stammes (1572) förmlich ein Wahlreich geworden. Unter den mancherlei Übeln, die auf diesem Staate lasteten, war das schlimmste der Mangel eines einheimischen Bürgerstandes und Städtewesens: Handel und Gewerbe wurden zumeist in denjenigen Städten betrieben, welche deutsche Einwohner hatten, oder sie befanden sich in den Händen der zahlreichen Juden. Mit Sigismund III. war das schwedische Haus Wasa zum Thron gelangt; ein Umstand, der, wie wir gesehen haben, nicht eine Annäherung zwischen beiden Reichen, sondern infolge der Religionsverschiedenheit Entfremdung und fortwährende Kämpfe zur Folge hatte Nach Sigismund wurde dessen ältester Sohn, Ladislaus IV., zum

König erhoben (1632—48), dem es nicht an Tüchtigkeit fehlte; doch brach unter ihm ein gefährlicher Aufstand der Kosaken aus. Ladislaus IV. starb in demselben Monat, in welchem der Westfälische Friede abgeschlossen wurde (Oktober 1648). Nun versammelte sich der polnische Adel in ungeheurer Anzahl zur Königswahl auf dem Felde von Wola; die verwitwete Königin ließ es an Bestechungen nicht fehlen, und so wurde denn ihr Schwager Johann Kasimir, der jüngere Sohn Sigismunds, am 20. November zum König ausgerufen. Dieser war es, der vorübergehend fast sein ganzes Reich an Karl X. von Schweden verlor, und der im Vertrag von Wehlau sowie nachher im Frieden von Oliva Preußens Unabhängigkeit anerkannte. Die innere Zerrüttung Polens nahm unter ihm in einem unerträglichen Grade zu. Bei Gelegenheit einer Beratung über den Krieg gegen Kosaken und Tataren (1652) wurde der Grundsatz aufgestellt, daß nur ein einmütiger Beschluß Geltung habe. Durch diese unbegreifliche Einrichtung, die man das liberum veto nannte, stand es in der Macht jedes einzelnen Landboten, sich vom Reichstag zu entfernen, und dessen Beschlüsse zu nichte zu machen. Allerdings war es in jedem vorkommenden Falle gefährlich, dieses Recht auszuüben, und allgemeiner Haß traf denjenigen, der davon Gebrauch machte; im ganzen aber wurde es dennoch als ein köstliches Besitztum des Adels betrachtet und der Krone gegenüber in Schutz genommen. Ferner mußte Johann Kasimir in dem Waffenstillstande von Andrussow (1667), der auf 13 Jahre abgeschlossen wurde, Smolensk, Kiew und alles Land östlich vom Dnjepr an Rußland abtreten. Dagegen behielten unter ihm die Dissidenten ihre Rechte, obwohl er auf seiner an Abenteuern reichen Prinzenreise zu Rom in den Jesuitenorden eingetreten war. Er mußte zuletzt einsehen, daß selbst ein Stärkerer als er in dem verworrenen Treiben der Adelsrepublik nichts Ersprießliches leisten könne; er erklärte daher der Reichsversammlung, sie möge die Wahl eines anderen Königs veranlassen, und ließ sich durch keine Bitten auf dem Throne festhalten (1668). So endete nach drei Regierungen das Königtum des Hauses Wasa in Polen. Johann Kasimir begab sich nach Frankreich, wo ihn Ludwig XIV. mit geistlichen Gütern beschenkte; er starb als Abt des Martinsklosters zu Nevers 1672; doch wurde seine Leiche später in die Hauptkirche zu Krakau übergeführt, wo man ihm ein prächtiges Denkmal setzte.

Nach Johann Kasimirs Abdankung entstand an mehreren europäischen Höfen ein lebhaftes Ränkespiel. Der russische Zar Alexei wollte seinem Sohn den erledigten polnischen Thron verschaffen; der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg machte geltend, daß er ein Schwager der beiden letzten Könige sei, und wurde von Brandenburg

unterstützt; für den Prinzen Karl von Lothringen verwandte sich Kaiser Leopold. Inzwischen schrieb der Erzbischof von Gnesen als Primas des Reiches die Wahlhandlung auf den 12. Mai 1669 aus; sie war sehr unruhig und würde in ein Blutvergießen ausgeartet sein, wenn nicht der Krongroßfeldherr Johann Sobieski mit seinen Truppen einigermaßen die Ordnung aufrecht erhalten hätte. Endlich fiel es einem Manne vom niederen Adel ein, den Michael Wisnowiecki zu nennen. Dieser Vorschlag fand bei seinen Standesgenossen lauten Beifall, und obwohl Wisnowiecki anfangs unter Thränen bat, man möge von ihm absehen, wurde er doch durch vieles Bitten zur Annahme bewogen. Unter diesem König war Polen besonders im Kampfe gegen die Türken unglücklich, über welche damals Mohammed IV. oder vielmehr dessen Wesir Achmed Köprili herrschte; Podolien und die Festung Kaminiez, die für unüberwindlich galt, wurden dem Reiche entrissen. Sobieski, damals Woiwod von Krakau, zog nun gegen die Osmanen zu Felde und traf im November 1673 am linken Ufer des Dnjestr auf den Seraskier Hussein. Obwohl dieser ihm an Truppenzahl weit überlegen war, griff ihn doch Sobieski bei Chocim an, indem er persönlich unter dichtem Schneegestöber, den Säbel in der Hand, seine Infanterie gegen die türkischen Schanzen führte. Er errang einen vollständigen Sieg und eroberte die Fahne Husseins mit eigener Hand. Einen Tag vor dieser Schlacht war Wisnowiecki gestorben. Als nun im Mai des nächsten Jahres bei der Wahlversammlung Sobieskis Name genannt wurde, stimmten die Anwesenden mit seltener Einmütigkeit bei. Er ließ sich nun mit seiner Gemahlin, der Tochter des Marquis Lagrange d'Arquien, und Witwe des Woiwoden Zamoiski, unter dem Namen Johann III. in Krakau krönen. In den nächsten Jahren leistete er im Kriege gegen die Türken Außerordentliches: doch bot auch die Pforte alle ihre Kräfte auf, und so kam im Oktober 1676 ein Vertrag zu stande, in welchem die Türken Podolien und Kaminiez behielten.

Das Bündnis, welches Polen unter Sobieski mit Kaiser Leopold gegen die Türken abschloß (1683), warf einen vorübergehenden Glanz auf die Republik. Es war von seiten des Königs wie des Reichstages Entschlossenheit und ein kräftiger Aufschwung der Gesinnung erforderlich, um sich den französischen Einwirkungen zu entziehen. Nach der ruhmvollen Teilnahme Polens an den Kämpfen um Wien machte sich jedoch die Partei Ludwigs wieder geltend. In den späteren Türkenkriegen wurde Sobieski mit Geld und Truppen nur mangelhaft unterstützt; ja, als er im Jahre 1687 bereits durch Bessarabien bis Jassy vorgedrungen war, nötigte ihn die meuterische Haltung seines Heeres zum Rückzug. Mit diesen Kämpfen zog Polen allerdings einen Teil der türkischen Truppen von Österreich ab und erwarb sich mittelbar

um dasselbe ein großes Verdienst, gewann aber wenig Dank. Der damaligen Regentin von Rußland, Sophie, der Schwester der Zaren Iwan und Peter, hatte Sobieski die Abtretung von Smolensk und Kiew bestätigen müssen.

Mit seinen Versuchen zur inneren Kräftigung des Staates war Sobieski vollends unglücklich; mehrere Reichstage wurden durch Anwendung des Veto gesprengt, und auf den Wunsch des Königs, seinem ältesten Sohne Jakob die Nachfolge zu sichern, ging der Adel nicht ein; ja seine eigene Gemahlin griff störend ein, indem sie den zweiten Sohn bevorzugte. So waren seine letzten Lebensjahre getrübt; als er am 17. Juni 1696 zu Willanov starb, regte sich das Getriebe der Parteien und ihrer Ränke mächtiger als vorher.

Ludwig XIV. war eifrig bestrebt, bei dieser Gelegenheit einem französischen Prinzen die polnische Krone zu verschaffen, und hatte dazu einen Neffen des Großen Condé, den Prinzen Franz Ludwig von Conti, ausersehen. Der französische Gesandte in Polen, der Abbé de Polignac, teilte unter den Adel große Summen aus und versprach noch größere; auch ließ Ludwig dem Prinzen selbst mehr als zwei Millionen Livres auszahlen, um seine Bewerbung zu unterstützen. Nun aber war der prachtliebende und ehrgeizige Kurfürst von Sachsen auf den Gedanken verfallen, König von Polen zu werden, und hatte den Kaiser für sich gewonnen. Diesem mußte es natürlich sehr unerwünscht sein, einen Verwandten Ludwigs zum Nachbar im Norden und Osten zu erhalten. Zudem hatte sich Sachsen dem Kaiserhaus immer so ergeben gezeigt, daß nur die Religionsverschiedenheit eine Trennung bildete; und diese mußte insofern wegfallen, als Friedrich August, wenn ihn die Polen zum König annehmen sollten, zur römischen Kirche überzutreten genötigt war. Der Kurfürst von Brandenburg war ebenfalls gegen den französischen Bewerber; zudem hatte er von dem sächsischen Kurfürsten die wichtige Zusage erhalten, daß derselbe als König von Polen wegen des preußischen Königstitels, nach welchem Friedrich III. bereits strebte, keine Schwierigkeiten machen werde. Es handelte sich noch darum, ob Friedrich August den Übertritt zum Katholizismus nicht für ein allzuschweres Opfer betrachten möchte. Der Große Kurfürst, der gerade kein Idealist war, hatte in einem ähnlichen Falle mit der Einsicht eines wahren Staatsmannes der Versuchung widerstanden; als nach der Abdankung Johann Kasimirs die Partei Lubomirski ihm die Krone anbot (1668), erwiderte er: die Polen würden ihn nicht achten können, wenn er seinen Vorteil höher stelle als sein Gewissen. Aber der „deutsche Simson" war bei seiner Riesenstärke ein Schwächling an Charakter. Er herrschte in Deutschland über ein treues, streng lutherisches Volk; er hatte noch immer

die Vorstandschaft über das protestantische Deutschland und damit eine Stellung, die ihm ein nicht geringes Ansehen und großen Einfluß verlieh. Aber bei vielen deutschen Fürsten und Fürstensöhnen überwog das Streben nach Glanz jede andere Rücksicht. Manche Prinzen hatten durch den gleichen Übertritt nicht nur die Gunst Frankreichs oder Österreichs, sondern durch dieselbe hohe Ämter und geistliche Herrschaften erworben. Ein Vetter des Kurfürsten, Christian August von Zeitz, war kurz vorher in Paris übergetreten und gleich darauf von Kaiser Leopold zum Bischof von Raab in Ungarn ernannt worden; später wurde er Kardinal. Die Neigung zum Katholizismus erschien damals manchem als Kennzeichen bevorzugter und feiner Geister; in dieser Stimmung wurde mancher deutsche Prinz auf den zu jener Zeit üblichen Bildungsreisen in Frankreich und namentlich in Italien bestärkt, wo ihnen alles geschmackvoller und vornehmer erschien, als in der Heimat. Ein Prinz Johann Friedrich von Braunschweig, ein Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (letzterer ein Urenkel Philipps des Großmütigen) waren kurz nach der Mitte des 17. Jahrhunderts übergetreten; im Anfang des 18. that denselben Schritt der regierende Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, der auch als Verfasser hofmäßiger Romane einen bedeutenden Ruf hatte*). Ob Friedrich August von den Verhandlungen Kunde hatte, die seit Jahren über die Wiedervereinigung der beiden großen Religionsparteien geführt wurden, und an denen selbst Kaiser Leopold ein Interesse nahm, und ob er dadurch gegen das dogmatische Wesen gleichgültig wurde, ist nicht festgestellt; auch bedarf es zur Erklärung seines Übertrittes keiner tiefliegenden Gründe. Im Juni 1697 legte er in der kaiserlichen Schloßkirche zu Baden bei Wien das neue Glaubensbekenntnis ab und nahm aus den Händen seines Vetters, des Prinzen von Zeitz, das Abendmahl nach katholischem Ritus. Als die vom päpstlichen Nuntius beglaubigte Übertrittsurkunde in Warschau ankam, wurde er alsbald (27. Juni) zum König von Polen ausgerufen. Indessen hatte die französische Partei bereits den Prinzen Conti gewählt und dieser sich mit zwei Millionen Livres nach Danzig begeben. August rückte daher unter Begleitung sächsischer Truppen in Polen ein und wurde am 15. September zu Warschau gekrönt; Conti reiste wieder ab, und im folgenden Jahre erkannte auch Frankreich den Kurfürsten von Sachsen als König an.

August hatte schwere Opfer bringen müssen, um das für die Bestechung der polnischen Großen nötige Geld zu erhalten. Durch welche

*) Seine „Römische Octavia" erhält von Thomasius großes Lob; ebenso berühmt war „Die Durchlauchtige Syrerin Aramena" in fünf Bänden, Nürnberg 1669—73.

Verzichtleistungen er von Brandenburg 340 000 Thaler erhielt, ist bereits angegeben: aber auch dem Hause Hannover überließ er gegen Zahlung von 400 000 Thalern die sächsischen Ansprüche auf das Herzogtum Lauenburg, und die Grafen von Schwarzburg, die bisher ihr Land von Sachsen zu Lehen gehabt hatten, erklärte er für reichsunmittelbar, wofür sie ihm 200 000 Thaler zahlten und sich zu einem jährlichen Steuerbeitrag von 1000 Thalern verpflichteten. Mit solchen Geldmitteln konnte oder mochte selbst Ludwig XIV. nicht wetteifern, namentlich da er den Kampf um die spanische Erbfolge herannahen sah und die polnische Krone doch der Art der Krone und der Lage des Landes nach für Frankreich keinen großen Wert haben konnte.

In Sachsen selbst und im ganzen protestantischen Deutschland erregte der Übertritt Friedrich Augusts eine große Bestürzung. Es ist rührend zu lesen, wie das gute und treue, aber an Kundgebung einer öffentlichen Meinung nicht gewöhnte Volk die Nachricht aufnahm. In Sachsen wurde wegen der Erhöhung des Kurfürsten zum König in jeder Gemeinde ein kirchliches Dankfest abgehalten; aber die Versammelten stimmten dabei das Lied an: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ" oder das lutherische: „Ein' feste Burg ist unser Gott". Augusts Gemahlin ließ sich übrigens um keinen Preis zum Übertritt bewegen und kam nie nach Warschau; ihr ältester Sohn, der Kurprinz, nahm den katholischen Glauben erst 1717 an, zu neuem Leidwesen der Sachsen. Zwischen dem Fürstenhaus und dem Volke wurde ein Riß eröffnet, der noch heute nicht ganz ausgeglichen ist, obwohl unter dem prachtliebenden August und seinem gleichnamigen Sohn die unterwürfige Schmeichelei nicht verstummte. Am meisten Vorteil von der Veränderung hatten die Reformierten in Sachsen, denn August hatte mit dem Luthertum auch den engherzigen Haß gegen den Calvinismus beseitigt und nahm die Anhänger desselben gegen die Unduldsamkeit der Konsistorien wie der Gemeinden möglichst in Schutz. Doch konnten noch längere Zeit hindurch die Reformierten ebensowenig wie die Katholiken in Sachsen Grundbesitz erwerben oder höhere Ämter bekleiden. Im übrigen blieb der Kurfürst von Sachsen auch als Katholik Direktor des evangelischen Reichskörpers (corpus evangelicum) und ließ sich als solcher in Regensburg vertreten; doch die eigentliche leitende Stellung im deutschen Protestantismus und das monarchische Ansehen, welches damit verbunden war, ging auf das brandenburgisch-preußische Fürstenhaus über.

12. Hannover und die englische Thronfolge.

Die Länder, in denen der Welfische Stamm regierte, hatten sich durch Teilungen zersplittert, bis einige derselben im 17. Jahrhundert

wieder größeren Umfang und festeren Zusammenhang gewannen. Im Jahr 1635 trat in Wolfenbüttel Herzog August die Regierung an, den wir bereits als einen vortrefflichen Fürsten, insbesondere als den Begründer der Bibliothek zu Wolfenbüttel genannt haben. Er ist der Ahnherr des Hauses, welches in Braunschweig bis 1884 regiert hat und von Augusts drittem Sohn abstammt. Er selbst starb 1666 in dem hohen Alter von 88 Jahren mit Hinterlassung dreier Söhne; sein Nachfolger war der älteste, Rudolf August, dem es im Jahre 1671 gelang, die Stadt Braunschweig zu einer fürstlichen Landstadt zu machen; Residenz der Herzöge wurde sie jedoch erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Der kinderlose Rudolf August nahm seinen Bruder Anton Ulrich zum Mitregenten an, der, wie oben erwähnt, katholisch wurde und gelehrte Romane schrieb; nach dessen Tode setzte der dritte Bruder, August Wilhelm von Bevern, den Stamm fort.

Zu einer größeren Machtentwickelung gelangte Hannover oder die Linie Braunschweig-Lüneburg, welcher noch der im Jahre 1866 depossedierte König Georg V. angehörte. Beim Abschluß des Westfälischen Friedens standen die Besitzungen dieses Hauses unter der Herrschaft zweier Brüder, Christian Ludwig und Georg Wilhelm; die ersteren waren nun die Häupter der Linien Lüneburg-Celle und Hannover. Sie besaßen nach einer sonderbaren Bestimmung des Westfälischen Friedens das Stift Osnabrück gemeinschaftlich, mit der Verpflichtung, dasselbe abwechselnd an einen katholischen und einen protestantischen Bischof zu verleihen. Sie hatten noch zwei Brüder, Johann Friedrich und Ernst August; der letztere wurde im Jahr 1662 protestantischer Bischof von Osnabrück. Johann Friedrich hatte bald nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens eine Reise nach Italien unternommen und dort den Entschluß gefaßt, zum Katholizismus überzutreten; seine Brüder sandten zwei Vertrauensmänner an ihn, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Einer derselben, Blume, war Professor an der von Herzog Julius im Jahr 1585 gestifteten braunschweigischen Universität Helmstedt; dieser aber paßte wenig für den Auftrag, denn bald nachher ging er selbst zur römischen Kirche über. Herzog Johann Friedrich bat von Rom aus seine beiden Brüder um die Erlaubnis, in Celle einen katholischen Privatgottesdienst einzurichten; da sie ihm dieselbe verweigerten, so kehrte er vorerst nicht in die Heimat zurück. Nun starb im Jahr 1665 der älteste der vier Brüder, Christian Ludwig von Celle, ohne Kinder zu hinterlassen; Georg Wilhelm von Hannover aber hielt sich gerade in Venedig auf, um seinen Vergnügungen nachzugehen. Dies benutzte Johann Friedrich, indem er im Land erschien, um das Erbe an sich zu ziehen. Dies gelang ihm zwar nicht, er erhielt jedoch in einem zu Hildesheim

abgeschlossenen Vergleich das Kalenbergische sowie Göttingen und Grubenhagen; Georg Wilhelm erhielt Celle, Hoya und Diepholz. Der katholische Fürst, nun auch Herzog von Hannover-Kalenberg genannt, schloß sich im Holländischen Krieg an Ludwig XIV. an, und sein jüngster Bruder, der Bischof Ernst August, befolgte eine Zeitlang dieselbe Politik, trat aber später davon zurück und wurde sehr entschieden reichstreu und kaiserlich.

Herzog Johann Friedrich, ein geistvoller Mann, machte seinen Hof zum Mittelpunkt der Versuche, eine Verständigung zwischen der römischen und der evangelischen Kirche zuwege zu bringen. Diese Versuche hatten eine Stütze an der Universität Helmstedt, wo der berühmte Georg Calixtus († 1656) eifrig dahin gestrebt hatte, den starren Dogmatismus zu beseitigen und namentlich die Unterscheidungslehren (vom Werte der guten Werke, vom kirchlichen Primat und andere) in milderem Lichte darzustellen. Nach ihm wirkte sein Sohn als Professor zu Helmstedt in dem gleichen Sinne. Man nannte diese Richtung Synkretismus, welches Wort von manchen als „Religionsmengerei," von anderen als „kretisches Zusammenhalten" erklärt wird.*) Ferner hatte Johann Friedrich den berühmten Leibniz, der sich an jenen Versuchen sehr eifrig beteiligte, zu seinem Rat und Bibliothekar ernannt. Von katholischer Seite war in dem Sinne der Union besonders der Bischof Spinola thätig, ein Spanier, der als Beichtvater der Kaiserin Margarete Theresia (der ersten Gemahlin Leopolds) nach Wien gekommen war. Auch mit ihm trat Leibniz in Verbindung, und gegen Ende des Jahres 1679 sollte eine theologische Konferenz in Hannover stattfinden. Es scheint jedoch, daß der Herzog bei so löblich christlicher Gesinnung doch keineswegs den weltlichen Freuden abhold war; im Dezember des genannten Jahres wollte er nach Venedig reisen, um den Karneval dort mitzumachen, starb aber unterwegs zu Augsburg.

Da Johann Friedrich kinderlos war, so folgte ihm nunmehr (1679) der jüngste Bruder, Ernst August von Osnabrück. Derselbe hatte sich mehr als 20 Jahre vorher mit der Prinzessin Sophie von der Pfalz vermählt, ohne die wichtigen Folgen dieser Verbindung ahnen zu können. Sophie war nämlich die Tochter des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich und durch ihre Mutter Elisabeth eine Enkelin König Jakobs I. von England. Ihr Bruder, der oft erwähnte thatkräftige

*) Auf der Insel Kreta soll das Gesetz oder Herkommen bestanden haben, bei jeder von außen drohenden Gefahr die Parteien ruhen zu lassen, um sich gegen den Feind zu vereinigen. Synkretismus wäre demnach ein Zusammenhalten der guten Christen gegen den gemeinsamen Feind, d. i. gegen die Freigeister und Gottesleugner.

Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, starb im Jahr 1680; sein Sohn und Nachfolger Karl überlebte ihn nur um fünf Jahre. Als mit ihm die Linie von Simmern ausstarb und mit Philipp Wilhelm von Jülich die katholische Linie Neuburg die Kurpfalz erhielt (1685), war die Herzogin Sophie von Hannover die einzige dem Protestantismus treu gebliebene Persönlichkeit aus dem königlichen Hause Stuart. Ihre Schwester Luise Hollandine (so genannt, weil sie dem Böhmenkönig während seines Aufenthaltes in Holland geboren war) hatte das Haus ihrer Mutter Elisabeth verlassen, um in Frankreich zur römischen Kirche überzutreten, und wurde Äbtissin im Kloster Maubuisson. Diese fromme Prinzessin erhielt Kenntnis von den Unionsbestrebungen und von dem Beifall, den dieselben in Hannover gefunden hatten; sie brachte es dahin, daß zwischen Leibniz und dem protestantischen Abte Molanus, aus der Schule von Helmstedt, einerseits und Bossuet andererseits ein Briefwechsel angekündigt wurde (1691). Der Herzog Ernst August war zur Förderung dieser Verhandlungen geneigt, zum Teil aus Rücksicht für den Kaiser Leopold, der wirklich ein thatsächliches Ergebnis zu wünschen und zu erwarten schien. Die Sache zog sich noch lange hinaus, trat aber zu Ende des Jahrhunderts beim Herannahen der großen Kriegsereignisse in den Hintergrund.

Ernst August hatte als Fürst wie als Staatsmann weitgreifende Pläne und wußte das gute Einvernehmen zu benutzen, in welches er sich mit dem Kaiser gesetzt hatte. Diesem war es von hohem Werte, die mächtigeren Fürsten, die eine reichstreue Gesinnung zeigten, in derselben zu erhalten. So streng katholisch Leopold auch war, mußte er doch zugestehen, daß im Kurkollegium ein Mißverhältnis obwalte. Seit dem Westfälischen Frieden gab es acht Kurstimmen, drei geistliche und fünf weltliche. Von den letzteren waren drei, Böhmen, Bayern und seit 1685 auch Pfalz, katholisch; es standen demnach sechs Stimmen gegen zwei evangelische, Sachsen und Brandenburg. Es schien daher nicht mehr als billig, die schwächere Seite durch Errichtung einer neuen Kur, der neunten, zu stärken. Hierbei kam zunächst Hannover in Betracht, das unter den deutschen Ländern jener Zeit an Gebietsumfang den ersten Rang nach den bereits bestehenden Kurstaaten einnahm oder einzunehmen bestimmt war; der Sohn Ernst Augusts, Georg Ludwig, war mit der einzigen Tochter seines Oheims Georg Wilhelm, der durch ihre unglücklichen Schicksale bekannten Sophie Dorothea, vermählt.*) Von seinem Bruder hatte daher Ernst August keinen Widerspruch

*) Als durch den Tod Georg Wilhelms (1705) die Vereinigung vollzogen wurde, hatte Hannover einen Flächeninhalt von 514 Quadratmeilen; Kursachsen hatte 729, Bayern mit Oberpfalz 719, Kurpfalz mit Jülich und Berg zusammen sogar bloß 434.

zu befürchten, als er mit dem kaiserlichen Hof Unterhandlungen begann. Doch dauerten dieselben mehrere Jahre: Leopold stellte dem Herzog ähnliche Bedingungen, wie später dem Kurfürsten von Brandenburg bei der Erhebung zur Königswürde. Das Haus Celle-Hannover verpflichtete sich, bei allen Reichsversammlungen mit Österreich zu stimmen, bei jeder Kaiser- oder Königswahl seine Stimme dem erstgeborenen Prinzen des Hauses Österreich zu geben, dem Kaiser die Summe von 500 000 Thalern zu zahlen sowie für den Krieg in Ungarn 6000, am Rhein 3000 Mann zu stellen; ferner sollte in jeder der beiden Residenzstädte, Hannover und Celle, eine katholische Kirche und Schule erbaut werden dürfen. Um diesen Preis wurde am 19. Dezember 1692 die Errichtung der neunten Kur, mit welcher das Erzbannerträgeramt verbunden sein sollte, vollzogen. Nunmehr aber erhob sich heftiger Widerspruch; mehrere Kurfürsten wollten keinen neuen Genossen neben sich, viele Fürsten keinen aus ihrer Mitte zu einem höheren Rang erhoben sehen. Württemberg insbesondere protestierte gegen das neue Erzbanner, da es in Nachfolge des alten Herzogtums Schwaben mit Führung der Reichssturmfahne betraut war. Bald schlossen die Gegner Hannovers zu Regensburg ein förmliches Bündnis, an welchem drei Bischöfe, aber auch eine ganze Reihe protestantischer Fürsten, darunter sogar der nahe Verwandte Ernst Augusts, der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, teilnahmen. Sie nannten sich als Gesamtheit „die wider die neunte Kur protestierenden Fürsten." Der Streit zog sich lange hin, und Württemberg setzte wenigstens durch, daß Hannover kein neues Erzamt erhielt, obwohl sogar Leibniz zu Gunsten desselben die Feder ergriff. Erst nach dem Aussterben der bayrischen Linie Wittelsbach (1777) erhielt Hannover unbestritten das Erzschatzmeisteramt.*)

Ernst August starb 1698, ihm folgte sein Sohn Georg Ludwig, der im Jahr 1705 nach dem Tode seines Oheims und Schwiegervaters Georg Wilhelm das Herzogtum Celle erbte. Schon vorher

*) Kurz nach Erwerbung der Kurwürde fand im Hause Hannover einer jener furchtbaren Akte der Kabinettsjustiz statt, an welchen die Geschichte des 17. und besonders des 18. Jahrhunderts reich ist. Sophie Dorothea, in zweiter Ehe mit ihrem Vetter Georg Ludwig, dem nunmehrigen Prinzen und späteren König von Großbritannien verheiratet, sah ihren Gemahl völlig seinen Mätressen hingegeben. Sie knüpfte ein Verhältnis an mit dem Grafen Königsmark, einem Bruder der bekannten Gräfin Aurora, und entfloh mit ihm nach Wolfenbüttel. Hierauf ließ ihr Schwiegervater in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli den Grafen, als er die Wohnung der Prinzessin verließ, durch vier Trabanten ermorden. Die kurprinzliche Ehe wurde aufgelöst und Sophie Dorothea bis zu ihrem Tode (1726) in Haft gehalten. Ihr Sohn war der König Georg II. von England, ihre Tochter die Königin Sophie Dorothea von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelms I.

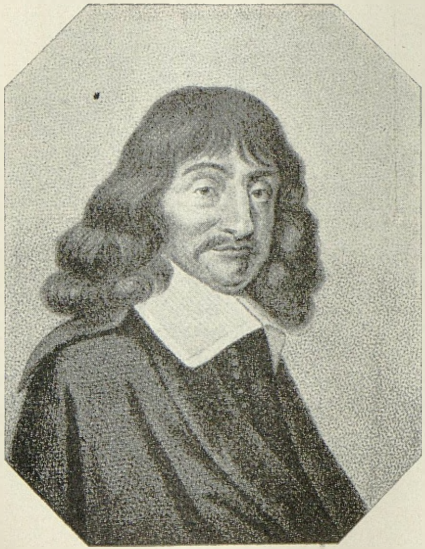
hatte sich ihm die Aussicht auf die Krone von Großbritannien eröffnet. Es war, wie erwähnt, schon im Jahr 1689 von der britischen Nationalkonvention festgestellt worden, daß nach dem Tode Wilhelms III. und seiner Gemahlin Maria die Schwester der letzteren, Jakobs II. Tochter Anna, den Thron besteigen sollte. Da Anna seit Jahren mit dem Prinzen Georg von Dänemark vermählt und diese Ehe mit einer ganzen Reihe von Kindern gesegnet war, so schien eine nähere Bestimmung vorerst nicht notwendig. Nun aber starben diese Kinder, deren Anzahl auf 13 angegeben wird, sämtlich noch bei Lebzeiten Wilhelms III.; zuletzt, im August 1700, der noch allein übriggebliebene Herzog von Gloucester. Jetzt brachte der König im Verein mit dem Parlamente die berühmte protestantische Successionsakte zu stande, die am 12. Juni 1701 zum Gesetz erhoben wurde. In derselben wurde bestimmt, daß die katholischen Glieder des Hauses Stuart für alle Zeiten vom Thron ausgeschlossen bleiben sollten. Dieser Beschluß vernichtete auch die Ansprüche des Herzogs von Savoyen, dessen Gemahlin eine Tochter der Herzogin Henriette von Orleans, der Tochter Karls I., war. So erlebte denn die Kurfürstin von Hannover in ihrem hohen Alter, daß ihr und ihrer Nachkommenschaft das britische Königtum zugesprochen wurde. Wie notwendig diese Feststellung war, zeigte sich sehr bald, indem am 16. September 1701 der König Jakob II. im 68. Jahre zu Saint-Germain starb. Ludwig XIV. hatte ihn noch auf dem Sterbebette besucht und ihm, wahrscheinlich als er kaum noch bei Besinnung war, in Gegenwart vieler Personen mitgeteilt, er werde seinen Sohn Jakob als König von England, Schottland und Irland anerkennen. In der That wurde gleich nach dem Tode des alten Königs eine Erklärung dieses Inhalts bei Trompetenschall durch Heroldsruf in drei Sprachen, Englisch, Französisch und Lateinisch, bekannt gemacht, obwohl Wilhelms Königtum im Frieden von Ryswyk förmlich anerkannt worden war: eine schwere Unvorsichtigkeit, die Ludwig wahrscheinlich in den nächsten Tagen schon bereute, aber nicht wieder gutmachen konnte. In England erregte dieser Vorgang die allgemeinste Entrüstung und trug dazu bei, die Spannung auszugleichen, die seit einigen Jahren zwischen Wilhelm und einem großen Teil des englischen Volkes herrschte. Nach Wilhelms Tode (1702) bestieg der Successionsakte gemäß Anna den englischen Thron und herrschte bis zum 12. August 1714. Nur zwei Monate vor dem Tode dieser Königin war die Kurfürstin Sophie gestorben, und so wurde nunmehr ihr Sohn, Georg Ludwig, damals 54 Jahre alt, unter dem Namen Georg I. zum König von England ausgerufen.

XIII. Litteratur und Geistesbildung

des siebzehnten Jahrhunderts.

1. Bacon und Descartes; nächste Ausbildung ihrer Denkweise.

Das 17. Jahrhundert war seit dem Untergang der alten hellenischen Welt die bedeutendste Epoche für den Fortschritt des freien philosophischen Denkens. Die Weltanschauung des Mittelalters war in sich fest abgeschlossen; die Vorstellungen von Himmel und Erde wie vom Guten und Bösen, von Gott und der Menschheit waren streng umschrieben, und selbst große Geister übten ihr Nachdenken fast nur innerhalb der gegebenen Grenzen. Mit ungewöhnlichem Scharfsinn und oft mit aufrichtiger Wahrheitsliebe schuf sich die Scholastik ein System des Denkens und Untersuchens. Indessen so idyllisch, wie dies manchmal geschildert wird, ging es dabei doch nicht zu; seit Abälards Zeiten stieß mancher kühne Denker ungeduldig gegen die Schranken an; beim ersten Aufdämmern des humanistischen Wissens aber wurde es vielen klar, daß das ganze subtil aufgeführte Gebäude, in dem man sich bewegte, auf willkürlichen Voraussetzungen beruhe, die nur durch Gewöhnung den Schein des Unumstößlichen hatten und zum wirklichen Verhalte der Dinge wenig passen. Diese Ahnungen mußten stärker werden, als man eine Bildung kennen lernte, die auf ganz anderen Grundlagen beruhte, und als man die herrschenden Vorstellungen von der Erde und dem Weltbau als falsch erkannte. Daher brachte die Bekanntschaft mit dem klassischen Altertum und insbesondere mit der Platonischen Philosophie, sodann aber die Erkenntnis von der Erde als einer frei im Weltraum schwebenden Kugel und endlich von ihrer Stellung zur Sonne, wonach sie nicht mehr als Mittelpunkt des Universums erschien, in den Geistern eine gewaltige Umwälzung hervor. Dieselbe dauerte zwei Jahrhunderte und machte eine neue Grundlegung für das Wissen und Erkennen notwendig.



XIII. 369.
René Descartes (Carteſius).

Francis Bacon von Verulam.

Die Naturforschung hatte dabei die schwerste Arbeit. Anfangs waren die bedeutendsten Köpfe damit beschäftigt, aus der Dürftigkeit des bisherigen Wissens auf dem Wege der Ahnung und Phantasie einen weiteren Blick zu gewinnen. Sie faßten die Naturkräfte in einem phantastisch-sinnbildlichen Zusammenhang auf. Von Paracelsus und Helmont an bis ins 18. Jahrhundert finden wir oft bei einem und demselben Manne die tiefsten Einsichten und schöpferischen Gedanken mit den Ausgeburten einer mystisch tastenden Einbildungskraft verbunden. Es war daher anfangs, um Klarheit zu gewinnen, schon ein Großes, daß man auf die Alten zurückging; die Ehrfurcht vor denselben war so stark, daß man auch für die Naturkunde von Aristoteles und Plinius ausgehen zu müssen glaubte. Wir finden bei einem sehr geistvollen Humanisten den Ausspruch: ob das Öl gefriere, könne man nicht wissen, da weder Plinius noch ein anderer von den Alten sich darüber äußere. Aus diesem Zwischenzustande konnte die Wissenschaft nur dadurch erlöst werden, daß man sie von den vorhandenen oder vorgeschriebenen Ansichten völlig befreite, und daß man auf eine Methode hinwies, die entweder in den Dingen selbst oder in dem denkenden Geist ihren Ausgangspunkt hatte. Beide Wege wurden im 17. Jahrhundert eröffnet, und zwar mit entscheidendem und andauerndem Erfolg. Beide Methoden, bald sich ergänzend, bald einander widerstrebend, bilden die Geschichte der neueren Philosophie.

Die Wissenschaft hatte bisher das Verfahren befolgt, von einer vorgefaßten Ansicht, von einem System auszugehen, in welches die Einzelheiten eingereiht wurden, um ihre Erklärung zu finden. Das Verdienst, ein entgegengesetztes Verfahren eingeführt zu haben, wird gewöhnlich dem englischen Kanzler Lord Bacon von Verulam, zugeschrieben, dessen Laufbahn als Staatsmann wir früher geschildert haben. Er empfahl nachdrücklich, von jeder vorbestimmten Gesamtansicht abzusehen, dagegen das Einzelne mit freierem Blicke zu erforschen und von diesem aus vorsichtig aufs Allgemeine zu schließen. Er sucht demnach das Wissen auf Beobachtung und Erfahrung, auf die Methode der Induktion zu begründen. Er ist indessen weder der Erfinder derselben, noch hat er sie als Naturforscher besonders erfolgreich angewandt. Seine mathematischen Kenntnisse waren nicht von Bedeutung; auch befreite er sich weder vom Glauben an die Goldmacherkunst und an das Lebenselixir, noch von den Vorurteilen gegen das System des Kopernikus, das doch zu jener Zeit bereits in England viele Anhänger hatte.*) Doch hat er viel dazu beigetragen, die Achtung vor den Er-

*) Eines der gelesensten lateinischen Bücher jener Periode war: Das Bild der Seelen („Icon animarum") von John Barclay. In demselben wird den Engländern

fahrungswissenschaften zu erhöhen und auf den Wert des Experimentierens aufmerksam zu machen. Er warnt vor Überschätzung des Altertums, indem er, die reiche Entwickelung der Naturkenntnis voraus ahnend, den Satz ausspricht: „Wir sind die wahren Alten." Überhaupt sind seine Schriften reich an anregenden Bemerkungen und treffenden Aussprüchen. Der überaus hohe Ton, in welchem er die Erfolge seiner Lehre weissagt, und der noch höhere, in welchem seine Landsleute von ihm sprechen, ist um so weniger gerechtfertigt, als dadurch größere Leistungen in den Schatten gestellt werden. Wenn indes andere, vor allem Galilei, auf dem Wege der Beobachtung, der Erfahrung und des wohlbedachten Experimentierens unabhängig von ihm weit Großartigeres geleistet haben, so hat doch keiner die Meinung, daß dieser Weg der einzig richtige sei, so entschieden wie er aufgestellt und so unermüdlich von allen Seiten in geistvollen Wendungen beleuchtet. Niemand hat so nachdrücklich darauf hingewiesen, daß der unwandelbare Verkehr des Geistes mit den Dingen selbst wiederhergestellt werden müsse (commercium istud mentis et rerum restitui in integrum). Macaulay rechnet es ihm besonders hoch an, daß er der Wissenschaft die Richtung auf das Nützliche gegeben habe (commodis humanis inservire), und bespricht dabei, wie Bacon selbst, die alten Philosophen und Naturforscher sehr von oben herab, da ja selbst Archimedes den Nutzen seiner Erfindungen als Nebensache betrachtet habe.*) Uns steht Bacon dadurch als Philosoph keineswegs höher; doch hat er auf den inneren Zusammenhang alles Wissens aufmerksam gemacht, wie später d'Alembert in der Einleitung zur Encyklopädie; er hat der Forschung Gönner und Anhänger geworben und der englischen Philosophie für Jahrhunderte die Richtung nach Klarheit und Thatsächlichkeit aufgeprägt. Eines der Hauptwerke Bacons, das Novum organum scientiarum, erschien noch 1830 in deutscher Übersetzung und im lateinischen Texte (Leipzig 1840); das zweite Buch desselben enthält eine ausführliche Darstellung der induktiven oder empirischen Methode.

Dürften wir hier, wo nur der Einfluß der leitenden Ideen in Betracht kommt, auf das ruhmwürdige Ringen bevorzugter Geister

---

der Vorwurf gemacht, daß sie aus Neigung zum Paradoxen ganz ausschweifende Meinungen, z. B. die Bewegung der Erde um die Sonne, verteidigen. Barclay war schottischen Ursprungs, aber in Frankreich geboren; er starb 1621 zu Rom. Für seinen politischen Roman „Argenis", der in die meisten Sprachen Europas übersetzt wurde, hatte besonders Leibniz eine große Vorliebe.

*) Schiller läßt den Archimedes sprechen: „Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib". Vgl. übrigens Kuno Fischer, Franz Bacon von Verulam, Leipzig 1856.

eingehen, so hätten wir ausführlich von Bacons Zeitgenossen Jakob Böhme zu reden, der in gerechter Auszeichnung Philosophus Teutonicus genannt wird. Er wurde in der Nähe von Görlitz als armer Bauernsohn geboren (1575) und durchlebte eine der trübseligsten Perioden der deutschen Geschichte, in welcher der unfruchtbare Sektenstreit jeden Aufschwung, jede Poesie hemmte und selbst die Wärme des Herzens niederschlug. Die Treue eines Gemütes, welches nur auf Annäherung an Gott und auf Erkenntnis der Wahrheit gerichtet ist, zeigt sich nirgendwo reiner und liebenswürdiger, als bei diesem Görlitzer Schuhmacher. Er hatte von den Orthodoxen, besonders von dem Pastor Richter in Görlitz, wegen seines ersten Buches: „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang", heftige Anfeindungen zu bestehen und begab sich deshalb nach Dresden, wo er Schutz und Anhang fand. Überhaupt suchten viele hochstehende Männer, sogar Fürsten seine Belehrung. Unter den trockenen Streitigkeiten des Tages war es an sich erfreulich, einen Geist zu beobachten, der sich durch innere Erleuchtung über die Einheit des göttlichen Wesens und über das Heraustreten der Kreatur aus demselben klar zu machen suchte. Aber obwohl seine Schriften, voll tiefer Anschauungen und fruchtbarer Gedanken, selbst im Ausland namentlich in Holland, Beachtung fanden, so blieb dieselbe doch vereinzelt und auf stille Kreise beschränkt. Böhme ringt mit der Sprache und gewinnt ihr oft bedeutungsvolle Wortformen ab; doch war er nicht hinlänglich wissenschaftlich ausgerüstet, um als Vorkämpfer den Streit mit dem Dogmatismus aufzunehmen. Er starb kurz nach seiner Rückkehr von Dresden in Görlitz 1624. In unserem Jahrhundert haben sich philosophische Schriftsteller viel mit ihm beschäftigt; insbesondere knüpften Hegel und Franz Baader gern an ihn an.*)

Den eigentlichen Gegensatz zu Bacon bildet der französische Philosoph René Descartes (Carteſius), der der Urheber des neueren Idealismus genannt wird, indem er den denkenden Geist zum Ausgangspunkte nimmt, um alle vorgefaßten, möglicherweise täuschenden Ansichten zu beseitigen und zu zweifellosen Ergebnissen zu gelangen. Seine großartigen Leistungen stehen mit seinem innersten Entwickelungsbedürfnis im genauesten Zusammenhang: dies verleiht auch seinem Ausdruck selbst im Gebiete der Abstraktion ungewöhnliche Festigkeit und Lebendigkeit, wie er denn auch in seiner Muttersprache ein bedeutender Schriftsteller geworden ist.

---

*) Vgl. L. Feuerbach, Geschichte der neueren Philosophie, Bd. I; M. Carriere, Philosophische Weltanschauung der Reformationszeit, wo Giordano Bruno und Jakob Böhme als Höhepunkte erscheinen; ebenso desselben „Renaissance und Reformation" (Leipzig 1871), S. 681 ff.

Descartes war im Jahre 1596 als der Sproß einer alten Familie zu Lahaye in Touraine geboren. Goethe ist geneigt, seine Reizbarkeit, sein Ehrgefühl, seine Rücksichtnahme auf das äußerlich Geltende aus seinem Stand als französischer Edelmann zu erklären; dagegen von dem, was im Reich der Meinungen galt und gelehrt wurde, hat er sich ebenso entschieden wie Bacon, nur auf andere Weise, losgemacht. Er erhielt seine erste Erziehung im Jesuitenkollegium zu la Flêche, wo er den ganzen Kursus der Litteratur und Philosophie durchmachte. Er selbst erzählt uns, daß er in seinem 16. Jahre eingesehen habe, sein Wissen beruhe auf Irrtum und notdürftiger Übereinkunft. Als er die Schule verlassen hatte, nahm er Kriegsdienste, um die Welt und die Menschen kennen zu lernen. Er diente unter anderem in der liguistischen Armee beim Beginn des Dreißigjährigen Krieges und wohnte unter Tilly der Schlacht am Weißen Berge bei (1620). Den auf dieselbe folgenden Winter verbrachte er im Quartier zu Neuburg an der Donau, im fremden Lande völlig abgeschieden. Bald darauf kehrte er nach Frankreich zurück, begab sich aber schon 1624 nach Holland, wo er 25 Jahre lang blieb, und wo er seine meisten Schriften veröffentlichte. Im Jahre 1649 begab er sich, von der Königin Christine berufen, nach Stockholm, wo sie jedoch seines persönlichen Unterrichtes nur kurze Zeit genoß; er starb schon am 11. Februar 1650; seine Leiche wurde nach Paris in die Kirche der heiligen Genoveva vom Berge gebracht.

Descartes war nicht nur streng mathematisch geschult, sondern gilt als Schöpfer der analytischen Geometrie sowie als Erfinder der Rechnung mit Exponenten und bildete die Lehre von den Kurven neu und selbständig aus. Der strengen Beweisform, welche die Mathematik verlangt, ging er auch in der Philosophie nach und suchte gleichsam den Archimedespunkt, von welchem beim Erforschen der Wahrheit ausgegangen werden könnte. Er glaubte diesen im Denken selbst gefunden zu haben; denn während alle Sinneswahrnehmungen täuschen können, während man selbst in der Geometrie und Mathematik vor Irrtum nicht sicher ist, hat doch der Mensch in seinem Denken die Bürgschaft seines Daseins. Als denkender Mensch bin ich: cogito, ergo sum. In den: Betrachtungen („Méditations“), die 1641, und in den: Prinzipien der Philosophie, die 1644 zu Amsterdam erschienen sind, sucht er den neu gewonnenen Grundgedanken nach jeder Seite fruchtbar zu machen und namentlich, von ihm ausgehend, auch die Gewißheit vom Dasein Gottes zu gewinnen. Wir können auf diese Untersuchung nicht näher eingehen und bemerken nur, daß sein Beweis für das Dasein Gottes allerdings vom Gedanken ausgeht, aber im wesentlichen dem sogenannten ontologischen Beweis zunächst steht, der einst im 11. Jahr-

hundert von Anſelm von Canterbury aufgeſtellt wurde, obwohl Carteſius ſelbſt ſeinen Beweis von dieſem ſcharf zu ſondern bemüht iſt. Die Idee Gottes, die ſich im Geiſte findet, kann nicht von dem Menſchen in ſeiner Unvollkommenheit ausgehen; Gott kann nur als unbedingt vollkommenes Weſen gedacht werden; zur Vollkommenheit aber gehört die Exiſtenz.

Descartes ſtellt, bevor er zum Auffinden eines Anhaltspunktes geht, alles in Zweifel; er geht demnach von der völlig freien ſubjektiven Forſchung aus. In dieſer Weiſe hat er die geiſtige Selbſtändigkeit mächtig gefördert und für einen großen Teil der katholiſchen Welt eine freie Wiſſenſchaft erſt geſchaffen. Er ſelbſt giebt zwar aus Courtoiſie zu verſtehen, ſein vollkommener Zweifel, ſein unabhängiges Forſchen finde nur verſuchsweiſe ſtatt, liege nur in der Methode; ſollten ſeine Ergebniſſe den kirchlichen Wahrheiten widerſprechen, ſo ſeien die letzteren ohne weiteres im Recht. Aber dieſes doch nur ſcheinbare Zugeſtändnis konnte die Wirkung ſeines Gedankenganges nicht hemmen. Auch die Mängel in ſeinen weiteren Schlußfolgerungen thaten der Macht ſeiner Grundlehre keinen Eintrag. Descartes fürchtete einigermaßen die Cenſur der Kirche, namentlich machte ihn das Verfahren der Inquiſition gegen Galilei für ſich beſorgt, und er hütete ſich ſogar von dieſer Zeit an, Übereinſtimmung mit Kopernikus kundzugeben.

Unter den Gegnern, die Carteſius unmittelbar durch ſeine „Meditationen" aufregte, waren nicht weniger als ſieben, gegen die er ſich ausführlich verteidigte; unter ihnen Arnauld, einer der berühmten Schriftſteller des Port Royal, der ſich aber durch die Erwiderung des Carteſius für überzeugt bekannte. Carteſius führte die Vorſtellung, daß das Denkende in uns ohne Ausdehnung, daß die Seele völlig immateriell ſei, wo nicht zuerſt, doch mit aller Entſchiedenheit aus; zugleich aber ſuchte er durch anatomiſche Forſchungen den Ort zu beſtimmen, wo die Seele vom Gehirn aus die Eindrücke der Körperwelt empfange, und meinte dies Vermittelungsorgan in der Zirbeldrüſe zu erkennen. Unter ſeinen Gegnern war Gaſſendi, damals Profeſſor der Mathematik am Collège de France in Paris, der bedeutendſte. Gaſſendi hatte früher einen Lehrſtuhl der Theologie aufgegeben; er war für Bacon ſehr eingenommen, ſtand mit Kepler wie mit Galilei in Verbindung und hatte zuerſt unter den Neueren die Lehre des Epikur genau ſtudiert und unbefangen gewürdigt. Er geht gern von dem Satz aus: „Es iſt nichts im Verſtande, was nicht vorher in den Sinnen war" (nil est in intellectu quod non antea fuerit in sensu), und ſein Streit mit Carteſius iſt ein Vorſpiel vieler Kämpfe der ſenſualiſtiſchen Denkweiſe gegen die idealiſtiſche. Aber die viel-

seitigen Angriffe halfen nur das Ansehen des Cartesius befestigen, dessen Ruhm ohnedies durch den unbestreitbaren Wert seiner mathematischen und physikalischen Entdeckungen gesichert war. Er hatte außer den Anhängern Gassendis die Universitäten sowie den größten Teil der Jesuiten gegen sich. Aber die heftigsten Angriffe kamen ihm von protestantischer Seite, zunächst von dem streitbaren gomaristischen Theologen Gisbert Voetius in Utrecht; der dortige Senat untersagte (1644) in scharfen Ausdrücken die neue Lehre, und auch zu Leiden erhob sich gegen dieselbe ein Sturm, welchen der Statthalter, Prinz Friedrich Heinrich von Oranien, nicht zu beschwichtigen vermochte. Gleichwohl waren bald die Kanzeln und Katheder in Holland mit Cartesianern besetzt. Übrigens ist gerade Cartesius, der die Originalität seiner Lehren und Entdeckungen sehr zuversichtlich hervorhob, von seinen Feinden gern der Entlehnung beschuldigt worden.

Unter den Fortbildnern der Cartesianischen Philosophie sind Arnold Geulinx und Nikolaus Malebranche zu nennen. Beide nahmen mit Cartesius an, daß die Seele vom Körper getrennt sei, und suchten die Vermittelung derselben in Gott nachzuweisen. Malebranche erlangte dadurch eine hohe Bedeutung, daß er in anziehender und an tiefen Blicken reicher Darstellung einen mystischen Idealismus lehrte; er sieht in Gott den einzigen Grund alles Seins und Denkens, so daß der Geist nur in ihm die Dinge zu schauen vermag. „Gott ist der Ort der Geister, wie der Raum der Ort der Körper ist.“ Malebranche war verwachsenen Körpers, hatte stets mit Krankheiten zu kämpfen und liebte die Einsamkeit; er trat früh in die Kongregation der Oratorianer und studierte die Bibel und die Kirchenväter. Doch wurde er durch das Studium des Cartesius für die Philosophie gewonnen und gewann selbst viele fromme Gemüter für dieselbe, wozu die Eigentümlichkeit und Schönheit seines Stils nicht wenig beitrug. Sein Einfluß war von Bedeutung, soweit das Gebiet der französischen Sprache reichte. In aufrichtigem Suchen nach Wahrheit beschäftigte er sich mit den großen Problemen, denen sich auch Spinoza und Leibniz zuwandten; aber der schwungvolle, religiöse Ton seiner Schriften machte selbst Gläubige zu seinen Verehrern. Der klare und strenge Bossuet freilich erkannte wohl, daß diese Stimmung auch für den Glauben ihr Bedenkliches habe. Descartes selbst hatte, wie bemerkt, sein Verhältnis zur Kirche immer so dargestellt, als ob dieselbe in der ewigen Geltung ihrer Wahrheiten von seinem Versuch nicht berührt werden könne; gleichwohl wurden seine Schriften in Rom auf den Index gesetzt, wenn auch nur vorläufig, bis sie würden verbessert werden („donec corrigerentur“); und als im Jahre 1667 seine Leiche von Stockholm nach Paris gebracht wurde, verbot Ludwig XIV., daß dem Philosophen

eine öffentliche Lobrede gehalten wurde. Malebranche starb im Jahre 1715; seine Hauptwerke heißen: Vom Streben nach Wahrheit; Christliche und metaphysische Betrachtungen; Von der Liebe zu Gott. Seine Schriften erschienen noch während seines Lebens in 11 Bänden (Paris 1712) und wurden 1837 von Genoude neu herausgegeben.

2. Astronomie und Erfahrungswissenschaften.

Die Fortschritte, welche im 16. und namentlich im 17. Jahrhundert in der Himmelskunde gemacht wurden, gehören nicht nur zu den glänzendsten Leistungen des menschlichen Geistes: sie haben auch nicht minder entscheidend als der Humanismus und die Reformation zur Befreiung desselben gewirkt. Die Entdeckungen großer Forscher von Kepler bis Newton haben unwiderleglich festgestellt, daß im Weltraum physische und mechanische Gesetze walten, und daß nicht etwa, wie man früher glauben mochte, jenseit des Mondes höhere mystische Kräfte die Himmelskörper bewegen. Wie schwer der Geist sich von maßgebenden Vorstellungen löst, kann das Beispiel des Kopernikus darthun; denn obwohl er, wie Kepler von ihm rühmt, durchaus freien Sinnes (animo liber) war, befreite er sich doch nicht von der Vorstellung, daß die Planeten sich um die Sonne in der Kreislinie bewegen, die er für die vollkommenste hielt. Erst Kepler stellte durch das erste seiner drei bewunderungswürdigen Gesetze fest, daß diese Bewegung in einer Ellipse stattfinde, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht; er machte dieses Gesetz im Jahre 1609 in seiner Schrift über den Planeten Mars bekannt.

Kepler nennt sich unumwunden einen Advokaten des Kopernikus und erklärt (1618), die Lehre desselben sei 80 Jahre lang ohne Anfechtung vorgetragen worden. Diese Erklärung gab er, kurz nachdem in Rom Galilei zu dem Versprechen genötigt worden war, die Bewegung der Erde künftighin weder mündlich noch schriftlich wieder zu behaupten. Wie langsam es aber mit der Anerkennung des neuen Systems überhaupt auch in Deutschland ging, erkennen wir schon daraus, daß dieselben Tübinger Theologen, welche die Ausschließung Keplers vom Abendmahl billigten, auch auf seine Vorliebe für gewagte Lehren manchen Seitenblick warfen. Ein Tübinger Professor, Hainlin, erklärte noch später, für das kopernikanische System spreche nur der einzige Umstand, daß dasselbe vom Papst verdammt worden sei*).

*) Der erste, der den vollendeten Sieg des Systems mit Begeisterung ver-

Aber auch Kepler selbst vertröstet sich noch auf die Zukunft; denn in der Vorrede zu seiner: „Weltharmonie" meint er, dieses Buch werde vielleicht 100 Jahre auf seinen Leser warten müssen; habe doch Gott selbst 6000 Jahre auf seinen Beobachter gewartet. Wenn diese Äußerung vermessen scheinen sollte, so ist zu erwägen, daß Kepler ganz von dem Gedanken erfüllt ist, Gott werde aus der Natur und ihren ewigen Gesetzen erkannt; ein Gedanke, der damals noch nicht so fruchtbar werden konnte, wie er bei den entwickelteren Gefühlen im 18. Jahrhundert wurde. Denn in Keplers Zeit war das Wort Natur noch wenig beliebt, ja sogar bedenklich; es schienen hinter dem bloßen Worte Schwarm- und Rottengeister zu lauern. Kepler hatte schon in seinem ersten bedeutenden Werke, das er: Vorläufer („Prodromus") nannte, durch eine überaus sinnreiche, wiewohl nicht streng haltbare geometrische Berechnung die Abstände der Planeten voneinander zu erklären gesucht und dabei sogar in einem Gedichte den „Vater des Lichtes" gepriesen, daß er ein schwaches Erdengeschöpf fast zum Gott erhebe, denn es vermöge die Gedanken Gottes nachzudenken. Wie groß überhaupt Kepler als lateinischer Schriftsteller war, können wir hier nicht entwickeln; wir wollen nur andeuten, daß seine unverwüstliche Klarheit und Heiterkeit ihn selbst bei den schwierigsten Untersuchungen nicht verläßt. Seine deutschen Schriften stehen der Form nach zurück; doch zeigt sich auch bei ihnen eine lebendige Phantasie und ein seltener Reichtum an sinnreichen Wendungen. Kepler konnte sich in den Kalenderwerken, die er seiner Stellung gemäß anfertigen mußte, der Verpflichtung nicht entziehen, aus dem Stande der Gestirne Anweisungen für die Zukunft zu geben; er thut dies mit geistvoller Ironie, indem er darauf hinweist, daß Astrologie, die beliebte Tochter, mit ihren Reizen die ernste

---

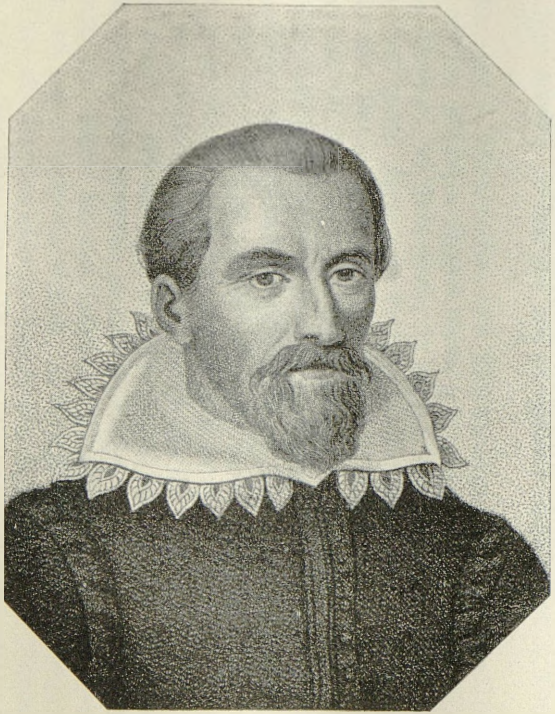
kündet, ist Andreas Gryphius († 1664) in dem trefflichen Epigramm an Kopernikus:

Schau, jetzt blüht dein Triumph, den als auf einem Wagen
Der Ball, auf dem wir sind, muß um die Sonne tragen.
Wenn das, was irdisch ist, wird mit der Zeit vergehn,
Wird unverrückt dein Lob, wie deine Sonne stehn.

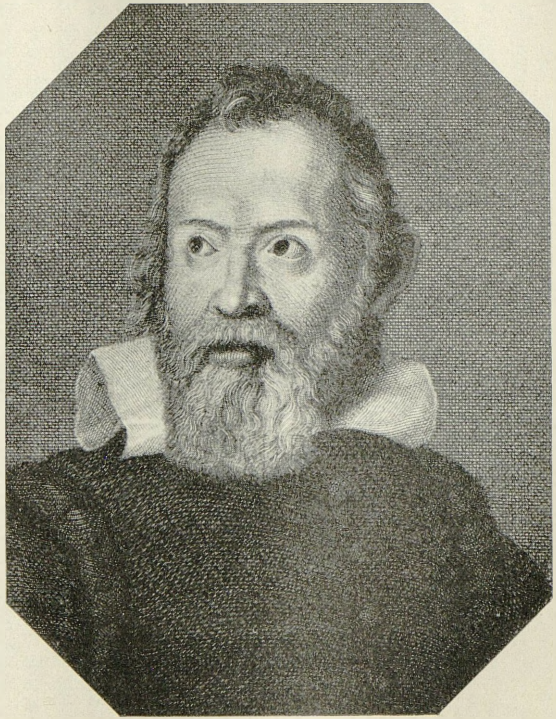
Eine oft angeführte lateinische Inschrift auf Kopernikus wird zuweilen als Beweis für seine Bescheidenheit hervorgehoben, indem man ihn selbst als den Verfasser betrachtete. Sie lautet im Deutschen etwa:

Nicht die Gnade, die Petrus einst gefunden,
Oder Paulus, begehr' ich; nur um jene,
Die dem Schächer am Kreuz Du hast erwiesen,
Fleh' ich mit Inbrunst.

Indessen spricht schon Lichtenberg in seinem Leben des Kopernikus die Ansicht aus, die Inschrift sei von einem Gegner des Systems verfaßt, welcher die Aufstellung desselben als sündlich betrachtet habe.



XIII. 377. Johannes Kepler.



Galileo Galilei.

Mutter, die Himmelskunde, ernähren müsse. Über die Bedeutung eines Kometen bemerkt er, es sei damit wie mit der Nachtmusik, die ein Junggeselle bringe, und die jede Anwohnerin der Straße auf sich beziehen könne. Daß Kepler sich im Jahr 1630 nach Regensburg begab, um seine Ansprüche auf rückständige Besoldung zu betreiben, und daß er dort am 15. November starb, haben wir schon früher berichtet. Er hatte dorthin eine nicht geringe Summe an barem Geld, auch Verschreibungen und Bergwerksaktien, freilich sein ganzes Vermögen, mitgebracht; die Annahme, daß er in den dürftigsten Verhältnissen gestorben sei, welche zum Teil durch ein Epigramm Kästners verbreitet wurde, ist demnach irrig. Immerhin war sein Lebensgang von Sorgen beschwert, worüber die Klagen überhaupt mit Beginn der Neuzeit allgemein werden; denn im Mittelalter hatten die meisten Denker und Forscher, zum Teil auch die Künstler, dem Mönchsstand angehört, also im Cölibat gelebt. Die weltliche Stellung der Gelehrten in der Neuzeit brachte oft Nahrungssorgen und Familiennot mit sich, namentlich in Deutschland, wo die Gönnerschaft nicht so auskömmlich geübt wurde, wie in Italien und England. Kepler hatte sich auch, als ein über Vorurteile erhabener Mann, schon unter Kaiser Matthias bemüht, die protestantischen Stände Deutschlands zur Annahme des gregorianischen Kalenders zu veranlassen: doch kam dieselbe erst lange nach seinem Tode, im Jahre 1700, zu stande, in welchem 11 Tage ausgelassen wurden, so daß auf den 18. Februar sogleich der 1. März folgte.

Der große Mathematiker und Naturforscher Galileo Galilei geriet mit der geistlichen Censur härter zusammen als Kepler. Galilei hat die Kenntnis der Naturkräfte in großartiger Weise gefördert, besonders auf jenem Wege der Beobachtungsversuche, des Experimentierens, den Bacon empfahl, ohne Hervorragendes darin zu leisten. Galilei war im Jahr 1564 zu Pisa geboren und zeigte schon als Jüngling jenen Widerwillen gegen die durch Scholastik entstellte Aristotelische Lehre, der die meisten selbständigen Geister jener Epoche beseelte. Er war erst 19 Jahre alt, als er im Dom zu Pisa die Schwingungen einer angeblich noch heute dort an einer Kette hängenden Lampe beobachtete und hierdurch auf die Gesetze der Pendelschwingungen geleitet wurde. Als Professor in Pisa zog er sich die Feindschaft der Anhänger des alten Systems zu und übernahm daher gern eine Lehrstelle in Padua, wohin ihn der Senat von Venedig berief (1592). Hier las er mit ungewöhnlichem Beifall, da sein Vortrag bei wissenschaftlicher Tiefe alle Vorzüge einer geschmackvollen und vielseitigen Bildung an sich trug. Er liebte Musik, in deren Theorie sein Vater eine weit geltende Autorität war, nicht minder Malerei und Poesie; er verfaßte

in derselben Periode seines Lebens, wo er den Proportionalzirkel erfand und die Gesetze des Falles untersuchte, seine: „Betrachtungen über Tasso", in welchen er diesen Dichter weit hinter seinen Liebling Ariosto zurücksetzte.

Galilei befand sich noch in Venedig, als in Holland die Erfindung der Fernrohre gemacht wurde. Ob dieselbe von Jakob Metius, von Zacharias Jansen oder von Hans Lippershey ausging, welche beiden letzteren Brillenmacher in Middelburg waren, ist für unseren Zweck gleichgültig, doch steht fest, daß Lippershey bereits im Jahr 1608 den Generalstaaten drei Instrumente anbot, mit denen man in die Ferne sehen könne; es scheint, daß dabei zuerst an Zwecke der Seefahrt gedacht wurde. Galilei erhielt im folgenden Jahre zu Padua Nachricht von dieser Erfindung, stellte hierauf selbständige Versuche an und überreichte bald nachher dem Dogen und dem Senate von Venedig einige von ihm angefertigte Instrumente. Nachher erfand Kepler das astronomische Fernrohr, und bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts finden wir Männer wie Huyghens und Spinoza mit dem Schleifen von Linsengläsern beschäftigt. Mit dem neuen Werkzeuge entdeckte Galilei zuerst die Gebirge des Mondes und maß die Höhe derselben; sodann erkannte er die Milchstraße als eine gedrängte Menge kleiner Sterne. Im Januar 1610 entdeckte er die vier Trabanten des Jupiter und später berechnete er die Bahnen und Umlaufszeiten derselben. Wenige Wochen vorher hatte ein Deutscher, Simon Marius in Ansbach, Astronom des dortigen brandenburgischen Markgrafen, die Jupitertrabanten gesehen; doch machte er seine Entdeckung erst 1614 in dem Werke: Die Jupiterwelt („Mundus Jovialis") bekannt. Galilei dagegen, der sonst mit Wahrung seiner Prioritätsrechte nicht immer vorsichtig war, veröffentlichte seine neuen Beobachtungen bereits 1610 in seiner Schrift: Bote aus der Sternenwelt („Nuntius sidereus"). Die Entdeckung der Jupitertrabanten führte später zur Messung der Geschwindigkeit des Lichtes. Im November 1610 schrieb Galilei an Kepler und machte ihm die Meldung, daß der Saturn aus mehreren Sternen bestehe, die einander berühren; diese Beobachtung erweiterte sich allmählich zu der Kunde von dem Ringe des Saturn. Da in diesem ganzen Jahrhundert Streitigkeiten über den Ruhm der ersten Entdeckung sehr häufig waren, so kleidete Galilei sein Geheimnis in ein Anagramm ein, aus welchem durch Umstellung der Buchstaben der Satz zu bilden war: Ich habe den sonnenfernsten Planeten als dreigestaltig beobachtet („Altissimum planetam tergeminum observavi"). Bald nachher erklärte er zu Rom im Garten des Kardinals Bandini die Erscheinung der Sonnenflecken und berichtete auch darüber

brieflich dem Bürgermeister Welser in Augsburg; doch hatte bereits Johann Fabricius, ein Ostfriese, diese Erscheinung beobachtet.

Galilei, der sich gern mitteilte und Meister des Witzes und der Ironie war, zog sich bei seinem steigenden Ruhm auch erbitterte Feindschaft zu. Vor kirchlichen Anfechtungen wäre er in Padua sicher gewesen, da die Republik Venedig damals mit der römischen Kurie in gespanntem Verhältnisse stand. Er verkehrte dort freundschaftlich mit dem geistvollen Sagredo und mit Paolo Sarpi, dem freisinnigen Geschichtschreiber des Konzils von Trident. Aber im Jahr 1610 siedelte er als Mathematiker des Großherzogs Cosimo II. nach Florenz über. Auch hier wurde ihm vom Kardinal del Monte, dem Jesuiten Clavius und anderen gelehrten Geistlichen viele Freundschaft erwiesen; doch erregte seine Vorliebe für die Lehre des Kopernikus bald Anstoß, und ein Dominikaner predigte öffentlich gegen ihn*). Am Schlusse des Jahres 1615 reiste er nach Rom und wurde vom Papst sehr freundlich empfangen; doch bald nachher erfolgte von seiten der Kongregation der Kardinäle, welche die Büchercensur übte, die Erklärung, das neue System sei schriftwidrig und ketzerisch. Damals gab Galilei die Zusage, dasselbe in Zukunft weder im Vortrage noch im Druck zu verteidigen. Ein Streit über die Natur der Kometen, in welchen er mit dem Jesuiten Grassi verwickelt wurde, erweckte ihm neue Feinde. Galilei, den das Bewußtsein der Richtigkeit seiner Ansichten nicht ruhen ließ, kleidete dieselbe nun in eine Form ein, die ihn vor Angriffen sicherstellen sollte; er arbeitete nämlich einen Dialog aus, in welchem die Gründe für und gegen die Bewegung der Erde anscheinend ohne jede Parteinahme vorgetragen werden sollten; ja in der Vorrede: An den verständigen Leser („Al discreto lettore“) bezeichnete er das Edikt der Kongregation gegen die Verbreitung der neuen Lehre als heilsam (salutifero) und erklärt, dasselbe sei nicht aus Unkenntnis oder Leidenschaftlichkeit, sondern aus religiösem Sinne hervorgegangen. Dieser Dialog erschien 1632 zu Florenz im Druck. Ganz in der Weise der Dialoge aus dem Altertum werden hier zwei wirkliche Personen, verstorbene Freunde Galileis, Sagredo und Salviati, als Verteidiger der Erdbewegung eingeführt; die Gründe aber, welche die Anhänger des Ptolemäos vorzubringen pflegten, werden einem erdichteten Sprecher, dem Aristoteliker Simplicio, in den Mund gelegt. Begreiflich genug ist es, daß die wirkliche Meinung des Verfassers unter der Hülle durchbrach, und daß Simplicio im Dialog nicht die glänzendste Rolle spielt. Zudem brachte man dem damaligen Papst Urban VIII. (Barberini)

*) Derselbe bediente sich der Worte der Vulgata: „Viri Galilaei, quid statis adspicientes in coelum?“

die Meinung bei, unter dem Namen des Simplicio sei er selbst verspottet. Galilei wurde nach Rom vorgeladen. Er traf im Februar 1633 dort ein und durfte vorerst in dem Hause der toscanischen Gesandtschaft wohnen; bald aber mußte er seinen Aufenthalt im Palaste der Inquisition nehmen. Im Verhör gab er die Erklärung zu Protokoll, er habe sein Buch nochmals geprüft und gefunden, daß es Stellen enthalte, welche den Leser irre führen könnten; dabei wies er auf sein Alter, seine Kränklichkeit und die erlittenen Anfeindungen hin. Das Urteil wurde ihm am 22. Juni im Dominikanerkloster alla Minerva verkündigt. Es lautet dahin, er habe ketzerische Meinungen unterstützt, solle aber von den hierfür bestimmten kanonischen Strafen verschont bleiben, wenn er jene Irrtümer abschwöre. Doch sollte der Dialog verboten werden, er selbst aber vorerst in Haft bleiben und drei Jahre lang jede Woche einmal die sieben Bußpsalmen hersagen. Es ist eine sinnreiche Sage, daß er nach Leistung des Widerrufes halblaut gesprochen habe: „Pur si muove“ (und sie bewegt sich doch). Sogleich ausgesprochen hat er dies allerdings nicht, aber jedenfalls gedacht. Es ist richtig, daß seine Haft erst im Garten der Villa Medici und später auf einem Landgute bei Florenz eine sehr milde und rücksichtsvolle war; doch sollten sich gewisse päpstlich gesinnte Berichterstatter darauf nicht so viel zu gute thun. Immerhin hat Galilei nach den Befehlen einer Stelle, die jetzt offiziell unfehlbar sein soll, eine Meinung als Irrtum verfluchen müssen, die bei der Nachwelt als großartige, entschiedene Wahrheit feststeht und auch von jener unfehlbaren Stelle aus nicht mehr angefochten wird*). Im Jahre 1636 veröffentlichte Galilei bei Elzevir in Leiden noch seine höchst bedeutenden Discorsi über die Gesetze des Falles, die Schwingungen der tönenden Körper und die Theorie der Bewegungen überhaupt. Im folgenden Jahre erblindete er; doch blieb er mit Hilfe seines Schülers Viviani noch bis zu seinem Tode, der am 8. Januar 1642 erfolgte, in Thätigkeit. Das Verfahren gegen Galilei wirkte hier und da einschüchternd, namentlich auf Descartes, der seine friedliche Ruhe nicht gestört sehen wollte und deshalb auf jene Nachricht hin, die durch Gassendi in Frankreich bekannt wurde, die Herausgabe eines kosmologischen Werkes verschob, dagegen regte es auch neue Untersuchungen und neuen Widerspruch an und verhalf so der Wahrheit zum Siege.

Unter Galileis unmittelbaren Schülern ist Torricelli, dem man die Erfindung des Barometers verdankt, der bedeutendste. Die Veranlassung zu dieser Erfindung gab ein Zufall, der aber doch auch von

*) Man kann jetzt auf das gründliche und wohl abschließende Werk von Reusch: „Der Prozeß Galileis und die Jesuiten“, Bonn 1879, verweisen.

dem rastlos suchenden Geiste des Zeitalters Kunde giebt. Einige Brunnenmeister zu Florenz hatten ausfindig gemacht, daß das Wasser in den Saugröhren trotz alles Pumpens über eine bestimmte Höhe hinaus nicht zu treiben war. Galilei, den sie um Auskunft angingen, fand die richtige Ursache nicht auf; Torricelli aber erkannte dieselbe im Druck der atmosphärischen Luft und machte nun jene Versuche mit Quecksilber, die ihn zum Ziele führten (1643). In Frankreich erhielt der berühmte Pascal hiervon Nachricht und veranlaßte seinen Schwager Perier, sich mit einem Barometer auf den Puy de Dome in der Auvergne zu begeben, wo sich nun fand, daß die Quecksilbersäule weit niedriger stand als in der Ebene; jedenfalls einer der ersten Versuche, das neue Instrument zu Höhenmessungen zu verwenden. Der Erfindung der Luftpumpe durch den Bürgermeister von Magdeburg, Otto von Guerike († 1685 zu Hamburg), haben wir bereits Erwähnung gethan; gleichzeitig mit ihm stellte Robert Boyle in London († 1691) seine wichtigen Untersuchungen über die Beschaffenheit der Luft an.

Die Strenge der mathematischen Beweisform, welche zu diesen Versuchen und Entdeckungen erforderlich war, ging bald auch auf die Behandlung philosophischer Gegenstände über; ja sie übte nicht nur auf die Methode der Wissenschaft, sondern auf die ganze Denkweise des Zeitalters einen mächtigen Einfluß; sie gewöhnte an die Forderungen der Bestimmtheit, an den Zweifel und die Kritik. Und so wurde denn auch die Disciplin selbst, der man diese Methode entnahm, in kurzer Zeit unglaublich verfeinert und durchgebildet. Hierher gehört die Erfindung der Logarithmen, die gewöhnlich dem schottischen Lord John Napier zugeschrieben wird; wenigstens gab derselbe schon 1614 zu Edinburg einen: Kanon der Logarithmen („Mirifici logarithmorum canonis descriptio") heraus. Auch hier wird wieder ein Deutscher, Michel Stifelius, als derjenige genannt, welcher die ersten Andeutungen zu dem neuen Verfahren gegeben habe. Napier fand einen Gehilfen an Briggs, dessen Tafeln lange Zeit hindurch die verbreitetsten waren. Charakteristisch für die Freude an Übung des Scharfsinnes, welche in diesem Jahrhundert herrschte, ist die Vertiefung der geometrischen Untersuchungen, besonders derjenigen, die sich auf die Natur des Kreises beziehen. Die Vergleichung des Kreises mit den ihn umgebenden oder in ihn einzuzeichnenden Vielecken rührt schon von den Alten her; Kepler in seiner: Stereometrie der Fässer („Stereometria doliorum", 1615) stellte eine neue Berechnungsart auf, die wir hier nicht erörtern können; es genügt zu bemerken, daß dieselbe dazu beitrug, die Lehre vom Unendlichen mathematisch zu begrün-

den.*) Man kann sagen, daß um die Mitte des Jahrhunderts die Untersuchungen über Kurven und ihre Eigenschaften, namentlich über die Cykloide, in Mode waren; große Geister wie vornehme Dilettanten beschäftigten sich mit denselben. Pascal verbrachte in seiner Krankheit schlaflose Nächte damit, neue Eigenschaften der Cykloide zu finden. Die großen und dauernden Verdienste des Cartesius um die Mathematik beziehen sich zum Teil auf die algebraische Behandlung der Kurvenlehre. Auch auf diesem Gebiete fehlte es ihm nicht an Streitigkeiten, in welchen er sich sehr reizbar zeigte und auf seine Originalität pochte. Es liegt indes freilich in der Natur der Bestrebungen dieses Zeitalters, daß die Priorität eines neuen Gedankens oft in Frage gestellt wurde.

In derselben Zeit, wo die neue astronomische Lehre sich mühevoll zur Anerkennung durchkämpfte, trat auch die Lehre von den Lebenserscheinungen des menschlichen Körpers oder die Physiologie in ein neues Stadium der Entwickelung, das sich vorzugsweise an den berühmten englischen Arzt Harvey knüpft. Derselbe hatte in Padua studiert, wurde zu London Professor der Anatomie und war eine Zeitlang Leibarzt König Karls I., den er auch während des Bürgerkrieges begleitete. Seine berühmte Theorie vom Kreislauf des Blutes machte er im Jahre 1625 durch den Druck bekannt in der Schrift: Über die Bewegung des Herzens und des Blutes („De motu cordis et sanguinis"), die zu Frankfurt am Main erschien. Im Kampfe mit seinen zahlreichen und heftigen Gegnern berief er sich auf das Urteil der Nachwelt; doch traten einige noch vor seinem Tode (1658) zu ihm über. Auch in Bezug auf die Lehre von der Zeugung machten Harveys Forschungen Epoche; der bekannte Ausspruch: „Alles Lebende entsteht aus dem Ei" (omne vivum ex ovo) wird auf ihn zurückgeführt. Bald erhielten seine Ansichten Bestätigung durch mikroskopische Untersuchungen, die besonders Leeuwenhoek in Holland auf anatomische Gegenstände, wie auch auf die uns nicht sichtbare Tierwelt anwandte.

Wir können es in diesem Werke nicht unternehmen, auch nur in annähernder Vollständigkeit die bedeutendsten Namen und Leistungen aus dem Kreise der realen und mathematischen Wissenschaften aufzuzählen. Wir wollen jedoch hier noch zwei Männer anführen, von denen der eine mit staunenswertem Scharfsinn und unermüdeter Thätigkeit als Erfinder auf den verschiedensten Gebieten berühmt wurde, der andere aber, ein echter deutscher Gelehrter, alle Richtungen

*) Kepler betrachtet den Kreis als eine unendliche Zahl von Dreiecken, die ihren Scheitel im Centrum und ihre Grundlinie an der Peripherie haben.

des damaligen Wissens beschaulich in seinen Geist zusammenfaßte: den Holländer Huyghens und den reichsstädtischen Bürger Jungius.

Christian Huyghens (geb. 1629 im Haag) war allerdings vorzugsweise Mathematiker, aber groß in der mannigfaltigsten Anwendung seiner Wissenschaft. In seinem Werke: Über Berechnungen beim Würfelspiel („De ratiociniis in ludo aleae") gab er die ersten haltbaren Grundzüge zur Wahrscheinlichkeitsrechnung. Als er sich nach Paris begab, war sein Ruhm schon so groß, daß Colbert ihm ein bedeutendes Gehalt und eine Wohnung in der königlichen Bibliothek anwies; aber nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) zog es ihn nach seinem Vaterlande zurück. Er verbesserte die Fernrohre, stellte die Lehre von der Wellenbewegung des Lichtes auf und erklärte die Strahlenbrechung im isländischen Spat. Er vollendete die Entdeckungen Galileis über die Gestalt des Saturn und berechnete die Umlaufszeit dieses Planeten. Das Lieblingsproblem der Zeit, die Enträtselung der krummen Linien, behandelte er mit entscheidendem Erfolg; vor allem aber war er der erste, der durch Anbringung des Pendels an die Räderwerke der Uhren eine verbesserte Zeitmessung begründete. Huyghens starb in seiner Vaterstadt 1695; seine gesamten Werke wurden von 'sGravensande zu Leiden herausgegeben.

Die Verdienste des deutschen Schulmannes Joachim Jungius sind erst in unserer Zeit durch einen überaus fleißigen und schätzbaren Gelehrten, Guhrauer, in das rechte Licht gesetzt worden.*) In das Leben dieses Lübecker Bürgersohnes tritt keines der glänzenden Momente ein, die wir in Bezug auf die bereits genannten Gelehrten des Auslandes angeführt haben. Er wurde Professor der Mathematik in Gießen, gab sodann seine Stellung auf, um in Padua Medizin zu studieren, und lehrte später zu Rostock. Die längste Zeit seiner Amtsthätigkeit verbrachte er zu Hamburg als Rektor am Johanneum, wo er 1657 starb. Mit Scharfsinn und Treue folgte er jedem Fortschritte der Wissenschaft und wies als Lehrer die scholastischen Irrtümer in ihren letzten Ausläufern und Konsequenzen nach. Er ließ nichts drucken, aber seine Diktate verbreiteten sich, und die größten Geister der Zeit, vor allen Leibniz, erkannten ihn als ebenbürtig an. Er lebte ganz der eigenen Bildung und derjenigen seiner Schüler; sein Wirken beruhte auf Liebe zur Sache und auf dem inneren Drang, das Erkannte zu verbinden und fortzubilden. Vollkommen selbständig hat er die Botanik erweitert und in dieser Wissenschaft Anregungen gegeben, die in England benutzt wurden und später einem Linné zu gute kamen; doch

*) Guhrauer: „Joachim Jungius und sein Zeitalter", Stuttgart 1851.

erschien sein Werk: „Isagoge phytoscopica" erst mehr als 20 Jahre nach seinem Tode (Hamburg 1678).

Es liegt in dem Wesen der Erfahrungswissenschaften, daß sie durch Vereinsthätigkeit gefördert werden. Dies zeigte sich glänzend, nachdem die Methode der Beobachtung und Induktion zur Herrschaft gelangt war. So sind denn auch die Erfolge der Gesellschaften, welche im 17. Jahrhundert zur Pflege der Erkenntnisfortschritte gegründet wurden, weit erkennbarer, als diejenigen der Akademieen aus der Humanistenzeit, welche sich leichter in Nebendinge, in Formenkram und in gegenseitiges Schönthun verloren. Im Jahre 1657 wurde zu Florenz die Akademie des Versuchens oder Experimentierens (del Cimento) unter dem Schutze des Großherzogs Ferdinand II. gestiftet; ihr eigentlicher Leiter war der Bruder desselben, Leopold, der mit den ersten Gelehrten Europas in Briefwechsel stand. Den Gedanken zu einer solchen Verbindung soll zuerst Galileis Schüler, der berühmte Mathematiker Viviani, gegeben haben; auch Torricelli war Mitglied derselben. Leider sank die Gesellschaft schon nach zehn Jahren, als Prinz Leopold Kardinal geworden war und Florenz verließ. Die Académie des Sciences in Paris bestand bei ihrer Gründung (1666) nur aus Mathematikern; jedoch bald kam die Pflege der Anatomie und Chemie hinzu, welche letztere Wissenschaft sich erst um diese Zeit der phantastischen Zuthaten entledigte, die bisher ihr Wesen verhüllt hatten. Der Ursprung der Londoner Königlichen Gesellschaft (Royal Society) läßt sich in die Zeit der englischen Bürgerkriege zurückverfolgen. Einige Gelehrte in London, darunter Wallis und Wilkins, meist von konservativer Richtung, hielten in einem Privathaus Zusammenkünfte, in welchen sie sich von jeder Besprechung der politischen und religiösen Streitigkeiten grundsätzlich fern hielten und einzig mit demjenigen beschäftigten, was man in England Naturphilosophie, insbesondere experimentale, nannte. Es erinnert dieser Umstand an die lebhafte Sehnsucht, mit welcher man sich nach den Stürmen und getäuschten Erwartungen des Jahres 1848 aus Ruhebedürfnis den Naturwissenschaften, als dem Gebiete des ewig Unabänderlichen, zuwandte. Mehrere Mitglieder begaben sich bald nach Oxford, welche Stadt bekanntlich fortwährend königlich gesinnt war. Doch bald waren die meisten wieder in London, wo sie im November 1660, nach der Restauration, ihre Versammlungen regelmäßiger einzurichten begannen. Zwei Jahre später verlieh Karl II., der an diesen Studien einiges Interesse nahm, ihr eine Stiftungsurkunde, nach welcher sie unter einem Präsidenten und einem Rate von 20 Mitgliedern arbeitete. Das Wirken dieser Gesellschaft mit seinen Vorzügen und Mängeln ist von Goethe im historischen Teil seiner Farbenlehre vortrefflich geschildert.

Sie ging von dem Grundsatz aus, keine vorgefaßte Theorie anzunehmen, sondern vereinzelte Beobachtungen zu registrieren; ihr Wappenspruch war: „Nullius in verba" (man soll auf keines Meisters Worte schwören). Zu den bedeutendsten Mitstiftern gehörten der schon genannte Robert Boyle und der berühmte Baumeister der Paulskirche, Christopher Wren, der zugleich Professor der Astronomie war. Der erste Sekretär der Gesellschaft war ein Deutscher, Oldenburg, aus Bremen gebürtig, der zur Zeit des Langen Parlaments als Konsul seiner Vaterstadt nach London gekommen war. Der Ruf der Gesellschaft und die Förderung, welche von ihr für neue Entdeckungen zu hoffen war, zog manchen Ausländer nach England; so den ersten Urheber einer Theorie der Chemie, Joachim Becher aus Speier, der nach vielen Wanderungen 1682 zu London starb; seine Lehre, später von Georg Ernst Stahl († 1734 zu Berlin) fortgeführt, blieb noch weit in das folgende Jahrhundert hinein in Ansehen. Die Regierung selbst richtete sich in den Arbeiten, die sie vornehmen ließ, nach den Wünschen der Gesellschaft; so wurde Halley, damals noch sehr jung, nach der Insel Sankt Helena gesandt, um den südlichen Sternhimmel zu beobachten. Den Kometen, der nach ihm benannt ist, entdeckte er 1682 bei einem Aufenthalt in Frankreich, beobachtete ihn dann auf der neu eingerichteten Sternwarte zu Greenwich und stellte die Zeit der jeweiligen Wiederkehr desselben auf nahezu 76 Jahre fest, was sich seitdem bestätigt hat.

Den höchsten Ruhm unter allen Mitgliedern der Societät erlangte Isaak Newton, geboren im Todesjahr Galileis (1642) zu Woolsthorpe. Seine weltgeschichtliche Bedeutung besteht darin, daß er die Bemühungen, das Walten bestimmter Naturgesetze und zwar derselben, die auf der Erde wirken, im Weltraum nachzuweisen, auf großartige Weise zum Abschluß gebracht hat. Er erkannte die allen Körpern gemeinschaftliche Eigenschaft der Schwere und der Anziehungskraft, welche letztere in denselben Verhältnissen abnimmt, wie die Quadrate der Entfernungen zunehmen; er wurde hierdurch der Schöpfer der physischen Astronomie. Diese Lehre, deren wesentlichen Kern er bereits in seinem 24. Jahre bei einem Aufenthalt in seinem kleinen Heimatsort entdeckt haben soll, die Gravitationslehre, steht in Bezug auf Einfachheit und auf Allgemeinheit ihrer Geltung keiner von allen Wahrheiten nach, die jemals aufgefunden worden sind. Dies muß um so mehr ausgesprochen werden, als es in manchen gelehrten Kreisen Deutschlands Gebrauch geworden ist, sich über diesen großen Mann zweifelnd und selbst abfällig auszusprechen; bald wird seine theistische Weltanschauung beschränkt gefunden, bald wird er (nach Reminiszenzen aus Goethes Farbenlehre) des allzu hartnäckigen Festhaltens an

seinen Lehren beschuldigt. Hierzu mag der Umstand beitragen, daß die Engländer dem Frohgefühl, einen solchen Landsmann zu besitzen, mitunter einen übertriebenen Ausdruck gegeben haben, wie wenn sie gern das begeisterte Urteil wiederholen, er sei das vollkommenste aller menschlichen Wesen, oder wie es in seiner Grabschrift in der Westminsterabtei heißt, die Sterblichen sollten sich Glück wünschen, daß eine solche Zierde des Geschlechtes gelebt habe.

Newton wurde 1669 Professor zu Cambridge: bald nachher überreichte er der königlichen Societät ein nach seinen Angaben verfertigtes Teleskop, und nachdem ihn die Gesellschaft als Mitglied aufgenommen hatte, legte er ihr einen Teil seiner Analyse des Lichtes vor, doch nicht ohne Widerspruch, namentlich von seiten Hookes; als dieser zum Sekretär ernannt wurde, stellte Newton auf einige Jahre seine Mitteilungen an die Societät ein. Zunächst beschäftigte ihn nunmehr die Ausbildung der Gravitationslehre. Inzwischen war in Frankreich ein Meridian gemessen und demzufolge die Länge des Durchmessers der Erde genauer bestimmt worden. Diese neue Ermittelung war von entscheidender Wichtigkeit für die Berechnungen, welche Newton damals über die Bewegungen des Mondes anstellte. Sein Biograph David Brewster*) schildert sehr anschaulich die zitternde Erwartung, mit welcher Newton dem Ausgang der Berechnungen entgegensah; er ließ dieselben von einem Schüler zu Ende führen, und es ergab sich die vollständige Übereinstimmung der neuen Messungen mit seinem Gesetze der Gravitation. Die zwei ersten Bände des bewundernswürdigen Werkes: Mathematische Grundzüge der Naturphilosophie („Philosophiae naturalis principia mathematica") erschienen 1687.

Der Nationalkonvention, welche nach der Flucht Jakobs II. die neue Regierung Englands feststellte, wohnte Newton als Vertreter der Universität Cambridge bei (1689); auch war er im Jahre 1701 Mitglied desjenigen Parlaments, in welchem die fernere Thronfolge bestimmt wurde. Inzwischen war er durch Halifax' Einfluß zum Münzwardein und später zum Münzmeister mit ansehnlichem Gehalt ernannt worden. Ein Brand, der sein Laboratorium und einen Teil seiner Manuskripte zerstörte, wirkte nachteilig auf seine Gesundheit und, wie man behauptet, auch auf seinen Geist. Indessen wurde er unter Annas Regierung Präsident der Royal Society und veröffentlichte noch später eine Reihe bedeutender Untersuchungen. Von 1712 an geriet er mit Leibniz wegen der Erfindung der Differentialrechnung in einen Prioritätsstreit, der lange Zeit von Engländern und Deutschen hartnäckig

*) Die erste Ausgabe dieser Biographie erschien 1831 zu Edinburg, die zweite 1835 zu London, eine deutsche Übersetzung (von Goldberg) zu Leipzig 1833.

Isaak Newton.

John Milton.
(Nach dem Stich von F. G. Schmidt.)

fortgeführt wurde, über welchen sich aber Brewster sehr billig und verständig ausspricht. Man nimmt jetzt an, daß beide durchaus selbständig zur Auffindung ihrer Methoden gelangten, Newton jedoch weit früher; die Form aber, welche Leibniz der seinigen gab, ist selbst in England zuerst bekannt geworden und wird als die vorzüglichere betrachtet. Newton wandte sich allmählich vorzugsweise religiösen Betrachtungen zu und schrieb Erklärungen zu den Weissagungen Daniels und der Apokalypse, die neun Jahre nach seinem Tode erschienen sind und seinen Ruhm nicht erhöht haben. Das Fromme seines ganzen Wesens, seine Zerstreutheit, seine Entfernung von weiblichem Umgang, geben seiner ganzen Persönlichkeit in den Augen der Engländer jenen Reiz, welchen Kindlichkeit, verbunden mit Geistesgröße, hervorbringt. Er verstand in seinen letzten Lebensjahren seine Schriften nicht mehr. Dies vermochte die Hochachtung vor ihm nicht zu schmälern, und als er 1727 zu Kensington starb, wurde der Leiche fürstliche Ehre erwiesen. Damals hielt sich Voltaire in London auf und lernte die Fortschritte des Geistes in England mit dem Zustand in seiner Heimat vergleichen, wo namentlich die tonangebende Gesellschaft sich wie zum Teil noch heute zwischen den Extremen der Frivolität und der Bigotterie bewegte. So gelangte er zu den Ansichten, die er später in seinen „Lettres Anglaises“ bekannt machte. Neben den Äußerungen des politischen Fortschrittes und der Gedankenfreiheit machten besonders die Leistungen im Gebiete der exakten Wissenschaften Eindruck auf ihn, wie er ja auch als Dilettant mit einer Abhandlung: „Über das Feuer“ aufgetreten ist. Er, den man in den höfischen Kreisen Frankreichs empfindlich verletzt hatte, sah nun in nächster Nähe, wie man den Tod Newtons als einen Anlaß zu nationaler Trauer nahm, wie Herzöge es sich zur Ehre rechneten, die Zipfel des Leichentuches zu tragen. Dies gab ohne Zweifel seinem Hasse gegen geistige Unterdrückung einen erhöhten persönlichen Anreiz.

3. Politische Litteratur im 17. Jahrhundert; Natur- und Völkerrecht.

Im 17. Jahrhundert wurde man sich völlig darüber klar, daß nicht nur das mittelalterliche Staatswesen völlig unhaltbar geworden sei, sondern daß auch die Voraussetzungen, auf die man es zurückführte, nur in der Einbildung bestanden hatten. Die Einheit, welche vermittelst der Kirche bestanden hatte, war durch die Stürme der Reformationszeit gesprengt. Obwohl die Forderungen der Humanität hier und da sich regten, wurden doch die Kriege umfassender und blutiger als vorher. Dieser Umstand legte die Notwendigkeit einer neuen Begründung des Völkerrechtes nahe; zugleich aber bemühte sich der nachdenkende Geist, für die ganze ins Schwanken gekommene Staatslehre neue Grundlagen

zu gewinnen. Die Politik machte sich allmählich von der Theologie los und stellte am Schlusse des Jahrhunderts bereits allgemeine menschliche Forderungen auf, die zum Staate der Neuzeit hinüberleiteten. An dieser Geistesarbeit nahmen alle Denker Anteil; wir finden Bacon und Descartes, Hobbes und Spinoza, Locke und Thomasius mit Spekulationen über das Wesen des Staates und über die beste Verfassung beschäftigt. Auch auf diesem Gebiete können wir nur den leitenden Gedanken in ihrem Zusammenhang mit der Geschichte der Zeit nachgehen und erinnern daran, daß es in Deutschland zwei ausgezeichnete Werke giebt, in welchen die Neugestaltung der politischen Lehren geschildert wird, und von welchen das eine (von Bluntschli) in seiner Darstellungsweise jedem ernsten Leser zugänglich ist.*) Das andere, die „Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften" von Robert von Mohl, um neun Jahre früher erschienen, verfährt seinem Plane nach mühsamer in der Sichtung des Stoffes. Unter den allgemeinen Werken über Litteraturgeschichte ist das des Engländers Henry Hallam (Introduction to the Literature of Europe) nicht nur das reichhaltigste in Bezug auf unseren Stoff, sondern durch seine Korrektheit und nüchterne Unparteilichkeit auch neben Bluntschli und Mohl sehr nützlich; der letztere erwähnt es nicht, obwohl er die „Englische Verfassungsgeschichte" desselben Autors mit Anerkennung bespricht. Auf dem Gebiete der Staatslehre war die Anknüpfung an das klassische Altertum noch weit mehr durch die Umstände gegeben, als auf irgend einem anderen. Im Grunde hat schon Machiavelli in seinen Betrachtungen über die ersten zehn Bücher des Livius eine rein praktische und ebenso unkirchliche Staatsanschauung entwickelt, wie sie später auf einem weiten Umwege gewonnen wurde. Die Philosophen nehmen ihre Erläuterungen und Beispiele am liebsten von Griechen und Römern her: dagegen tritt bei den Politikern des 17. Jahrhunderts eine merkwürdige Vorliebe für die Republik Venedig hervor.

Wie in den Naturwissenschaften, so auch in der Staatslehre trieb eine Zeitlang, bis strengere Begriffe festgestellt waren, die Einbildungskraft ihr Spiel. Die politischen Märchen, die Staatsromane, über welche Mohl ausführliche Belehrung giebt, brachten manche Vorstellungen in Umlauf, für welche die Wissenschaft noch keine Handhabe bot. Wir dürfen über das Weitgreifende und Kühne dieser Vorstellungen erstaunen; sie kommen denjenigen gleich, welche einst Platon für seinen Idealstaat entworfen. Doch dürfen solche Gebilde einer suchenden Phantasie keineswegs für ganz nichtig und unfruchtbar gehalten werden;

*) Geschichte des allgemeinen Staatsrechtes und der Politik. Seit dem 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Von J. C. Bluntschli. München 1864.

sie deuten, wie die Fabel von der Atlantis, häufig die Richtung an, in welcher die Sehnsucht und das Bedürfnis der Menschheit sich bewegt. Thomas Morus giebt uns mit seiner „Utopia" das Beispiel eines geistvollen Humanisten, der sich der Formen des volkstümlichen Humors bedient, um manche Forderung zu erheben, für welche der dogmatische Vortrag noch nicht an der Zeit war; wie denn auf seiner Insel die Priester vom Volke gewählt werden und unbedingte Religionsfreiheit herrscht, vorausgesetzt, daß die menschliche Seele nicht geleugnet werde. Näher der Periode, die wir gegenwärtig behandeln, steht der Dominikanermönch Thomas Campanella aus Kalabrien, der sich als Gegner der Scholastik in seiner Heimat viele Feinde machte und daher längere Zeit in Oberitalien lebte. Nach seiner Rückkehr (1599) wurde er der spanischen Regierung in Neapel verdächtig; dieselbe ließ ihn foltern und 25 Jahre gefangen halten. Der Papst Urban VIII., der ihm gewogen war, nahm ihn endlich als einen Ketzer für seine Gerichtsbarkeit in Anspruch: nach einer kurzen Scheinhaft begab er sich wieder ins Ausland und starb 1639 in Paris. Sein politisches Ideal hat er in der Schrift: Sonnenstaat („Civitas Solis") aufgestellt, welche zuerst 1620 in Frankfurt erschienen ist. Schon Morus hatte den Privatbesitz beseitigt; im Staate Campanellas ist nicht nur das Eigentum, sondern auch die Ehe aufgehoben. Unter dem Großmetaphysikus, der an der Spitze der Regierung steht, walten in diesem Gemeinwesen drei Oberbeamte, welche die Macht, das Wissen und die Liebe vertreten. Die Erziehung der Kinder ist gemeinschaftlich; Handel, und zwar einzig Tauschhandel, wird nur mit Fremden betrieben. Campanellas Darstellungen sind oft sehr sinnlich gefärbt, und wir können ihn streng genommen nicht denjenigen Denkern beizählen, welche der Menschheit neue Wahrheiten brachten; doch erscheint er in den Sonetten, die er während seiner langen Kerkerhaft dichtete, schwungvoll und edel.

Den deutschen Reformatoren des 16. Jahrhunderts lag es fern, Theorieen über den Staat aufzustellen; selbst die Frage vom leidenden Gehorsam, die ihnen so nahe trat, und die später in England eine so entscheidende Bedeutung gewann, beantworteten sie mehr nach gelegentlichen Impulsen, als nach einem festen Grundsatz. Das Streben nach einem freieren und besseren gesellschaftlichen Zustande, wie es in den Forderungen der Bauern im Bauernkriege von 1524 und 1525 erscheint, wurde nach Unterdrückung derselben theoretisch nicht weiter geführt. Einige Andeutungen, wie wir sie bei Sebastian Franck und anderen finden, zeigen nur, wie sehr solche Bemühungen vereinzelt standen. Es ist recht bezeichnend, daß die Vorstellung von einem idealen Lande des Glückes bei Hans Sachs zur Fabel vom Schlaraffenlande

vergröbert erscheint. Aber selbst Luther beschränkte sich wesentlich auf seine Aufgabe, den Christenmenschen in der Freiheit des Untersuchens zu schützen, die Rechte des Gewissens zu wahren und die Einheit des Lebens mit der Lehre durchzuführen. Den Juristen war er ebensowenig hold als den Handelsleuten, und seine gelegentlichen Ermahnungen an Fürsten, daß sie nicht wie der Türke herrschen sollten, sind nichts mehr als Aufwallungen einer tüchtigen Natur. Ganz anders regte der Riesenkampf der Gegenreformation die Franzosen und Engländer zum Nachdenken über das Wesen des Staats und zu neuer Grundlegung der politischen Wissenschaft an. Den ersten systematischen Versuch zu einer solchen machte Jean Bodin, Parlamentsrat und Abgeordneter des dritten Standes bei der Versammlung der französischen Reichsstände in Blois; er starb 1596 zu Laon, nachdem er sich den Anhängern Heinrichs IV. angeschlossen hatte. Sein Hauptwerk: „La république" erschien 1577 zu Paris in französischer und neun Jahre später in lateinischer Sprache; er hatte diese Übersetzung selbst unternommen, nachdem er bei einem Aufenthalt in England erfahren hatte, daß man zu London und Cambridge über sein französisches Werk Vorlesungen hielt. Bodin besaß große Belesenheit in den Alten und philosophischen Geist; in den religiösen Kämpfen nahm er eine gemäßigte Stellung ein; es war ihm klar, daß die rettende That der Bartholomäusnacht keineswegs den Frieden, den er wünschte, hatte herbeiführen können. Auch wendete er sich mit Entschiedenheit gegen die kühle Nichtachtung des Sittengesetzes, die sich bei Machiavelli kundgiebt. Er hatte in dem Buche „Heptaplomees" den Versuch gemacht, sieben Anhänger verschiedener Religionsansichten, darunter einen Juden, einen Moslem und einen theistischen Philosophen, ihre Meinungen ohne Haß und Vorliebe entwickeln zu lassen, was ihn ohne Zweifel bei den Fanatikern jeder Partei verdächtig machte. In seiner Republik legt er großen Wert auf die Familie, als Grundbestandteil des Staates. Er stellte mit Scharfsinn die Attribute der Souveränität fest und erkannte als solche namentlich die Bestimmung über Krieg und Frieden, die Ernennung der Beamten, die Darstellung der obersten Instanz im Gerichtswesen, die Prägung der Münzen und das Recht der Begnadigung. So hoch er demnach den Souverän stellt, indem dieser zwar Gesetze giebt, aber außer von Gott keine empfängt: so erklärt er doch, daß Verträge, auch mit seinen Unterthanen, für ihn bindend sind. Auch bedarf er der Beratung; denn ein umfassendes Wissen ist einem König eher nachteilig, wie denn kaum irgend ein römischer Kaiser weniger Gelehrsamkeit als Trajan, keiner mehr als Nero besaß. In dem Gesichtskreise seiner Zeit war übrigens Bodin noch insofern befangen, als er ein Buch über Zauberwesen schrieb und auch in seiner

Republik dem Einfluß der Sterne ein Kapitel widmet. Dagegen ist hervorzuheben, daß er genauer und umfassender als irgend jemand vor ihm die Einwirkung bespricht, welche das Klima und die Landesart auf die Regierungsweise und die politischen Einrichtungen üben müssen. Er hebt unter anderm hervor, daß in Städten von nicht üppiger Umgebung der Kunstfleiß oft am besten gedeihe, und führt als Beispiel Athen und Nürnberg an. Mit aller Entschiedenheit spricht er für Einhaltung des gegebenen Wortes: er verwirft das Verfahren gegen Huß und erklärt, einheimische Beispiele von Gewalt und Verrat lieber mit Vergessenheit bedecken zu wollen.

Die Religionskriege und vor allem der Dreißigjährige veranlaßten manche Untersuchungen über völkerrechtliche Punkte, wie namentlich über das Recht der Gesandten; es trat die Notwendigkeit hervor, an der Hand der Vernunft wie des Herkommens Normen zu finden, durch welche das Unheil gemildert und eine Verständigung erleichtert werden würde. Der Zug aller Bessern bewegte sich in dieser Richtung; schon der Kampf der Niederländer hatte zu europäischen Kongressen Veranlassung gegeben. In diesem Lichte erscheinen sogar die Zänkereien der Diplomaten um Ceremoniell, Anredeformeln und dergleichen weniger widrig und absurd; sie gingen doch zum Teil aus jenem berechtigten Bedürfnis nach internationalen Verkehrsbräuchen hervor. Der Ruhm, in dieser Beziehung die Aufgabe seiner Zeit als aufrichtiger Christ, als freier Denker, als Staatsmann und gelehrter Humanist gelöst zu haben, wird fast einhellig dem von uns öfter genannten Hugo Grotius zugeschrieben. Grotius (Hugo de Groot) 1583 zu Delft geboren, wurde, wie wir erzählt haben, als Ratspensionär von Rotterdam in den Prozeß Oldenbarnevelts verwickelt. Damals hatte er bereits die rechtsphilosophische Frage von der ersten Besitzergreifung im besonderen Interesse seines Vaterlandes behandelt, indem er in der Schrift: Das Meer frei („Mare liberum“) den Engländern das Recht bestritt, innerhalb ihrer Seeherrschaft anderen Nationen die Fischerei zu untersagen. Er hatte hierin den berühmten englischen Juristen Selden zum Gegner, der unter dem Titel: Das Meer geschlossen („Mare clausum“) eine Verteidigung des britischen Verfahrens schrieb. Im Jahre 1631 trat Grotius in schwedische Dienste und verbrachte 10 Jahre als Gesandter am französischen Hofe; er legte auf diese Stellung einen solchen Wert, daß er sie in seiner von ihm selbst verfaßten Grabschrift anführt. Als er von einem Aufenthalt in Stockholm nach Holland zurückkehren wollte, wurde er durch einen Sturm nach der deutschen Ostseeküste verschlagen und starb 1645 zu Rostock. Seine Briefe und seine lateinischen Gedichte erschienen gesammelt; auch in holländischen Versen hat er sich versucht. Seine Apologie der christlichen Religion galt für eine der besten Schriften

dieser Art; auch hat er sich durch seine Erläuterungen (Annotationes) zum Alten und Neuen Testament den Namen eines großen Theologen erworben. Wir erwähnen dies nur darum, weil sein Verdienst um so größer erscheint, als er die neue Wissenschaft des Natur- und Völkerrechts von den Banden der biblischen Theokratie befreite; denn auch auf diesem Gebiete konnte man sich von dem symbolischen Zwang, namentlich der alttestamentlichen Vorstellungen nur schwer losmachen. Der oben genannte Selden hatte sich noch im Jahre 1640 mit großem Scharfsinn bemüht, in einem grundgelehrten Werk („De jure naturali juxta Hebraeos") ein Naturrecht aus den sieben Geboten herzuleiten, welche Gott bereits den Söhnen Noahs für das ganze Menschengeschlecht geoffenbart haben sollte. So abstrakt auch die Vorstellungen waren, die man über die erste Gründung der Staaten aufstellte, tastete man doch nicht leicht die Notiz an, daß Nimrod der erste Eroberer gewesen sei.

Das Hauptwerk des Grotius: „De jure belli et pacis" (Vom Rechte des Krieges und des Friedens) erschien bereits 1625 zu Paris, wo damals der Verfasser unter dem Schutze Ludwigs XIII. lebte. Als Beweggrund zu seinen Untersuchungen giebt er an: das Kriegführen unter christlichen Nationen unter ganz nichtigen Vorwänden habe derart überhandgenommen, daß es notwendig werde, diejenigen Gesetze festzustellen, welche als ewig und unabänderlich auch unter den Waffen nicht verstummen sollten. Die Notwendigkeit des Naturrechtes begründete er auf den geselligen Charakter des Menschen: als Autorität gilt ihm die Übereinstimmung der Nationen. Geschichte und Offenbarung zeigen uns, daß die Menschen das Bedürfnis haben, sich unter gegenseitiger Achtung ihrer Rechte zu einem staatlichen Gesamtleben zu vereinigen; dasselbe beruht auf einem Vertrag freier Menschen. Dieser Begriff vom Staate hat wohl etwas Enges und umfaßt bei weitem nicht die reichen Entfaltungen des Daseins in Volkstum und Gesellschaft; doch gab er einen Ausgangspunkt zu verständigen und humanen Erörterungen, so z. B. über das Recht der Verteidigung und des Widerstandes, über die richtige Ausdehnung des Verfahrens bei Krieg und Eroberung, über die Gültigkeit der Verträge sowohl unter Nationen, als zwischen König und Volk, wobei Grotius Theolog genug ist, die bestärkende Kraft des Eidschwures sehr hoch anzuschlagen. Besonders eingehend wird das von uralter Zeit her anerkannte Recht der Gesandten behandelt, ohne dessen Geltung ein Ende der Kämpfe nicht abzusehen wäre; ferner die Fragen über Anwendung des Betrugs im Krieg, über Ergreifung von Repressalien, über die Behandlung der Gefangenen, über Verträge mit Piraten, im ganzen über alles, was dazu beitragen kann, gewaltsam erworbene und gewaltsam auszuübende

Befugnisse im Sinne der Gerechtigkeit und Milde näher zu bestimmen. Grotius machte bei seiner Belesenheit gern Gebrauch von Stellen aus Dichtern und Geschichtschreibern, freilich ohne sie für bindend zu erklären; doch urteilen selbst seine Verehrer, er habe darin des Guten zu viel gethan. Im ganzen ist sein Name stets in Verbindung mit dem Ursprung wissenschaftlicher Behandlung und Feststellung des Natur- und Völkerrechtes in hohen Ehren geblieben, trotz der heftigen Angriffe, die einzelne Spätere, z. B. J. J. Rousseau, gegen ihn richteten.

Bei der Erörterung der Staatsverfassungen hielt man in jener Zeit meist noch an den drei von Aristoteles aufgestellten Grundformen der Monarchie, Aristokratie und Demokratie fest. In dieses Schema wollte das wunderliche Gebilde des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation nicht recht passen. Bodin gesteht, daß er dasselbe früher als eine Monarchie betrachtet, sodann aber als Aristokratie erkannt habe. Die Vorstellung, als sei der von den Habsburgern geleitete Staatenbund eine Fortsetzung des römischen Kaisertums und das oberste Reich der Christenheit, war so eingewurzelt, daß sie nur durch die völlig veränderte Weltlage zum Wanken gebracht wurde. In dieser Beziehung war eine Staatsschrift von Einfluß, die während der ersten Vorbereitungen zum Westfälischen Frieden unter dem erdichteten Autornamen Hippolithus a Lapide*) erschien. Der wahre Verfasser war Philipp Bogislaw von Chemnitz, Sohn eines schleswigschen Kanzlers und Enkel des angesehenen evangelischen Theologen Martin Chemnitz. Philipp Bogislaw trat schon sehr jung in holländische, dann in schwedische Dienste; er bezeichnete sich als „deutscher Historiographus der königlichen Majestät zu Schweden" und wurde 1648 von Christine in den Adelstand erhoben. Er war von glühendem Hasse gegen das Haus Österreich erfüllt und suchte nachzuweisen, daß die Dynastie Habsburg jene grundfalsche Vorstellung, das erste weltliche Schwert in der Christenheit zu führen, ebenso hinterlistig wie gewaltthätig zur Unterjochung Deutschlands mißbrauche. Nach ihm gehört die Souveränität im Reiche der Gesamtheit seiner Stände, nicht etwa den Kurfürsten allein; man hatte sich des Wahlrechtes zu Gunsten des Hauses Österreich begeben, in der Meinung, nur dieses Haus besitze die Mittel, um die Kosten der Kaiserwürde zu bestreiten und den Schutz gegen die Türkengefahr zu übernehmen; zum Heile Deutschlands aber müsse nicht nur Österreich von der weiteren Nachfolge ausgeschlossen, sondern

*) Nicht Hippolytus; das „Hippo" deutet auf den Vornamen Philipp, das Lithos auf den Familiennamen Chemnitz, im Slawischen Fels oder Stein. Vergl. die auf diese Schrift und Lehre bezügliche Abhandlung von Friedrich Weber in Sybels Historischer Zeitschrift, Jahrgang XV, Heft 2.

zertrümmert und seine Kronländer an andere Fürsten verliehen werden, damit ein wahrer, lebenskräftiger Ständebund erstehe. Von der Partei, die sich als die einzig reichstreue betrachtete, namentlich von Sachsen aus, wurden Hippolithus und seine „lästerliche Scharteke" mit den heftigsten Schmähungen überhäuft, und auch neuere Schriftsteller jener Richtung, wie Barthold, scheinen es für unmöglich zu halten, daß er von einer ehrlichen Überzeugung ausgegangen sei.

Im westlichen Europa beschäftigte sich die politische Litteratur bei dem abwechselnden Schicksal der Religionsparteien vielfach mit dem Rechte des Widerstandes, wovon Erörterungen über den Ursprung der Regierungsgewalt unzertrennlich waren. Es verdient bemerkt zu werden, daß die ausgezeichnetsten Gelehrten des Jesuitenordens zu Anfang des Jahrhunderts sich der Lehre vom göttlichen Rechte der Könige und vom unbedingten Gehorsam keineswegs zugethan erwiesen. Zu ihnen gehört der spanische Geschichtschreiber Mariana, der freilich von seinem eigenen Orden mit Ungunst behandelt wurde. In der Blütezeit der französischen Ligue scheute man sich nicht, jene Lehre vom Tyrannenmord wieder vorzunehmen, die bereits im Mittelalter dann und wann die Gemüter aufgeregt und die Geister beschäftigt hatte. Mariana bezeichnet in der ersten Ausgabe seiner Schrift über das Königtum („De rege et regis institutione", Toledo 1599) den Mörder Heinrichs III., Jacques Clement, als eine ewige Zierde Galliens (aeternum Galliae decus); in den späteren Ausgaben blieben diese Worte weg, und die Schrift selbst wurde um 1610 vom Pariser Parlament zum Feuer verurteilt. Aber während in England unter den ersten Stuarts die Lehre von der leidenden Unterwürfigkeit von hochkirchlichen Schriftstellern ausgebildet wurde, trat ein spanischer Jesuit, der berühmte Suarez aus Granada, mit strengem, philosophischem Scharfsinn dagegen auf, indem er in seinem Buch: „Über die Gesetze" nachwies, daß ein Fürst nur die vom Volk ihm übertragene Machtfülle besitze, und daß jedes Gesetz schließlich auf das allgemeine Wohl berechnet sein müsse.

Schon unter der Regierung Karls I. scheint ein Werk verfaßt zu sein, das in England zu weit größerem Einfluß gelangte, als ihm nach seinem geringen geistigen Gehalt zukam. Es war dies der „Patriarcha" von Sir Robert Filmer. In demselben war jede Herrschergewalt von Adam abgeleitet, dem sie, als dem ersten Familienhaupte, von Gott übertragen worden sei; jeder Herrscher von unzweifelhaftem Erbrecht, meint Filmer, könne die unbedingte Obergewalt als sein göttliches Recht von Adam her in Anspruch nehmen: die Lehre von einem Vertrage mit dem Volke und von Rechten desselben sei eitle Schultheorie. Doch scheint das Buch erst nach der Restauration der Stuarts ver-

breitet worden zu sein; am Hofe Karls II. wurde eine so idyllische Politik mit Freuden begrüßt. Dieser Umstand verschaffte dem abgeschmackten Werke noch am Schlusse des Jahrhunderts die unverdiente Ehre, von zwei bedeutenden Männern widerlegt zu werden, nämlich von dem Republikaner Algernon Sidney und von dem berühmten Locke zu Anfang seines Buches über Regierung (on Government). Sidneys Gegenschrift erschien erst 1698, also 15 Jahre nach seiner Hinrichtung.

Kurz vor dem Beginn der Bürgerkriege war der berühmte John Milton, geboren 1608 als Sohn eines Londoner Bürgers, von seiner Reise nach Frankreich und Italien zurückgekehrt. Wohl selten haben sich in einem Manne der feinste Sinn für Schönheit, Kunst und Wohllaut und der strenge Ernst, der zum Kampfe für politische und religiöse Freiheit befähigt, in solcher Weise verbunden gezeigt. Der junge Milton war Meister der lateinischen Verskunst; schön und beredt, gewann er in der formgewandten und geistvollen italienischen Gesellschaft nicht geringes Ansehen; auch mit Galilei wurde er bekannt. Aber er kehrte nach seinem Vaterlande zurück, um sich den Anhängern des Parlamentes beizugesellen. Im Jahr 1644 verfaßte er die an geistigem Gehalt bedeutendste seiner politischen Schriften, die Areopagitica, in welcher er dem Parlament von dem Beschluß abriet, für Drucksachen eine vorgängige Censur einzurichten. Die Sache der freien Meinungsäußerung durch die Presse ist niemals großartiger und eindringlicher geführt worden, daher auch noch Mirabeau die Areopagitica übersetzte und in der Einleitung erklärte, die in dieser Schrift verfochtenen Gedanken hätten England groß gemacht. Milton führt aus, daß die römische Hierarchie die Censur erfunden und daß die englische Bischofskirche mit ihrem Verfahren gegen Schriftsteller, mit Verhaften und Ohrenabschneiden ihr nachgeeifert habe. Die Freiheit aber sei die Nährmutter großer Geister; eigene Prüfung zieme dem Mann und dem Bürger; die damit verbundene Gefahr werde reichlich aufgewogen durch die Vorteile der Mündigkeit; die Wahrheit sei nicht wie der Proteus des Homer, der nur in Fesseln weissage. Durch Lesung dieser Schrift wurde ein englischer Büchercensor von der Verwerflichkeit seines Amtes so gründlich überzeugt, daß er dasselbe niederlegte. Milton erklärte es für Hochmut, fremde Meinungen nicht anhören zu wollen, wie er auch später für jede Religionsansicht Freiheit verlangte; nur dem Papismus wollte er, um seines Strebens nach Alleinherrschaft willen, die Gleichberechtigung nicht zugestehen. Unter Cromwell, den er in herrlichen Sonetten besingt, wurde er einer der Staatssekretäre für lateinische Ausfertigungen, und einige seiner Arbeiten haben wir im Zusammenhang jener Ereignisse genannt; auch ist bereits erwähnt worden, wie

schwach der übergelehrte Salmasius mit seiner Verteidigung des Königs (Defensio regis) ihm gegenüberstand. Salmasius ging von dem Gedanken aus, daß der König über dem Gesetze stehe, und richtete an Europas Fürsten die Aufforderung, die englische Rebellion mit vereinter Kraft niederzuschmettern. Milton hatte seine Ansichten über die Grenzen der obrigkeitlichen Gewalt schon früher in der Schrift: „Von Königen und Magistraten" niedergelegt. Bei Abfassung seiner Staatsschriften zur Verteidigung der Hinrichtung Karls I. strengte er seine geschwächte Sehkraft so sehr an, daß er unheilbar erblindete. Inzwischen war unter dem Titel: Königliches Bild („Eikon basilike") eine Sammlung von frommen Betrachtungen und Selbstgesprächen erschienen, welche man dem verstorbenen König selbst zuschrieb. Das Werkchen, das in Wirklichkeit den hochkirchlichen Bischof von Exeter, Gauden, zum Verfasser hatte, war auf die Empfindsamkeit der Leser berechnet; ungefähr wie man in Frankreich durch Schilderung der Herzensgüte und der Leiden Ludwigs XVI. weichherzige Gemüter über die Forderungen bürgerlicher Freiheit hinwegleiten wollte. Hier war Milton ganz an seinem Platze: in der Gegenschrift: „Iconoclastes" (der Bilderzertrümmerer) trat er mit alttestamentlichem Prophetenzorn auf und wies nach, welche Gleisnerei darin liege, Vertragsbruch und Tyrannenwillkür durch rührende Tiraden beschönigen zu wollen. Gleiche Strenge übt er in seinen Schriften über kirchliche Angelegenheiten; als zwei Grundübel bezeichnet er das Streben der Kirche, dem Widerspruch oder der Ketzerei auf dem Wege der Gewalt zu begegnen, und ferner ihre Ausstattung mit äußerem Besitz; insbesondere verwirft er die jüdische Einrichtung der Priesterzehnten. Wie Walther von der Vogelweide und andere mittelalterliche Gegner der sogenannten Schenkung Constantinus' nimmt er auf die Sage Bezug, daß damals eine Stimme von oben gerufen habe, die Kirche sei nunmehr vergiftet. Nach Cromwells Tode gab er noch zwei Schriften heraus, in welchen er nicht in Abrede stellt, daß ein eingeschränktes Königtum mit dem Staatswohl verträglich sei, doch aber für den Fall einer Wiederherstellung desselben die schlimmen Folgen vorhersagt, die nachher eingetroffen sind. Nach der Restauration wurden mehrere Schriften Miltons, darunter der „Iconoclastes", vom Henker verbrannt; doch blieb er bis zu seinem Tode (1674) persönlich ungekränkt. Den Zusammenhang seiner dichterischen Hauptwerke mit den politischen Ideen der Zeit haben wir hier nicht zu berühren. Was übrigens die Darstellung in Miltons Staatsschriften angeht, so wird dieselbe von deutschen Schriftstellern lebhafter gepriesen, als von seinen Landsleuten, welche seiner Polemik Leichtigkeit und Anmut absprechen.

Als der eigentliche Staatsphilosoph der Restauration gilt Thomas

Hobbes, den wir bereits als den Lehrer Karls II. besprochen haben. Er hatte als junger Mann mit Bacon verkehrt und während des Bürgerkriegs den geflüchteten Prinzen in Paris unterrichtet. Hier schrieb er auch sein Buch: Vom Bürger („De cive"), das er bereits 1642 für seine Freunde drucken ließ, und dessen Hauptinhalt er später in sein bedeutendstes Werk, den „Leviathan", verarbeitete. Das große Tier aus dem Buch Hiob gilt ihm als Vertreter des Staates, dieses ungeheuren Organismus, in welchen die einzelnen Menschen zu ihrer eigenen Sicherung flüchten. Hobbes schreibt die Entstehung des Staates keineswegs der geselligen Natur des Menschen zu, sondern der Furcht und dem Triebe der Selbsterhaltung. Er nimmt an, daß zwischen den erwachsenen Individuen der natürliche Unterschied an Geist und Körperkraft nicht besonders groß sei. Um so größer ist derselbe in Bezug auf Gemütsart, indem die Herrschsüchtigen, Hochfahrenden, Gewaltthätigen sich vordrängen, jeder das Recht nur nach seinem Nutzen mißt und schließlich eine gemeinsame Macht geschaffen werden muß, damit der Krieg aller gegen alle aufhöre. Am besten ist es nun, wenn der gemeinschaftliche Staatswille in die Hände eines Einzelnen niedergelegt wird: die absolute Herrschergewalt in ihrer Machtfülle ist nie so scharfsinnig, lebendig und selbst leidenschaftlich verfochten worden, als von Hobbes. Der Oberherr in seinem Staat giebt die Gesetze über das Eigentum, über Lehren und Meinungen, und jeder einzelne ist ihm Gehorsam schuldig, während er selbst an kein Gesetz gebunden ist. Das Volk, von dem seine Wahl ausgegangen ist, hat aufgehört, staatlich neben ihm zu existieren. Hobbes meinte wahrscheinlich mit Aufrichtigkeit, daß eine absolute Monarchie England den Frieden geben könne. Gleichwohl wurde er aus der Umgebung des Prinzen entfernt und begab sich 1652 nach England, wo er unter Cromwells Regierung unangefochten lebte. Der Fall, daß das Verhältnis der Furcht und der Macht sich gegen den Regenten wenden könne, ist bei ihm nicht vorgesehen. Seine kühne Geringschätzung des Freiheitstriebes, seine höhnische Nichtachtung sittlicher Ideale, seine überlegene Ausdrucksweise mußte einem Hofe, wie der Karls II. war, zusagen. Daß er dem Fürsten empfiehlt, für Handel und Ackerbau, überhaupt für den Vorteil und das Glück seiner Unterthanen zu sorgen, da die allgemeine Wohlfahrt das höchste Gesetz sei (salus publica suprema lex), machte nicht viel aus. Wohl aber schadete ihm die schneidende Feindseligkeit, mit der er sich gegen jeden geistlichen Einfluß ausspricht. Wo die Priesterschaft mit Verdammnis drohen darf, kann die geschlossene Einheit des Herrschertums nicht bestehen; der König allein hat daher zu beurteilen, welche Glaubensbekenntnisse zulässig seien. Ein so unerschrockenes, unzweideutiges System mußte lebhafte Zustimmung und

starke Anfeindungen erfahren. Hobbes erhielt 1660 von Karl eine jährliche Pension von 100 Pfund, mußte aber auch erleben, daß im Unterhaus der Vorschlag gemacht wurde, ihn als Atheisten zu verfolgen. Er zog sich auf das Land zurück, wo er an einer Übersetzung des Homer arbeitete, und starb 1679 auf einem Gute des Grafen von Devonshire im Alter von 91 Jahren.

Dürften wir die Leistungen der damals aufblühenden Rechtsphilosophie nach ihrem Gedankenwerte behandeln, so hätten wir auf den „Politischen Traktat" des großen Denkers Baruch Spinoza genau einzugehen*). Spinoza hat jedoch auch auf diesem Gebiete nicht auf seine Zeit in dem Sinne gewirkt, daß eine Schule sich an ihn angeschlossen hätte. Da nach seiner großartig abgeschlossenen Anschauung alles Dasein eine Einheit bildet, so daß die Erscheinungen in gesetzlich notwendiger Folge sich entwickeln: so ist auch die moralische Welt bei ihm auf Notwendigkeit gegründet, und im Naturzustand ist ein Unterschied zwischen Recht und Macht nicht vorhanden. Die Gewaltthat des Starken wie die List des Schwachen sind berechtigt. Der Mensch kommt, was die Beurteilung seiner sittlichen Anlage betrifft, bei Spinoza nicht besser weg als bei Hobbes, dessen Buch vom Bürger er gekannt zu haben scheint. Ihres Nutzens wegen entschließen sich die Menschen, sich einer Staatsgewalt zu unterwerfen, von der eigentlich erst das Recht beginnt und abgeleitet wird. Die absolute Machtfülle der Regierung ist durch die notwendige Rücksicht eingeschränkt, die sie auf die natürliche größere Stärke der Massen nehmen muß. Unter den Monarchieen, die Spinoza kannte, scheint er die aragonische am höchsten zu stellen; seine Erzählung von der Gründung derselben kann man fast eine staatsphilosophische Lehrfabel nennen. Die Forderung der persönlichen Geistesfreiheit regt er in diesem Werke nur an; in dem größeren Traktate dagegen (dem theologisch-politischen) erhebt er sie mit einer Kraft und Entschiedenheit, welche auch seiner Darstellung mehr Schwung und Wärme giebt, als die leidenschaftlose Ruhe des Deduzierens bei ihm sonst aufkommen läßt. Er preist die Stadt Amsterdam, welche in ihrer hohen Blüte zur Bewunderung der Nation durch Geistesfreiheit gedeiht, indem dort Mitglieder jeder Sekte in Eintracht leben und den Schutz des Staates genießen, sofern sie sich nur ehrbar und unschädlich verhalten. Die wahren Ruhestörer sind ihm diejenigen, welche die freie Meinung, die doch nicht zu unterdrücken ist, ächten und verfolgen.

*) Der „Tractatus Politicus" (nicht zu verwechseln mit einem anderen Hauptwerke Spinozas, dem „Tractatus Theologico-Politicus") blieb unvollendet, indem nur die monarchische und die aristokratische Regierungsform vollständig behandelt sind.

In England wurde erst dann wieder eine freie Staatslehre ungehindert vorgetragen, als Wilhelm III. den Thron bestieg, bei welcher Gelegenheit auch Locke, den man mit Recht als Mitgründer der Aufklärung des 18. Jahrhunderts nennt, aus Holland in sein Vaterland zurückkehrte. Inzwischen behauptete vor allen die Universität zu Oxford die Lehre vom leidenden Gehorsam. Indessen ist aus dieser Zeit die Staatslehre Richard Cumberlands hervorzuheben, der später zum Bischof von Peterborough ernannt wurde. Cumberland hebt in seinem Werk über die Naturgesetze („De legibus naturae disquisitio philosophica") nicht nur das gesellige Element im Menschen hervor, sondern er weist auch dem Wohlwollen und der Fähigkeit, sich dem Gemeinwohl unterzuordnen, eine bedeutende Wirksamkeit zu. Außerdem machen zwei Umstände seine Untersuchungen bemerkenswert. Erstens sieht er, obwohl Geistlicher, von jeder Bezugnahme auf biblische Theologie völlig ab, darin mit Pufendorf zu vergleichen, dessen Hauptwerk in demselben Jahre (1672) erschien; zweitens entlehnt er statt dessen seine Beweisgründe von den großen Naturforschern jener Zeit, einem Huyghens, Harvey und anderen. Er erläutert das gesellige Bedürfnis des Menschen und seine Neigung zum Gesamtwirken aus den sympathischen und ausdrucksvollen Gesichtszügen, der Sprache, dem perennierenden Gattungsbedürfnis, der verhältnismäßig langen Lebensdauer und aus der Fähigkeit, die Dinge der Außenwelt immer mehr zu vervollkommnen.

Unterdessen war in Deutschland das Natur- und Völkerrecht in den Kreis der Universitätswissenschaften aufgenommen worden. Dieser Fortschritt knüpft sich hauptsächlich an den Namen Samuel Pufendorfs an. Pufendorf, als der Sohn eines Predigers in der Nähe von Chemnitz geboren (1632, in demselben Jahr wie Locke und Spinoza) wurde, nachdem er in Leipzig und Jena studiert hatte, durch Vermittelung seines Bruders Jesaias Hofmeister im Hause des schwedischen Gesandten zu Kopenhagen und geriet mit der Familie desselben beim Ausbruch des Schwedischen Krieges in dänische Haft, welche acht Monate dauerte. In dieser Zeit studierte er Grotius und Hobbes und veröffentlichte sodann seine erste bedeutende Schrift: „Elemente der allgemeinen Rechtskunde", die im Jahr 1660 im Haag erschien. Er widmete dieselbe dem hochsinnigen Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der im nächsten Jahre für ihn zu Heidelberg den ersten deutschen Lehrstuhl für Naturrecht stiftete. Es ist dies derselbe Fürst, der auch Spinoza an seine Universität zu ziehen gedachte. Pufendorf gewann als Lehrer außerordentlichen Einfluß, fand aber auch viele Feinde und folgte nach zehn Jahren einem Ruf an die schwedische Universität zu Lund in Schonen, von wo er bald als königlicher

Historiograph nach Stockholm gezogen wurde. Hier schrieb er seine Geschichte der Thaten Karl Gustavs, die zu Nürnberg, und seine „Einleitung zur Geschichte der vornehmsten Staaten", die zu Frankfurt erschien. Er war schon 54 Jahre alt, als der Große Kurfürst ihn für seine Dienste gewann. Er starb als brandenburgischer Geheimrat und schwedischer Freiherr 1694 in Berlin; seine Geschichte des Großen Kurfürsten erschien erst nach seinem Tode. Den Antrag des kaiserlichen Hofes, eine Geschichte des Kaisers Leopold zu schreiben, lehnte er mit Recht ab, da diese Aufgabe zu seiner ganzen Richtung wenig gepaßt hätte.

Pufendorf ist für das deutsche Staatsrecht insbesondere durch eine Schrift wichtig geworden, die er nicht unter seinem Namen veröffentlichte, sondern durch seinen Bruder Jesaias, der damals schwedischer Gesandter in Paris war, 1667 in Genf zum Druck befördern ließ unter dem Titel: Über den Stand des Deutschen Reiches („De statu imperii Germanici") von Severinus a Monzambano. Pufendorfs Autorschaft wurde erst nach seinem Tode erwiesen: doch verteidigte er in Gesprächen und Briefen die Ansichten, welche in dieser Schrift ausgesprochen waren. Dieselbe enthält eine kühne und scharfsinnige kritische Darstellung des damaligen Reichskörpers, den der Verfasser schließlich geradezu als ein politisches Monstrum betrachtet. Sie wurde in Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt und stimmt in manchen Dingen mit Hippolithus a Lapide zusammen, obwohl sie keineswegs einen solchen Haß gegen das Haus Österreich an den Tag legt. Die Vorschläge, die er zu einer verbesserten Bundesverfassung macht, hätten damals, kurz nach Einsetzung des genannten Reichstags in Regensburg, die Grenze des Möglichen nicht überschritten. Der europäische Ruhm Pufendorfs beruht jedoch auf seinen „Acht Büchern vom Natur- und Völkerrecht", obwohl er vielleicht unter der Maske des Monzambano mehr Geist und Schärfe entwickelt hat. Er erkennt mit Grotius die gesellige Natur des Menschen und mit Hobbes die Furcht vor Verletzung als Ursache der Gründung des Staates. Die Anlage zum Recht hat Gott in die Menschenseele gelegt. Die natürliche Religion, abgesehen von der geoffenbarten, ist ihm notwendige Grundlage der staatlichen Gemeinschaft. Er verteidigt die eingeschränkte Monarchie und meint keineswegs mit Hobbes, daß der Herrscher gegen den Unterthanen kein Unrecht thun könne; doch spricht er dem letzteren das Recht zum Widerstand ab. Da Pufendorf bei seiner Begründung des Naturrechts nur auf das Wesen des Menschen und auf allgemein feststehende religiöse Vorstellungen, aber durchaus nicht auf Offenbarung und Kirchenlehre Bezug nahm, so regte er in dem rechtgläubigen Schweden einen heftigen Kampf gegen sich auf,

wobei die Regierung ihn in Schutz nahm. Bald aber trat die nicht minder strenge Leipziger Orthodoxie gegen ihn in die Schranken. Selbst der vortreffliche Seckendorf, der später, als Kanzler der Universität Halle, eine edle Milde zeigte, und dessen Andenken von Thomasius gefeiert wurde, wandte sich gegen ihn. Pufendorf wagte in seinen Entgegnungen zu erklären, es sei ebenso gleichgültig für den Philosophen, ob er ein Christ oder ein Heide sei, wie für den Musiker, ob er einen Bart trage; die Logik sei so wenig eine christliche Wissenschaft wie die Chirurgie; Christus habe die edelste Sittenlehre, aber kein politisches System vorgetragen; das Naturrecht gelte auch für Nichtchristen und sei Sache der Menschheit. Es hat in unserem Jahrhundert Kreise gegeben, und zwar wissenschaftliche, in welchen man diese Ansichten als flache moderne Aufklärerei zurückgewiesen hätte. Leibniz war den Lehren wie der Methode Pufendorfs abgeneigt; aber Thomasius, der große Aufklärer, der Bekämpfer der Ketzerrichterei, des Hexenprozesses und der Tortur, zeigt sich in seinen „Grundzügen des Natur- und Völkerrechts," die er in lateinischer und deutscher Sprache herausgab, wesentlich als Pufendorfs Nachfolger.

In Frankreich war zu Ludwigs XIV. Zeit eine Fortführung der Staatsrechtslehre, wie sie dem kräftigen Aufschwung Bodins entsprochen hätte, nicht möglich. Das vollendete absolute Königtum erschien eine Zeitlang wie ein verwirklichtes Ideal. Bossuet, der für die gallikanische Kirche arbeitete, wurde der Theoretiker der glänzenden Despotie, obwohl er den Königen von Willkürhandlungen abrät und Beachtung des Gesetzes wie des Herkommens anempfiehlt. Die Verbindung dieses politischen Systems mit einer Religionsübung voll Glanz und Schimmer hat niemand so klar ausgesprochen, wie Ludwig selbst in den Anweisungen an seinen Sohn, worin es heißt: „Es ist die erste Aufgabe der Staatskunst, Gott in angemessener Weise zu dienen. Indem wir uns Gott unterwerfen, geben wir dem Volke das beste Beispiel, wie es sich uns zu unterwerfen habe." Bossuets Schrift: Politik, gezogen aus der Heiligen Schrift („Politique tirée de l'Ecriture sainte") erschien erst fünf Jahre nach des Verfassers Tode und ist ganz in dem faltenreichen und doch geschmeidigen Stil seiner Predigten geschrieben. Gott, als König der Welt, hat in der Urzeit unmittelbar die Menschen regiert und später Könige eingesetzt. Die königliche Gewalt ist heilig, ein Abglanz der Majestät Gottes; sie ist väterlich und daher wohlwollend, sie ist unbedingt und muß um so mehr die Vernunft zu Rate ziehen, wie denn Salomo von Gott vor allem Weisheit erfleht hat. Religion ist die Grundlage des Throns; sie darf nicht frei sein, wenn auch die Todesstrafe gegen Andersdenkende nur im äußersten Fall anzuwenden ist. Die Vaterlandsliebe wird

hauptsächlich von seiten des Gehorsams eingeprägt, wie ja die Apostel selbst gute Bürger waren. Bemerkenswert ist, wie Bossuet in dieser Schrift aus dem Altägyptischen Reich einen Idealstaat macht: dort bestand nach ihm der Zweck der Staatskunst darin, das Leben bequem und die Völker glücklich zu machen; jedermann mußte sich nützlich beschäftigen; die Stände waren erblich, aber keiner derselben verachtet; die Richter erhielten keinen Sold, die gerichtlichen Verhandlungen wurden schriftlich geführt, damit eine falsche Beredsamkeit nicht irre führen könne; niemand durfte vor seinem Tode gepriesen werden und auch dann nur infolge eines öffentlichen Urteils. Mit Bossuets politischer Lehre steht seine Anschauung des Ganges der Weltgeschichte in genauem Zusammenhang. Er legte dieselbe in der: Rede über die allgemeine Geschichte („Discours sur l'histoire universelle") nieder, die übrigens nicht eine bloße Rede, sondern ein sehr umfassendes Werk ist. Er schrieb diese welthistorische Übersicht, welche er bis auf Karl den Großen fortführte, zunächst zur Belehrung des Dauphin, dessen Erziehung er im Jahre 1670 übernommen hatte. Seine Verehrer stellten sie an die Spitze aller Schriften über Philosophie der Geschichte, weil Bossuet zuerst die Ereignisse nach einem leitenden Gedanken erzählt habe. Dieser Gedanke ist die Erziehung des Menschengeschlechtes zum Christentum und sodann in demselben nach dem Plane Gottes. Der jüdischen Geschichte bis zu ihrer Vollendung durch Jesus mußten alle übrigen Völker, ohne ihr Wissen, förderlich sein; denn die Nationen wie die Einzelnen erfüllen Gottes Absicht, während sie für sich zu handeln glauben. Die Franzosen rühmen den sicheren Triumphton, in welchem diese Grundidee vorgetragen ist, und vergessen dabei, daß Bossuet einfach wegläßt, was nicht in seinem Rahmen paßt, und daß man ihm nicht mit Unrecht vorgeworfen hat, er spreche wie ein Geheimrat der Vorsehung.

Die Söhne des Dauphins, welchen Bossuet unterrichtet hatte, erhielten im Jahre 1689 den berühmten Fénelon (mit vollem Namen François de Salignac de Lamothe Fénelon) zum Lehrer. Er verdankte diesen Ruf seinem noch heutzutage geschätzten Buch über Mädchenerziehung („De l'éducation des filles"). Man ist mit Recht gewohnt, sich diese beiden hochbegabten Schriftsteller und Prälaten im ausgesprochensten Gegensatze zu denken. In ihren religiösen Händeln vertritt Bossuet eine klare, stolze, sichere, mit allem Rüstzeug versehene Orthodoxie, während Fénelon in seiner: „Erklärung der Grundsätze der Heiligen" die Sache des beschaulichen, in Gott ruhenden Gemütes führt. Die Schrift, aus welcher einige Lehrsätze von Papst Innocenz XII. verdammt wurden, gab dem König Veranlassung, den Verfasser, den er kurz vorher zum Erzbischof von Cambrai erhoben hatte, in seinen

XIII. 403.

François Salignac de la Mothe Fénelon.

Sprengel zu verweisen. Hier legte er seine Ansichten über Staatswesen und Fürstenbildung in dem weltberühmten Werke: „Die Abenteuer des Telemach" nieder. Dasselbe wurde jedoch verboten, noch ehe es im Drucke vollendet war; auch ist es unverkürzt erst nach dem Tode Ludwigs XIV. und Fénelons erschienen, die beide 1715 starben. Ohne Zweifel hatte der Verfasser bei manchen Fehlern, die er seinem Telemach zuschreibt, den ältesten seiner Zöglinge, den zur Thronfolge bestimmten Herzog von Bourgogne, vor Augen; dagegen war es zu weit hergesucht, wenn man am Hof annahm, er habe nach der Weise der heroischen Romane sein Werk mit Anspielungen versehen, so daß unter dem vertriebenen König Idomeneus Jakob II., unter der verlassenen Kalypso die Marquise von Montespan zu verstehen wäre. Man ist gegenwärtig geneigt, das hohe Darstellungstalent, das sich im Telemach kundgiebt, zu unterschätzen, weil das Buch hier und da ins Breite geht, und weil die damaligen Begriffe von Erneuerung des hellenischen Geschmacks und Stils nicht mehr die unsrigen sind*). Ebenso schreibt man mit Unrecht seinen politischen Ansichten eine unbestimmte Weichherzigkeit zu. Fénelon war in der Politik keineswegs ein Träumer; er spricht mit aller Bestimmtheit dafür, daß die Monarchie sich durch gesetzliche Einschränkung stärken und in einen geregelten Verkehr mit der Nation setzen solle, um deren Wünsche stets zu vernehmen. Im Jahre 1694 schrieb er einen seiner Briefe an den König, welchem wir die folgende Stelle entnehmen, ohne die Streitfrage entscheiden zu wollen, ob er wirklich an Ludwig gelangt sei: „Ihre Völker, bisher für Sie so begeistert, sind dem Hungertod nahe; Städte und Land entvölkern sich; Sie haben die inneren Kräfte Ihres Staates zur Hälfte vernichtet, um nach außen hin eitle Eroberungen zu machen. Unter dem Volke beginnen unruhige Bewegungen, wie sie seit langer Zeit unbekannt waren; Paris selbst ist davon nicht unberührt. Sie müssen entweder den Aufruhr ungestraft lassen oder das Volk niedermachen, dem Sie das im Schweiß des Angesichts erworbene Brot um Ihrer Kriege willen entreißen." Zu den politischen Romanen gehört, wie Mohl bemerkt, streng genommen nur die Beschreibung der Reformen, die Mentor in dem Staate Salentum vornimmt. Übrigens gehört das Buch seinem Charakter nach dem 18. Jahrhundert an, dessen Schwelle wir hier nicht überschreiten wollen. Für dieses Jahrhundert ist es nämlich bezeichnend, daß man zwar umfassende, tiefgehende Reformen

*) Voltaire apostrophiert den Verfasser des Telemach mit dem Worte: „J'admire fort votre style flatteur et votre prose, un peu traînante." Auch legt er seinem Weltkinde (Mondain) die Äußerung in den Mund, er möchte sein Glück nicht in Salentum suchen.

wünschte, daß man aber dieselben von oben, von wohlmeinenden Fürsten und ihren weisen Ratgebern erwartete. Vom Telemach an bis zu Hallers und Wielands Staatsromanen gruppiert sich die Erzählung um einen entweder mustergültigen oder zum Abschrecken gezeichneten Fürsten, und noch am Anfang des 19. Jahrhunderts wurde der Kaiser Alexander I. von Rußland, dem man eine weltbürgerliche Schwärmerei für Völkerglück nachrühmte, als der nordische Telemach gepriesen. Kurz vor der Revolution wird der Telemach als dasjenige Buch genannt, welches nächst der Bibel und der Nachfolge Christi die meisten Auflagen erlebt habe.

Unter den Franzosen, die infolge der Protestantenverfolgungen ihr Vaterland verließen, nahmen viele im Ausland, insbesondere in Holland, die Gelegenheit wahr, den Grundsatz der Gewissensfreiheit zu behaupten und den Haß gegen den Despotismus rege zu erhalten. Es ist von der höchsten Bedeutung für die Geschichte Europas gewesen, daß gleichzeitig in England durch Wilhelms III. Thronbesteigung ein freies Staatsleben Grund und Boden erhielt. Indem die Nation durch eigene Entschließung von der Erbfolge abwich und dem neuen Herrscher ein Gesetz bedingungsweise vorlegte, war die Lehre vom Vertrag, auf welchem der Staat beruht, praktisch und thatsächlich durchgeführt. Unter so günstigen Umständen konnte John Locke, den man wohl als den Nationalphilosophen Englands bezeichnen darf, die Offenheit und ruhige Kühnheit, die er in seinen metaphysischen Untersuchungen bewährt hatte, auch auf die Lehre vom Staat anwenden. Er war dazu berufen wie wenige. An Vorurteilslosigkeit und aufrichtiger Wahrheitsliebe stand er den Besten seiner Zeitgenossen gleich. Sein Vater, Hauptmann in der Armee des Parlaments, hatte ihm eine vortreffliche Erziehung gegeben. Er selbst blieb dem thätigen Staatsleben nicht fremd, indem er als englischer Gesandtschaftssekretär ein Jahr in Berlin verbrachte; sodann wurde er Erzieher im Hause Shaftesburys; er bildete seinen kränklichen Zögling zu einem kräftigen Mann heran und unterrichtete noch dessen ältesten Sohn. Aus dieser Beschäftigung gingen seine „Gedanken über Erziehung" hervor, in welchen er auf die Wichtigkeit der Körperpflege hinweist und ein System der Abhärtung ohne Rousseaus Übertreibungen lehrt. Locke empfiehlt übrigens Erziehung durch Hofmeister und spricht geringschätzig von derjenigen Lebensbildung, die auf Schulen gewonnen wird. Es hängt dies damit zusammen, daß er der herkömmlichen Pedanterie abhold war, die gute Gesellschaft im Auge hatte und auf den gesunden Weltverstand zu wirken bemüht war. Locke sah sich genötigt, mit Shaftesbury nach Holland auszuwandern; seine Stelle am Christ-College in Oxford wurde ihm rechtswidrig entzogen. Angesehene Männer, darunter William

Penn, wirkten ihm Begnadigung aus; er aber ging nicht darauf ein, indem er erklärte, wer sich keines Verbrechens bewußt sei, sei nicht in der Lage, Gnade anzunehmen. Im Jahre 1689 kehrte er auf dem Schiffe, welches die Königin Maria nach England brachte, in die Heimat zurück und erhielt ein einträgliches Amt. Seine letzten Jahre verbrachte er auf dem Lande, zu Oates, wo er 1704 starb, nachdem er sich noch kurz vorher für einen Freund aller Menschen und für ein aufrichtiges Mitglied der wahren Kirche Christi erklärte. Sein berühmter: Versuch über den menschlichen Verstand („Essay concerning human understanding"), an dem er schon lange gearbeitet hatte, erschien im Jahr 1690. In demselben leugnet er bekanntlich das Vorhandensein angeborener Ideen und erklärt, daß unsere Begriffe teils durch äußere Wahrnehmungen vermittelst der Sinne, teils durch innere auf dem Weg der Reflexion entstehen. Die Denkweise, welche Locke hier entwickelt, blieb in England und ein halbes Jahrhundert lang auch in Frankreich die herrschende. Doch berührt sie unseren Gegenstand nicht so unmittelbar, als Lockes Briefe über Toleranz und seine zwei: Abhandlungen über Regierung („Treatises on government"). Unter den letzteren ist die eine gegen den Patriarcha von Filmer gerichtet, in der zweiten geht er von der Theorie des Vertrages aus und sucht dem Einwurfe zu begegnen, daß ein solcher geschichtlich nicht nachweisbar sei. Den Widerstand gegen eine Regierung, die das Gesetz vernichtet, findet er ebenso rechtmäßig wie die Selbstverteidigung gegen Räuber. Auf ein Hauptgebrechen der englischen Einrichtungen, das in unserem Jahrhundert eine große Rolle gespielt hat, machte er hier zuerst aufmerksam, indem er hervorhebt, wie sinnlos es sei, daß Burgtrümmer, welche von einer Stadt nur noch den Namen tragen, Vertreter in die gesetzgebende Versammlung schicken, während blühende Grafschaften von diesem Recht ausgeschlossen seien. In seinen Briefen über Toleranz erklärt Locke, die Sorge für den Glauben sei kein bürgerliches Interesse, die Religion sei eine Sache des Gemüts und die Kirche eine freiwillige Vereinigung; er verlangt demnach auch für Juden und selbst für Heiden nicht nur Duldung, sondern Teilnahme an den staatsbürgerlichen Rechten. Dies war gewiß kühn; denn an Duldung religiöser Meinungen war damals, außer in Holland und der Türkei, nirgends zu denken; man durfte, wenn man nicht als Indifferentist angeklagt sein wollte, nicht einmal die Stimme dafür erheben. Seinen Beweis für das Christentum nahm Locke vom Wesen und von der Wirkung der christlichen Lehre her und verwarf den Beweis „durch Wunder und unnatürliche Wirkungen." Locke eröffnet die Angriffe

auf ein System, das sich überlebt hatte und für die neuen Verhältnisse nicht mehr paßte*).

4. Wissenschaften, Litteratur und Kunst in den Niederlanden.

Während man in anderen Ländern sich damit begnügte, das Altertum zu studieren und sich seinen Stil und Geschmack anzueignen, wurde in den Niederlanden Größeres geleistet. Hier entstand zuerst in der Neuzeit ein auf Gemeingeist und thätigem Bürgertum beruhendes Staatsleben in antiker Weise. Niemals, wenn wir von den alten Griechen absehen, hat ein auf so kleinen Raum beschränktes Volk in anderthalb Jahrhunderten so Großes geleistet und der Welt so leuchtende Beispiele gegeben, wie die Generalstaaten. Von jeher hatte der Kampf mit dem Meere den Sinn der Völker vom Delta des Rheins bis über Friesland hinaus gekräftigt. Nun aber hatte das Volk dieser Landschaften unter Berufung auf die ewigen Rechte der Menschheit sich für frei erklärt. Ebenso klug als tapfer und ausdauernd benutzten sie jeden Umstand in der europäischen Politik, der ihnen förderlich sein konnte. Das neue Gemeinwesen, das sie gründeten, rief bei den Staatsmännern Europas wie bei den Philosophen neue Gedanken hervor. Sie wurden die Schöpfer eines Kolonialwesens, das wir dem hellenischen zwar nicht gleichstellen können; denn es war einzig auf Egoismus gegründet, und die Holländer haben nicht, wie die Griechen von Kyrene, von Massilia und zahlreichen anderen Seestädten aus eine schöne und edle Kultur landeinwärts verbreitet. Doch rief die ausgedehnte Meeresherrschaft alle Kräfte ins Feld, auch die wissenschaftlichen; die Erdkunde, das Kartenzeichnen, die Astronomie erreichten eine ungeahnte Ausbildung. Die Städte blühten so mächtig auf, daß die russischen Abgesandten, welche 1615 in Holland erschienen, schon damals das ganze Land als eine zusammenhängende Stadt schilderten. Das kleine Land konnte nicht durch Produktion glänzen; zwar brachten, wie Einheimische rühmen, einzelne Zweige, wie die Blumenzucht und die Anfertigung von Kunstwerken große Summen ins Land; aber hauptsächlich durch seinen Handel und durch das Kolonialwesen blieb Holland, auch nachdem England ihm übermächtig zur Seite getreten war, bis in das 18. Jahrhundert hinein ein Musterstaat. Selbst die hohen Steuern galten nur für einen Beweis des Wohlstandes.

Der Gemeingeist gab sich nicht nur in Festlichkeiten, sondern noch rühmlicher in Staatsbauten und öffentlichen Anstalten kund. In Hol-

*) Vergl. F. C. Schlossers „Geschichte des 18. Jahrhunderts," fünfte Auflage. Berlin, 1879. Bd. I, S. 377 ff.

land hat sich der bürgerliche Sinn, wie früher einzelne Reichs- und Hansestädte ihn kundgaben, unter dem Einfluß der Freiheit gerade damals bewährt, als jene sanken; Holland wurde im Norden das Heimatland des neueren Stiftungswesens. Das Rathaus zu Amsterdam (im Jahre 1808 zu einem Palast für Ludwig Bonaparte eingerichtet) hieß das achte Wunder der Welt; es erhoben sich Anstalten für Geisteskranke und Gefängnisse, in denen auf Besserung der Insassen bedacht genommen wurde.*)

Besonders rühmlich und auch vorteilhaft für die Generalstaaten war ihr Verhältnis zur Geistesbildung und zu den Wissenschaften. Wie jede Kunst, so schlossen sich auch die Studien und die Freiheitsideen in ihrem Ursprung stets an die Religion an. Verhandlungen über die subtilsten Glaubenssätze fanden in Holland am Familientisch und in den Wirtshäusern statt. Eine Übersetzung der Bibel wurde schon von dem von uns oft erwähnten Philipp von Marnix, Herrn von Sainte-Aldegonde, unternommen; aber erst auf Anregung der Dordrechter Synode kam endlich 1637 die amtlich anerkannte sogenannte Staatenbibel zu stande. Trotz der gehässigen Gomaristischen Händel, trotz der Anfeindungen des Cartesianischen Systems blieben doch die holländischen Städte ein Asyl der freien Meinung. Wir haben bereits auf jedem einzelnen Gebiete der Wissenschaft in erster Reihe teils geborene Holländer, teils Ausländer erwähnt, die in Holland eine Zuflucht fanden. Im Jahre des Westfälischen Friedensschlusses erhielt Holland seine fünfte Universität, Harderwyk; die vier anderen waren Leiden, Franeker, Utrecht und Gröningen. Außerdem hatte das im Jahre 1632 gegründete Athenaeum illustre zu Amsterdam fast den Rang einer Universität. Unter ihnen behielt Leiden immer den höchsten Rang, sowohl in der Mathematik, Jurisprudenz und Medizin, als namentlich in der Philologie. Holland wurde der Hauptsitz der Polyhistorie, einer neuen Art von Wissen, welche man als Nachfolgerin des italienischen Humanismus betrachten kann. Die Leidener und andere Gelehrten gingen nämlich bei ihren Bemühungen um alte Schriftsteller allerdings auch auf die Verbesserung der Texte und auf das Sprachliche aus; aber sie suchten insbesondere die Realien, die sogenannten Altertümer zu erklären und stapelten zu diesem Zweck eine Unmasse von Wissen auf. Es wurde nicht nur das Staatswesen, die Chronologie, die Münzkunde behandelt, sondern auch die Trachten der Griechen und Römer, ihr Gottesdienst, ihr Hauswesen, ihre Schiff-

*) Ein solches zu Amsterdam hatte die schöne Inschrift:
Die Bösen haff' ich nicht, ich zwinge nur mit Güte;
Voll Straf' ist meine Hand, doch liebreich mein Gemüte.

fahrt, ihre Kriegswaffen, ihre Belagerungskunst. So wurden in einem ganz anderen Umfang, als die Grammatiker des Mittelalters es ahnten, sämtliche Studien für die Erklärung der Alten in Dienst genommen. Viele betrachten den jüngeren Scaliger, Joseph Justus, der als Protestant Frankreich verließ und bis zu seinem Tode (1609) 16 Jahre lang Professor in Leiden war, als den Begründer dieser Richtung. Ein Riese an Gelehrsamkeit war der mehrgenannte Salmasius, der aber sein ungeheures Material nicht geistig zu sichten und zu verknüpfen wußte. Johann Friedrich Gronovius, geboren in Hamburg, wurde zuerst Professor am Gymnasium zu Deventer und dann, nach dem Tode des berühmten Daniel Heinsius, an der Universität zu Leiden. Er ist hauptsächlich als Herausgeber lateinischer Geschichtschreiber und Dichter berühmt; auch begleitete er das Kriegs- und Friedensrecht des Hugo Grotius mit Anmerkungen. Sein Sohn Jakob sammelte in 13 gewaltigen Bänden die besseren Abhandlungen über griechische Altertümer (Thesaurus Antiquitatum Graecarum, erste Bände 1697). Ihm zur Seite trat der nicht minder berühmte Grävius, geboren zu Naumburg an der Saale, um dessen Besitz Amsterdam und Leiden, Heidelberg und Padua stritten; er blieb jedoch Professor zu Utrecht, wo er 1703 starb. Grävius veranstaltete eine Sammlung von Schriften über römische Altertümer (Thesaurus Antiquitatum Romanarum).*) Johann Gerhard Vossius (Voß) war zwar in der Nähe von Heidelberg geboren, aber niederländischen Ursprungs; seine Hauptwerke beziehen sich auf Grammatik, Stilistik und Rhetorik. Sein Sohn Isaak Vossius verwickelte sich in viele gelehrte Streitigkeiten, machte große Reisen, auch nach Stockholm zu der Königin Christine, begab sich dann nach England und starb 1689 zu Windsor. Auch das Studium der orientalischen Sprachen wurde zu Leiden beträchtlich erweitert: Golius verfaßte ein umfassendes Lexikon der arabischen Sprache, das noch heutzutage Wert hat, und vermachte der Universitätsbibliothek 150 Handschriften. Überhaupt bot Holland und vor allem Leiden und Amsterdam den Gelehrten und Studierenden vorzügliche Lehrmittel, wozu die hohe Ausbildung der Druckerei und des Buchhändlerwesens beitrug. Die berühmte Verlegerfamilie Elzevir, die in den beiden genannten Städten ihren Sitz hatte, stammte von einem Buchbinder ab, der um der Religion willen seine Vaterstadt Löwen verließ und in Leiden eine Stelle als Universitätspedell erhielt. Ihre Drucke, oft in sehr kleinem Format, zeichnen sich zum Teil durch äußerste Korrektheit

*) Es befinden sich darunter zwei über das laticlavium (den Purpurstreifen an der römischen Tunica), deren eine von Albrecht Rubens, einem Sohne des großen Malers, verfaßt ist.

und Schönheit aus und werden noch jetzt von gelehrten Bücherfreunden gesucht. Nehmen wir hinzu, daß Holland im 17. Jahrhundert eine glänzende Juristenschule hatte, so begreift sich die Anziehungskraft, welche es für strebende junge Männer hatte. Die ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller, wie Opitz, Gryphius und andere, verweilten längere Zeit zu Leiden. Dazu kam die Achtung, die man dort bedeutenden Gelehrten erwies; sie waren den Staatsmännern befreundet und wurden auch wohl in öffentlichen Angelegenheiten verwendet; einige, wie Daniel Heinsius, Professor der Staatskunst, wurden vom Papst, von Gustav Adolf, von der Republik Venedig mit Auszeichnungen überhäuft. Unter den holländischen Staatsrechtslehrern, deren wir noch nicht oben im Zusammenhang gedacht haben, erwähnen wir hier Graswinkel, der dieselben obskuren Ansichten verteidigte, wie der Engländer Filmer, indem er nur die von Adam hergeleitete absolute Gewalt gelten ließ, und, im Gegensatze zu ihm, den späteren Ulrich Huber, der in der Demokratie die vernunftmäßigste Staatsform erkannte und den Herrschern nur einen bedingten Gehorsam von seiten der Bürger zugestand.

Die Poesie der Holländer ist schon darum von untergeordneter Bedeutung, weil sie, bei der räumlichen Beschränkung der Schriftsprache, niemals einen großen Einfluß übte. Doch wird gewöhnlich angenommen, daß sie auf Martin Opitz, den man als den Vater der neueren deutschen Kunstdichtung gelten läßt, anregend gewirkt habe. Unter den Lateindichtern des 17. Jahrhunderts nehmen allerdings die Niederländer einen hohen Rang ein. Hugo Grotius wird besonders gerühmt; sein: Adam in der Verbannung („Adamus exul") wurde oft aufgelegt und noch in unserem Jahrhundert ins Englische übersetzt; Milton soll einiges aus ihm geschöpft haben. Daniel Heinsius verfaßte außer seinen Jugendgedichten (Juvenilia) eine Tragödie: „Herodes der Kindermörder" in lateinischen Jamben, die sehr viel gelesen wurde. Barläus, der mit ungemeiner Leichtigkeit dichtete, wurde für seine mythologisch aufgestutzten Hochzeits- und Trauerelegieen sehr hoch bezahlt. Indessen blieb der vaterländische Aufschwung auch für die Volkssprache nicht wirkungslos. Schon am Ausgang des Mittelalters waren größere Vereine entstanden, die sich zu poetischen Übungen versammelten, und an welchen sich der Adel und der Bürgerstand beteiligte, nämlich die sogenannten Kammern der Rederyker (Rhetoriker, d. h. Dichter). Man kann dieselben nicht in der Weise, wie es oft geschieht, mit unseren Meistersängern vergleichen; sie wirkten lebendiger und volkstümlicher und enthielten sich in ihren Schaustücken weder der politischen noch der reformatorischen Anspielungen. Eine dieser Kammern setzte ihre Thätigkeit in die Neuzeit fort und wurde zum Ausgangspunkte patriotischer

Bestrebungen für die Pflege der Muttersprache und für Schöpfung einer Kunstpoesie, deren Charakter keineswegs unvolkstümlich war. Dies war die Amsterdamer Gesellschaft „In liefde bloeijende“ (in Liebe blühend). Sie erhielt eine bedeutende Verstärkung durch angesehene Einwanderer aus Antwerpen; auch Marnix gesellte sich ihr zu; das berühmteste Mitglied aber war Spiegel, den man zuweilen etwas hochtrabend den holländischen Ennius nannte. Diese Gesellschaft ließ sich die Reinhaltung der Sprache angelegen sein, die unter der burgundischen Herrschaft stark mit fremden Wörtern und Wendungen vermischt worden war, und sorgte für Abfassung grammatischer Schriften. Da sie diese Wirksamkeit um 1584 begann, so hatte Holland früher als Deutschland und Frankreich eine akademische Sprachgesellschaft. Bald trat neben sie eine freie Vereinigung von Dichtern und Gelehrten, welche auf einer Villa bei Muyden ihre Sitzungen hielt, und an deren Spitze der berühmte Geschichtschreiber Peter Hooft, Drost von Muyden, bis zu seinem Tode (1647) stand; es gehörten derselben auch einige von ihren Landsleuten hochgepriesene Frauen an. Hooft selbst übersetzte den Tacitus ins Holländische und nahm sich den Stil desselben auch für seine eigenen Geschichtswerke, worunter eine Geschichte der Niederlande das bedeutendste ist, zum Muster. Außerdem dichtete er zwei Tragödien, zu welchen er den Stoff aus der heimischen Vorzeit nahm. Diese Schauspiele, wie auch die des genialeren Jost van der Vondel, sind mit lyrischen Chorgesängen nach Art der Alten versehen. Vondel war in Köln geboren, kam aber früh mit seinen Eltern, welche Wiedertäufer waren, nach Amsterdam. Hier nährte er sich als Strumpfwirker, bis er eine Stelle am Pfandhaus erhielt. Er lernte in seinem 30. Jahre Latein und übersetze den Virgil und Ovid; am bedeutendsten aber erscheint seine die Schulregeln durchbrechende Kraft in seinen Satiren und ernsten Schauspielen. Früher ein eifriger Anhänger der Remonstranten, trat er in höheren Jahren zum Katholizismus über, wovon sich die Spuren in seinem „Lucifer“ und in der „Maria Stuart“ zeigen. Doch scheint dieser Übertritt ihn nicht in dem Grad, wie man erwarten sollte, dem Volke entfremdet zu haben; er blieb bis zu seinem Tode, der in seinem 92. Jahre (1679) erfolgte, in hohem Grade beliebt. Die oben erwähnte rhetorische Kammer nahm sich auch des Schauspiels an; am 3. Januar 1638 wurde unter ihrer Mitwirkung das erste massive Schauspielhaus in Amsterdam eröffnet, und zwar mit Vondels Drama: „Gisbrecht von Amstel“, das noch jetzt für die beste holländische Tragödie gilt und alljährlich an dem genannten Tage aufgeführt wird. Fast noch volkstümlicher als Vondel, obwohl ihm an Dichterkraft nicht gleich, ist Jakob Cats, der in seinen Gesinnungen und in seinem öffentlichen Charakter der Freiheit und den vaterländi-

XIII. 411. Baruch Spinoza.

schen Überlieferungen treu blieb. Er erschien zweimal als Gesandter der Generalstaaten in England, war eine Zeitlang Ratspensionär in Holland und wurde nach dem Westfälischen Frieden Großsiegelbewahrer. Am verbreitetsten ist eine Sammlung seiner kleinen Erzählungen, Fabeln und Allegorieen, welche man „Das Buch des Vaters Cats" nannte und neben der Bibel als zweites Hausbuch pries. Diese Gedichte geben eine einfache, ansprechende Moral in klarer, lebendiger Darstellung. Cats ist vielseitiger und frischer als unser Gellert, der auch lange Zeit der Liebling der mittleren Stände war. Hooft, Vondel und Cats sind die bedeutendsten Namen einer zwischen dem Akademischen und dem Volkstümlichen in der Mitte stehenden Litteratur. Gegen Ende des Jahrhunderts gelangte in Holland der französische Geschmack durchgängig zur Herrschaft.

Den höchsten Ruhm bei der Nachwelt erwarb sich Holland in seinem großen Jahrhundert durch die Freiheit und den Schutz, den es den Gedanken gewährte. Descartes und Locke bildeten hier ihre Systeme aus. Der große Denker Spinoza hätte in keinem anderen Land Europas der Nachwelt das Bild eines unabhängigen Weisen geben können, der, an keine Religionsgemeinde gefesselt, nur der Wahrheit lebte. Benedikt (Baruch) Spinoza, geboren 1632 zu Amsterdam, stammte von eingewanderten portugiesischen Juden. Wir haben schon bemerkt, daß diese Einwanderer sich mehr als ihre östlichen Glaubensgenossen durch würdige Lebensformen, höhere Bildung und reine hebräische Mundart auszeichneten. Er genoß rabbinischen Unterricht und lernte die alten Sprachen von einem holländischen Arzt, van dem Ende. Doch konnte der Abstand seiner Gottesanschauung von der jüdischen nicht lange verborgen bleiben: es wurde die Formel des jüdischen Bannes, der Cherem, gegen ihn ausgesprochen, und er erhielt sogar vor der Synagoge einen Messerstich. Seitdem hielt er sich von der jüdischen Gemeinde gänzlich entfernt, ohne förmlich in einen christlichen Religionsverband einzutreten. Doch blieb er in einiger Verbindung mit den Arminianern und munterte gelegentlich auch andere auf, den Predigten derselben beizuwohnen. Seinen Lebensunterhalt gewann er durch das Schleifen optischer Gläser. Einige Zeit lebte er ziemlich unstät; doch ließ er sich bald zu Rhynsburg bei Leiden, später in Voorburg beim Haag, endlich im Haag selbst nieder. Sein Verhältnis zu den Zeitgenossen ist höchst merkwürdig: einerseits ist er bei den unteren Ständen als Jude nicht beliebt, als Gottesleugner verschrieen; andererseits finden wir, daß die angesehensten Männer seine Freundschaft suchen und sich vergeblich bemühen, ihn zur Annahme bedeutender Geldgeschenke oder wenigstens eines auskömmlichen Jahresgehaltes zu bewegen. Aus seinen späteren Lebensjahren erfahren wir aber auch,

daß die Bauern der Umgegend ihn als einen milden, sanften und rechtschaffenen Mann verehrten. Den Ruf nach Heidelberg schlug er aus, um niemand Anstoß zu geben. Er war von dunkler Gesichtsfarbe und von schwachem Wuchs; auch starb er schon im 45. Lebensjahre (1677) an der Schwindsucht. Eines der zwei bedeutendsten Werke Spinozas, die Ethik, ist erst nach seinem Tode von dem Arzt Ludwig Meyer herausgegeben worden. Die Geschichte seines Denksystems gehört erst einer späteren Zeit an. Doch hat die großartige Ruhe seiner Darstellung, in welcher er mathematisch beweisend verfährt, auf einzelne Leser von jeher einen tiefen Eindruck nicht verfehlt. Da Spinoza nur ein Seiendes anerkennt, die einzige, unbegrenzte, durch sich bestehende Substanz, in welcher sich alles Einzeldasein samt seinen Gegensätzen bewegt; da diese Substanz ihm Gott ist: so fehlt seinem Gottesbegriff, was den meisten unentbehrlich scheint, die Persönlichkeit, und, was kein Mythus und keine Volksreligion entbehren kann, die Menschenähnlichkeit. Da ferner dies Gesamtdasein sich in Zeit und Raum nach unabänderlicher Notwendigkeit entwickelt, so bleibt für Willensfreiheit keine Stätte: das System ist streng deterministisch. Auch die Spinozistische Auffassung des Bösen und Guten fügt sich in kein gangbares Moralsystem ein: nimmt man hinzu, daß in Spinozas Staatslehre die Zusammenstellung von Recht und Macht leicht als eine Beseitigung aller sittlichen Pflicht mißdeutet werden kann, so waren Elemente genug vorhanden, um auf lange hinaus das ganze System anstößig erscheinen zu lassen. So blieb an ihm der Vorwurf des Atheismus haften, während er doch als die letzten Sätze seiner Philosophie lehrt, das höchste Erkennen sei die Erkenntnis Gottes; aus dieser entspringe die höchste Geisteswonne, die innere Ruhe durch den Gedanken an die Notwendigkeit aller Dinge, die Erlösung von dem fruchtlosen Kampfe mit der Endlichkeit unseres Wesens. Die höchste Geistestugend aber ist ihm die Liebe zu Gott; wer Gott wahrhaft liebt, erwartet nicht, daß Gott ihn wieder liebe; sein Lohn besteht in der Seligkeit jener höheren Erkenntnis.

Unter den Ausländern, die von Holland aus veraltete Lehren angriffen und den Geist der Prüfung und des Zweifels anregten, war Peter Bayle unbedingt derjenige, der den unmittelbarsten und thätigsten Einfluß geübt hat, namentlich auch durch die unermüdliche Arbeitskraft, mit welcher er sich neue Formen der Mitteilung zu schaffen wußte. Bayle (geboren 1647) war der Sohn eines reformierten Geistlichen in Südfrankreich; als er in Toulouse bei den Jesuiten studierte, wurde er durch freundliche Unterhandlungen seiner Lehrer und Genossen zum Übertritt bewogen, blieb jedoch nur anderthalb Jahre dem Katholizismus getreu und begab sich sodann nach der Schweiz. Nach seiner

Rückkehr erteilte er Unterricht in Paris und wurde sodann Professor der Philosophie an der protestantischen Akademie zu Sedan im Herzogtum Bouillon. Als jedoch beim Beginn der Hugenottenbedrängnis diese Akademie eingezogen wurde, nahm er eine Lehrerstelle in Rotterdam an. An seinem Beispiele läßt sich klar machen, wie wenig das in Frankreich herrschende System durch Vertreibung seiner Gegner Ruhe gewonnen hatte. In Bayle war der Geist der Untersuchung und des Widerspruchs rastlos lebendig; man nennt ihn im 17. Jahrhundert vorzugsweise den Zweifler, wie etwa Hume im 18. Mit Weltkenntnis ausgerüstet, wußte er seine Erörterungen an naheliegende Interessen der Gegenwart zu knüpfen; bei seiner ungeheuren Belesenheit frischte er die Untersuchungen mit Anspielungen, Gleichnissen und Anekdoten auf. Er gab Schriften, die man in Frankreich unterdrückt hatte, in Holland neu heraus. Er neckte unaufhörlich die Dogmatiker der Kirche wie der Schule und machte mit großem Scharfsinn und auch mit Erfolg darauf aufmerksam, welche Schwierigkeiten von Anfang an der Feststellung allgemeiner Wahrheiten entgegenstehen. Die Grundsätze der religiösen Duldung verfocht er nicht nur theoretisch, wie Locke, sondern erörterte sie insbesondere bei Gelegenheit der französischen Hugenottenverfolgung. Zumeist ließ er es sich angelegen sein, nachzuweisen, daß die persönliche Achtbarkeit eines Menschen sowie die Festigkeit und Würde seines sittlichen Verhaltens von der religiösen Glaubensmeinung unabhängig sei. Hierdurch wirkte er mächtig auf seine Zeitgenossen ein, namentlich auf die höheren Stände, unter denen er viele Leser hatte. Daß ein kühnes Auftreten auch in Holland Schaden bringen könne, hatte Bayle zu erfahren. Nachdem im Jahr 1680 ein Komet Schrecken verbreitet hatte, gab er seine: Verschiedenen Gedanken über den Kometen („Pensées diverses sur la comète") heraus. Der nächstliegende Zweck dieser Schrift, die Kometenfurcht zu beseitigen, scheint uns heuzutage der mannigfachen geistvollen Erörterungen und Streifzüge kaum würdig, die Bayle daran knüpfte; die letzteren waren ihm aber die Hauptsache. Sodann veröffentlichte er einen: Philosophischen Kommentar über die Worte des Evangeliums „Compelle intrare" (zwinge sie einzutreten). In dieser Schrift, die er als eine Übersetzung aus dem Englischen herausgab, wagte er die Gründe zu bestreiten, die der heilige Augustinus für die Verfolgung der Ketzer und Ungläubigen vorbringt. Durch beide Schriften regte er einen ebenfalls aus Frankreich geflüchteten Prediger, Jurieu, gegen sich auf, und dieser Kampf zog sich viele Jahre lang hin. Bayle verlor nicht nur seine Stelle in Rotterdam, sondern es wurde ihm sogar die Erteilung von Privatunterricht verboten. Dagegen blieb ihm die Preßfreiheit, und er erweiterte seine Thätigkeit durch die Herausgabe des

Dictionnaire historique et critique (seit 1696). Aber in diesem Werke fand Jurieu neue Klagepunkte auf; Bayle hatte den persönlichen Charakter des Königs David sehr ungünstig beurteilt und andererseits die Moral einiger Atheisten mit Lob erwähnt. Diese Streitigkeiten erhöhten indes nur sein Ansehen; er stand bis zu seinem Tode (1706) an der Spitze der Freidenker.

Bayle bemächtigte sich eines neu aufgefundenen Mittels zur Ausbreitung seiner Meinungen und seines Einflusses, indem er eine gelehrte Zeitschrift herausgab. Nachdem die Bücherfreunde sich lange Zeit mit den Frankfurter Meßkatalogen begnügt hatten, wurde in Paris das Journal des Sçavans begründet, dessen erste Wochennummer im Januar 1668 in Sedezformat erschien; als Herausgeber nannte sich ein Herr von Hedouville. Dasselbe brachte Berichte über neue Bücher, Nekrologe von Schriftstellern, Nachrichten über neue Erfindungen und Entdeckungen, Dekrete der Universitäten und der Gerichtshöfe. Bayle erkannte wohl, welche Vorteile sich an eine solche Veröffentlichung knüpfen: vor allem unausgesetzter Verkehr mit dem Publikum und die Möglichkeit, vereinzelte Gedanken vor dasselbe zu bringen. Er begründete daher (1684) sein einflußreiches Journal: Nachrichten aus der Republik der Wissenschaften („Nouvelles de la république des Lettres"). Bald nachher begann der arminianische Professor Leclerc in Amsterdam die Herausgabe der Bibliothèque Universelle. Das Diktionär gab Bayle ebenfalls Gelegenheit, seine Kenntnisse nutzbar zu machen und seine Ansichten auszubreiten. Dieses Werk, dessen zwei erste Bände 1696 zu Rotterdam erschienen, sollte ursprünglich dazu dienen, die Lücken eines älteren encyklopädischen Werkes, von Moreri, auszufüllen; daraus allein geht schon hervor, daß die Auswahl der Artikel weder gleichmäßig noch systematisch ist; sie richtet sich vielmehr nach des Herausgebers Gesichtskreis und seinen Liebhabereien. Die Artikel sind oft weniger anziehend als die Anmerkungen, die Bayle aus den Vorräten seines Wissens entnahm. Davon abgesehen, brachte das Werk eine ungeheure Wirkung hervor; besonders die Schwäche des Dogmatismus und das Zweifelhafte der Meinungen werden überall mit Scharfsinn aufgedeckt. Sophisterei und Vorliebe für das Unterhaltende, Pikante, bis über die Grenzen des Anstandes hinaus werden diesem Werke nicht mit Unrecht vorgeworfen. Es blieb aber das Arsenal, aus welchem die Bekämpfer des Alten ihre Waffen holten, und ist somit in kleinerem Maßstab ein Vorläufer der großen französischen Encyklopädie des 18. Jahrhunderts. Wie sehr übrigens Bayle das Bewußtsein hatte, daß ein neues Zeitalter der Litteratur angebrochen sei, ergiebt sich aus folgender merkwürdigen Stelle: „Das 16. Jahrhundert brachte eine größere Zahl von Gelehrten hervor, als das 17.; und doch war es bei

weitem nicht so erleuchtet. Während der Herrschaft der Kritik und Philologie hatte ganz Europa Wunder der Gelehrsamkeit aufzuweisen. Seitdem durch das Studium der neuen Philosophie und der lebenden Sprachen ein anderer Geschmack aufgekommen ist, haben wir aufgehört, jenes tiefe und umfassende Wissen zu beachten. Dafür ist in der gelehrten Republik ein schärferes Verständnis und ein gesünderes Urteil verbreitet; man hat jetzt weniger Gelehrsamkeit, aber mehr Geschicklichkeit".

In den spanischen Niederlanden, welche monarchisch und katholisch blieben, trat die geistige Regsamkeit während des 17. Jahrhunderts ganz und gar zurück. Wir haben gesehen, welches schmählich geringe Maß von Gemeingeist und Gesinnung diese Landschaften während der Kriege kundgaben, die um ihretwillen geführt wurden. Die „Rhetorischen Kammern" waren schon unter Philipp II. unterdrückt worden; aber auch die Wissenschaften konnten unter der absoluten Herrschaft und der klerikalen Knechtung nicht fröhlich aufblühen. Philipps Tochter, die oft von uns genannte Klara Eugenie Isabella und ihr Gemahl Erzherzog Albrecht, hatten noch die Litteratur einigermaßen begünstigt und selbst bei dem berühmten Philologen Lipsius Vorlesungen gehört. Lipsius, in der Nähe von Brüssel geboren, hatte längere Zeit in Rom und Wien gelebt und war dann zum Protestantismus übergetreten, worauf er eine Professur in Jena übernahm. Später wurde er Professor der Geschichte zu Leiden und verwaltete dieses Amt 13 Jahre lang, während welcher Zeit er als katholischer Eiferer und absolutistischer Politiker wirkte, bis er endlich offen zur römischen Kirche zurücktrat und sich nach manchen Schicksalen an die Universität Löwen, den alten Lieblingsort der Dunkelmänner, begab, wo er als Professor und spanischer Historiograph im Jahr 1606 verschied. Während des nun beginnenden 17. Jahrhunderts ist aus dem jetzigen Belgien von einer volkstümlichen litterarischen Thätigkeit nichts zu berichten; nur einige Jesuiten, wie Hoschius, zeichneten sich als Lateindichter aus. Dagegen wollen wir eines sehr wichtigen und umfangreichen Werkes gedenken, das um 1643 in Belgien angelegt und auf welches ein ungeheurer Gelehrtenfleiß verwendet wurde. Es sind dies die Acta Sanctorum, d. h. eine umfassende, ja geradezu erschöpfende Geschichte der Heiligen und Märtyrer, welche alles früher auf diesem Gebiete Gearbeitete, sowohl die Sammlungen, wie die einzelnen Notizen, in sich aufnehmen sollte. Das Unternehmen ging von Brüssel, Antwerpen und der Abtei Tongerloo aus. Die Mitarbeiter, unter denen sich ausgezeichnete Männer befanden, werden in ihrer Gesamtheit Bollandisten genannt, nach Johann von Volland aus Limburg, der zwar nicht den ersten Gedanken dazu gefaßt hatte, aber zu den ersten Herausgebern gehörte.

Im Laufe von anderthalb Jahrhunderten erschienen 53 schwere Bände. Als Belgien an die französische Republik kam, wurde die Herausgabe unterbrochen; später aber sind unter günstigen Umständen einige weitere Bände erschienen. Für den Forscher ist das Riesenwerk eine sehr schätzbare Fundgrube.

Die Malerei gewann in beiden Teilen der Niederlande um die Zeit, welche wir eben behandeln, eine bedeutende Ausbildung, ja sie erreichte ungeahnte Höhepunkte und nahm in Holland Richtungen an, die nur in der Neuzeit möglich waren. Wir dürfen jedoch, wenn wir den Plan dieses Werkes nicht ganz außer acht lassen wollen, nur den Zusammenhang dieser Richtungen mit der neuen Bildung und Denkweise andeuten und allenfalls den größten Erscheinungen einige Bemerkungen widmen. Es war auch in den Niederlanden bei den Künstlern Sitte geworden, entweder nach Italien zu pilgern oder sich doch daheim das stilvolle Wesen und die durchdachten Formen der römischen und toscanischen Künstler oder die Farbentechnik der Venezianer womöglich anzueignen. In dieser Richtung erwarb sich besonders Franz Floris (eigentlich Franz Devriendt, † 1570) aus Antwerpen einen bedeutenden Ruf. Es läßt sich jedoch nicht verkennen, daß diese Künstler die alten einheimischen Vorzüge der Treue und Natürlichkeit einer angenommenen Manier und einem falschen Pathos aufopferten. Besonders wucherten die mythologischen Zieraten, so z. B. an den Triumphbögen für Karl V. und Philipp II., zu welchem Floris den Plan vorzeichnete. In den spanischen Niederlanden blieb die Kunst der katholischen Kirche gewidmet, doch behielt sie nicht die alte Unbefangenheit, wie denn überhaupt in der Geschichte kein Vorgang sich unverändert wiederholt. Die begeisterte Glut, welche sich etwa in der spanischen Poesie des 17. Jahrhunderts kundgiebt, stand mit dem vlämischen Kunstgeist kaum mehr als mit dem holländischen in Einklang. Ein Künstler von gewaltiger Kraft, der nicht nur in jedem Fache der Malerei wunderbar thätig war, sondern auch das Gebiet derselben ausdehnte, Peter Paul Rubens, war gewiß aufrichtiger Katholik und bei wichtigen Fällen im spanischen Staatsdienste thätig; doch bricht bei ihm die Landesart überall durch. Sein Vater, ein Rechtsgelehrter und Schöffe von Antwerpen, hatte sich nach Köln geflüchtet, und es wird als feststehend angenommen, daß Rubens hier oder, was neuerdings für erwiesen gilt, zu Siegen am Tage Peter und Paul, 29. Juni 1577 geboren, aber in seinem zehnten Jahre von der Mutter nach Antwerpen zurückgebracht wurde. Schon 1600 begab er sich nach Italien, erhielt bald vom Herzog von Mantua den Titel eines Hofjunkers und wurde von demselben nach Madrid gesandt. Vom Jahr 1608 war Antwerpen sein Wohnsitz; der Erzherzog Albrecht ernannte ihn zum Hofmaler

Doch nahm er einmal für längere Zeit Aufträge in Paris an und verkaufte dort seine Kunstsammlung an den Herzog von Buckingham für 100 000 Gulden. Im Jahr 1629 war er beim Friedensabschlusse zwischen Spanien und England thätig, wofür ihm Karl I. eine goldene Kette mit seinem Bildnis schenkte. Rubens führte das Leben eines großen Herrn und ließ viele Gemälde nach seinen Skizzen von zahlreichen Schülern ausführen. Er starb 1640 zu Antwerpen. Da ihn das Streben nach Naturwahrheit beseelte, das sich besonders in lebensvoller und warmer Farbenfülle kundgab, so konnten auch die kirchlichen Gegenstände unter seiner Hand weder ihre symbolischen Züge, noch ihren ideellen Charakter behalten. Sein Schönheitsgefühl stand ohnedies hinter seinem Sinn für Wahrheit und Leben zurück. Seine Historienbilder, mögen sie nun biblische, mythologische oder geschichtliche Gegenstände behandeln, treten dem Beschauer in voller dramatischer Kraft entgegen; die einzelnen Figuren sind durch energischen Zusammenhang zu einer Scene verbunden. Mitunter gehen sie teils im Sinnlichen, teils im Gräßlichen weiter als einem reinen Geschmacke zusagt. Auch wenn er einen idealischen Gegenstand vorführt, gebraucht er derbe Formen aus der Wirklichkeit; dasselbe ist bei seinen allegorischen Darstellungen der Fall. Wo nun der Stoff zu einer solchen Einkleidung paßt, wie z. B. bei der Gefangennahme Simsons, werden die herrlichsten Wirkungen erreicht; wo aber ein Gedanke bildlich ausgedrückt werden soll, wird das Gemälde vor lauter Lebenswahrheit ebenso undeutlich, wie ein symbolisches Bild aus dem Mittelalter*).

Die staunenswerte Thätigkeit und Vielseitigkeit des Rubens dürfen wir hier nur durch Anführung einiger seiner berühmtesten Werke kennzeichnen. Wir nennen daher die sehr figurenreiche Amazonenschlacht auf der Brücke des Flusses Thermodon; die ergreifende Kreuzabnahme in dem Dom von Antwerpen, die jedoch sehr durch die Zeit gelitten hat; den Kindermord zu Bethlehem in München, auf welchem die Verzweiflung der Mütter in fast grauenvoller Weise dargestellt ist; die Wunder des heiligen Franz von Assisi und des heiligen Ignaz von Loyola; Christus unter den Sündern. Zu den biblischen Stoffen gehört auch noch die widerwärtige Scene des flüchtigen Loth mit seinen Töchtern. Mythologischer Art sind seine Venusfeste, der Liebesgarten und das grob sinnliche Bacchanal in München. Übrigens hatte der

*) Rubens hat die Geschichte der Maria von Medici in einer Reihe von Bildern dargestellt. Auf ihr Zerwürfnis mit ihrem Sohn Ludwig XIII. deutet ein Schlußbild, auf welchem die Wahrheit von der Zeit enthüllt und in den Himmel gehoben wird, wo Mutter und Sohn sich versöhnen; um so schwerer zu verstehen, je lebendiger die beiden allegorischen Frauenzimmer vor uns stehen.

Katholizismus unter dem Einfluß der Jesuiten eine weltlich freie und gefällige Richtung angenommen, die sich auch in den Schöpfungen des großen vlämischen Meisters mitunter kundgiebt: seine hochberühmte Madonna, die den heiligen Ildefonso vor ihrem Thron empfängt, ist gleichsam ein himmlisches Konversationsstück im edelsten Stil, ein Hofempfang unter Heiligen. Überall schweift seine Kunst in ihrem Streben nach Wahrheit über den Rahmen des Kirchlichen hinaus. Seine Anbetung der Hirten zeigt uns die Teilnahme einfacher guter Menschen an dem Neugeborenen einer schönen fremden Frau. Bei diesem Zwiespalte kommt es uns manchmal vor, als sei der heilige Gegenstand parodiert. Erst in dem protestantischen Holland wird ein weiterer Schritt gethan, indem die Kunst sich von der kirchlichen Überlieferung völlig löst und in der objektiven Nachbildung der Lebenszustände, der landschaftlichen Natur, der menschlichen Gesichtszüge ganz neue Gattungen ausbildet, welche das Altertum wie das Mittelalter kaum oder gar nicht kannten, welche aber bei Rubens teils angedeutet, teils schon zu hoher Vollendung gebracht sind; denn er war nicht nur als Bildnismaler durch Kraft und Fülle ausgezeichnet, sondern seine lustige Kirmes und ähnliche Scenen, seine Löwen- und Wolfsjagden, seine Märkte sind herrliche Leistungen, und er ging mit ihnen zum Teil den Niederländern in das Gebiet voran, auf welchem sie in ganz neuer Art Bedeutendes, ja Vollendetes geschaffen haben.

Ehe wir zu ihnen übergehen, wollen wir noch in der Kürze Van Dycks und Teniers' erwähnen. Anton van Dyck, geboren 1599 zu Antwerpen, Sohn eines Glasmalers, war 19 Jahre alt, da er zuerst als Schüler zu Rubens kam; bald nachher ging er auf einige Jahre nach Italien und kehrte bereits hochberühmt in die Heimat zurück. Von Karl I. nach England berufen, wurde er mit Ehrenbezeigungen überhäuft, erhielt den Bath-Orden und heiratete die Tochter des Lords Ruthven. Als er von einer Reise nach Paris zurückkehrte, fand er die Revolution in vollem Gange; er starb im Dezember 1641. Für den Kenner haben seine Historienbilder großen Wert, und sein gekreuzigter Christus zwischen den Schächern im Dome zu Mecheln wird von dem berühmten englischen Maler Josua Reynolds für eines der schönsten Bilder in der Welt erklärt. Uns geht er hauptsächlich als Bildnismaler an: in diesem Fache soll er zwar an Farbenwirkung dem Tizian nachstehen, doch wird ihm wegen seines feinen Formgefühls, wegen des Adels und der natürlichen Haltung, die er seinen Personen verleiht, wegen der meisterhaften Klarheit und Rundung der Gesichtszüge ziemlich allgemein der erste Rang zugestanden; wenige Künstler haben Geschmack und Leichtigkeit in solcher Verbindung gezeigt. Es ist übrigens auch geschichtlich von Bedeutung, daß die

Peter Paul Rubens und Anton van Dyck.
(Nach dem Stich von Paul Pontius: nach Anton van Dyck.)

Bildnismalerei im 16. Jahrhundert einen so hohen Aufschwung nahm und im 17. ihre Vollendung erreichte; in einer Zeit also, da die leitenden Persönlichkeiten im Staatsleben die höchste Wichtigkeit gewannen. Intelligenz, durch wissenschaftliche Bildung erhöht, bewußte Würde, Feinheit und Zurückhaltung blicken uns aus den Gesichtszügen der Staatsmänner, Kaufherren, Gelehrten und Dichter entgegen, wie sie uns, von einer kleidsamen Tracht umrahmt und noch nicht durch Wolkenperücken eingeengt, von niederländischen Meistern überliefert sind. Von van Dycks Hand hat man gegen 250 Bildnisse; in seiner letzten Lebenszeit begann er flüchtiger zu arbeiten. Unter denjenigen seiner Bildnisse, welche die englische Königsfamilie darstellen, ist besonders eines in Windsor berühmt, nämlich die fünf Kinder Karls I. mit einem großen Hunde, aus dem Jahr 1637. Gruppen von Bildnissen, auch Konversationsstücke genannt, wurden sehr beliebt; eines der merkwürdigsten, von Rubens (in Florenz befindlich), wird als „die vier Philosophen" bezeichnet, stellt aber in Wahrheit den Meister selbst mit seinem Bruder Philipp, den Philologen Lipsius und den Hugo Grotius dar.

David Teniers der Jüngere, der Sohn eines gleichnamigen geschickten Malers, geboren 1610 in Antwerpen, ist uns darum bemerkenswert, weil er in der Wahl der Stoffe denjenigen Weg betrat, auf welchem die Holländer ihre eigentümliche Größe erreichten. Ludwig XIV. wollte, was recht bezeichnend ist, nichts von ihm wissen, aber der Erzherzog Leopold Wilhelm ernannte ihn zum Inspektor seiner Galerie, die später nach Wien kam. Teniers wurde sogar reich, so daß er auf seinem Schlosse zu den drei Türmen (Dry Toren) bei Lerck unweit Brüssel wie ein fürstlicher Gönner die Gelehrten und Künstler Belgiens um sich versammelte; er starb zu Brüssel 1685. Er malte gern zufriedene Menschen unter bescheidenen Verhältnissen, Bauerntänze, Karten- und Kegelspieler, Jahrmärkte, auch Affenkomödien; seine Figuren, selbst Jünglinge und Mädchen, giebt er ohne Verschönerung, wie das Land sie ihm bot. Phantastisch sind seine Darstellungen eines Alchimisten in einem mit sonderbaren Apparaten überhäuften Zimmer sowie des heiligen Antonius, den Satanas mit Erscheinungen versucht.

In Holland aber entwickelte sich nach allen Seiten hin eine neue Kunstrichtung, die sich von allem symbolischen Zwange, ja dem Anschein nach von aller Idealität löste, dabei aber dem Menschenleben und der äußeren Natur neue ungeahnte Reize und tiefe Stimmungen abgewann. Wir erinnern uns einerseits daran, daß in den Niederlanden stets ein gewisser Sinn für drolligen Humor lebendig war, und daß man dort die Fabel von Reineke ausbildete, in welcher dem

Tierleben seine menschenähnlichen Züge abgelauscht sind: andererseits aber dürfen wir nicht vergessen, daß im 17. Jahrhundert die Philosophen und Naturforscher sich anschickten, die Gegenstände ohne vorgefaßte Meinung in ihrem wirklichen Dasein zu ergründen, und daß gleichzeitig im englischen Drama die Regungen des Gemüts ohne Rücksicht auf Zeit, Art und Stand in lebendiger, objektiver Wahrheit dargestellt wurden. Das menschliche Dasein entwickelt seine innersten Pulsschläge und die Erscheinungswelt ihre vertrautesten Züge oft in Kreisen, welche man im Altertum und im früheren Mittelalter nur selten dichterisch und noch weit seltener künstlerisch behandelte.

Wir würden hier ausführlicher von dem großen Meister Rembrandt (Rembrandt Harmensz van Rijn) sprechen, wenn der Plan dieses Werkes es zuließe, und wenn nicht neuere Kunstschriftsteller, vor allen Anton Springer, seine Wirksamkeit namentlich im Zusammenhang mit dem Jahrhundert und mit der Landesart ganz vortrefflich dargestellt hätten. Rembrandt soll in der Mühle seines Vaters an dem sogenannten Alten Rhein bei Leiden 1607 geboren sein. Keiner der Maler, bei denen er Unterricht hatte, gewann entscheidenden Einfluß auf seine künstlerische Bildung. Er war zweimal verheiratet; seine wirtschaftlichen Verhältnisse gerieten mehrmals in Zerrüttung; er starb 1669. Bei ihm, wie bei anderen niederländischen Meistern, tritt derselbe Umstand ein, wie bei einigen großen Italienern: ihr Lebenslauf ist von Anekdoten und Sagen durchflochten, dagegen sind die wichtigsten biographischen Angaben zum Teil unsicher.

Rembrandts Helldunkel ist weltberühmt und sprichwörtlich; einige wollen diese Meisterschaft auf die Eindrücke zurückführen, die er als Kind in der Mühle empfing. Das Leben der Fläche, wie sie sich, durch Licht und Schatten bestimmt, dem menschlichen Auge zeigt, ist noch nie so frei und sicher erfaßt und wiedergegeben worden. Seine Beleuchtung wirkt schöpferisch, indem sie selbst dem Unschönen und Dürftigen Poesie und Seele verleiht. Rembrandt ist überhaupt nicht der Mann der edlen Form und Zeichnung. In seinen biblischen Stücken bricht er völlig mit der Überlieferung; seine heiligen Familien zeigen uns Mann, Frau und Kind aus dem Handwerkerstand, so daß man bei einer derselben zweifelt, ob man sie nicht geradezu als eine Holzhauerfamilie bezeichnen soll. Seine Zöllner und Pharisäer sind polnische Juden; auf seinem Bilde der Heimsuchung ist Maria von einem Pudel begleitet und Elisabeth von Zuchthühnern umgeben. Von den berühmtesten seiner zahlreichen Schöpfungen nennen wir die Ehebrecherin vor Christus (in London), auf welchem die Reize der Farbengebung unerschöpflich sind; ferner seinen Herzog Arnold von

Geldern, wie er, durch ein Gitter blickend, von seinem Sohne, dem zwei Mohren die Schleppe tragen, mit geballter Faust bedroht wird. Sonderbarerweise wird dieses Bild zuweilen für eine Darstellung des gefangenen Simson erklärt.

Vom höchsten Interesse sind für uns diejenigen Bilder, welche das unter dem Segen der bürgerlichen und religiösen Freiheit erblühende öffentliche Leben der Niederlande in ausdrucksvollen Gruppen darstellen. Holland hat keinen Dichter gehabt, der seinen Aufschwung so nachdrücklich wie Äschylos in den Persern oder Shakespeare in seinen historischen Stücken verewigt hätte: dagegen tritt uns das vaterländische, durch Bildung gehobene Bürgertum bewußt, kraftvoll und fröhlich aus seinen Kunstwerken entgegen. Aus der reformierten Kirche waren die Bilder verbannt, und es ist nicht zu leugnen, daß der Geschmack von nun an vielfach durch die Bedürfnisse des Privatbesitzes bestimmt wurde. Indessen boten die Säle der Rathäuser, der Schützengilden, auch der Universitäten immerhin Erinnerungsbilder von monumentaler Bedeutung. Nachdem durch den Westfälischen Frieden die Selbständigkeit der Generalstaaten anerkannt war, wurden die Festlichkeiten, mit denen man daheim das große Ereignis beging, in belebten Gemälden, die zum Teil Bildnisgruppen sind, festgehalten. Unter diesen ist das Bankett von Amsterdam (im dortigen Museum) von Bartholomäus van der Helst ein Kunstwerk ersten Ranges; die kräftigen, frohen Figuren längs der wohlbesetzten Tafel, in der Mitte der Kapitän mit der Stadtfahne, bekunden sogleich, daß die Scene einem aufblühenden Staatsleben angehört. Von demselben Maler rührt die „Preisverteilung der Amsterdamer Schützengesellschaft" her (jetzt im Louvre). Rembrandt selbst stellt in einem herrlichen Bilde, das man oft irrigerweise als „Nachtwache" bezeichnet, den Auszug der Schützen von Amsterdam unter Führung des Kapitäns Korn dar. Dieselbe Stadt besitzt in dem Hospital für Aussätzige ein Gruppenbild von Ferdinand Bol aus Dordrecht, einem der vorzüglichsten Schüler Rembrandts, welches die fünf Vorsteher des Hospitals darstellt, wie sie einen armen Bauernjungen in dasselbe aufnehmen. Wir erwähnen noch die durch die wunderbare Farbengebung berühmte Anatomie von Rembrandt, auf welcher wir den Professor Tulp sehen, wie er vor einigen Schülern einen Leichnam seziert.

Da in solchen Gemälden die Bildnisfiguren zu einer Scene oder Handlung vereinigt sind, so gestalten sie sich zu Darstellungen aus dem wirklichen Leben, zu sogenannten Genrebildern. Wir gebrauchen das Wort, ohne seinen Ursprung hier zu untersuchen. Auch manches Bild aus dem Alten und Neuen Testament geht in der Behandlung der Niederländer in eine Familien- oder Straßenscene über. Wenn Teniers

die Befreiung des Petrus malt, so weilt unser Blick im Vordergrund, wo die Knechte, die den Apostel bewachen sollen, während seines Entrinnens am Feuer mit Würfeln spielen. Ähnlich finden wir in alten deutschen oder niederländischen Passionsspielen Scenen eingeschoben, wo ein Krämer seine Salben feilbietet und Maria Magdalena mit ihm handelt. Von großer Bedeutung ist es aber, daß die holländische Malerei sich der Darstellung des wirklichen Lebens mit ebensoviel Meisterschaft als Liebe annimmt, durch Belauschung der intimsten Zustände es zu einem Gegenstande der Kunst macht und durch die Vollendung des Vortrags seinen Wert erhöht. Der eine malt Personen der unteren Stände in ruhigen Lagen, stellt einen Trinker, einen tabakrauchenden Soldaten, eine Köchin bei der Arbeit in aller Befriedigung des unbefangenen Daseins dar; der andere bevorzugt aufgeregte Scenen, Neckereien, ja Schlägereien in der Schenke. Aber auch das Leben der höheren Stände in seiner gemesseneren Haltung kommt zu vollendetem Ausdruck, wobei die höchste Kunst sich ebenso in seidenen Gewändern, Vorhängen, Schmucksachen zeigt, wie dort in den irdenen Krügen oder matt beleuchteten Holzbänken. Wir müssen den Leser, der auch nur die vorzüglichsten Namen kennen lernen will, auf die Fachschriften verweisen. Wir erwähnen Gerhard Terburg, der Scenen aus der vornehmeren Gesellschaft fein und geistvoll zur Anschauung bringt; man hat seine und ähnliche Bilder nicht mit Unrecht novellistisch genannt. Adrian van Ostade, der gern gemütliche Scenen in der Bauernstube mit vortrefflicher Verwendung des Herd- und Kaminfeuers darstellt, war aus Lübeck gebürtig; wie auch sonst mehrere Deutsche, die in Holland entweder ihre Schule machten oder sich den dortigen Geschmack bei längerem Aufenthalt aneigneten, mit zu den Niederländern gezählt werden. So Balthasar Denner aus Hamburg, der jeder glatten und stilisierten Darstellung so entgegengesetzt war, daß er mit Vorliebe alte Männer und Frauen malte und die Gesichter derselben aufs allersorgfältigste mit naturwahren Runzeln, Haaren und Warzen ausstattete. Aus Heidelberg war Kaspar Netscher, der sich in feineren Gesellschaftsbildern auszeichnete und in der Wiedergabe kostbarer Stoffe unübertroffen ist († 1684). Ein echter Holländer aber war Jan Steen aus Delft, der selbst eine Zeitlang Schankwirt war und lustige Auftritte des Wirtshauslebens, wie auch gemütliche Familienbilder mit genialer Beobachtungsgabe und in der trefflichsten Ausführung darstellt; kein Maler übertrifft ihn in der vollen Unbefangenheit, mit der seine Personen sich in der geschilderten Lage bewegen. Steen starb 1689 in bitterer Armut. Reinlicher in der Auswahl ruhiger Zustände ist der überaus genaue und sorgfältige Gerhard Dou. An mikroskopischer

Feinheit stehen ihm seine Schüler Franz van Mieris und Gabriel Metsu aus Leiden nahe.

Die Landschaftsmalerei hatte damit begonnen, daß man den Hintergrund der Heiligenbilder, statt mit Goldgrund, mit Gegenständen aus der Umgebung, Wald, Höhen, Türmen, Brücken versah. Diese Anfänge lassen kaum die tiefe Bedeutung ahnen, welche dieser Kunstzweig, wie er sich bei den Niederländern entwickelte, für die Neuzeit gewann. Die Landschaftsmalerei verleiht den Gegenständen der äußeren Natur Charakter und Stimmung: sie entlockt ihr in Wald und Wiese, wie am Meeresstrand, unter Tageshelle, Dämmerung und Mondlicht diejenigen Motive, die das menschliche Gefühl ansprechen. Die größten holländischen Meister auf diesem Gebiete sind Jakob Ruisdael aus Holland, vor allem groß in der Zusammenstellung von Wald und Gewässer und in solchen Gegenständen, die durch das Gefühl der Einsamkeit ergreifen. Seit einigen Jahrzehnten pflegt man ihm den bisher nur wenig bekannten Meindert Hobbema an Wert gleichzustellen. Auf diesem Gebiete, wie auf dem der Genremalerei, wählt jeder Künstler sich seine, mitunter sehr eng begrenzte Sphäre. Nur durch die äußerste Sorgfalt und technische Durchbildung konnten sie jene Kunstvollendung erreichen, die ihre Werke zu sogenannten Kabinettsstücken machen und noch in unserer Zeit die Freude der Kenner sind. In den Seestücken, in den Tierstücken entstehen neue Gattungen. Die monumentale Forderung, die Rücksicht auf Kirche und Rathaus tritt völlig zurück; die Künstler arbeiten einzig für den Privatbesitz; ihre Werke werden gemustert und verglichen. So nur konnte die Gattung des Stilllebens entstehen, welches leblose Gegenstände, Tischgerät und Becher, geschossenes Wild, Blumen und Früchte zeigt; dasselbe wirkt durch gefällige Farbenstellung und gewinnt ein eigenes Leben, indem es den Einblick in eine meist reiche oder selbst üppige Existenz gestattet. Während in den älteren Perioden der Kunst ein Lionardo da Vinci, Michelangelo, Albrecht Dürer auf mehreren Gebieten gleich großartig wirkten und noch dazu das Wissen und Forschen ihrer Zeit im Geist umfaßten: sehen wir nun einzelne Meister sich auf einen äußerst schmal umgrenzten Kreis einschränken, eben um die Meisterschaft zu behaupten. Die Zahl der guten Maler, die Holland im 17. Jahrhundert hervorbrachte, ist fast unabsehbar. Aber der eine (z. B. Gottfr. Schalken) malt fast nur kleine, von Kerzenlicht erhellte Gruppen, der andere nur das Innere von Kirchen; Philipp Wouwerman, der unübertroffene Pferdemaler, malt allerdings Jagden, Märkte, Reitertreffen und ist auch in der Landschaft groß. In den Bildern Paul Potters, der nur 29 Jahre alt wurde († 1654), setzt uns die Lebenswahrheit der Stalltiere, Kühe und Schafe, in Erstaunen; Joh. Heinrich Roos, ein geborener

Pfälzer, der in Frankfurt starb, widmete seine Sorgfalt ebenfalls den Tieren; Franz Snyders aus Antwerpen erlangte Ruhm durch Jagdstücke, die Kunst zog die Natur und das Menschenleben mit den verschiedenartigsten Erscheinungen in ihren Kreis. Es dauerte lange, bis man wahrnahm, daß die einseitige Pflege der Fertigkeit zur Verflachung führe.

5. Die englische Dichtung im siebzehnten Jahrhundert.

Die englische Poesie, wenigstens die dramatische, war bis zum Ausbruch der Bürgerkriege von der Volksgunst getragen und von einer naturwüchsigen Kraft belebt, welche bei einigen Dichtern durch das Studium der Alten oder durch eigenes strenges Urteil geläutert wurde; denn eine schulmäßige Ästhetik bestand noch nicht. Der romantische Geist ist noch wirksam, was sich am besten zeigt, wenn wir einen vergleichenden Blick auf den Schluß des Jahrhunderts werfen, wo Gewandtheit, Eleganz, Frivolität und Kunstverstand vorherrschen. Dies hat niemand besser eingesehen, als John Dryden, der geistvolle Meister des eben angegebenen Stiles, welcher die Dichter vor der Revolution — etwa Shakespeare, Ben Jonson, Massinger, Webster — als das „Riesengeschlecht vor der Sündflut" bezeichnet und erklärt, es fehle der Gegenwart am Genie und bis zu dem Auftreten Congreves sei der zweite Tempel dem ersten nicht gleichgekommen. Die beiden ersten Stuarts waren eifrige Gönner des Schauspiels und der Volkslustbarkeiten: Ben Jonson, obwohl er sich durch sein satirisches Wesen manchen Verdruß zuzog, blieb doch offizieller Hofdichter (Poeta laureatus) und wurde nach seinem Tode (1637) in der Westminsterabtei beigesetzt*). Die Freude an dramatischen Vorstellungen, die der Hof im Gegensatze zu den puritanischen Kreisen bekundete, rief eine neue Gattung hervor, die man in England Masken nannte, Festspiele, bald rein allegorisch, bald im Gewande der Schäferdichtung. Was in Shakespeares „Sommernachtstraum", teilweise auch in den „Lustigen Weibern" eng mit der dramatischen Handlung verflochten war, erscheint in den Masken als selbständige Gattung. Im Jahr 1629 kam eine französische Truppe nach England, bei welcher zum erstenmal die weiblichen Rollen von Frauen dargestellt wurden. Dies scheint ganz besonders den Zorn des strengen Prynne gereizt zu haben, der bald nachher seine in der politischen Geschichte von uns erwähnte: Schau-

*) Bekannt ist die naiv-sonderbare Grabschrift: „O rare Ben Jonson" (o Du seltener Ben Jonson!) Vgl. übrigens das treffliche Werk von Wolf Graf Baudissin: Ben Jonson und seine Schule (Leipzig 1836).

spielergeißel („Histriomastix") schrieb, die er mit dem Verluste seiner Ohren büßte. Im Jahr 1642 wurden durch eine Verfügung des Parlaments für die Zeit des öffentlichen Notstandes und des drohenden Bürgerkrieges die Schauspielhäuser geschlossen; und nach dem vollständigen Siege der Puritaner erfolgte im Januar 1648 ein Beschluß, kraft dessen, unter Anführung der üblichen Argumente, alle theatralischen Vorstellungen endgültig untersagt wurden.

Abgesehen von der dramatischen Litteratur war in dieser Periode die Zahl der Dichter in England sehr groß; aber an den Stoffen, die sie wählten, erkennt man den ernsten und herben Geist, der bereits in den gelehrten Kreisen zu walten anfing. Von zwei Brüdern Fletcher (beide verschieden von dem Dramatiker) schrieb einer (um 1610) ein Lehrgedicht über den Triumph Christi, der andere gar eines unter dem Titel: „Die Purpurinsel", worunter er das Innere des menschlichen Körpers versteht; denn das Gedicht giebt Belehrungen über Anatomie und Physiologie. Lord Brooke, ein Gönner des Philosophen Giordano Bruno, nennt seine Lehrgedichte geradezu Abhandlungen (treatises), z. B. über menschliches Wissen oder über die Monarchie. John Denham verfaßte ein beschreibendes Gedicht unter dem Titel Coopers Hill: so heißt nämlich eine Anhöhe bei Windsor, von welcher aus der Dichter den Blick auf das nahe Schloß, auf die Themse und auf London mit der Paulskirche am fernsten Horizont schweifen läßt, um daran seine Betrachtungen zu knüpfen. Auch die Geschichte der Bürgerkriege wurde in Versen behandelt, und Michael Drayton erlangte nicht geringen Ruhm durch eine dichterische Beschreibung von England mit Zuthaten aus Geschichte und Sage. Neben diesen Männern hatte England noch eine Reihe Dichter, die man nach dem Vorgange Samuel Johnsons höchst unpassend metaphysische Poeten genannt hat; sie gehören vielmehr demselben Ungeschmack an, den man in Italien stilo culto, in Spanien Gongorismus, in England Euphuismus (von dem Roman Euphues des John Lilly) nannte, und dem der style précieux in Frankreich nahe kommt. Diese Dichter stärkten sich an dem Beispiel des Ritters Marini, dessen „Bethlehemitischer Kindermord" natürlich auch in das Englische übersetzt wurde. Unter dieser Gruppe hat sich Abraham Cowley († 1667) noch am meisten natürliche Anmut erhalten; er war ein Anhänger der Stuarts und lebte längere Zeit in der Umgebung der Königin Henriette in Paris. Seine Liebesgedichte sammelte er unter dem Titel: Die Herrin („The Mistress"); seine leichten „anakreontischen" Lieder werden noch jetzt gern gelesen.

Heitere Dichtungen waren ein Zeichen des Widerstandes gegen den Puritanismus; selbst mit dem Drama, wenigstens mit „Masken", machte man immer wieder Versuche, besonders beim Herannahen der Restau-

ration. Hier ist William Davenant zu nennen, geboren 1605 zu Oxford als Sohn eines überaus frommen Gastwirts, nach einer Überlieferung ein Patenkind oder gar ein natürlicher Sohn Shakespeares. Auch er war seiner ganzen Richtung nach ein Anhänger des Hofes, wurde als poeta laureatus Ben Jonsons Nachfolger und flüchtete während der Bürgerkriege nach Frankreich, wo er im Dienste der Königin Henriette thätig war und zum Katholizismus übertrat. In England war er zweimal in Haft; nach seiner zweiten Befreiung eröffnete er deklamatorische Darstellungen mit Musikbegleitung, die sich zu prunkvollen Opern erweiterten. Bald nach der Restauration wurde auch ein Theater in Drurylane unter dem Schutze des Hofes eingerichtet, auf welchem zunächst Stücke aus der alten Zeit, von Ben Jonson, Fletcher, Heywood und anderen, aufgeführt wurden, bis eine neue dramatische Poesie von sehr verändertem Charakter aufkam. Davenant starb 1668; er machte sich auch durch ein sogenanntes Epos, Gondibert, bekannt, das eine Rittergeschichte behandelt und am Hof der alten langobardischen Könige spielt, aber mit philosophischen Betrachtungen untermischt ist; obwohl unvollendet, umfaßt es doch 6000 Zeilen.

Davenant wie Cowley blieben zeitlebens ihrem Hasse gegen die Puritaner treu: hatte doch schon Shakespeare etwas von dieser Sinnesart kundgegeben, indem er seinen hochtrabenden, lächerlichen Malvolio zu „einer Art von Puritaner" macht (he is sometimes a kind of Puritan). Anders verhielt es sich mit Edmund Waller (geboren 1605 zu Coleshill in Warwickshire), der mit Cromwell und John Hampden verwandt war und im Parlament auf ihrer Seite stand. Er verfaßte ein langes Lobgedicht auf Cromwell, das in regelmäßiger Anordnung alle Tugenden desselben als Feldherr, Staatsmann und Familienvater aufzählte. Diese Ode wird noch von Samuel Johnson als ein Muster gepriesen; derselbe meint, sie habe keinen Fehler als die Wahl des Helden. Auch noch den Tod des Protektors besang er, aber bei weitem pomphafter zwei Jahre später die Rückkehr des Königs. Karl II. selbst hatte Geschmack genug, ihm zu bemerken, daß jenes Lobgedicht ungleich besser sei.

Während nach der Restauration unter dem schmachvollen Walten Karls und des Cabal-Ministeriums eine Poesie des Leichtsinns und der offenen Sittenlosigkeit begünstigt wurde, ersann in Einsamkeit, auf seine innere Größe angewiesen, John Milton das erhabenste Dichtungswerk, das England seit Shakespeares Tode hervorgebracht hat. Über seine politische Wirksamkeit wie auch über seinen Anteil an der Ausbildung staatsrechtlicher Lehren haben wir bereits gesprochen. Sein Großvater, ein eifriger Katholik, hatte den Vater enterbt, als dieser auf die Seite der Puritaner trat. John Milton erhielt in Cambridge

eine sehr gründliche Bildung und verfaßte schon 1629 seinen berühmten Hymnus auf die Geburt Christi (hymn on the nativity). Teils zu Cambridge, teils im Hause seines Vaters, wohin er von der Universität zurückkehrte, verfaßte er einige Dichtungen, die sich in der Form und Anlage nicht allzuweit von den damals beliebten Gattungen der Elegie, der Idylle und des allegorischen Maskenspiels entfernen, die aber in Bezug auf Tiefe der Auffassung wie auf Kraft und Kühnheit der Sprache eine ganz neue Bahn eröffnen. Zu diesen gehört das Maskenspiel Komus, das 1634 auf einem Schlosse zur Aufführung kam. Komus erscheint hier als der Sohn des Bacchus und der Kirke; das Stück stellt dar, wie eine edle Jungfrau von den Nachstellungen desselben befreit wird. Tiefe Leidenschaften, wie im eigentlichen Drama, kommen in solchen Stücken, die immer etwas Symbolisches an sich haben, nicht zum Ausdruck; dafür entschädigt die lyrische Gedankenfülle und der musikalische Wohllaut. In dem „Lycidas", welcher der Erinnerung an einen im Meer ertrunkenen Freund gewidmet ist, läßt der Dichter unbedenklich den heiligen Petrus neben den altgriechischen Meeresgottheiten erscheinen und deutet damit selbst an, daß in solchen Spielen nur ein bestimmtes Maß von thatsächlicher Wahrscheinlichkeit erzielt wird. Von weit größerer Bedeutung ist das lyrische Lebensbild: Frohsinn und Nachdenklichkeit („L'Allegro e il Penseroso"), das 100 Jahre nach seinem Entstehen das Motiv zu einer herrlichen Tonschöpfung Händels gab. Der fröhlichen Stimmung entsprechen die herrlich geschilderte heitere Morgenlandschaft, die Lustbarkeit unter der Dorflinde, die festlichen Aufzüge in der Stadt, wobei auch die Bühne nicht vergessen wird; im Gegensatz dazu steht die Abendlandschaft, der Sternenhimmel, die Stille des Lampenlichtes, wobei die Außenwelt uns nicht in Anspruch nimmt, der Geist ins Innere einkehrt und sich zu den einsamen Denkern der Vorzeit, zu den hohen Dichtern des Altertums erhebt. Es ist richtig bemerkt worden, daß man hier im Sinnbilde den Unterschied zwischen dem volkstümlich heiteren alten England (merry old England) und dem ernsten Staatsleben, das sich von nun an unter Kämpfen entwickelte, zu erkennen meint;*) noch mehr den Gegensatz zwischen der Aufgabe, zu welcher der große Dichter in seiner Jugend bestimmt schien, und zu derjenigen, die er so großartig in seinen Mannesjahren gelöst hat. Als nämlich Milton seine Reise nach Frankreich und Italien antrat (1639), schien er unter allen Nordländern durch Talent und Bildung am meisten befähigt, in der Weise der Dichter romanischer Zungen groß zu werden. Er war in

*) Dies wird hervorgehoben in der Schilderung Miltons von Carriere: „Renaissance und Reformation", Leipzig 1871.

den Alten so heimisch, wie nur irgend ein Zeitgenosse, ein glücklicher Lateindichter, dabei durchaus musikalisch und vom feinsten Kunstgefühl, ja von Begeisterung für das Schöne beseelt; Eigenschaften, die sich in Italien im Umgang mit der gebildeten Gesellschaft dieses Landes und in der Anschauung der Kunstwerke noch weiter ausbildeten. Der religiöse Freisinn, der Protestantismus, hatte ihn nicht so befangen gemacht wie die Puritaner seiner Heimat: er liebte die Bühne und pries den „süßen" Shakespeare in begeisterten Worten. Es ist sogar ein ziemlich gesuchtes „Konzept", wenn er sagt, Shakespeare bedürfe zu seiner Verherrlichung keines Marmors, da wir selbst seinem hohen Geiste gegenüber versteint und zu Marmor werden. Um so mehr erregt Milton unser Staunen, wie er sich aus Italien, wo man den liebenswürdigen Mann bewunderte, entfernt, um sich daheim unter Cromwell dem strengen Dienste der Denkfreiheit und des republikanischen Gemeinwesens zu widmen; einem Dienste, der ihm Anfeindungen, schwere Arbeit und infolge derselben völlige Erblindung (seit 1652) brachte. Seine Staatsschriften haben wir mehrfach angeführt, ebenso eines der Sonette, in denen er Cromwell verherrlicht. Nach der Restauration hielt sich Milton eine Zeitlang verborgen; doch wurden zwar einige seiner Schriften, insbesondere der Iconoclastes, vom Henker verbrannt, er selbst aber von der verkündeten Amnestie nicht ausgeschlossen. Zurückgezogen und fast vergessen, vermählte er sich, da er der Pflege bedurfte, noch in vorgerückten Jahren. Es geschah zum drittenmal; Milton war jedoch in der Ehe niemals glücklich, und dieser Umstand mag allerdings dazu mitgewirkt haben, daß er die Ehescheidung in mehreren Schriften verteidigte. Er lebte nach der Restauration noch 14 Jahre. In dieser Zeit verfaßte er sein berühmtestes Werk: Das verlorene Paradies, wie auch: Das wiedergewonnene Paradies („Paradise lost" und „Paradise regained") und das Trauerspiel Samson, die er seinen Töchtern diktierte. Er starb im Jahre 1674 im 66. Lebensjahre; in der Westminsterhalle erhielt er zwar nicht sein Grab, aber im folgenden Jahrhundert ein Denkmal.

Welche Schwierigkeit es hat, ein Epos geistlichen Inhaltes zu dichten, ist von Ästhetikern der neueren Zeit namentlich in Bezug auf Milton vielfach und ausreichend erörtert worden. Miltons Gestalten jedoch, obwohl dämonischer Natur, verlieren für den Leser keineswegs die Anschaulichkeit. Hallam bemerkt übrigens mit Recht, daß der Dichter den griechischen Tragikern mehr verdankt, als dem Homer. Sein Satanas erinnert in einigen Zügen an den Prometheus. Im Erfinden ist Milton um so größer, als er durch Rücksichten auf Bibel und Glaubenslehre eingeschränkt war. Seinen Teufeln und Engeln giebt er allerdings eine kolossale Gestalt; der Schild Satans gleicht

dem Monde, wie er etwa einem Gelehrten in Florenz durch das Teleskop erscheint; aber sie behalten ihre Charakteristik, und die Schilderung des frivolen Belial unter den grimmigen Teufeln ist meisterhaft durchgeführt. Er verfällt nicht, wie dies unserem Klopstock zuweilen geschieht, in das Gestaltlose und Unaussprechliche. Die ganze Reihe der Begebenheiten vom Fall der Engel bis zur Vertreibung der ersten Menschen ist höchst kunstvoll in einen kleinen Zeitraum zusammengefaßt, indem der Dichter, wie dies in der Odyssee und in der Äneide geschieht, einem der Handelnden die Erzählung des Vorhergehenden in den Mund legt, was die Franzosen einen récit retrospectif nennen. Zu den Schilderungen des höllischen Treibens steht das überaus liebliche Bild des ersten Menschenpaares im erfreulichsten Gegensatz. Die Liebe, die Adam und Eva verbindet, und bei welcher das Sinnliche mit unnachahmlicher Zartheit und Würde geschildert wird, überdauert ihr Vergehen: versöhnt, ja voll Hoffnung treten sie in die rauhere Welt ein. Der weitere Lebensgang des Menschengeschlechtes bis zum Auftreten des Heilands wird als Weissagung vom Erzengel Michael verkündigt, wobei die Hinweisung auf Rom und auf die Greuel des Papismus nicht ausbleibt; denn statt der guten Lehrer werden schlimme Wölfe kommen, die sich allein den Geist Gottes anmaßen, während sie doch nur dem eigenen Vorteil und einer lügenhaften Tradition dienen.

Milton ist oft mit Dante verglichen oder als der protestantische Dante bezeichnet worden. Beide haben gemeinsam den hohen Ernst, der ihnen den Gegenstand ihres Gedichtes zum Mittelpunkt einer abgeschlossenen Weltanschauung machte; ferner den freien und hohen Sinn für das Staatsleben, durch welchen jeder von ihnen unter den Begründern einer neuen politischen Lehre seinen Rang einnimmt. Im stolzen Ausharren bei dem, was sie für wahr erkannt, stehen sie einander gleich. Die verbreitete Annahme übrigens, daß Miltons Gedicht bei den Zeitgenossen keinen Erfolg gehabt habe, ist nicht richtig. Wenn wir bedenken, wie sehr der frivole Zeitgeschmack, die Denkungsart der hohen, vornehmen und einflußreichen Kreise seiner Wirkung entgegenstand, so will es viel heißen, daß in zwei Jahren 1300 Exemplare verkauft wurden; zudem wuchs diese Zahl in den folgenden neun Jahren immerhin auf 3000. Dryden selbst, der Hauptführer in einer ganz anderen Richtung, nennt das Werk eines der edelsten und erhabensten, welche England hervorgebracht habe. Dagegen galt es lange für ausgemacht, daß „Das wiedergewonnene Paradies" nur ein schwacher Nachhall des „verlorenen" sei, was wir keineswegs annehmen. Doch steht es freilich in Bezug auf Handlung dem ersten Werke nach. Es wird in demselben erzählt, wie Christus das Anerbieten Satans, ihm

die Herrlichkeiten der Welt eigen zu machen, zurückweist und durch dieses Beharren die Erlösung des Menschengeschlechtes möglich macht. Zu den weltlichen Herrlichkeiten gehört auch die griechische Kunst und Profanweisheit: Christus zeigt daher dem Satan, wie der Beste unter den Hellenen, Sokrates, sein Nichtwissen eingestanden habe, und wie wenig Befriedigung die Weisheit der Skeptiker und Epikureer, der Tugendstolz der Stoiker gewährt habe.

Eine höchst merkwürdige Dichtung, tief ergreifend für jeden, der zur Rührung nicht gehäufter Eindrücke bedarf, ist Miltons Simson (Samson Agonistes), der ebenfalls die Grundlage einer Händelschen Tondichtung bildet. Der von Jugend auf dem Herrn geweihte, dann aber geblendete Held, der nun seine Gegner belustigen soll, jedoch die Gelegenheit findet, sie in seinen Untergang mitzureißen, ist ein Bild des Dichters selbst. Einige nennen dieses Drama eine erweiterte Kantate; uns scheint es eher an die ältesten und in ihrem Hergang einfachsten griechischen Stücke zu erinnern, auf welche Milton selbst im Vorworte verweist. Die Katastrophe selbst wird nicht geschildert, sondern nach Art der Alten von einem Boten erzählt. Bezeichnend ist es, daß Simson, wie Adam, durch den Fehl eines Weibes und durch eigene Schwäche zu Fall kommt. Der Held beklagt seine Blindheit, da das Licht dem Leben notwendig, ja das Leben selbst sei. Den Dichter stellt übrigens sein verlorenes Augenlicht jenen alten Rhapsoden nahe, welchen die Blindheit innere Sammlung und Vertiefung gewährte: das Gedächtnis und besonders die Erinnerung an längst Gelesenes war in ihm überaus wach. Den Homer, von dessen Geist sein eigenes Dichten tief getränkt ist, ließ er sich von seinen Töchtern und von seinem Freunde, dem Quäker Elwood, vorlesen. Für Voltaire und Gottsched war Milton ein Gegenstand des Spottes, in der Neuzeit ist seine Dichtergröße namentlich im Zusammenhang mit seinen Freiheitsbestrebungen gründlicher aufgefaßt und wärmer anerkannt worden.

Es ist ein weiter Abstand von dem hohen Dichternamen, den wir mit Äschylos oder Dante in Verbindung setzen dürfen, zu einem ungeschulten Handwerksmann, den sein lebhaftes Sündenbewußtsein und seine mächtige Einbildungskraft zum Dichter machten. John Bunyan, geboren 1628 zu Elton in Bedfordshire, war erst Kesselflicker, dann Soldat im Parlamentsheer, dann Wanderprediger. Als solcher wurde er verhaftet und blieb zwölf Jahre im Gefängnis; er starb zu London 1688. John Bunyan schrieb: Die Pilgerfahrt („The Pilgrims progress") aus dieser Welt in die künftige: ein Buch, das unzählige Male gedruckt worden ist, das in den Bauernhütten von Schottland gelesen wird, das noch heutzutage viele Knaben kaum minder fesselt als der Robinson, und das zugleich von hochgebildeten Männern bewundert

wird. Eine zerknirschte Seele wandert zum Heil und erreicht es trotz aller Versuchungen und Hindernisse, welche die Welt ihm gegenüber bereit hat. In einem Jahrhundert, wo man über Sünde und Vergebung in den Wirtshäusern disputierte, war die Schilderung einer solchen Reise der populärste Gegenstand, den es geben konnte. Die aufgeregte Phantasie stellt dem Dichter dieses geistlichen Romans alle Bilder mit einer Eindringlichkeit vor die Seele, die allerdings an Dantes göttliche Komödie erinnert. Die allegorischen Schluchten und Gemäuer, die Christian zu durchwandern hat, stehen mit all ihren Apparaten deutlich vor uns; doch treibt ihn zum Heil eine unermeßliche Sehnsucht; er will, wie Jakob, den Herrn zwingen, daß er ihn segne. Ein Hauptreiz der Sprache liegt darin, daß Bunyan fortwährend biblische Aussprüche bezugreich und sinnbildlich zu verwenden weiß. Dabei sind seine Vorstellungen keineswegs immer trüb dämonisch; im Gegenteil: da der Weltsinn am meisten allen Heilswirkungen widerstrebt, so ist er mit seinen Lockungen in zahlreichen Figuren, ja in einer ganzen Stadt „Eitelkeitsmarkt" (Vanity Fair) geschildert. Bunyan giebt, wie die Lustspieldichter seiner Zeit, seinen Personen sprechende Namen, was wir veraltet und geschmacklos finden; in der Gesellschaft bewegt sich ein Herr Weltlich-Weismann und ein Fräulein Furchtsam; im Parlament sitzen die Lords Drehdichum und Zeitknecht sowie die Unterhausmitglieder Zweigesicht und Sänftlich. Von Mißverstand aber zeugt es, daß man aus Christians tiefem Schuldbewußtsein auf schlechten Lebenswandel des Dichters schließen wollte; gerade solchen rauhen Gemütern genügt ein lüsterner Gedanke, um sich als Todsünder vor dem Herrn zu erkennen.

Der feinen Gesellschaft freilich, den heimgekehrten Kavalieren und galanten Damen, die sich um den Hof Karls II. drängten, erschienen solche Bußgedanken nicht nur plebejisch und geschmacklos, sondern revolutionär und gefährlich. Was sie in Religionssachen wünschten, war eine bequeme Orthodoxie, mit der man sich weltlich abfinden könnte. Man hatte unter den Puritanern zu viel gelitten und wollte sich dafür entschädigen, daß die Auserwählten und Heiligen mit ihrem näselnden Psalmensingen und ihrer steifen Tracht so lange gewaltet hatten. Man verlangte gesellige Freuden und Verschönerung des Lebens durch Geschmack und Eleganz; das Predigen sollte auf die Kirche beschränkt sein; es sollte Raum gegeben werden für Musik, Tanz und Maskenscherz, auch für kleine Neigungen und Abenteuer. Dies war Gesinnung, welche für hofmäßig und konservativ galt, das Pochen auf Grundsätze dagegen erschien als scheinheilig, puritanisch und demagogisch.

Ein Dichter, der die unterdrückte Partei auf eine, wenn auch nicht

tiefe, doch faßliche und unterhaltende Weise lächerlich machte, konnte des Beifalls und Schutzes der guten Gesellschaft sicher sein. Diese Aufgabe übernahm Samuel Butler (1612—1680). Es scheint, daß er die Studien dazu bei einem vornehmen Puritaner gemacht hat, in dessen Haus er längere Zeit als Erzieher lebte. Sein „Hudibras", in welchem er die Heiligen und Republikaner auf eine ergötzliche Weise lächerlich macht, erschien 1663 und wurde ein Lieblingsbuch des Hofes, aus welchem König Karl selbst Citate im Munde führte. Das Werk, welches sich als ein komisches Epos ankündigt, ist eigentlich eine leicht geschürzte Satire; denn die Erzählung ist ganz lose gehalten, ja nicht einmal zu Ende geführt; sie dient nur zum Faden für Betrachtungen, Anekdoten und Ausfälle. Ritter Hudibras, der Puritaner, ist eine Art von Don Quichotte und sein Knappe Ralph, der sich mehr den Independenten nähert, eine Art von Sancho Pansa; doch ist die Nachahmung unerfreulich, weil dem Hudibras die Ehrenhaftigkeit und der ideale Anflug des spanischen Ritters abgeht. Der Spott wird eben dadurch recht giftig, daß der Fromme, dem jede Volksbelustigung ein Greuel ist, zugleich auf das Geld einer reichen Geliebten spekuliert, und daß er für seine Zwecke nicht nur zu jedem falschen Schwur bereit ist, sondern dasselbe seinen Parteigenossen zumutet; denn die gute Sache sei von jeher durch Meineid gefördert worden. Hudibras und Ralph hören, daß in einem benachbarten Ort ein Tanzbär produziert oder gehetzt werden soll; eine so profane Lustbarkeit muß notwendig mit jesuitischen Komplotten zusammenhängen. Sie greifen daher den Festzug an, und an die Verdrießlichkeiten, die daraus entstehen, knüpft sich die weitere Handlung. Das Gedicht ist in gereimten vierfüßigen Jamben gedichtet, ohne besonderen Wohllaut, aber kräftig und lebendig*). Der Sinn im allgemeinen ist uns noch heute klar; dagegen verlangen die zahlreichen Anspielungen auf Zeitverhältnisse und auf intime Züge des britischen Lebens für uns ein eigentliches Studium. Gerade in diesen Anspielungen aber lag für die Engländer des 17. und noch des 18. Jahrhunderts ein Reiz, und wenige Schriften wurden so national und durch Anführung einzelner Stellen so bekannt, wie der Hudibras. Der Lohn, den Butler fand, war gleichwohl ungenügend: er starb zu London in Armut.

Der begabteste und einflußreichste Dichter der Restaurationsperiode war John Dryden (1631—1700). Sein eigentliches Feld, auf

*) Wir beschränken uns auf eine Probe von vier Zeilen:

Der Kesselflicker braucht kein Zinn,
Auf freie Predigt steht sein Sinn;
Das Fischweib giebt die Austern her
Und ruft dafür: Kein Bischof mehr!

welchem er einen seltenen Reichtum an sinnvollen Wendungen entwickelt, war die Betrachtung, sowohl die rein belehrende als die satirische; sie waltet vorwiegend auch in seinen erzählenden Dichtungen. Ihr entspricht auch diejenige Form, die er zwar keineswegs erfand, aber doch zur Meisterschaft ausbildete, und die sodann auf Pope überging. Sie besteht in paarweise gereimten fünffüßigen Jamben, wie sie noch in unserem Jahrhundert von Campbell, Thomas Moore und anderen in Lehrgedichten und kleinen Epopöen angewandt worden und für die englische Poesie charakteristisch geworden sind. Diese zweizeiligen Strophen heißen auch wohl Couplets und, wo der Reim dreimal wiederkehrt, Triplets; sie wirken sehr auf den Stil ein und machen ihn „pointiert", indem das Gedicht gleichsam in eine Reihe von Epigrammen zerfällt. Schon Denham und Cowley hatten dieses Versmaß bevorzugt; Dryden machte es fast zu seinem Eigentum und führte es als heroische Form auch in das erste Drama ein, für dessen bewegteren Gang es sich jedoch nicht passend erwies.

Dryden war 27 Jahre alt, als er zuerst bekannt wurde, und noch weit später erst gelangte er zu eigentlichem Dichterruhm. Er gab sich über die Grundsätze des Dichtens Rechenschaft; zu seiner Zeit begannen in England wie in Deutschland Kritik und Polemik ihren Einfluß zu üben. Der unbefangene Trieb des Schaffens, der nur den eigenen Kunstverstand zur Richtschnur nahm, war nicht mehr vorhanden. Der Hinblick auf den Glanz und das klassische Gepräge der französischen Litteratur, das Gefühl des Abstandes der eigenen von den Zeiten Elisabeths regte zum Nachdenken an; man bemühte sich um eine Ästhetik, ehe noch das Wort vorhanden war, das bekanntlich erst um 1740 in Deutschland (von Professor Baumgarten in Halle) erfunden wurde. Dryden sucht dem strengen Stil der Franzosen gegenüber einiges vom Naturalismus und der romantischen Freiheit der englischen Bühne zu wahren: er nimmt an dem Kampfe der Geschmacksrichtungen lebhaften Anteil und giebt darüber in Prologen und Erläuterungen zu seinen eigenen wie zu fremden Stücken Rechenschaft. Er begeht freilich auch manchen Mißgriff und zeigt sich in sehr ungünstigem Sinn als ein Epigone, indem er die Rauhigkeit der alten Meister glätten will. So hält er zwar Shakespeare sehr hoch, bringt aber doch dessen „Troilus und Cressida" — freilich ein mißlungenes Stück — in angeblicher Verbesserung auf die Bühne, indem er Cressida als treue Liebende einführt und infolgedessen dem Stück ein tragisches Ende verleiht. Ja, den Ödipus des Sophokles glaubt er durch Einschiebung einer Liebesintrigue dem modernen Bedürfnis oder Verständnis näher zu bringen.

In seinen selbständigen Dichtungen, den satirischen wie den didakti-

schen, zeichnet sich Dryden nicht nur durch Glanz und Wohllaut der Sprache, sondern auch durch Feinheit und Schärfe der Gedanken aus. Die Reihe derselben eröffnet eine Ode auf den Tod Cromwells (Heroic stanzas), worin er den Protektor in hohem Tone verherrlicht. Dies hinderte ihn jedoch nicht, zwei Jahre später die Herstellung des Hauses Stuart in noch höherem Tone zu feiern: er nannte dieses Lobgedicht „Astraea redux“ (die heimgekehrte Gerechtigkeit). Von nun an sonnte er sich in der Hofgunst. Die merkwürdigen Ereignisse des Jahres 1666, nämlich den Seekrieg gegen Holland und den Brand, welcher einen Teil von London in Asche legte, besingt er in seinem: Wunderjahr („Annus mirabilis“), in welchem er auch die Fortschritte der Naturkunde, im Hinblick auf die Leistungen der Royal Society, zu preisen nicht unterläßt. Noch unmittelbarer berührt er die Zeitgeschichte in der Erzählung: „Absalom und Ahitophel“. Der bevorzugte und hierdurch übermütige Königssohn ist der Herzog von Monmouth, der ruchlose Ratgeber, der Ahitophel, der ihn zum Abfall verleitet, ist der Graf von Shaftesbury. Diese Personen sowie der Herzog von Buckingham, sind leicht zu erkennen; die Darstellung ist von einer bewundernswerten Leichtigkeit und Schärfe. Das Gedicht war der siegenden Hofpartei sehr willkommen; wahrscheinlich aber hat es dieselbe auch zu der harten Behandlung der Besiegten mittelbar ermuntert. Nachdem Dryden fast 20 Jahre die Stelle eines poeta laureatus bekleidet hatte, ging er zum Katholizismus über, als gerade die Reaktion unter Jakob II. ihren Höhepunkt erreicht hatte. Er verteidigte seinen neuen Glauben in der „Laienreligion“ und noch weit eindringlicher in der Allegorie: „Hinde und Panther“. Durch dieses geistvolle Gedicht geht ein Zug des Frohgefühles, sich einer Sache zu widmen, deren endgültigen Sieg der Dichter für gesichert hält; eines Gefühles freilich, das nur noch ein Jahr anhielt. Walter Scott, der Drydens Werke herausgegeben und sein Leben beschrieben hat, erklärt seine Bekehrung für aufrichtig. Macaulay hebt dagegen hervor, daß die Lustspiele, die er nach derselben schrieb, ihrem Wesen nach ebenso unsittlich seien, als die früheren; auch in seinen Übersetzungen des Virgilischen Gedichtes vom Landbau habe er sich frivoler Zusätze nicht enthalten und nicht nur die nackten Schilderungen Juvenals, sondern sogar die ohnehin schlüpfrigen des Boccaccio in seiner Bearbeitung noch herabgezogen. Ein Urteil hierüber steht der Geschichtschreibung kaum zu; was aber „Hinde und Panther“ betrifft, so ist die Einkleidung zwar ästhetisch verfehlt, aber für die beabsichtigte Wirkung überaus glücklich. Die weiße Hinde, die römische Kirche, ist stets von Gefahren umgeben, aber nicht zu sterben bestimmt. Der puritanische Wolf, der socinianische Fuchs, der independente Bär, der anabaptistische Eber

stellen ihr nach; doch der königliche Löwe schützt sie am Trinkplatze. Der Panther, zwar fleckig, aber edleren Gemütes, stellt die englische Kirche vor. Mit ihm kann die Hinde verkehren; und sie thut dies so eifrig, daß ein Religionsgespräch zu stande kommt, wie es nur gründliche Theologen führen könnten. Die Ausnahmsgesetze gegen die Katholiken, die Auffassung des Abendmahls, das erlogene päpstliche Komplott kommen zur Sprache. Jakob II. gewährte dem Werke seine königliche Gönnerschaft und ließ es auf Pressen, die im Holyrood-Palaste bei Edinburg aufgestellt waren, in einer Prachtausgabe drucken. Der Dichter selbst glaubte sehr unparteiisch gehandelt zu haben, daß er den bedeutendsten Gegner in edler Haltung erscheinen ließ. Aber die Antworten blieben nicht aus. Unter denselben war die empfindlichste die Allegorie: „Stadtmaus und Landmaus", von zwei jungen Männern gemeinschaftlich verfaßt, nämlich von Charles Montague, dem nachherigen Lord Halifax, und von Prior, der später durch Oden, Lieder und Erzählungen einen nicht geringen Ruhm erlangte. Außerdem ließ man die Verse abdrucken, die Dryden früher gegen das Papsttum gerichtet hatte. Zugleich aber erfüllten den Dichter Jakobs unkluge Schritte mit Mißbehagen. Nach Wilhelms Thronbesteigung wurde ihm die Hofpoetenstelle entzogen, doch zahlte ihm der Graf Dorset aus Hochachtung für sein Genie die mit derselben verbundene Besoldung fortwährend aus. Seine Thätigkeit für die Bühne setzte er fort und gab derselben seine Tragödie: „Aureng-Zeb", die unter stürmischem Beifall aufgeführt wurde, während ihr Held, der berühmte und berüchtigte Großmogul, noch am Leben war und blutige Kriege führte. Als der greise Dichter an einer Lähmung gestorben war, wurde seiner Leiche ein Ehrenplatz in der Westminsterabtei angewiesen. Nach einem Vierteljahrhundert wurde sein Andenken glänzend erneuert, als seine Kantate auf den Cäcilientag, unter dem Titel: „Alexanderfest", von Händels Musik begleitet, alle Hörer entzückte.

Die Entwickelung des englischen Theaters nach der Wiederherstellung des Königtums hat für die Sittengeschichte fast ein größeres Interesse, als für die Litteratur. Karl II. sah es gern, daß die allgemeine Teilnahme sich wieder der Bühne zuwandte, und nahm sie als Mann von Geist in seinen Schutz. Er sandte den besten Schauspieler, den damals England besaß, Betterton, nach Paris, um die dortigen Einrichtungen kennen zu lernen und womöglich in London einzuführen. Die lange Unterbrechung erhöhte den Reiz des Theaters; dazu kam das nicht länger gehinderte Auftreten der Frauen. Für die Bühne zu arbeiten war die einträglichste litterarische Thätigkeit; der leichtsinnige Otway gelangte durch den Beifall, den sein Don Carlos fand, auf einige Zeit zu Wohlstand. Man führte Stücke von Fletcher, Ben

Jonson, auch von Shakespeare auf, und in kurzem thaten sich neue Talente hervor. Aber was sie leisteten, trug durchaus nicht mehr den Charakter einer edleren Volkstümlichkeit. Die lose Moral, welche in den Hofkreisen herrschte, empfahl sich noch durch den Gegensatz, in welchem sie zu dem Puritanismus und seiner Sittenstrenge stand. Macaulay hat diese Verhältnisse meisterhaft geschildert; um so weniger haben wir auf das damalige englische Drama näher einzugehen. Es zeigt sich an demselben, wohin es mit Kunst und Wissenschaft kommt, wenn sie unter dem Einfluß einer charakterlosen vornehmen Welt stehen, die ihre Ideale, wenn bei einer Welt, die nichts ist als vornehm, überhaupt von Idealen gesprochen werden kann, aus dem Auslande nimmt und von der Bildung nur den Firnis hat. Diejenigen dramatischen Personen, welche noch an bürgerlicher Moral festhalten, werden durchweg als eckige und lächerliche Sonderlinge geschildert; aller Glanz fällt auf gefällige Damen, gewandte Ehebrecher und niedliche Kammerzofen. Die gesunde, derbe Natürlichkeit des älteren Dramas mochte den Ohren anstößig sein; die sittliche Zuchtlosigkeit des neueren, mit behaglicher Witzelei aufgestutzt, wirkte verderblich auf die Seelen. Der Form nach wurde ein pointierter Dialog erstrebt, der die verwöhnten Zuhörer angenehm beschäftigte: jede Zeile, mochte sie nun von einem Edelmann oder von seinem Diener gesprochen werden, sollte eine pikante Wendung enthalten, worunter jedoch häufig die Charakteristik Schaden litt und ein natürlicher Redefluß nicht aufkommen konnte. Abgeschmackt ist die nachher auch im deutschen Lustspiel aufgekommene Gewohnheit, fast alle Personen durch Substantive und Adjektive zu bezeichnen, die ihren Charakter andeuten, wie: Männlich, Frauenqual, Vorsicht, Läppisch und dgl.; noch bei Lessing heißt der Misogyn Wumshäter, d. i. Womans hater. Dryden beteiligte sich an der restaurierten Bühne mit einigen Tragödien und Tragikomödien, d. h. ernsten Stücken mit erfreulichem Ausgang (was bei uns häufig als Schauspiel bezeichnet wird). Eines derselben, „Alles aus Liebe, oder die Welt schön verloren", behandelt die Geschichte des Antonius und der Kleopatra: es schildert das pflichtvergessene Paar beschönigend in einer Weise, die, abgesehen von den Vorzügen der Darstellung, an Kotzebue erinnert. Aber auch eine Reihe von Lustspielen, zum Teil in Prosa, wurde von ihm auf die Bühne gebracht. Von den anderen Komödiendichtern sind Wycherley und Georg Etherege die verwerflichsten. Wycherley gewann durch sein erstes Stück: „Liebe im Walde" die Gunst der von uns in der politischen Geschichte erwähnten Barbara Palmer, die Karl II. zur Herzogin von Cleveland erhoben hatte. Die ausgelassene Frau machte ihm dies auf ihre Weise bemerklich, indem sie ihn bei einer Ausfahrt aus dem Ge-

dränge an ihren Wagenschlag rufen ließ und mit Schmähworten überhäufte, worauf der Dichter, der ein elegantes Äußere und weltmännische Manieren besaß, ihr seinen Besuch machte. Wycherley überlebte seinen Ruhm. Dies war jedoch nicht der Fall bei Congreve, dem bedeutendsten dieser Gruppe, der eine gründliche Bildung besaß und von Dryden als der aufgehende Stern der englischen Poesie begrüßt wurde. Sein Drama: „Die trauernde Braut" hat große Schönheiten, und auch in der Komödie sinkt er in moralischer Hinsicht wenigstens nicht so tief wie seine Vorgänger. Außer den Genannten hat Thomas Otway bedeutenden Ruf erlangt, jedoch mehr im ernsten Drama als im Lustspiel. Die Art, wie dieser Dichter sein Talent bald übermäßig anspornte, bald vergeudete, sowie sein früher Tod (er starb in äußerster Dürftigkeit 1685, erst 34 Jahre alt) erinnern einigermaßen an die Vorgänger Shakespeares. Neben seinem „Don Carlos" ist „Das gerettete Venedig" am meisten bekannt geworden*). Auch eine Dame, Afra Behn, die längere Zeit in Surinam gelebt hatte, schrieb für die Bühne; sie steht in moralischer Hinsicht nicht über ihren männlichen Kollegen. Bedeutender ist sie als Erzählerin; insbesondere hat sie durch ihre Novelle: „Orinoko", wie in unserer Zeit die amerikanische Schriftstellerin Mistreß Beecher-Stowe, die Aufmerksamkeit auf das unglückliche Los der Neger gerichtet.

Die ganz frivole, ja ruchlose Lebensanschauung, die sich in vielen Komödien dieser Zeit aussprach, blieb nicht unbekämpft. Die Gemeinheit und Zuchtlosigkeit des Ausdrucks, die in denselben überhandnahm, und die von den französischen Mustern sehr unvorteilhaft abwich, war nicht nur den Puritanern anstößig. Ein Geistlicher, Jeremias Collier, veröffentlichte im Jahr 1689 eine Schrift: „Kurze Darstellung der Weltlichkeit und Unsittlichkeit der englischen Bühne", worin vorzugsweise Dryden, Wycherley, Congreve und Vanbrugh angefochten wurden. Wäre dieser Angriff von einem Puritaner ausgegangen, so hätte er wenig Erfolg gehabt: aber Collier gehörte, wie wir uns ausdrücken würden, zur äußersten Rechten der englischen Hochkirche und war selbst von katholischen Anwandlungen nicht frei. Er hatte sich als entschiedener Gegner König Wilhelms gezeigt und für seine Überzeugungen mannhaft gelitten. In theologisch-politischen Streitigkeiten hatte er sich zu einem Meister der damaligen Polemik herausgebildet, wobei er allerdings auch seine Standesvorurteile nicht

*) In Otways Carlos kommt ein Posa als Vertrauter des Prinzen und eine Prinzessin Eboli als verschmähte Liebende vor; die letztere führt in Verbindung mit ihrem Gemahl eine Intrigue herbei, durch welche Carlos, Posa und die Königin zu Grunde gehen.

verleugnet: er findet es unehrerbietig, daß auf der Bühne von irgend einem Priester oder Propheten, sei es nun ein indischer Brahmane oder der thebanische Tiresias, in spöttischem Sinne gesprochen wird. Immerhin hatte er die Besseren der Nation entschieden auf seiner Seite. Dryden schwieg, und Congreves Erwiderung war schwach. Indessen hätte Collier allein keinen Umschwung hervorgebracht, wenn derselbe nicht in der Stimmung und in der veränderten Richtung der schon wieder ernster gewordenen Zeit vorbereitet gewesen wäre. Ein Staat, der im Namen des Protestantismus und der bürgerlichen Freiheit den Riesenkampf gegen Ludwig XIV. aufzunehmen sich anschickte, bedurfte besserer Anregungen, als diese verderbte Komödie bieten konnte. In matten Zeiten übrigens wird sich der große Haufe wie die flachere vornehme Welt stets in einer Mischung von Frivolität und Empfindsamkeit wohlgefallen; auch in Deutschland bedurften sie, während Goethe und Schiller auf ihrer Höhe standen, eines Kotzebue, der ihnen seine Klingsberge und seine ebenso nichtsnutzigen weinerlichen Damen vorführte. Mit dem Eintritt des 18. Jahrhunderts kam aber wirklich in England eine neue Denkweise und mit ihr eine neue Litteratur empor, die auf nüchternem Ernst und einer klaren Weltbeobachtung beruhte; ihr erster Vertreter, Addison († 1719), wird nicht nur wegen seines geläuterten Geschmackes, sondern wegen seiner sittenreinen Haltung gepriesen, die freilich bei manchen Zeitgenossen in einen leeren Anstandsformalismus überging.

Wir kommen zum Schluß auf die Bemerkung zurück, daß in dieser Zeit die litterarische Polemik von Frankreich aus nach England gebracht wurde und von hier auch in Deutschland einen Einfluß gewann. Die Heftigkeit und das Persönliche in litterarischen Kämpfen mag abstoßend sein; doch ist sie in Übergangszeiten, wo nach neuen Prinzipien gesucht wird, schwer zu vermeiden. In Drydens Satiren, auch in den rein litterarischen, waltet ein herausfordender, feindseliger Ton. Seine Gegner machten es ihm nicht besser; so verhöhnte ihn der Herzog von Buckingham, der uns als Mitglied des Cabal-Ministeriums bekannt ist, auf die empfindlichste Weise in einer Posse: Die Theaterprobe („The rehearsal"), die von 1672 an oft aufgeführt wurde. Um Sittlichkeit handelte es sich hier nicht; Buckingham war ein eleganter Bösewicht, der unter anderen die Gräfin Shrewsbury verführt und den beleidigten Gemahl im Duell getötet hatte; der berühmte Dichter wurde vielmehr wegen seiner Vielthätigkeit und seiner Benutzung fremder Autoren auf das witzigste verhöhnt. Die wichtigste litterarische Streitfrage, die man zu behandeln pflegte, betraf den Wert der neueren Litteratur im Gegensatze zur antiken. Sie war in ihrer allgemeinen Fassung wenig geeignet, neue, tiefe Einsichten zu

Tage zu fördern; doch brachte sie die Meinungen in Fluß und regte bedeutende Männer zur Beteiligung an. Der Staatsmann Sir William Temple, der bis zu seinem Tode (1689) das Vertrauen König Wilhelms genoß, beschäftigte sich in ländlicher Zurückgezogenheit mit Gärtnerei und Litteratur; von einem engeren Kreise hochgeehrt, trat er mit einer Schrift hervor, welche für die Alten Partei nimmt. Er urteilte als ein gebildeter Dilettant, dem jedoch strenges klassisches Wissen abging, nach unbestimmten Liebhabereien; die Welt scheint ihm in stetem Rückgang begriffen, und selbst in der Naturforschung sind ihm Thales und Pythagoras unübertroffene Weise. Machwerke späterer Jahrhunderte galten ihm als Kleinodien der Urzeit, und so kam es, daß er ein rhetorisches Produkt, die angeblichen Briefe des Tyrannen Phalaris von Agrigent, als die beste Briefsammlung, als Muster praktischer Lebensweisheit anpries. Sein persönliches Ansehen sowie seine anziehende Schreibart gewannen ihm Beifall und Zustimmung*). Das Christchurchkollegium in Oxford veranstaltete nun, vielleicht durch erneute Nachfrage nach dem Buch veranlaßt, eine sorgfältige Ausgabe der Briefe des Phalaris. Dagegen aber erhob sich der gewaltige Philolog Richard Bentley (1662—1742), der schon früher die Echtheit der Briefe geleugnet hatte, dessen Einwürfe jedoch die Oxforder Gelehrten obenhin abthun zu können meinten. Sie täuschten sich. Bentley hatte als Polemiker eine volle Ader von unserem Lessing; er erinnert an denselben namentlich in der Meisterschaft, womit er an einen geringen Anlaß bedeutende Fragen knüpft. Von 1697 an ließ er mehrere Schriften erscheinen, in denen er seine Überlegenheit siegreich bekundete. Der Kampf erregte nicht nur in England Aufsehen; der Geist der Kritik wurde eben jetzt auf allen Gebieten mächtig, und auch die Poesie konnte seiner nicht entbehren, am wenigsten in Deutschland, wo die litterarischen Meinungskämpfe bald in den Vordergrund traten.

6. Französische Litteratur bis zur selbständigen Regierung Ludwigs XIV.

Als die Glanzperiode der französischen Litteratur wird gewöhnlich die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts angenommen. Die Kämpfe der Fronde waren beendigt, die Streitigkeiten innerhalb der katholischen

*) Aus Temples Schriften stammt eine der ältesten Erwähnungen Shakespeares in Deutschland; der Lizentiat Barthold Feind führt in seinen „Gedanken von der Opera" (1709) folgendes an: „Monsieur le chevalier Temple erzählt, daß etliche, wenn sie des renommirten englischen Tragici Shakespeare Trauerspiele vorlesen hören, oft lauten Halses an zu schreien gefangen und häufige Thränen vergossen."

Kirche scheinbar ausgeglichen, Ludwig und sein Hof bildeten für geistige Bestrebungen und für schöne Künste einen festen Mittelpunkt. Selten haben bei einem hochbegabten Volk die Talente so entschieden einheitlich gewirkt. Unter diesem Eindruck hat man zuweilen vergessen, daß die bedeutendsten Geister doch vorher gelebt und gearbeitet hatten, in einer Zeit des Kampfes, wo noch die Religionskriege nachwirkten, wo Hauptstadt und Adelsparteien sich im Namen des königlichen Kindes befehdeten. Im Fortschritte des Ausdruckes hat keiner der Späteren so viel geleistet wie Descartes, Pascal und Corneille: der letztere aber gehört nur bei schon abnehmender Thätigkeit den Kreisen und dem Zeitalter Ludwigs XIV. an.

Descartes schrieb seine: Abhandlung über die Methode („Discours de la méthode") in französischer Sprache; dieselbe erschien 1637, also fast gleichzeitig mit dem Cid. Hier erreichte der Prosastil eine bisher unbekannte Vollkommenheit. Montaignes Darstellung fesselte durch den Reiz einer vielseitig ausgebildeten und doch naiven Individualität; seine Sprache hätte sich kein anderer aneignen dürfen. Die berühmten Briefsteller dagegen, wie Balzac, hatten den Faltenwurf des Stils bis ins einzelne studiert. Bei Descartes war dies anders; er sprach es mit vollem Bewußtsein aus, daß derjenige am besten überzeugt, der das beste Urteil hat und seiner Gedanken am vollkommensten mächtig ist, mag er auch nie Rhetorik studiert haben, und mag er auch die schlechte niederbretagnische Mundart reden. In der That wurde die Sprache, deren sich Descartes bediente, von allen tüchtigen Köpfen, die der spanischen Schnörkel und der läppischen Zieraten überdrüssig waren, als mustergültig anerkannt; reine Deduktion und klarer Ausdruck galten nunmehr als erste Vorzüge.

Noch bedeutender für die Sprache wirkte Blaise Pascal, dessen Streitschriften und dessen vereinzelte Aufzeichnungen (Pensées) — diese noch in höherem Grade — neben der Kraft und Tiefe des Gehaltes auch überall die Spuren eines lebhaft bewegten Innern aufweisen. Die Entwickelungsgeschichte dieses ganz außergewöhnlich begabten Menschen, wie seine Schwester Gilberta Perier sie beschrieben hat, erregt unser Erstaunen. Pascal, geboren 1623 zu Clermont in der Auvergne, besuchte keine Schule, sondern erhielt allen Unterricht von seinem Vater, welcher Präsident des Steuerhofes in Clermont war, aber sich, als sein einziger Sohn im neunten Lebensjahre stand, mit seiner Familie nach Paris begab. Er wollte die Bildung des frühreifen Knaben vorzugsweise auf Sprachstudien begründen und hielt ihn von Mathematik und Naturwissenschaften absichtlich fern. Doch genügte das Klopfen an einen Teller, um den Sohn schon in seinem 12. Jahr zu Aufzeichnungen über den Schall und dessen Bewegungen zu ver-

anlassen. Die Beschäftigung mit Geometrie war ihm verboten; doch zog ihn das Wenige, was er davon hörte, unwiderstehlich an, und er erdachte sich selbst eine Reihe planimetrischer Sätze, wobei er die Linie einen Strich, den Kreis ein Rund nannte. Im 16. Jahre schrieb er eine Abhandlung über die Kegelschnitte, im 18. erfand er seine Rechenmaschine. Eigentümlich war bei ihm, neben der glücklichsten Begabung für das Abstrakte, ein praktisch-anschlägiger Zug. Seiner Bemühungen um die Lehre vom Luftdruck, um die Cykloide haben wir oben gedacht; in seinen Untersuchungen über Zahlenreihen und über die Grundlagen der Wahrscheinlichkeitsrechnung bethätigte er den äußersten Scharfsinn. Aber zugleich kam er auf den Gedanken der Omnibuswagen, ja er begründete die ersten Fahrlinien in Paris; und nachdem er sich bereits von allen Profanstudien zurückgezogen hatte, erfand er noch zwei neue Arten von Stoß- oder Schubkarren, nämlich diejenigen, welche man im Französischen haquet und brouette oder vinaigrette nennt. Nach dem Bericht seiner Schwester war seine Angabe zu Höhenmessungen vermittelst des Barometers die letzte Leistung, durch welche er sich an weltlicher Wissenschaft beteiligte: wir haben ihrer oben bereits gedacht. Sein Übergang zu einer neuen Lebensweise wird verschiedenartig erzählt. Jedenfalls begann derselbe zu Rouen, wo Pascals Vater sieben Jahre lang als Steuerintendant lebte; er hatte diese Stelle 1641 erhalten, nachdem er längere Zeit bei Richelieu in Ungnade gewesen war*). Beim Fahren über die Seinebrücke zu Neuilly geriet er durch das Scheuen einiger Pferde in Lebensgefahr; die Pferde stürzten in den Fluß, aber die Stränge rissen, und der sechsspännige Wagen blieb am Rande stehen; ein Zufall, der mächtig auf ihn wirkte. Er lebte nun mönchisch zurückgezogen, nur beschäftigt mit dem Lesen der Bibel und mit dem Nachdenken über „das eine, was not.“ Mit vollem Recht weisen seine Verehrer die Annahme zurück, daß Pascals religiöse Richtung, an der auch seine Schwestern teilnahmen, mit Geistesverwirrung zusammenhänge; doch steht fest, daß er von jener Zeit nicht frei von Halluzinationen war, in welchen er einen Abgrund neben sich zu sehen glaubte. Im Jahr 1656 beginnt die Herausgabe der sogenannten „Provinciales“; bald nachher begann seine Krankheit den Charakter eines fast beständigen Todeskampfes anzunehmen. In seinen letzten Lebensjahren stand er in dem vertrautesten geistlichen Umgang mit den frommen Insassen des Klosters Port-Royal. Um diese Zeit wurde seine Nichte, Fräulein Perier, deren Pate er war, von einer

*) Die Versöhnung war durch die junge Jacqueline Pascal zu stande gekommen, die vor dem Kardinal in einem Stück: „Die tyrannische Liebe“ von Scudery auftrat und ihn durch ihr geistvolles Spiel gewann.

sehr lästigen Thränenfistel durch Berührung eines heiligen Dornenstrauches geheilt, von welchem Wunder Pascal gläubig ergriffen war; er nahm sogar ein Auge, von einer Dornenkrone umgeben, als Siegel an. Er, der Verfasser der kühnsten und witzigsten Streitschriften gegen die Jesuiten, war nunmehr mit einem Werke beschäftigt, welches die religiösen Wahrheiten und die Offenbarungslehre siegreich gegen Zweifel und Unglauben feststellen sollte. Seine Aufzeichnungen zu diesem Werke, wahrscheinlich vermischt mit anderen Aphorismen und kleinen Bruchstücken, bilden das für die französische Prosa hochwichtige Buch: „Pensées", das in seiner nach des Verfassers Tod erfolgten Zusammenstellung der gelehrten Kritik viel zu thun giebt. Pascal starb 1662 in Paris, erst 39 Jahre alt.

Es wird unter den französischen Litteraturkennern darüber gestritten, ob die „Lettres à un provincial" oder die „Pensées" für die Geschichte der Sprache und des Stils bedeutender seien. Jedenfalls haben die ersteren, die ja auch weit früher erschienen, zur Zeit um vieles eindringlicher gewirkt und einen größeren Leserkreis gehabt. Als Pascal sich in die Beschaulichkeit von Port-Royal zurückzog (1654), war diese Anstalt seiner mächtigen Beihülfe sehr bedürftig. Die drei ersten jener Briefe handeln von der Gnade; sie sind ebenso sehr gegen die Dominikaner wie gegen die Jesuiten gerichtet und ziehen uns heutzutage wenig an, indem der Begriff der Gnade von den Jansenisten nicht eben weitherzig gefaßt wurde. Vom vierten Briefe an wendet er sich gegen die Jesuitenmoral, und hier entwickelt er eine wunderbare Schärfe, beißenden Witz und unglaubliche Lebendigkeit. Er zeigt, wie jene gefällige Moral jedem Laster eine Zuflucht biete und die Stimme des Gewissens unter ihrer Sophistik erstickt werde. Die Darstellung wird hier durch den Kunstgriff belebt, daß der Briefsteller (Louis de Montalto, d. i. Pascal) seinem Freunde die Gespräche berichtet, die er mit einem Pater geführt hat. Dieser Pater führt in gutem Glauben die Meinungen und Entscheidungen an, die er in den Büchern der Jesuiten aufgelesen hat. Dies ist um so bedenklicher, als jene Bücher mit Erlaubnis der Oberen gedruckt werden, also für oder gegen den Orden zeugen. Zu jenen Meinungen gehört auch die Lehre vom Probabilismus, daß nämlich eine unsittliche Handlung gerechtfertigt erscheine, wenn der Urheber oder ein angesehener Theolog (ein père révérend) für die Begehung derselben einen löblichen Grund anzuführen wisse. Der Pater führt sehr ergötzliche Fälle an; so z. B. ist der Mönch, der sein Ordenskleid ablegt, um ein anderes anzuziehen, entschuldigt, sobald er im Begriff ist, eine unanständige Handlung zu begehen, und doch dem Orden und dem Gewand keine Schmach anthun möchte. Kuppler und selbst untreue Frauen haben Anspruch auf

alle Rücksicht, wenn sie ihre Absicht nicht darauf richten, daß die gute Sitte verletzt oder der Gemahl gekränkt, sondern daß einem Nebenmenschen Freude gemacht werde. Nun erhoben die Jesuiten, welche einem Pascal keinen ebenbürtigen Gegner zu stellen hatten, die Anklage, er habe die von Escobar, Busenbaum und anderen Kasuisten aufgestellten Lehren falsch dargestellt oder nicht selbst gelesen; er erklärt daher ausdrücklich, er habe den Escobar zweimal durchgelesen und überhaupt nie eine Stelle citiert, ohne sie im Buch verglichen und ihren Zusammenhang geprüft zu haben. Auch blieb natürlich der Vorwurf nicht aus, daß er die Religion lächerlich mache; wogegen er erklärt, daß er es für gottlos halten würde, denjenigen, welche die Religion falschmünzen, seine Verachtung nicht zu bezeigen. In den letzten Briefen jedoch kehrt er zum Ernste zurück und entwickelt eine unübertroffene Beredsamkeit des Zornes.

Die „Pensées“ sind schon der Darstellung nach ein merkwürdiges Werk und machen einen mächtigeren Eindruck, als wenn sie zu einer regelmäßigen Apologie des Offenbarungsglaubens zusammengearbeitet wären. Im Ausdruck sind sie großartig, in der Stimmung tief ergreifend. Man wird uns nicht verübeln, wenn uns Pascal mitunter schwärmerisch und extravagant erscheint, besonders wo er gerade aus der Schwerverständlichkeit der Offenbarungslehren auf ihre Wahrheit schließen will. Auf Naturbeobachtung im einzelnen geht er selten ein: den Beweis vom Dasein Gottes aus der Zweckmäßigkeit der Außenwelt, den teleologischen Beweis, scheint er fast zu verschmähen. Weit eher sucht er aus dem Falle des Menschen und dem daraus hervorgehenden Elend auf den übernatürlichen Beistand Gottes zu schließen. Denn obwohl der Mensch wegen seiner Denkfähigkeit ihm höher steht als das Weltall, als die gesamte unbeseelte Kreatur: so traut er ihm doch wenig Macht zur Erkenntnis des wahren Verhaltens der Dinge zu. Gerade hierin liegt einer seiner eigentümlichsten Züge. Dieser großartig und schmerzlich für den Glauben ringende Geist ist vom Zweifel ausgegangen. Er citiert wenige Schriftsteller, fast nur die Bibel und einige Kirchenväter, außerdem aber Montaigne. Er nennt ihn einige Male mit Achtung, öfter mit Geringschätzung oder Tadel; aber er kann von ihm nicht loskommen. Sein Zweifel stellt ihn zwischen Montaigne und Descartes, wenn er bemerkt, wie schwer es dem Menschen sei, eine richtige Einsicht zu gewinnen: „Ist man zu jung, so urteilt man nicht gut; ebenso, wenn man zu alt ist; denkt man zu wenig nach, so faßt man oberflächlich auf; zu viel, so vergrübelt man sich und findet die Wahrheit nicht. Betrachtet man seine Arbeit gleich nach der Vollendung, so ist man noch davon eingenommen; zu lange nachher, so hat man kein Verständnis mehr dafür. Zur Betrachtung der Gemälde

giebt es einen bestimmten Punkt; die anderen sind zu fern oder zu nahe. Für die Malerei ist der richtige Punkt durch die Perspektive bestimmt; aber wer bestimmt ihn für das Sittliche, für das Wahre?"

Der Einfluß des Klosters Port-Royal nahm durch die Beziehungen, in denen Pascal zu ihm stand, zu; aber auch sonst erhielten die ausgezeichnetsten Geister in Frankreich von dort aus ihre Richtung. Die von uns schon angeführten Lehrbücher, welche von Port-Royal ausgingen, vor allen die Logik des berühmten Anton Arnauld, bürgerten sich überall in Frankreich ein. Die Herzensfrömmigkeit, zu welcher die Nonnen sich bekannten, gewann ihnen die Teilnahme vornehmer Frauen, wenn sie des zerstreuenden Weltlebens müde wurden; die Herzogin von Longueville und die Prinzessin Conti nahmen sie in ihren Schutz; ja die Jesuiten waren der Gesinnung des jungen Königs selbst nicht völlig sicher. Auch hieß es, Turenne sei zuerst durch das Lesen der Schriften von Port-Royal auf den Gedanken gebracht worden, zur römischen Kirche überzugehen. Frau von Sévigné und Boileau waren Freunde dieser Verbindung, und Racine, der sich ihren dankbaren Schüler nannte, schrieb die Geschichte derselben. Sie hielt sich in der That bis zu den letzten Greisenjahren Ludwigs, der in seiner unglücklichsten Zeit (im Jahre der Schlacht von Malplaquet, 1709) das Kloster aufheben und zerstören ließ.

Zur Zeit Richelieus wurde das Theater auf den Standpunkt gehoben, daß die französische Gesellschaft sich damit beschäftigte, und daß die Frage nach dem Wert oder Unwert eines neuen Stückes die angesehensten Kreise von Paris aufregte. Die Versuche der Plejade, ein Drama im Sinne der Alten zu schaffen, hatten in der Zeit der Bürgerkriege keinen Fortgang gehabt. Die Stücke, welche man im Saale der Passionsbrüder vor Bürgern und Handwerkern aufführte, waren ganz kunstlos und meist niedrig komisch. Im Jahre 1600 wurde in dem Stadtteil Marais eine neue Bühne eingerichtet, die einen ungemein fruchtbaren Dramatiker, Alexander Hardy, unausgesetzt beschäftigte. Die Stücke der Gelehrten waren langweilig; Hardy allein arbeitete für das Bedürfnis. Leider hatte er nur die Leichtigkeit, aber weder die schöne Form, noch die Poesie, Feinheit und Lebendigkeit eines Lope. Von 5- bis 600 Stücken, die er auf die Bühne brachte, ließ er in seinem Alter 41 drucken, die meist eine nicht unglückliche Wahl des Stoffes, klaren Ausdruck und Kenntnis des theatralisch Wirksamen zeigen. Bald waren auch die gelehrten Poeten genötigt, ihre Stücke auf das Maraistheater zu bringen. Sie brachten den „kostbaren" Stil, der von Spanien aus nach Frankreich gekommen war, nun auch auf die Bühne. So der früher als Atheist verfolgte Theophil Viaud,

der sein Trauerspiel: „Pyramus und Thisbe" aufführen ließ. Derselbe scheint in der Verwendung geschraubter Bilder das Äußerste geleistet zu haben; Boileau citiert die Anrede der Thisbe an den Dolch ihres Geliebten:

Der Dolch hier war bereit, den eignen Herrn zu morden;
Ach, der Verräter ist darob ganz rot geworden!*)

Es ist leicht zu begreifen, daß Georg von Scudery, früher Offizier, der für die heroischen Romane seiner Schwester Madeleine zuweilen die Schlachtschilderungen ausarbeitete, an dieser Liebestragödie großes Gefallen fand; er versicherte, daß jedermann sie auswendig wisse. Überhaupt hatte Malherbe, der den Franzosen eine männliche, strenge und reine Dichtersprache schaffen wollte, im Gebiete des Romans wie des Dramas wenig nachgewirkt. Der gezierte Stil, der in alle Litteraturen Europas überging, zuletzt in der Zeit Hoffmannswaldaus auch in die deutsche, verdarb vor allem die Liebesdichtung, wie überhaupt jeden Ausdruck des Gefühls und der echten Leidenschaft. Das Natürliche wurde durchweg vom Konventionellen verdrängt. Da dieser Übelstand in jedes Land eindrang, so wollen wir ihn an einem Beispiele klarmachen. Wenn man die Hand der Geliebten wegen ihrer Weiße pries und ihr Herz wegen ihrer Härte anklagte, so war dies ganz in der Ordnung. Bald aber kam es darauf an, den Ausdruck für beide Eigenschaften immer sinnreicher, spitzfindiger und geschraubter zu gestalten. Eine schneeweiße Hand wäre sehr unschön; doch genügte selbst diese Wendung nicht mehr, und bei Calderon ist die Hand ein Schneepokal, aus welchem der Tag seine Helligkeit schlürft. Ein Herz von Marmor reicht nicht aus; ein Diamant wird gespalten, wenn er das Herz der Dame berührt. Nun sind im Spanischen die gewöhnlichen Redensarten, z. B. die Begrüßungsformeln, schon bilderreich; im Französischen aber erinnert jene Ziererei vollends an den späteren Stil des Rokoko, in welchem um jeden Preis die gerade Linie vermieden werden mußte. In der Clölia des Fräulein Scudery wechselt Lucretia mit Brutus kokette Briefchen; in demselben Buch wird eine vollständige Karte des allegorischen Landes der Zärtlichkeit (des pays de Tendre) beschrieben. Die heroischen Romane des Gascogners Calprenède, der noch vor der Scudery auftrat, blieben bei den Précieuses ebenso in Gunst wie früher die Schäfergeschichten. Molières vernichtende Schilde-

*) Ah, voicy le poignard, qui du sang de son maistre
S'est souillé lâschement! Il en rougit, le traistre!
Man könnte damit den Ausspruch des Pyramus vergleichen:
Ihr rauhen Pfleger, ihr unmenschlich harten Alten:
Seht diese Wand, sie hat vor Mitleid sich gespalten!

rung dieser Kreise (1659) fällt noch vor Mazarins Tod, also noch kaum in die Zeit, da Ludwig selbständig auf die Litteratur einwirkte. Die Dramatiker aus Corneilles Anfangsjahren entlehnten ihre Stoffe häufig aus dem Italienischen und Spanischen; man muß gestehen, daß sie nicht so überzart und läppisch, wenn auch fast ebenso schwülstig waren wie die Romandichter. Mairet dichtete eine Sophonisbe nach Trissino; wir haben schon bemerkt, daß solche Stoffe, die eine romantische Leidenschaft in antiker Umgebung zeigen, ganz besonders beliebt waren. Tristan schuf nach dem Vorbilde des „Vierfürsten von Jerusalem" von Calderon seine „Marianne", die dem Kardinal Richelieu Thränen entlockte. Auch Rotrou, ein kräftiger Geist, hielt sich meist an Lope, in seinem „Wenceslas" (1647) an Franz de Rojas. Rotrou rühmte sich, das Theater so gereinigt zu haben, daß es von anständigen Frauen ebenso unbedenklich besucht werden könne, als der Luxemburger Garten. Doch mag Corneille in höherem Grade dieses Verdienst beanspruchen; er hat in der That alles Lascive und Gemeine weggeräumt, und von seiner zweiten Komödie „Clitander" an findet man bei ihm keine schlüpfrige Stelle. Fontenelle macht die für einen höfischen Geschmacksrichter bezeichnende Bemerkung, es komme bei Corneille nur eine Spur der alten Roheit vor, nämlich daß die Liebenden einander duzen; doch ist auch dies von dem „Lügner" an nicht mehr der Fall.

Pierre Corneille, von den Franzosen manchmal „der Große" genannt, schrieb seine Meisterwerke, an welche man den Maßstab des Klassischen legen kann, in der Zeit Richelieus und der Minderjährigkeit Ludwigs. Er war am 6. Juni 1606 in Rouen geboren, wo sein Vater Generaladvokat und Forstmeister war, erhielt seine Erziehung bei den Jesuiten und begann die Rechte zu studieren. Im Jahre 1629 aber begab er sich nach Paris, wohin er seine erste Komödie „Melita" mitbrachte, deren Handlung wir sehr verworren finden, die aber gerade gelobt wurde, weil der Autor so geschickt vier Liebende durch eine einzige Intrigue sich entzweien lasse. Man muß im Gegensatze zu der dürftigen Rücksicht, welche noch im 18. Jahrhundert der deutsche Dramatiker bei seinem Publikum fand, wohl im Auge behalten, wie damals in Paris die gute Gesellschaft eine erste Vorstellung zu den wichtigen Ereignissen zählte. Corneille hatte zwar die lustigen Bedienten, die Ammen, die Parasiten von seinem Personal ausgeschlossen; doch fand man seine Redeweise etwas zu natürlich. Auch hatte er die Einheit der Zeit insofern nicht eingehalten, als die Handlung sich über einen Tag hinaus, etwa auf 30 bis 40 Stunden erstreckt. Gerade damals aber stellten Mairet, Georg Scudery und andere jenes Gesetz der drei Einheiten, das man unter allerlei Mißverständnissen aus der Poetik des Aristoteles ableitete, als unbedingt bindende Satzung auf, der sich

Pierre Corneille.
(Nach dem Stich von C. Gaucher: nach C. le Brun.)

bald auch Corneille fügte. In kurzen Zwischenräumen ließ er noch fünf Stücke folgen, darunter „Clitander" und „Die Witwe"; sie fanden solchen Beifall, daß sich zur Aufführung derselben eine neue Schauspielertruppe bildete. Damals hatte Richelieu in seinem Palaste (dem nachherigen Palais Royal) einen prachtvollen Saal zur Aufführung dramatischer Werke errichten lassen; er entwarf Pläne zu Tragödien und Komödien, die er dann von Dichtern in seinem Solde, zu denen bereits Rotrou gehörte, und unter die nun auch Corneille aufgenommen wurde, aufführen ließ. So entstanden die „Große Pastorale", ferner „Der Blinde von Smyrna", indem jeder Poet einen Akt schrieb, der Kardinal aber urteilte und korrigierte; die Tragikomödie „Mirame" soll indessen fast ganz von ihm selbst herrühren. Corneille scheint sich bei einer dieser Ausarbeitungen zu sehr von der Vorschrift des Gönners entfernt zu haben und erhielt seinen Abschied, weil er den Geist der Unterordnung (l'esprit de suite) nicht besitze. Er verfolgte nun seine eigene Bahn, indem er nach dem Vorbilde des Seneca seine hochernste Tragödie „Medea" dichtete. In derselben tritt bereits die Eigenschaft, die Corneille vor allen groß macht, deutlich hervor. Das Auftreten seiner Helden bewegt sich meistens in einem Konflikt, etwa zwischen Liebe und Ehre, wie dies auch bei den späteren Franzosen häufig ist und sich in dem antithetischen Ausdruck spiegelt, zu welchem der Alexandriner mit seiner Cäsur in der Mitte vortrefflich paßt. Aber bei Corneille ist es meistens der Grundsatz, die Charakterstärke, welche den Sieg davonträgt, und worauf der Nachdruck liegt; die Leidenschaft, die Hingabe an Gefühl und Neigung steht bei ihm in zweiter Linie. Daher stammt seine Vorliebe für die römische Geschichte, daher auch das heroische Gepräge, das ganz geeignet war für eine Epoche, wo Frankreich sich von egoistischen Sonderinteressen abwandte und sich dem Auslande gegenüber um das Königtum scharte. Dieses Verdienst haben ihm die Franzosen hoch angerechnet und darüber die Mängel in der Wahl der Stoffe sowie die Schwächen seines Alters gern übersehen. Bekanntlich hat Napoleon gesagt, er würde Corneille, wenn er zu seiner Zeit lebte, zum Fürsten (nach anderen: zum Senator) machen. Diesem Grundzug entspricht das starke Selbstgefühl seiner charaktervollen Helden. In der „Medea" findet sich zuerst eine jener Prachtstellen, mit welchen die Franzosen eine wahre Abgötterei trieben, und welche sie sich gern, von dem übrigen Text geschieden, vorsprechen ließen. Es ist dies die Antwort der Medea auf die Frage, was ihr als Stütze gegen ihre vielen Feinde bleibe: sie besteht in dem einzigen Wort: „Ich!" (Moi!) Daß die Bevorzugung eines solchen Ausspruches, wenn sie auch dem kälteren Deutschen überspannt vorkommen und deshalb beinahe komisch

berühren mag, von einer lebhaften und liebenswürdigen Teilnahme für den Dichter und sein Werk zeugt, steht wohl nicht in Frage.

Bald darauf erschien dasjenige Werk des Dichters, welches eine neue Epoche nicht nur anzukündigen schien, sondern wirklich hervorrief: „Der Cid". Zur Grundlage nahm er ein spanisches Stück (Las Mocedades del Cid) von Guillem de Castro, das im Original von dem uns bekannten Geiste des stolzen Rittertums und hochgespannten Ehrgefühls durchzogen, aber mit Handlung überfüllt ist, wie es denn über Jimenens Hochzeit noch hinausgeht. Bei Corneille dagegen bildet der innere sittliche Kampf den Kern des Stückes: dazu sprechen sich die Leidenschaften mit einer Frische und Jugendlichkeit aus, wie es dem Dichter später kaum wieder geglückt ist. Auch wurde das Werk mit Begeisterung aufgenommen; der Ausdruck „schön wie der Cid" wurde sprichwörtlich. Der närrische Scudery dagegen, der außer seinen epischen Gedichten auch Komödien verfaßte, griff den Dichter heftig an, wies der „Tragikomödie vom Cid" sechs Hauptfehler nach und richtete an die Akademie eine Schrift, worin er sie zu einer amtlichen Beurteilung des Stückes aufforderte. Die Eifersucht der kleineren Poeten regte sich allerwärts; nur gerade demjenigen, der Corneille am nächsten kam, dem edeldenkenden Rotrou, ist nachzurühmen, daß er sich dem größeren Genossen stets einsichtsvoll unterordnete. Nach den Satzungen der Akademie war Corneilles Einwilligung nötig, bevor zu einem Gutachten über seine Dichtung geschritten wurde. Er muß dieselbe in irgend einer Art gegeben haben, denn bald wurde Chapelain, damals auf der Höhe seines Ansehens, mit der Abfassung des Urteils betraut. Dieses Urteil (Examen du Cid) ist keineswegs so kriechend abgefaßt und so ausschließlich von Richelieus Abneigung eingegeben, wie dies manchmal dargestellt wird. Den heutigen Leser verletzt allerdings das rechnende Abwägen der Vorzüge und Fehler sowie der kühle Lobspruch, es habe das Stück „unter den Werken dieser Art einen beträchtlichen Ruf erlangt"; wir vermissen die offene Anerkennung, daß ein neuer Genius entstanden sei. Indessen schien die Gravität einer höchsten Instanz einen zurückhaltenden Ton zu erfordern, und der hauptsächlichste Tadel, daß Jimene allzuschnell von Rachegier zur Versöhnlichkeit übergeht, möchte auch kaum bestritten werden können. Übrigens wurde das Selbstgefühl des Dichters durch diese Kämpfe nur gehoben: „Ich weiß, was ich wert bin" (je sais ce que je vaux), sagt er, und an einer anderen Stelle: „Ich verdanke meinen Ruf nur mir selbst." Aber auch Richelieu benahm sich in der Folge durchaus nicht kleinlich: er sah es gern, daß Corneille den Cid im Drucke der Herzogin von Aiguillon, einer Nichte des Kardinals, widmete, und gewährte ihm auch in persönlichen Verhältnissen seine Unterstützung.

Rasch nach dem Cid, in den Jahren 1639—40, schuf Corneille jene Meisterwerke, die ihn auf seiner Höhe zeigen, den „Horace", „Cinna" und „Polyeucte". Rechnen wir dazu noch die Charakterkomödie: „Der Lügner" (1642), die im Lustspiel einen kaum geringeren Kunstfortschritt zeigt, als der Cid im Trauerspiel, so sehen wir in den Raum von fünf Jahren eine außergewöhnliche Thätigkeit zusammengedrängt. Von den beiden römischen Tragödien verherrlicht die eine, Horace, das Staats- und Vaterlandsgefühl in seiner höchsten Anspannung; die andere, Cinna, zeigt die Monarchie in ihrem Glanze; sie erscheint berechtigt durch Herstellung der Ordnung, durch Bändigung unruhiger Geister und bewährt ihre Zuversicht durch großmütiges Verzeihen. Noch 20 Jahre nach Abfassung des Stückes, nachdem die Unruhen der Fronde verrauscht waren, machte der idealische Augustus, der seinen Gegnern Freundschaft anbietet, auf die Zuhörer einen fast noch erhöhten Eindruck, ja rührte sie zu aufrichtigen Thränen*). Gleichwohl möchten wir den Polyeucte als die höchste Leistung Corneilles bezeichnen. Diese Märtyrertragödie beruht auf einem reineren Heroismus und auf Motiven einer echteren Menschlichkeit als die christlichen Stücke Calderons, wie z. B. „Die Andacht zum Kreuze". Die Lehre von der Gnadenwirkung begann die Geister lebhaft zu beschäftigen, was die Wirkung des Dramas noch erhöhte; die eleganten Kreise jedoch konnten sich noch nicht daran gewöhnen, daß die Religion ein dichterisches Motiv sein solle. Corneille hatte den Polyeucte im Hotel Rambouillet vorgelesen, und Voiture erhielt den Auftrag, ihm auf eine zarte Weise mitzuteilen, daß das Stück nicht ganz den gewünschten Erfolg gehabt, ja daß das Christliche darin ungemein mißfallen habe. Zum Glück ließ sich der Dichter von seinem Vorhaben, das Drama zurückzuziehen, noch rechtzeitig abbringen; er brachte es auf die Bühne, und es wirkte auf die gesunde, kräftige Empfänglichkeit der Menge ganz anders, als auf jenen ästhetisch verzärtelten Salon; der Beifall war stürmisch, und der Erfolg kam dem des Cid fast gleich. Dem Lustspiel: „Der Lügner" liegt ein spanisches Lustspiel (die „Verdad sospechosa" des Alarcon) zu Grunde.

Die meisten Kritiker bezeichnen bereits den „Pompejus", der in demselben Jahr wie „Der Lügner" erschien, als den Beginn von Corneilles Niedergang. Vielleicht jedoch verlieren die bedeutenden Schönheiten dieses Werkes durch die allzu kühne Komposition an Wirksamkeit. Corneille scheint nämlich einen Gedanken seines Lieblingsdichters

*) Freilich heißt es auch im Cinna:

Das Staatsverbrechen, das man für die Krone thut:
Der Himmel, der sie uns verliehen, heißt es gut.

Lucan noch überboten zu haben. Dieser schildert in seiner „Pharsalia" den alternden Pompejus als eine Gestalt, von der nur noch der Schatten des großen Namens bestehe; bei Corneille ist Pompejus zu Anfang des Stückes bereits ermordet, und seine Größe zeigt sich in den Wirkungen seines Falles auf die nächststehenden Persönlichkeiten. Von „Rodogune" an (1644) ist jedoch ein Stillstand und sodann ein Zurückgehen bei Corneille unverkennbar. Zwar sein „Heraclius" ist nicht, wie man früher glaubte, dem Calderon nachgebildet; es scheint vielmehr, daß dieser das französische Stück zu einem mittelmäßigen Werk benutzt hat. Corneille suchte sich gegen den neu aufkommenden Geschmack durch Erweiterung der Motive zu halten. Dies gelang ihm noch im „Nikomedes", wo er einmal gegen die Römer Partei nimmt, und einen jungen Fürsten, Zögling Hannibals und Erben seiner Grundsätze, in hohem Glanze zeigt; man bewunderte die Kunst, womit er ein wenig bekanntes Stück der Geschichte Bithyniens zu benutzen weiß, um die Entwürdigung des Orients unter der Herrschaft Roms und das Ankämpfen eines Helden gegen diese Entwürdigung zu schildern. Aber die angedeutete neue Richtung drängte ihn notwendigerweise zurück. Im Sinn eines glänzenden Hofes trat neben der Tapferkeit die Galanterie hervor, Neigungen und Leidenschaften in zarter, mitunter sophistischer Entfaltung zogen die Zuhörer an. Corneille, der stets den Heroismus im Vordergrunde zeigt und auf die Bewunderung wirkt, mußte bei abnehmender Kraft seinen Zeitgenossen starr und einseitig erscheinen. Sainte-Beuve spricht ihm die Kenntnis der Frauen ab, die in Racines Zeit so wichtig war; er meint, Corneilles Heldinnen, seine „anbetungswürdigen Furien", sähen einander gar zu ähnlich; ihre Liebe stamme aus dem Kopf, nicht aus dem Herzen. Corneille unterbrach seine dramatische Thätigkeit, um „Die Nachfolge Christi", welche man dem Thomas a Kempis zuzuschreiben pflegt, in kraftvolle, wohltönende Verse zu übertragen, welche nur selten die Einfachheit und Herzlichkeit des Originals beeinträchtigen*). Obwohl Corneille diese Übertragung dem Papst Alexander VII. (1655—1667) widmete,

*) Wir setzen die schöne Stelle her, wo er im Gegensatze zu den Israeliten, die nicht Gottes, sondern Moses' Stimme hören wollen, von sich sagt:

Je n'ai point ces frayeurs alors que je te prie;
Je te fais d'autres voeux que ces fils d'Israel
Et plein de confiance humblement je m'écrie
Avec ton Samuel:
Quoique tu sois le seul qu'ici-bas je redoute,
C'est toi seul qu'ici-bas je souhaite d'ouïr;
Parle donc, o mon Dieu, ton serviteur t'écoute
Et te veut obéir.

wurde sie doch durch den innigen, schwärmerischen Anschluß an die Person Christi auch den Gemütsfrommen, den Anhängern von Port-Royal sehr wert. Die Dramen, die er später noch schrieb, fanden wenig Anklang. Seine Persönlichkeit galt nicht eben für anziehend; bei seiner redlichen, aber stolzen und heftigen Gemütsart paßte er wenig an den Hof. Doch blieben ihm ältere Freunde, zu denen Frau von Sevigné gehörte, auch dann treu, als sein Stern im Sinken war. Mit großem Interesse las man die Selbstkritiken, die er jedem seiner Werke beifügte, obwohl er in denselben die Sprache eines kühnen Neuerers immer mehr ablegte und als ein starrer Verteidiger der drei Einheiten sowie als ein Gegner der Einmischung komischer Elemente auftrat. Noch ein halbes Jahrhundert später suchte man jeden Ausdruck, der dem gewöhnlichen Verkehr angehört, fern zu halten, und eine Übersetzung des Othello fand auf der Bühne Schwierigkeiten, weil das Wort mouchoir (Taschentuch) darin nicht zu entbehren war. Corneille erhielt von Ludwig nur sehr mäßige Gunstbezeigungen und befand sich kurz vor seinem Tode in dürftigen Verhältnissen, obwohl er dem König seinen Dank dafür ausspricht, daß die römischen Tragödien Cinna, Horatius, Pompejus 40 Jahre nach ihrem Erscheinen noch am Hofe aufgeführt wurden. Als Boileau sich erbot, zu Corneilles Gunsten auf seine Pension zu verzichten, sandte der König dem greisen Dichter ein beträchtliches Geldgeschenk; dieser starb kurz nachher, am 1. Oktober 1684, zu Paris im Alter von 78 Jahren, drei Jahre nach Calderon. Sein Bruder Thomas Corneille, 19 Jahre jünger als er, folgte ihm in der Mitgliedschaft der Akademie. Er arbeitete mit mehr Leichtigkeit als der ältere und verfaßte 42 Dramen, von denen sich „Ariadne" und „Graf Essex" auf der Bühne erhalten haben; letzteres ist durch Lessings geistvolle Besprechung (in der Hamburger Dramaturgie) auch den Deutschen bekannt. Voltaire gebraucht die echt französische Wendung, Peter Corneille sei der Große genannt worden, nicht, um ihn von seinem Bruder, sondern um ihn von den übrigen Menschen zu unterscheiden.

Eine eigentümliche Erscheinung in der Zeit Richelieus und der Fronde ist die bedeutende Anstrengung französischer Dichter, ein nationales Epos in ernstem, großem Stil zu schaffen. Vielleicht niemals haben sich dieselben weiter von dem echten originellen Gebiete ihrer nationalen Dichtung, von einer lebendigen, munteren Darstellung (dem esprit gaulois) weiter entfernt, als da sie sich jene Aufgabe stellten. Es geschah um dieselbe Zeit, als der schäferliche und der heroische Roman blühten. Schon Ronsard hatte mit seiner ungeheuer breit angelegten „Franciade" seinen Zweck nicht erreicht. Nun aber traf jener Chapelain, der das Gutachten über den Cid abgefaßt

hatte, ungemein weitläufige Anstalten zu einem regelrechten großen Heldengedichte zu Ehren der Jungfrau von Orleans. Früh angekündigt, erschienen 12 Gesänge dieser Pucelle nach zwanzigjähriger Zögerung im Jahr 1656; rasch nacheinander wurden mehrere Auflagen verkauft, die Wirkung war aber so wenig nachhaltig, daß die nächstfolgenden 12 Gesänge nicht einmal zum Abdruck gelangten, sondern noch in der Handschrift auf der großen Bibliothek zu Paris liegen. Chapelain (1595—1674) war ein achtbarer Mann, aber von engen poetischen Begriffen; man merkt ihm überall das Bemühen an, genau zu beschreiben, wodurch gerade alle Anschaulichkeit verloren geht*). Dieses Epos, dessen Unwert Boileau mit grausamem Spotte nachweist, war dem Herzog von Longueville gewidmet, weil derselbe von Dunois, dem Bastard von Orleans, abstammte. In ähnlicher Weise versah Georg von Scudery seinen „Alarich", den „Sieger der Weltbesieger", mit einer Widmung an die Königin Christine, wegen der Verwandtschaft der Schweden und Goten. Arbeitete Chapelain langsam und schwer, gegen Minervas Willen, wie Boileau sagt, so flossen dem Herrn von Scudery die Verse nur aus der Feder, was er, wie der weiter unten zu nennende Desmarets, der Hilfe Gottes zuschrieb. Obwohl guter Katholik, durfte er doch den Preis Gustav Adolfs einflechten, da dieser ein Bundesgenosse Frankreichs war. Saint-Amant schrieb eine „Rettung Mosis", und Desmarets de Saint-Sorlin, der als Lyriker ziemlich glücklich war, arbeitete einen „Chlodwig" aus. Der letztgenannte Dichter war ein wütender Feind der Jansenisten und zog sich dafür von seiten Nicoles eine starke Züchtigung zu. Zugleich mischte er sich in den Streit über den Wert der antiken und modernen Dichtung, wobei er besonders gegen Homer die äußerste Geringschätzung aussprach.

Die Kraft und Wirksamkeit des gallischen Geistes zeigt sich in der Kehrseite der Heldenromane und der geschraubten epischen Gedichte, die uns in den Schriften Scarrons entgegentritt. Paul Scarron, geboren 1610 zu Grenoble, war weder ein großer Dichter noch ein tiefer Geist; aber er hatte Natürlichkeit und gute Laune und gewann wie der Riese Antäus an Kraft, weil er sich auf echt französischem Boden bewegte. Als Domherr führte er ein lustiges Leben, bis er 1638 durch eine Krankheit zum Krüppel wurde. Er begab sich nach Paris und bearbeitete Lustspiele nach dem Spanischen, die nicht von Bedeutung sind und sich dem größeren Stil Molières gegenüber nicht halten

*) So z. B. der junge Roger zeigt und erklärt Gemälde:
Roger lève la canne et la voix à la fois;
L'oeil s'attache à la canne et l'oreille à la voix.

konnten. Dagegen wurde er Meister im Burlesken; er gehört zu den vielen Humoristen, die entstellt und verwachsen waren, wie er denn selbst seinen verkrümmten Körper mit dem Buchstaben Z verglich. Doch hat er bei den Verzerrungen, die er vorbringt, das Geschmackvolle und Schöne vor Augen, zu welchem jene den Gegensatz bilden. In diesem Sinne ist seine „Travestierte Äneide" (1649) ein Meisterwerk zu nennen und steht weit höher, als das gleichnamige Werk des deutschen Blumauer. Sie teilt allerdings mit dem letzteren den Fehler, durch ihre Länge den Effekt abzuschwächen; aber Scarron bemerkt mit Feinheit alle jene empfindsamen Stellen Virgils, wo der Dichter nur einen Schritt weiter thun müßte, um ins Lächerliche zu verfallen. So trug er das Seinige dazu bei, das falsche litterarische Römertum in seiner Blöße zu zeigen. Besonders die Thränenfertigkeit des frommen Helden muß herhalten; es heißt von ihm: „Il donnait les pleurs à crédit et il avait le don des larmes". Ein Mittel, um Lachen zu erregen, ist ihm der Anachronismus; seine Dido spricht vor dem Essen das Benedicite und die Nymphe Deiopeja, welche Juno dem Windgott Äolus als Braut verspricht, ist eine sehr gebildete Dame; elle recite à merveille le Cid du poëte Corneille, elle coud le linge en perfection et sonne du psaltérion. Dergleichen wirkt freilich bald ermüdend; aber einige Seiten las auch Racine gern, obwohl er dies vor seinem strengen Freund Boileau verheimlichte. Weit berühmter als Scarrons Äneide ist sein Roman comique, den er unvollendet hinterließ, und der sich ungeachtet des burlesken Tons durch treue, selbst feine Sittenschilderung und — was den Wert jeder humoristischen Dichtung erhöht — durch reine Sprache auszeichnete. Dieses heitere Werk giebt wahre Charaktere und Verhältnisse, während gerade die hochtrabenden ernsten Romane der Zeit nur Falsches, Geschraubtes und Manieriertes enthalten. Scarron wurde eine Zeitlang von der Königin Anna unterstützt und nannte sich sogar den amtlich bestallten Kranken der Königin (malade en titre de la reine). Dies Verhältnis änderte sich freilich, als ihr allmächtiger Minister immer verhaßter wurde und Scarron eine beißende „Mazarinade" veröffentlichte. Mit diesem Namen wurden bald alle die zahlreichen Pamphlete bezeichnet, die gegen den Italiener gerichtet wurden, und die der gelehrte Bibliothekar desselben, Gabriel Naudé, mit der äußersten Gewissenhaftigkeit sammelte; während Mazarin selbst sich um die Satiren meist ebensowenig kümmerte, als um die Dekrete, welche das Parlament gegen ihn erließ. Nur ein Schriftsteller von einiger Bedeutung trat zu Mazarins Gunsten auf und wagte es, die Fronde und ihre Anhänger mit scharfem Spott anzugreifen. Dies war Cyrano de Bergerac (d. h. aus Bergerac an der Dordogne), der sich durch die

an treffenden Zügen nicht arme Komödie: Der verhöhnte Pedant („Le pédant joué") als einen Mann von Geist gezeigt hatte. In der Polemik hatte er einen herausfordernden, schonungslosen Ton und war stets bereit, die Insulte, die er in seinen „Lettres aux frondeurs" vorbrachte, mit dem Degen aufrecht zu erhalten. Gegen Scarron war dies freilich nicht thunlich; dagegen entblödet er sich nicht, das Unglück desselben als eine Strafe des Himmels darzustellen: „Betrachtet hier", ruft er aus, „die Ruten, womit Verleumdung und Aufruhr bestraft werden; sehet, ihr Burlesken, in eurem Apollo ein ganzes Hospital; jeden Tag stirbt er an einem Gliede und an der Zunge zuletzt". Vielleicht entschädigte den Dichter der Beifall, den seine Komödien bald bei dem jungen König fanden; derselbe ließ sich den „Lächerlichen Erben" von Scarron zweimal im Tage aufführen. Bekanntlich wurde durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände die schöne und hochbegabte Franziska von Aubigné, welche den stets leidenden Dichter bis zu seinem Tode (1660) als Gatten pflegte, in zweiter Ehe die Gemahlin des Königs. Umfassender als in den Mazarinaden tritt uns das Zeitalter der Fronde in den Denkwürdigkeiten entgegen, an welchen dasselbe so reich ist; ja der hochfliegende Egoismus der Herren und die feineren Ränke der Damen sind überaus geeignet für diese Art von Mitteilungen, an welchen das französische Publikum noch nach 200 Jahren eine Art von persönlichem Interesse nimmt. Indessen gehören die bedeutendsten dieser Memoiren, wie diejenigen des Kardinals von Retz und der Frau von Motteville, der Zeit ihrer Veröffentlichung nach der nächsten Periode an.

7. Die glänzende Zeit der französischen Litteratur unter der Monarchie Ludwigs XIV.

Das klassische Zeitalter der französischen Litteratur ist oft mit dem Augusteischen in Rom verglichen worden, und wir haben im dritten Bande die naheliegenden Ähnlichkeiten hervorgehoben. Weder Augustus noch Ludwig besaßen, wie etwa Perikles oder Cosimo und Lorenzo von Medici, eine echte innere Teilnahme für Dichtung und schöne Kunst; sie wußten aber beide den Wert derselben für ein ausgebildetes Staatsleben zu schätzen und waren für den Glanz empfänglich, der von berühmten Geisteswerken auf sie zurückstrahlte. Unter beiden entschied der Hof wo nicht über den Wert, doch über die Geltung der Dichtungen und Kunstwerke; die Spuren der Bürgerkriege verloren sich aus der Litteratur, und sie nahm einen monarchischen Charakter an. Ludwig war Meister im königlichen Auftreten und gilt noch jetzt vielen als unübertroffenes Vorbild der Höflichkeit und Rücksicht, die ein Herrscher

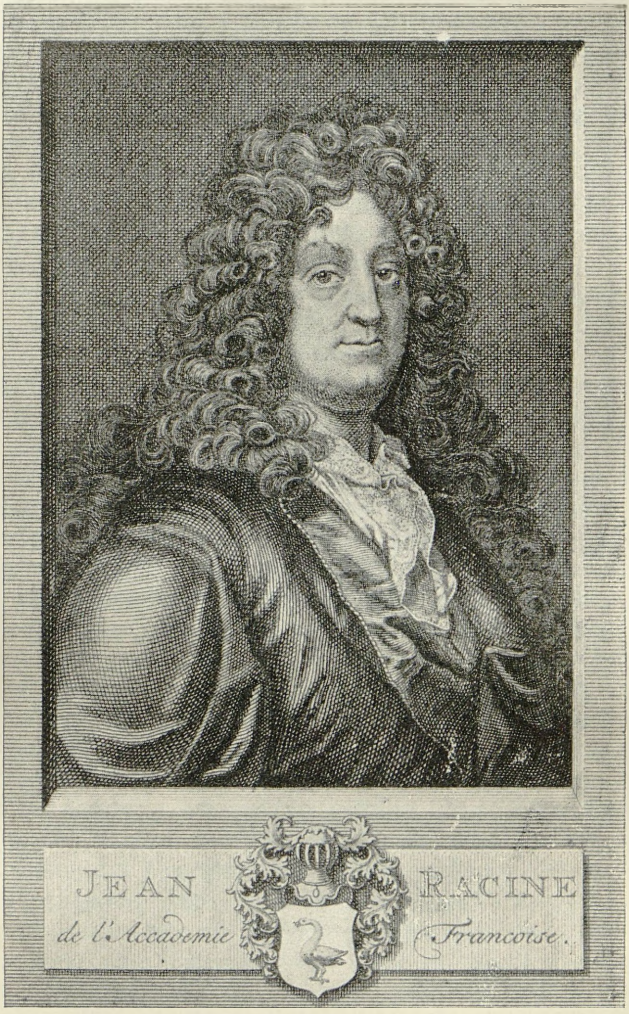
seinen Unterthanen und insbesondere denen schuldig ist, die sich in irgend einer Leistung auszeichnen und ihrem Vaterlande Ehre machen. Geregelt wie sein Tagewerk, wie die Etikette in seiner Umgebung, waren auch die Grüße, welche die Muse ihm darbrachte. Das Altertum spendete ihm zu Ehren seinen mythologischen Glanz, die Kirche ihre Salbung. Auch muß man gestehen, daß seiner Aufmerksamkeit weniges entging. Politische Meinungskämpfe in inneren Staatsfragen kamen nicht mehr vor; gegen freie religiöse Gedanken war er allerdings unerbittlich hart, doch mochte er sich in der Zeit seiner höchsten Macht einbilden, sie völlig beseitigt zu haben. Im übrigen aber konnte er freimütige Äußerungen vertragen; der Spott, welchen Molière gegen hochmütige Adlige richtete, indem er den „Marquis" zu einer lächerlichen Figur stempelte, war ihm sogar willkommen, und er befreite den Dichter von dem Makel, der seinem Schauspielerstand anhing, indem er ihn zu seiner Tafel zog.

Wir haben schon gesehen, wie bezeichnend für sein Herrschertum die Gründung von Versailles ist, wo zur Zeit seines Vaters nur ein Backsteinhaus in sandiger, wasserloser Gegend gestanden hatte. Hier ließ er durch Jules Hardouin Mansard*) das berühmte Schloß errichten, welches in der westlichen, von Paris abgewandten Façade seine volle Ausdehnung und seinen ruhigen Glanz entfaltet. In dem vorspringenden Mittelgebäude wohnte der König: von hier aus übersah man die langen, geraden Baumgänge, die nach dem Winkelmaß angelegten Boskette, die von weither geleitetem Wasser genährten Springbrunnen. Der Meister dieses neuen Gartenstils, le Nôtre, welcher auch den Tuileriengarten anlegte, wurde mit den höchsten Ehren geschmückt; die Akademie nahm ihn zum Mitglied auf, und Ludwig erhob ihn in den Adelstand. Auch der Künstler, der das Innere des Schlosses mit Malereien schmückte, Charles Lebrun (1618—1690), paßte trefflich für seine Aufgabe. Er hatte in Rom unter der Leitung Nicolas Poussins, den man den Schöpfer der heroischen Landschaft zu nennen pflegt, die Antike und die Werke Raffaels studiert und sodann im Louvre seine prunkvollen Bilder aus der Geschichte Alexanders gemalt. Er besaß eine nicht geringe Leichtigkeit, wandte auf Gruppierung und Gewandung großen Fleiß und gab seinem Gegenstand gern eine mythologische oder allegorische Einkleidung; Charakter und Lebensfrische darf man in solchen Dingen nicht suchen. Auf einem der Bilder von Versailles sah man die besiegten Staaten Holland, Spanien, Deutsch-

*) Derselbe erbaute den Invalidendom und den Vendomeplatz in Paris. Der Erfinder der gebrochenen Dachstockwerke, welche man Mansarden nennt, ist sein Oheim Franz Mansard.

land unterwürfig die Kniee beugen; das siegende Frankreich aber war nicht durch eine allegorische Figur, sondern durch Ludwigs königliche Gestalt vertreten. Auch Lebrun wurde geadelt, zum Präsidenten einer Akademie für Maler und Bildhauer, zum „ersten Maler des Königs" und zum Direktor der Gobelinfabrik erhoben. In ähnlicher Weise ehrte Ludwig seinen Liebling im Fache der Tonkunst, Johann Baptist Lully (1633—1687), der, zu Florenz geboren, in Paris als Küchenjunge im Hause der Prinzessin von Montpensier durch Geigenspiel sein hohes Talent verriet. Er wurde später Direktor der königlichen Hofkapelle und schrieb die Musik zu den damals beliebten Balletten und Maskeraden, in welchen der König selbst als Tänzer aufzutreten nicht verschmähte. Zu seiner Zeit wurde der aus der Provinz Poitou stammende Tanz, der von den kleinen Schritten (menu pas) Menuett heißt, bei Hof eingeführt, wo er wegen der gefälligen und ausdrucksvollen Bewegungen, die er zuläßt, lange Zeit hindurch beliebt war. Auch zu Molières Gelegenheitsstücken, die man zum Teil als reich entwickelte „Masken" bezeichnen kann, lieferte er die Komposition. Lully ist der Schöpfer der nationalen französischen Oper, zu welcher er sein Orchester ausbildete; seine erste Vorstellung dieser Art fällt in das Jahr 1672; zu der letzten Oper „Armida", die als die vorzüglichste gepriesen wird, lieferte Quinault das Textbuch. Als ein charakteristisches Beispiel, wie Ludwig in jedem Fach ein Talent ersten Ranges heranzog und beschäftigte, nennen wir noch seinen Kunsttischler Boulle, der im Erfinden von Ornamenten, in der Verwendung des Materials zu eingelegter Arbeit Pracht und Geschmack so einsichtsvoll zu verbinden wußte, daß man ihm den Rang eines Künstlers allgemein zugesteht und eine Stilgattung nach seinem Namen bezeichnet, daher er die hohen Titel, welche Ludwig ihm verlieh, nicht minder verdiente, als mancher anspruchsvollere Meister.

Die Dichtkunst konnte bei ihrer freieren Natur nie völlig im Hofdienst aufgehen: sie war immerhin mehr als andere Künste auf das allgemeine Urteil angewiesen. Doch merkt man selbst einem in manchem Betracht wahrhaft großen Dichter, wie Racine, die Sphäre an, in der sein Talent sich entfaltete: den Hof, an welchem der Adel sich in der königlichen Gunst sonnte und für das Land „vielleicht noch eine Last, aber keine Gefahr mehr war". Bis in den Herbst im Felde glänzen und während des Winters den Damen davon erzählen, galt für das schönste Los. Für alle Unterwürfigkeit, für allen Etikettenzwang wußte man sich im Salon durch das Spiel der Neigungen, durch eine sehr ausgebildete Unterhaltung (causerie) zu entschädigen, welche freilich oft ganz leeren Dingen einen Wert gab. Racine, eine echte Dichternatur, liebenswürdig und reizbar, war für die geistigen



XIII. 457. Jean Racine

Kämpfe seiner Zeit keineswegs unempfänglich; aber die Bahn des Erfolges war ihm durch die Umstände genau vorgezeichnet. Jean Racine, geboren am 21. Dezember 1639 zu la Ferté-Milon in der Pikardie, wurde im Kloster Port-Royal erzogen und war eine Zeitlang zum Priesterstande bestimmt. Er lernte die alten Sprachen sehr gründlich und las früh den Sophokles und Euripides, aber auch den nicht sehr erbaulichen griechischen Roman „Theagenes und Chariklea", bis er ihn auswendig wußte. Er machte sich zuerst bekannt durch eine Ode: „Die Nymphe der Seine", worin er die Vermählung Ludwigs XIV. besang; Chapelain, der damals in der Litteratur das große Wort führte, verschaffte ihm dafür von Colbert eine ansehnliche Belohnung. Vier Jahre später veröffentlichte er eine zweite Ode („La renommée aux Muses"), über welche Boileau kritische Bemerkungen schrieb; Racine besuchte ihn und schloß mit ihm Freundschaft, welche bis an seinen Tod währte. Damals stand Molière bereits an der Spitze eines Theaters in Paris; der junge Racine brachte ihm eine Tragödie, deren Stoff er aus „Theagenes und Chariklea" entnommen hatte. Molière riet ihm, dieselbe ins Feuer zu werfen, gab ihm aber einen anderen Stoff an und unterstützte ihn einstweilen durch ein Darlehen. Kurz nachher wurde auch Lafontaine mit ihnen bekannt, und so hielten die vier jungen Männer, welche das Zeitalter Ludwigs zu verherrlichen bestimmt waren, an einem Orte, den man den alten Taubenschlag („vieux colombier") nannte, heitere Zusammenkünfte, über welche Lafontaine in seiner liebenswürdigen Art berichtet. Das erste bedeutende Drama, in welchem sich Racines Größe schon kundgiebt, ist die „Andromache"; hier erscheint Hektors Witwe als Kriegsgefangene im Haus des Pyrrhus, von seiner Liebeswerbung bedrängt. Die Heldengestalten dieser Tragödie sind allerdings Franzosen, die hellenische Namen tragen; sie haben den Schwung, die gewählte Haltung, die zärtlichen Schwächen der Herren und Damen von Versailles, ganz abgesehen davon, daß auch ihr Kostüm sich dem spanischen näherte, und daß Andromache mit „Madame" angeredet wird. Die heftigste Leidenschaft geht im Ausdruck nie so weit, daß die Anstandslinie überschritten würde. Hier wird uns nicht eine untergegangene Welt in der Breite ihrer Beziehungen vorgeführt: wie bei Corneille erscheinen wenige Personen; kein Gedränge füllt die Säulenhallen aus; ohne Episode schreitet die eine Handlung zum Ziel. Aber statt der Bewunderung, welche eine rauhe Heldengröße erregte, wirkte bei Racine der Kampf der Gefühle, ihr Überschwang und ihre Sophistik. Dazu kommt ein Reiz und Wohllaut der Sprache, der im Französischen nicht übertroffen worden ist. Racines Wortvorrat ist nicht groß, aber er weiß den Ausdruck zu adeln und in erhöhter Bedeutung zu verwenden. In der ersten Zeit

seines Ruhmes behandelte er mit Vorliebe griechische Sagenstoffe, belebte sie aber durch den galanten Heroismus seines Zeitalters. Später wählte er seine Helden aus dem Kreise der römischen Welt, einmal auch (im Bajazed) aus dem Morgenlande. Unter den römischen Stücken ist „Britannicus" durch tiefe Anlage und bewundernswerte Menschenkenntnis ausgezeichnet; ohne krasse Bilder, ja ohne stark aufgetragene Ausdrücke ist hier die sittliche Zerrüttung eines weltbeherrschenden Kreises so dargestellt, daß man den Keim ihres Entstehens vor Augen sieht. Dieses Meisterwerk leidet nur unter dem Mißstande, daß der Dichter nicht Anhaltspunkte hatte, um seinen jungen Helden zu einer bedeutenden Gestalt zu erheben: dagegen hat er es trefflich verstanden, die beiden Unschuldigen im Stücke, Britannicus und Julia, auf dem Hintergrunde der unheimlichen Ruchlosigkeit, von der sie umgeben sind, noch reizender erscheinen zu lassen.

Die Vorrede, mit welcher Racine den Britannicus begleitete, giebt Zeugnis von der Verstimmung, die zwischen ihm und Corneille herrschte. Er war offenbar in der Gesellschaft feiner und gefälliger; auch wird ausdrücklich bemerkt, daß er als Vorleser glänzte, während Corneille seine eigenen Stücke gar nicht anziehend vortrug. Um so merkwürdiger ist es, daß sie im nächsten Jahr (1670) auf Ersuchen der Prinzessin Henriette von England, Herzogin von Orleans und Schwester Karls II., den gleichen Gegenstand behandelten, ohne daß einer vom anderen wußte. Die Prinzessin empfing weit mehr Huldigungen von Ludwig, als von seinem Bruder, ihrem Gemahl. Sie fühlte sich stolz in dem Gedanken, dem König mehr als Geliebte zu sein, und leistete ihm einen bedeutenden Dienst, indem sie sich nach England begab und durch wohlersonnene Mittel, wobei auch weibliche Lockungen nicht fehlten, den König Karl von der Tripelallianz gegen Frankreich zurückbringen half. Kurz vorher mag es gewesen sein, daß sie den älteren wie den jüngeren Dichter darum anging, das Verhältnis des Kaisers Titus zu seiner morgenländischen Geliebten Berenice und die Lösung desselben durch eine notwendige Entsagung in einem Drama zu behandeln, das nicht verfehlen konnte, auf ihre eigene Verbindung ein wehmüthiges und versöhnendes Licht zu werfen. So entstanden Corneilles und Racines „Berenice;" der letztere war durch seine ganze Richtung und besonders durch die Art, wie er wechselnde Leidenschaften melodisch erzittern läßt, für die Aufgabe weit passender. Das Beispiel zeigt uns aber, welche lebhaften Interessen sich mitunter hinter den stattlichen Alexandrinern bargen.*) Noch einmal ging Racine mit seiner „Phädra", die bei

*) Eine Biographie Racines sagt: „Une princesse eut la noble fantaisie de voir représenter sur le théâtre l'histoire secrète de son coeur".

uns durch Schillers Bearbeitung allgemein bekannt ist, in die griechische Sagenwelt zurück. Es ist bezeichnend, daß er den Hauptanteil, der bei Euripides dem reinen Jüngling Hippolytos zu teil wird, für die sündige Phädra in Anspruch zu nehmen weiß. Gegen dieses durchaus nicht fehlerfreie, aber an Schönheiten reiche Drama entspann sich eine Hofkabale, an deren Spitze der Herzog von Nevers stand; man ging so weit, die Phädra eines sehr untergeordneten Dichters, Pradon, der Racineschen vorzuziehen. Racine fühlte sich dadurch so verletzt, daß er sich auf eine Reihe von Jahren von der Bühne zurückzog. Selbst die schöne Epistel Boileaus (die siebente), worin dieser ihm nachweist, daß die Bekämpfung durch neidische Gegner seinem Genius nur vorteilhaft sein könne, daß auch Molière und Corneille durch Anfeindung größer geworden seien, vermochte ihn von dem gefaßten Entschluß nicht abzubringen.

Racine wandte sich dem Lesen der Kirchenväter und der Bibel sowie überhaupt frommen Gedanken zu. Er hatte den Unterricht, den er einst zu Port-Royal empfing, nie vergessen. Dieser merkwürdige Dichter, in dessen Dramen der Heroismus mit zarter und lebhafter Empfindung verbunden erscheint, besaß im Leben nur die letztere. Obwohl durchaus ein edelgesinnter Mann, hatte er doch zu wenig Stahl im Charakter. Den Jansenisten konnte er nicht besonders hold sein, da einer der Angesehensten unter ihnen, Nicole, als entschiedener Gegner des Theaters überhaupt auftrat. Die Briefe, die Racine zur Abwehr gegen die Angriffe Nicoles abfaßte, waren so überaus scharf und witzig, daß Boileau, der Satiriker, mäßigend eintrat; er machte dem Dichter bemerklich, wie übel es ihm anstehe, seine Lehrer dem Gelächter preiszugeben. Auch in seinen nicht zahlreichen Epigrammen zeigt sich der anscheinend sanfte Racine als ein gefährlicher Spötter. Einen noch tieferen Blick in sein Wesen gewährt das Lustspiel: Die Prozeßkrämer („Les plaideurs"). Er schildert in demselben an seinen Parisern denselben Unfug, für welchen einst Aristophanes den Demos von Athen in den „Wespen" gegeißelt hat. Es erregt unser Erstaunen, wie genial Racine die phantastische Erfindung und den ausgelassenen Scherz des Griechen auf den engen Rahmen der französischen Komödie zurückzuführen wußte. Für den Kenner des älteren Rechtswesens hat dieses Stück, an dessen Abfassung Boileau, Furetière und andere Freunde in fröhlichen Stunden sich beteiligten, ein besonderes Interesse. Racine erinnert darin an unseren Schiller, der in „Wallensteins Lager" seine Kraft in humoristischer Darstellung bewies, nachher aber, einem strengeren Kunstprinzip zuliebe, von diesem mächtigen Motiv keinen Gebrauch mehr machte.

Racine zeigte in seinem „Abriß der Geschichte von Port-Royal",

daß er seine alten Freunde auch in der Bedrängnis nicht vergaß. Die vorgerückten Jahre, das beginnende Elend Frankreichs, die Beschäftigung mit religiösen Fragen wirkten zusammen, seine weiche Seele ernst zu stimmen, und die Verfolgung der Frommen erfüllte ihn mit Unmut. Gleichwohl konnte er eine finstere Miene seines Königs nicht verschmerzen. Eine von Racine verfaßte Grabschrift des Kanzlers le Tellier schließt mit den Worten: „Tellier starb, 83 Jahre alt, eine Woche nachdem er den Widerruf des Ediktes von Nantes besiegelt hatte, zufrieden, die Beendigung dieses großen Werkes noch mit anzusehen." In einem Brief an Frau von Maintenon drückt er die Befürchtung aus, man habe ihn beim König als Jansenisten verleumdet. Aber diese Höflingsbezeigungen können doch die Denkweise, die sich in ihm regte, nicht verhüllen. Racine hatte längere Zeit in der Ehe mit einer anspruchslosen Frau seinen Studien gelebt, ohne an dichterischem Schwung zu verlieren. Letzteres zeigte sich, als er auf Bitten der Frau von Maintenon für das von ihr gegründete Fräuleinstift von Saint-Cyr seine „Esther" dichtete. Eingestreute Chorgesänge waren hier willkommen, und Racine zeigte sich in denselben als Lyriker von hoher Kraft. Ludwig XIV. und die ihm angetraute Dame waren entzückt; und doch konnten auch die heimlich Unzufriedenen sich an mancher Anspielung erfreuen. Zwei Jahre später dichtete er, vom König aufgefordert, ein neues Drama biblischen Inhalts, die „Athalia." Das mit Recht bewunderte Werk, dem an schlichter Großartigkeit der Charaktere, an Fülle und Wohlklang des Ausdruckes kaum ein anderes gleichkommt, gelangte jedoch vorerst nicht zur Aufführung, und als es im Druck erschien, wurde es mit Tadel reich heimgesucht. Boileau freilich erklärte es für des Dichters Meisterwerk, auch wird neuerdings behauptet, Ludwig und sein königlicher Gast Jakob II. hätten sich daran erfreut, weil sie in der ruchlosen Fürstin das Ebenbild Wilhelms III. zu erkennen glaubten. Es ist jedoch zu vermuten, daß der hochernste, zum Teil prophetische Ton den Inhabern wie den Schmeichlern der Macht wenig zusagte. Für sie waren Stellen wie die folgende nicht geeignet (wir übersetzen in Prosa, um treuer zu sein): „Ihr kennt nicht die Trunkenheit der unumschränkten Gewalt, die Zauberstimme feiger Herrendiener. Bald werden sie euch sagen, daß die heiligsten Gesetze das niedere Volk beherrschen, aber den Königen gehorchen müssen; daß ein König keinen anderen Zügel hat, als seinen Willen selbst; daß er seiner Herrschergröße alles opfern muß; daß das Volk zur Arbeit und zu Thränen verurteilt ist und mit einem eisernen Scepter regiert werden will, und daß es unterdrückt, wenn es nicht unterdrückt wird." Man nehme hinzu, daß Racine bald nachher eine Denkschrift über die Leiden des Volkes abfaßte, welche Ludwig bei

(Nach dem Stich von Ficquet: nach Coypel.)

Frau von Maintenon zu Gesicht bekam; der König sagte bitter: „Meint Racine etwa, er verstehe alles, weil er schöne Verse macht?" Racine behielt zwar, wie Boileau, die Pension, welche beide als „Historiographen des Königs" bezogen; doch ist wohl anzunehmen, daß die offene Ungnade auf des Dichters Seele wirkte und seine Krankheit verschlimmern half; er pries sich gegen Boileau glücklich, vor ihm zu verscheiden. Er starb zu Paris am 21. April 1699 und erhielt das Begräbnis eines gentilhomme ordinaire du Roi.

Ein gesundes, die Seele stärkendes Lebensbild gewährt uns der Blick auf Molières Thätigkeit. Dieser Schauspieler und Theaterdirektor behielt unter den schwierigsten Umständen so viel Charakter und Manneswürde, als unter Ludwig bei einem Schriftsteller, der sich auf den Beifall des Hofes und des Publikums angewiesen sah, nur irgend möglich war. Keiner seiner Zeitgenossen kommt dem Ideal eines freischaffenden Dichtergeistes, wie wir es in Goethe, die Engländer in Shakespeare verehren, so nahe wie Molière; keiner wächst so entschieden mit seinen Zwecken. Freilich muß man bei dieser Betrachtung seine Festspiele und manche Gelegenheitsstücke, bei welchen es zumeist auf Technik und auf Berechnung für den Augenblick ankommt, als untergeordnet ansehen. Molière, mit seinem bürgerlichen Namen Jean Baptist Poquelin, wurde am 15. Januar 1622 zu Paris geboren und war der Sohn eines königlichen Kammerdieners und Hoftapezierers. Er erhielt, nachdem der Vater ihn anfangs zu seinem Nachfolger hatte erziehen wollen, eine gelehrte Schulbildung und gehörte später seiner philosophischen Richtung nach zu den Schülern und Anhängern Gassendis, welchem ihn ein Studienfreund zugeführt hatte. Er begleitete 1642 den König Ludwig XIII. auf seiner letzten Reise nach Südfrankreich. Zum Advokaten bestimmt, mochte er doch dem deutlichen inneren Antrieb zu seinem wahren Beruf nicht widerstehen; er schloß sich dem sogenannten Théâtre illustre an und zog darauf an der Spitze der besten Mitglieder desselben 12 Jahre lang in der Provinz umher. Sein erstes regelrechtes Stück, den „Etourdi", brachte er 1654 in Lyon zur Aufführung, das zweite, den „Dépit amoureux", im folgenden Jahr zu Beziers. Endlich erlangte er durch den Prinzen Conti, den er von der Schule her kannte, die Vergünstigung, im Louvre vor dem König spielen zu dürfen: er fand großen Beifall, seine Truppe durfte in Paris bleiben, und bald wurde ihm das Theater des Palais Royal eingeräumt. Mit den „Précieuses ridicules" erfaßte er seine Aufgabe, der Zeit den Spiegel vorzuhalten, und zwar mit solcher Treue und draftischen Wahrheit, daß manche, die in dem geschilderten Unwesen befangen waren, fast unmittelbar zu besserer Erkenntnis gebracht wurden. Wenigstens sagte Ménage beim Herausgehen zu Chapelain: „Wir selbst

haben alle Narrheiten gebilligt, die hier so fein verspottet worden sind; wir müssen verbrennen, was wir anbeteten, und anbeten, was wir verbrannten"*). So burlesk die Intrigue dieses Stückes auch sein mag, so zeigt sich doch darin der tiefe Zug von Molières Komik, daß er die Lächerlichkeiten und Geschmacklosigkeiten, die er schildert, auch als sittliche Verkehrtheiten darzustellen weiß. Die beiden Mädchen im Stücke, welche die Hauptrollen spielen, stellten sich eine „Teure", eine „Preziöse", als die vollendetsten Wesen vor, als Damen, welche die Feinheit der Dinge, die große Feinheit innehaben; sie verschmähen ihre schlichten, wackeren Bewerber und lassen sich dagegen zwei närrische Bediente als vornehme Schöngeister aufschwindeln. Von der greifbaren, vielleicht allzuderben Verschrobenheit, welche Molière hier verspottet und fast vernichtet, schreitet er in tiefem ernsten Streben zu immer bedeutenderen Gegenständen fort, bis er die höchsten Aufgaben der Charakterkomödie löst. Inzwischen hatte er alle Unbilden zu erleiden, denen der Komiker ausgesetzt ist: man fand seine Satire bald zu niedrig, bald verletzend gegen einen achtbaren Stand, bald auch hielt man seine Schilderungen für direkt persönlich. Indessen hatte ihm bei einer Vorstellung der „Précieuses" ein alter Herr aus dem Parterre zugerufen: „Mut, Molière, das ist die gute Komödie." Er selbst, obwohl im übrigen so bescheiden, daß er manche seiner Stücke ungedruckt ließ, war derselben Ansicht und erklärte, er wolle nunmehr den Plautus und Terentius zur Seite lassen, um sich an die Natur und das Leben zu halten. Die „Schule der Männer" (1661) hat bereits alle Vorzüge seiner guten Zeit.

Wir haben schon angedeutet, daß Molière als königlicher Diener und als Theaterdirektor vieles für das Bedürfnis arbeiten mußte, anderes rasch und naiv zusammenstellte. Gerade in seinen Nebenarbeiten waltete ein leichtes Formtalent, eine sichere Hand im Entwerfen und Ausführen. Da er fortwährend Mißdeutungen ausgesetzt war, da sein Eheverhältnis (er war mit der von ihm selbst herangebildeten Schauspielerin Armande Béjart verheiratet) ihm fortwährend Aufregung und Unruhe brachte; da er dem König und den Großen, die ihn begünstigten, viele Zeit widmen mußte: so dürfen wir ihn bewundern, daß er noch Stunden der Sammlung genug fand, um in einer Reihe von Werken seinem Kunstverstand und seinen tieferen Absichten genugzuthun. Hierzu rechnen wir den „Geizigen", die „Gelehrten Frauen", den „Menschenfeind" und den „Tartüff", der zur Bezeichnung eines Religionsheuchlers sprichwörtlich geworden ist. Jedoch hat sich in anderen Stücken stellenweise seine komische Kraft und seine Menschenkenntnis noch wirksamer gezeigt; so in dem „Bourgeois gentilhomme",

*) Worte des Bischofs Remigius bei der Taufe Chlodwigs zu Reims.

wo er eine unvergängliche Lächerlichkeit schildert, nämlich das Bestreben des reich gewordenen eitlen Philisters, sich dem Adel gleichzustellen. Die Reihe von Scenen, in welchen der Tanzlehrer, der Musiker, der Fechtmeister mit dem Philosophen um den Vorzug ihrer Berufsarten streiten, wird in aller Zukunft Lacher gewinnen. Auch hat Molière der französischen Sprache mehr geflügelte Worte geliefert, als irgend einer seiner Landsleute, Voltaire vielleicht ausgenommen. Dagegen ist ihm die Handlung Nebensache; sie ist weder spitzfindig durchdacht noch fein ausgesponnen, wie bei den Spaniern und bei Neueren wie Scribe, die man im übrigen gewiß nicht neben Molière stellen wird. Die Stücke, in welchen er die Gaukelei der Ärzte meisterlich verspottet, können heutzutage kaum noch den Ärger der Standesgenossen erregen; sie nähern sich zum Teil der Posse, wie der „Arzt wider Willen", in welchem er ein uraltes Erzählungsmotiv köstlich zu beleben weiß. Auf diesem Gebiete kam ihm seine tüchtige Sprachbildung zu statten; die berühmte Scene, in welcher sein eingebildeter Kranker (le malade imaginaire) zum Doktor der Medizin befördert wird, hätte er nicht in so vortrefflichem Küchenlatein abfassen können, wenn ihm nicht der echte Sprachgeist vertraut gewesen wäre. Molière, der mehr zu Gassendi als zu Descartes, also auch mehr zu Epikur als zu Platon neigte (obwohl in einer Anekdote das Gegenteil angegeben wird), hatte zeitlebens eine ausgesprochene Vorliebe für das Lehrgedicht des römischen Dichterphilosophen Lucrez über die Natur der Dinge: er verfaßte eine Übersetzung desselben, die sehr geistreich und ansprechend gewesen sein muß, wenn wir nach einem Bruchstück urteilen dürfen, das er in dem Menschenfeind (Akt II, Scene 5) anzubringen wußte.*)

Mehr Verdruß als die Verspottung der Ärzte brachten dem Dichter diejenigen Stücke, in welchen er das Mißgeschick betrogener Ehemänner zur Darstellung bringt. Auch manchem günstigen Beurteiler schien er nach dieser Seite hin, z. B. im „Georges Dandin", zu nachsichtig zu verfahren; man konnte daraus Belege zur Verdammung des Theaters überhaupt entnehmen, zu welcher Sittenprediger und Pedanten damals ohnehin sehr geneigt waren. Den „Amphitryo", in welchem der Verführer ein Gott ist und die noble Passion des Ehebruchs nach dem Vorgang des Plautus in eine mythologische Sphäre versetzt wird, wurde damit entschuldigt, daß der König den Gegenstand angegeben habe. Es läßt sich daraus um so entschiedener entnehmen, daß Molière,

*) Molière hat diese Übersetzung, die übrigens nicht vollständig war, in einem Anfall von Ärger über eine Ungeschicklichkeit seines Bedienten verbrannt; eine der wenigen beglaubigten Anekdoten unter den vielen, mit welchen seine Lebensgeschichte ausgeschmückt und entstellt ist.

bei dem sich wie bei manchem großen Komiker, in der Darstellung des Verkehrten ein Zug tiefer Wehmut nicht verkennen läßt, diesem besseren Zuge nicht immer folgen konnte. Dagegen ist er vom Vorwurf des Behagens am Unsittlichen durchaus freizusprechen; und wenn dasselbe nicht immer bei ihm die gebührende Strafe findet, so beruht dies auf einer richtigen, resignierten Betrachtung des Weltlaufs. In seinem „Don Juan", den er nach einem spanischen Vorbilde schuf und sonderbarerweise: Das steinerne Gastmahl („Le festin de pierre") statt den steinernen Gast benennt, ist die rächende Höllenfahrt ganz mechanisch angehängt.

Einem Angriff auf die sittliche Richtung ist vor allem eines der vier oben genannten Meisterwerke, „Der Menschenfeind", ausgesetzt gewesen, welches allerdings in seiner tiefen Anlage dem größeren Publikum nicht leicht zum Verständnis kommt. In keinem seiner Lustspiele eröffnet uns der Dichter einen solchen Blick in sein Inneres; die Wirkung aber ist fast eine tragische. Die Hauptfigur des Stückes, der hochgebildete, redliche Alceste, durchschaut die Hohlheit, die Unwahrheit, das frivole Schöntun und Geltenlassen, welche das ganze Wesen der Gesellschaft durchziehen, und unter deren Schutze die Unsittlichkeit wuchert und Kraft gewinnt; er sieht seine reizende Geliebte, Celimene, ganz von diesem verderblichen Geist ergriffen. Aber auch er ist kein Idealcharakter; der Tugendstolz, das Unfehlbarkeitsgefühl macht ihn geschraubt und auch zu denjenigen Zugeständnissen unfähig, welche die Welt verlangen darf. Es mag unerfreulich sein, daß Alceste aus dem Kampf nicht glücklich und siegreich hervorgeht; aber Rousseau urteilte ungerecht, als er mehr als ein halbes Jahrhundert später dem Dichter die Absicht unterschob, die Tugend lächerlich erscheinen zu lassen; als Verteidiger der Natur und Wahrheit fand er sich im Alceste fast persönlich getroffen und daher berechtigt, seine üble Laune gegen das Theater zu richten.

Bedenklicher waren die Kämpfe, die Molière durch den „Tartüff" anregte. Dieses berühmte Werk war schon 1664 geschrieben und einige Male vorgelesen, auch die drei ersten Akte auf Privatbühnen dargestellt worden. Dadurch wurde es bekannt genug, um die Geistlichkeit und die Frömmler zur äußersten Anstrengung zu veranlassen, daß es nicht öffentlich, nicht vor dem Hof aufgeführt werde. Noch heutzutage fehlt es in Frankreich dem „Tartüff" gegenüber nicht an Umtrieben dieser Art. Wir freilich schätzen an der herrlichen Dichtung nicht nur die Meisterschaft der Form und der Charakterzeichnung, sondern namentlich den hochsittlichen Geist, von dem sie eingegeben ist. Die echte, unbefangene, menschenfreundliche Religiosität und Andacht ist nie wärmer und herzlicher gepriesen worden, als eben im Tartüff. Aber das half nichts;

Verlogenheit, Herrschsucht und Eigennutz wollten die geselligen Vorteile nicht aufgeben, die sie unter der Maske pfäffischer Entsagung gewonnen hatten. Damals wie jetzt verhielt sich der Frömmler zum Frommen etwa wie der Quacksalber zum Arzt; aber die Tartüffs hatten mehr Gift und mehr Einfluß als die Charlatans, über deren Verspottung wenigstens die besseren Ärzte zu lachen vermochten. Gerade beim Tartüff scheint es übrigens nach neueren Untersuchungen festzustehen, daß der Dichter eine bestimmte Persönlichkeit, den Abbé Roquette, im Sinne hatte, den er nach seiner Lieblingsspeise (Trüffel, provinziell tartoufle) bezeichnete. Der Erzbischof von Paris, Harlay de Champvalon, erließ ein Rundschreiben, in welchem jeder Schauspieler, der sich an der Aufführung des Lustspiels beteiligen würde, mit der Exkommunikation bedroht wurde; ja der Abt von Saint-Barthélemy erklärte, Molière habe den Scheiterhaufen verdient. Der Dichter bemühte sich jahrelang vergeblich, den einflußreichsten Personen, auch dem päpstlichen Nuntius, seine Angelegenheit in einem günstigeren Lichte zu zeigen. Erst 1669 kam das Stück zur Aufführung; König Ludwig stand noch in seiner guten Zeit; am Schlusse des Jahrhunderts würde er die Erlaubnis schwerlich erteilt haben. Tartüff wurde dann mehr als 50mal hintereinander gegeben.

Am 17. Februar 1673 wurde Molière, während er den „eingebildeten Kranken" spielte, in der oben erwähnten Scene, gerade da er als neuer Doktor den Eidschwur aussprach, von einem heftigen Übel befallen, das sich als ein Blutsturz kundgab; er starb nach wenigen Stunden in seiner Wohnung in der Straße Richelieu. Auf ein dringendes Bittschreiben der Witwe gestattete der Erzbischof Harlay, daß die Leiche auf dem Kirchhofe der Pfarrei Sankt Eustachius begraben wurde, doch nicht bei Tage; auch sollte keinerlei kirchliche Ceremonie dabei vollzogen werden; das Begräbnis fand, doch unter zahlreicher Begleitung, bei Fackelschein statt. Bossuet gestattete sich in seinen „Betrachtungen über die Komödie" die lieblosen Worte: „Er schritt von den Scherzen des Theaters, unter welchen er fast den letzten Seufzer ausstieß, unmittelbar vor den Richterstuhl desjenigen, welcher spricht: Wehe euch Lachenden, denn ihr werdet weinen." Man muß sich dabei erinnern, daß der große Kanzelredner Massillon der Ansicht war, nicht nur der Besuch des Theaters, sondern sogar das Lesen dramatischer Werke sei tadelnswert.

Von anderen Lustspieldichtern genügt es, Jean François Regnard (1655—1709) zu erwähnen, dessen Stücke man sehr unterhaltend fand, wie sich denn auch einige derselben auf der französischen Bühne erhalten haben; in den „Menèchmes" wendet er das schon den Alten geläufige und seither so oft wiederholte Motiv an, durch

die Ähnlichkeit zweier Hauptpersonen komische Verwickelungen herbeizuführen.*) Weit bedeutender für die Entwickelung des modernen Geschmackes ist der oben genannte Philipp Quinault (1635—1688). Seine Tragödien werden von Boileau sehr ungünstig beurteilt, da dieser ihnen den Beifall, den sie neben Racine und Corneille fanden, nicht gönnte. Später entsagte er der selbständigen Dichtungsweise; er richtete seine Stücke für die musikalische Begleitung ein, welche ihnen Lully gab, und wurde dadurch neben diesem der Schöpfer der französischen Oper. Am meisten aber spricht für ihn, daß man seine Textbücher, unter welchen „Armida" das berühmteste ist, noch heute mit Vergnügen liest, während Lullys Musik vergessen ist. Vielleicht keine Kritik des strengen Boileau ist demselben von den Späteren, namentlich von Voltaire, so verübelt worden, als die Ausfälle, die er gegen Quinault richtete. Boileau sah in der Oper mit ihren Feenspielen und Schäferinnen eine Verweichlichung, die er neben dem heroischen Drama nicht aufkommen lassen wollte. Voltaire aber, der in seiner Anfangszeit den alternden Ludwig und seinen Despotismus heftig bekämpfte, sah in späteren Jahren alles, was sich auf die glänzende Zeit der französischen Litteratur bezog, in verschönerndem Lichte.

Die unbestrittene Geltung des damaligen französischen Dramas als eines klassischen ist vornehmlich eben durch Boileau festgestellt worden, der als Geschmacksrichter das höchste Ansehen erlangte. Sein Name gehört daher in Deutschland bei den Freunden einer naturwahren, lebenskräftigen Dichtung nicht zu den beliebten. Er gilt uns als Vertreter jenes Geschmackes, der durch Lessing gestürzt wurde, und noch mehr ist es durch die kritische Thätigkeit der Romantiker Sitte geworden, ihn fast als einen französischen Gottsched, als den Freund einer steifen Regelmäßigkeit und eines unechten Pathos zu betrachten. Die Mängel des französischen Dramas, die mißverständliche Auffassung des Aristoteles, das Beengende der sogenannten drei Einheiten sind uns längst klar geworden. Wir wissen jetzt, daß die Einschränkung der Handlung auf 24, höchstens 30 Stunden und auf einen einzigen Saal die Wahrscheinlichkeit, der sie dienen soll, eher stört und mitunter aufhebt. Selbst die Schilderung der Liebe, welche die glänzendste Seite der Franzosen zu sein schien, ist in ihrer Schwäche gezeigt worden durch Lessings schlagende Bemerkung, daß sie — er meinte zunächst Voltaire — den Kanzleistil der Liebe vortrefflich verstehen, daß aber der beste Kanzlist oft nur wenig von ihren eigentlichen

*) Auch das von Schiller bearbeitete Picardsche Lustspiel: „Der Neffe als Onkel" hat im Original den Titel: „Encore des Ménechmes" (Nochmals Menächmen), da bei Plautus die beiden ähnlichen Brüder diesen Namen führen.

Geheimnissen wisse. Dies darf uns für das hohe Verdienst Boileaus und gegen den heilsamen Einfluß, den er am Schlusse des Jahrhunderts auf Deutschland übte, nicht blind machen. Wenige Kritiker haben ihren bedenklichen Beruf so mutig und folgerichtig, so rein aus Liebe zur Sache ausgeübt. Nikolas Boileau-Despréaux, geboren 1633 zu Crosse bei Paris, war, wie Molière eine Zeitlang, zum Advokaten bestimmt, versuchte sich aber früh an einer Tragödie und einer Satire, die wegen ihrer Vorzüge im Ausdruck und namentlich im Reim, bevor sie im Druck erschien, bei der Gesellschaft des Hotels Rambouillet Beifall fand. Doch trat er der dort herrschenden Richtung früh entgegen, wie er denn sein ganzes Leben hindurch den Kampf gegen das Überladene, Gezierte und Phantastische redlich durchführte. Klarheit, Verständigkeit, schlichte und natürliche Entwickelung waren die Grundsätze, die er zumeist empfahl. Demgemäß drang er auch auf eine dem Sinn entsprechende Behandlung des Reims. Keine Vorschrift eines ausländischen Kritikers ist in Deutschland seit Canitz' Zeiten so oft wiederholt worden, als die Boileausche, daß der gesunde Verstand sich mit dem Reim vertragen müsse (que toujours le bon sens s'accorde avec la rime; Art poétique, I, 28). Er selbst behandelt den Alexandriner nicht mit Molières genialer Leichtigkeit, aber mit Anmut und Wohllaut; wobei man überhaupt beachten muß, daß dieses Versmaß im Französischen, wo die strenge Abwechselung betonter und unbetonter Silben wegfällt, bei weitem nicht so eintönig klappert, wie im Deutschen. Boileau arbeitete nicht nur als Satiriker weiter, sondern schrieb auch eine Abhandlung über die Satire, in der er sich zuerst als Theoretiker zeigte. Im Jahr 1672 erschien seine „Dichtkunst" (Art poétique), die lange Zeit als ein Gesetzbuch galt und der sogenannten Ars poetica des Horaz zur Seite gestellt wurde. Der Vergleich ist unstatthaft, wenn man auch zugeben muß, daß beide Dichter den Ton einer hochgebildeten, litterarisch angeregten Gesellschaft als Meister anschlugen. Aber Horaz geht in seinem Sendschreiben an die Pisonen über den Stil einer zwanglosen Mitteilung nie hinaus, während Boileau entschieden lehrhaft und darum weit trockener verfährt. Durch seine Angriffe auf Chapelain, Calprenède, auf die beiden Scudery, Bruder und Schwester, durch die standhafte Hochhaltung Racines gegen Pradon und andere hatte sich der Dichter viele Feinde gemacht; aber die Grundsätze, die er vortrug, drangen durch. Er war ein redlich gesinnter, furchtloser, aufrichtiger Charakter; daß er Lobgedichte auf Ludwig verfaßte, kann seinen Ruhm nicht schmälern. Eines derselben, in welchem er den Rheinübergang bei Tolhuys besingt, haben wir in der politischen Geschichte erwähnt; dasselbe beweist nur, daß der Dichter inmitten seiner Nation stand, welche der jugend-

liche Monarch durch Thatenlust und anmutiges Wesen bezauberte. Seine Vorliebe für Port-Royal verleugnete Boileau selbst in der königlichen Antichambre nicht.

Was Boileau von schöpferischem Dichtergeiste besaß, gab er in dem komischen Epos: Das Chorpult („Le lutrin") zu erkennen. Er hat das Verdienst, in dieser Gattung ein mustergültiges Werkchen geschaffen zu haben, lange vor dem Engländer Pope, der in derselben den höchsten Ruhm erreichte. Der Gegenstand ist ebenso geringfügig wie in Popes „Lockenraub": es handelt sich darum, ob ein altes Chorpult wieder vor dem Stehplatz des Vorsängers aufgerichtet werden soll. Da nun das Epos nach französischer Vorstellung einer Göttermaschinerie nicht entbehren kann, so mischen sich allegorische Wesen ein, wie die Zwietracht und die Chicane. Das ganze ist von scherzhaften Wendungen, von neckischen Ausfällen, namentlich gegen die Geistlichkeit, durchzogen und giebt somit Zeugnis von dem echt nationalen „gallischen" Geiste, der auch in Molière und Lafontaine lebendig war. Zu diesem nationalen Geiste steht Boileau in einem für ihn wie für das eben aufdämmernde Jahrhundert der Aufklärung sehr bezeichnenden Verhältnis. Eigentlich knüpft er an Malherbes strengen Stil an, der in seiner Feindseligkeit gegen spanischen Schwulst und italienische Ziererei ebenfalls national ist; er empfiehlt denselben als Muster; doch immer stehen ihm die Alten als höchste Vorbilder da. Zugleich erkennt er unter den älteren Dichtern Villon und Marot, die wir eingehend besprochen haben, als Meister eben jenes echt französischen Ausdrucks an, den man seit einiger Zeit als esprit gaulois bezeichnet. Was aber hinter ihnen liegt, das Mittelalter und die Periode der Völkerwanderung, worin doch die Keime des Volkstums auch für die Poesie liegen, ist ihm unbehilfliche Barbarei. Die Rolandslieder, die Tiersage waren unbekannt; er erwähnt nur die verwirrte Kunst (l'art confus) der alten Romanzendichter. Noch stärker tritt diese Auffassung gelegentlich bei Molière hervor, der in einem seiner Gedichte von gotischen Ornamenten spricht und sie bezeichnet als gehässige Ungeheuer aus unwissenden Jahrhunderten (ces monstres odieux des siècles ignorants). Erklärlich ist diese Denkweise durch den Bildungsgang, den die romanischen Völker und in Deutschland wenigstens die Gelehrten seit Beginn der Renaissance durchgemacht hatten.

Boileau erfuhr zwar nicht, wie Racine, Kränkungen von seiten Ludwigs; aber er fühlte doch bei seinem geraden Wesen, wie die Atmosphäre um den Thron sich trübte und wenig mehr für ihn paßte. Dazu kamen die Unglücksfälle des Spanischen Erbfolgekrieges, die gesteigerte Frömmelei, die Zerstörung von Port-Royal, der Tod

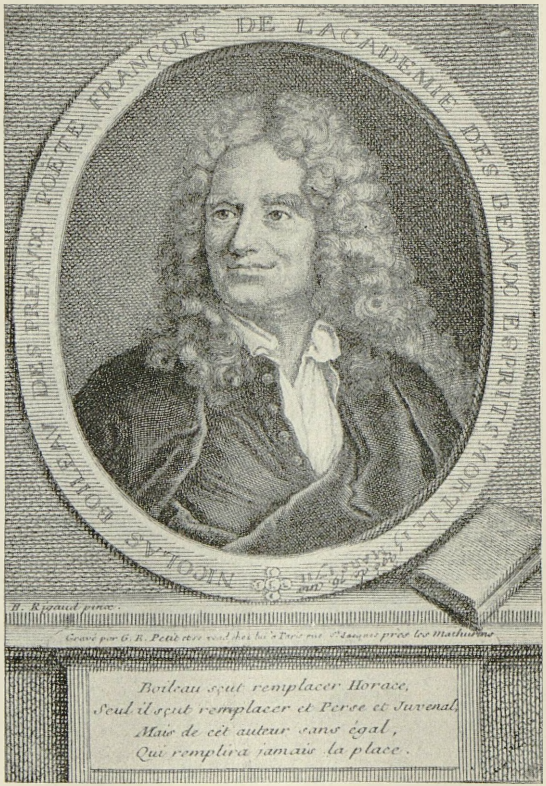
seiner Jugendfreunde. Er zog sich vom Hofe zurück, dichtete nur aus Gewohnheit noch einiges und starb im Jahr 1711. Aber der Geist der Kritik und Polemik, den er angefacht hatte, und der damals in allen Kulturländern Europas thätig war, wirkte um ihn her fort. Die glänzenden und zum großen Teil auch gediegenen Leistungen der französischen Schriftsteller hatten das natürliche Selbstgefühl der gebildeten Kreise ungemein gesteigert; es galt für selbstverständlich, daß diese neue Litteratur der des Augusteischen Zeitalters gleichkomme. Den stärksten und wahrhaft naiven Ausdruck dieser Schätzung des eigenen Wertes findet man in den Schriften des Jesuiten Bouhours (1627—1702), namentlich in seinen „Unterhaltungen Eugens und Arists." Bouhours bemüht sich, wie ein eleganter Weltmann zu schreiben; er weist nach, wie die französische Sprache die einzige sei, welche Kürze mit Klarheit, Reinheit mit Schmuck vereinige; die Lateiner und Griechen werden dunkel durch Kürze; das Spanische gleicht einem trüben, sprudelnden Gießbach, das Italienische einem matten Bächlein, nur das Französische ist ein befruchtender Strom. Es wirft die Zieraten der Assonanz und der Buchstabenspiele weg, und seine Poesie ist fast so frei von Metaphern wie seine Prosa; es duldet nichts Mühsames oder Affektiertes. Auch die Aussprache der Franzosen ist die einzig natürliche; die Asiaten singen, die Deutschen röhren wie Hirsche, die Spanier spritzen die Wörter aus, die Italiener seufzen, die Engländer flüstern, nur die Franzosen sprechen; nur sie können die zartesten Gefühle aussprechen, nur sie haben Gefühlsausdruck im Gesang. Da dürfen wir uns kaum wundern, wenn Bouhours in einer anderen Schrift allen Ernstes die Frage vorbringt, ob ein Deutscher Witz haben kann. Der geistvolle Wernicke hat ihn dafür in einem Epigramm gezüchtigt, welches aber Bouhours schwerlich gelesen hat.

Indem nun die Selbstschätzung keine Grenzen mehr kannte, gingen einige so weit, die neueren Franzosen als die eigentlichen Klassiker geradezu über die Griechen und Römer zu setzen. Der erste, der sich dieses erlaubte, war Charles Perrault (1628—1703), der sich durch Bearbeitung von Volksmärchen ein sehr großes Publikum erworben hatte. Seine Sammlung führt den Titel: Erzählungen meiner Mutter Gans („Contes de ma mère l'Oye"); er entfernt sich aber von dem schlichten Ton der Überlieferung mindestens ebenso weit wie unser Musäus. Perrault las 1687 in der Akademie ein Gedicht vor, welches die nachher bis zum Überdruß wiederholte Aufschrift trug: „Le Siècle de Louis le Grand." Diese Vorlesung regte zuerst jenen Streit über den Wert der Alten im Vergleich zu den Neuen an, der sich denn auch nach England und Deutschland verbreitete.

Die Frage wurde zu einem Ferment in einer Zeit, wo man sich um ästhetische Grundsätze bemühte: es knüpfte sich daran die umfassendste litterarische Fehde, die wir kennen, womit wir keineswegs sagen wollen, daß sie auch die fruchtbarste war. In Frankreich stellte sich Boileau auf die Seite der Alten; denn so hoch er auch seinen Racine und Molière hielt, hatte er doch eine zu gründliche klassische Bildung, um nicht von dem dauernden vorbildlichen Wert der antiken Dichter, Redner und Historiker überzeugt zu sein. Auch der sehr angesehene Bischof von Avranches, Huet, der als Lehrer des Dauphin die früher erwähnte Ausgabe der Klassiker (in usum Delphini) zu besorgen hatte, stellte sich auf dieselbe Seite. Später übernahm das Gelehrtenpaar Dacier die Leitung im Kampfe. Madame Dacier (1654 bis 1720) war die Tochter eines sehr berühmten protestantischen Gelehrten, Tanneguy Lefebvre, der seinen Namen in „Tanaquil Faber" latinisiert hatte. Sie vermählte sich mit André Dacier; während der Hugenottenverfolgung traten beide zum Katholizismus über. Madame Dacier übersetzte den Homer, den Anakreon, die Wolken und den Plutus des Aristophanes ins Französische, ihr Gemahl, der in der Folge Sekretär der Akademie wurde, den Horaz und die Poetik des Aristoteles. Sie mußten daher ihren Beruf darin erkennen, die Sache der Alten zu führen. Uns erscheint es sonderbar genug, daß die Dacier es noch nötig hatte, in ihrem „Homère défendu" die Ilias und Odyssee gegen den Jesuiten Hardouin in Schutz zu nehmen. Die Gegner der Alten waren witzig und schlagfertig, aber seicht; im Grunde stellten sie der philosophischen Pedanterie eine nicht bessere entgegen, nämlich die des Hofgeschmacks. Jedenfalls bestärkten sie die Nation in einem unseligen Sicherheitsgefühl, bei welchem man die Möglichkeit, erreicht oder gar überflügelt zu werden, nicht entfernt in Betracht zog.

Zu den großen Dichtertalenten, deren sich Frankreich unter Ludwig XIV. rühmen konnte, gehört Jean de Lafontaine, der seinen großen Freunden zwar nicht an umfassenden Leistungen, aber an echter Begabung gleichkommt und sie an Frische und Lebendigkeit vielfach übertrifft. Er war am 8. Juli 1621 zu Chateau-Thierry geboren; sein Vater, der das Amt eines maître des eaux et forêts bekleidete, gedachte dasselbe später auf den Sohn zu übertragen. Lafontaine war nichts weniger als frühreif: selbst seine poetische Begabung soll erst im 22. Jahr beim Anhören einer Ode von Malherbe erwacht sein. Man gefällt sich darin, ihn als einen sorglosen, um die Welt unbekümmerten, in sich gekehrten Gefühlsmenschen zu schildern; auch sein Äußeres soll unbedeutend gewesen sein und seine Gesichtszüge sich nur in aufgeregter Unterhaltung belebt haben. In der ersteren Beziehung ist man offen-

XIII. 471. **Jean de Lafontaine.**



Nicolas Boileau Despréaux.

bar zu weit gegangen; einige Anekdoten von seiner Zerstreutheit mögen richtig sein, auch mag er in ökonomischen Dingen eine naive Nachlässigkeit gezeigt haben; aber wer über den eigenen Beruf so sichere Rechenschaft giebt und über alles, was denselben angeht, so fein urteilt, wie Lafontaine, war keineswegs ein Naturbursche. Er las mit Vorliebe Horaz und Terenz, ferner die Italiener, von älteren französischen Autoren Marot, Rabelais und die mutwilligen Erzählungen der Königin von Navarra; griechisch verstand er wahrscheinlich nicht. Obwohl verheiratet, ließ er sich doch von Mazarins Nichte, der Herzogin von Bouillon, die sein Talent entdeckt hatte, zur Übersiedelung nach Paris bewegen und sah von dieser Zeit an Frau und Kind nur selten. Während seine Sprache die feinste Durchbildung verrät, blieben seine Neigungen die einfachsten: ein Spaziergang, ein behaglicher Sitz im „alten Taubenschlag" bei Freunden wie Acant (Racine), Molière und Boileau genügten ihm. Das Hofleben und diejenige Art von Gönnerschaft, wie Ludwig sie ausübte, paßten wenig für ihn; dagegen fand er es ganz in der Ordnung, daß wohlwollende Damen und Herren ihn bei sich aufnahmen und endlich für seinen ganzen Haushalt sorgten. Der Geist der Opposition, des „Frondierens", der schalkhaften Verspottung hohler und anmaßender Größe verleugnete sich niemals bei ihm, war ihm vielmehr so natürlich, daß er in voller Absichtslosigkeit hervortrat. Eine offizielle Ehre ward ihm in seinem 63. Jahre zu teil, indem er in die Akademie aufgenommen wurde (1684); die „Unsterblichen" zogen ihn seinem Mitbewerber Boileau vor, der erst einige Monate später auf Ludwigs ausdrücklichen Wunsch gewählt ward und hierauf mit Lafontaine zusammen feierlich eintrat*). Das Verhältnis zwischen beiden scheint erkaltet zu sein; in der „Dichtkunst" wird weder die Gattung der Tierfabel noch Lafontaine selbst erwähnt.

Eine ganze Reihe von hohen Persönlichkeiten nahm sich des Dichters an; nach der Herzogin von Longueville zunächst der Generalintendant Fouquet, dessen nicht unverdienten, aber grausamen Sturz wir früher erzählt haben. Es gereicht Lafontaine zur Ehre, daß er seines Gönners auch nach der Katastrophe mit Anhänglichkeit gedachte und seine Vergehen gegen das öffentliche Gut wo nicht abzuleugnen, doch menschlich zu erklären suchte**). Auf dem Schlosse Fouquets zu

*) Molière war bekanntlich niemals Mitglied der Akademie; er hätte es werden können, wenn er sich vom Theater getrennt hätte. Später wurde seine Büste im Versammlungssaal aufgestellt mit der, wie uns dünkt, etwas geschraubten Inschrift: „Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre".

**) Voilà le précipice où l'ont enfin jeté
Les attraits enchanteurs de la prospérité!

Vaux hatte man ein üppiges, glänzendes Dasein geführt; dorthin paßten auch die „Contes", welche der Dichter 1665 gesammelt herausgab. Er benutzt in denselben die alten Erzählungsmotive, welche im späteren Mittelalter, zum Teil vom Orient aus, in die Litteratur Europas eingedrungen waren; er gab manchem fabliau (Erzählung in Versen), für Frankreich wenigstens, die endgültige Form, und man hat daher an diese Sammlung interessante litterarische Nachweise geknüpft. Diese Contes sind ganz von Schalkhaftigkeit und Mutwillen erfüllt; die Auswahl der Stoffe ist keineswegs lobenswert; sie gehen über die Grenze des Schicklichen weit hinaus; Frauen und Mönche erscheinen hier an der menschlichen Schwäche sehr beteiligt; dabei ist die Sprache durchweg bei aller Feile belebt und natürlich. Des Dichters Behauptung, daß diese Gattung einer gewissen Freiheit bedürfe (wobei er sich ziemlich gravitätisch auf die Alten beruft) entschuldigt ihn nicht, scheint aber nicht unbegründet: auch unser frommer Gellert gestattet sich zwar nicht in den Fabeln, aber in den Erzählungen mitunter ein frivoles Schmunzeln.

Von den „Fabeln" erschienen zuerst (1668) sechs Bücher unter dem bescheidenen Titel: „Fables d'Esope, mises en vers par Mr. de La Fontaine"; nachher wurden sie zu zwölf Büchern erweitert, und er selbst nennt die Sammlung „ein Drama von mehr als 100 Akten". Das Werk ist weltberühmt geworden, hat in Deutschland mehr als ein anderes Nachahmung geweckt, und wohl noch jahrhundertelang werden einige Stücke im Munde der Kinder wie der Erwachsenen fortleben. Die Moral schließt sich bei Lafontaine der Erzählung zwanglos an und verrät mitunter einen tieferen Denker und Beobachter, als man in ihm voraussetzt. Am vollendetsten aber ist die Darstellung: nicht nur jeder einzelne Tiercharakter, sondern auch ihr Verkehr ist aufs anschaulichste belebt; man wird bald an holländische Genrebilder, bald an Scenen aus Reineke Fuchs erinnert. Gerade die feine Ausmalung indessen entfremdet diese Gedichte dem Begriffe des Apologs oder der echten Äsopischen Lehrfabel, wie Lessing ihn festgestellt hat: denn diese ist eben um der Lehre willen vorhanden und hat sich daher in dem erzählenden Teile so schlicht und knapp wie möglich zu halten. Es war gewiß wohlgethan, daß Lessing durch seine Theorie und sein Beispiel der breiten Redseligkeit unserer deutschen Fabulisten eine Schranke zog; jedoch nimmt selbst Jakob Grimm die Lafontainesche Art

---

Die schöne „Elegie an die Nymphen von Vaux", worin diese Verse vorkommen, und worin es auch heißt: „C'est être innocent que d'être malheureux" fand allgemeinen Beifall; nur Colbert scheint sie dem Dichter nicht verziehen zu haben.

mittelbar in Schutz, indem er die Verbannung jeder schmückenden Zuthat als viel zu schroff bezeichnet.

Auch Lafontaine hatte in seinem Alter von dem in Frankreich aufkommenden religiösen Rigorismus zu leiden. Nichts ist bezeichnender für ihn als die Art, wie er die Zumutungen der Bußprediger aufnahm, ohne sich irgendwie zu ändern. Er mußte jahrelang, bis zu seinem Tod, eine Stachelkette um den Leib tragen, er mußte seine bußfertige Reue wegen der leichtsinnigen „Erzählungen" nicht nur vor seinem Beichtvater, sondern in öffentlicher Sitzung vor der Akademie aussprechen. Er mußte seine Überzeugung von der Ewigkeit der Höllenstrafen bekennen; doch soll er sich die Ansicht vorbehalten haben, daß die Verdammten sich an ihre Qual nicht nur gewöhnen, sondern schließlich bei derselben ganz wohl befinden. Dem Hofe wurde er gleichwohl immer fremder und gefiel sich besser in den epikureischen Kreisen der Brüder Vendome und anderer großen Herren von gleicher Sinnesart. Fénelon war nicht so streng gegen ihn wie der König und Boileau; er schrieb in lateinischer Sprache ein Lob (elogium) des Fabeldichters und gab dasselbe seinem Zögling, dem Enkel des Königs, als Aufgabe zum Übersetzen ins Französische. Der junge Herzog von Bourgogne übersandte darauf dem Dichter aus eigenem Antrieb eine goldgefüllte Börse; sie traf zufällig an demselben Tag ein, als Lafontaine die letzten Sakramente der Kirche erhielt; er starb zu Paris am 13. April 1695. Französische Schriftsteller fassen dieses Geschenk als den sinnbildlichen Dank der Kinderwelt gegen ihren Freund auf.

In dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts gewannen die Theologen und Prediger sowohl in der inneren Geschichte von Frankreich, als am Hof und in der Litteratur einen überwiegenden Einfluß. Die erste Rolle dabei fiel dem berühmten Bossuet zu. In seinem Lobe sind die Franzosen der verschiedensten Richtung so einig, daß der Ausländer kaum den Mut behält, seine Einwendungen vorzubringen. Wenn selbst Villemain in jenes Lob einstimmt, so ist dies ein Beweis mehr, wie weit ein Franzose im Zweifel, ja im Unglauben gehen kann, ohne darum die herkömmliche Deferenz gegen geistliche Dinge außer acht zu lassen. Bossuet besitzt im höchsten Grad alle bestechenden und imponierenden Eigenschaften, deren der oberste Prälat eines Königreiches bedarf: eine nie versagende Beredsamkeit, der glänzende Wendungen ungezwungen zu Gebote stehen; einen Stil voll Festigkeit, zugleich aber überaus schwungvoll und leicht; dazu die Überzeugung, daß er durch Aufrechthaltung der kirchlichen Einheit dem Staate wie der Gesellschaft dient und dem Königtum nützt, das ihn und seinesgleichen nicht entbehren kann. Hierzu kommt noch die Vorliebe für eine klare, faßliche Lehre sowie die Abneigung gegen entzückte Anschauungen und subjektive

Regungen der Menschenseele, mochten sie auch einer noch so frommen Gottesliebe entstammen. Diese Abneigung hatte Fénelon zu empfinden. Bossuet war als Redner nachdrucksvoll und fesselnd, als Schriftsteller ungemein rüstig und schlagfertig; immer stand ihm ein geordneter Plan zu Gebote, welchen er mit Sicherheit einhielt. Seine Landsleute aber sind mit diesen Zugeständnissen selten zufrieden und wollen ihn in allen Dingen zum Rang eines Kirchenvaters erheben. Jacques Bénigne Bossuet war 1627 zu Dijon geboren; er wurde früh Doktor der Sorbonne, zeichnete sich aber noch mehr im Alter von 25 Jahren durch Widerlegung eines protestantischen Katechismus aus. Vor dem König predigte er zum erstenmal 1661 in der Kapelle des Louvre. Ludwig fand den Mann, den er brauchte, schnell heraus: er ließ dem Vater des Redners brieflich zu einem solchen Sohn Glück wünschen. Während beinahe zehn Jahren bestieg er fast alle Kanzeln von Paris; der Hof, das Volk und selbst die Genossen von Port-Royal strömten ihm zu. Man kann nicht sagen, daß er schmeichelte; er ruft vielmehr seinen Zuhörern zu: „Der Erfolg meiner Rede wird Euch richten!" Es ist sogar ausdrücklich hervorzuheben, daß damals bei dem völligen Verstummen der politischen Meinung, die Kanzel doch noch den Genuß der unabhängigen Rede gewährte, obwohl diese mehr in sittlichen Mahnungen allgemeiner Art, besonders in nachdrücklichem Hinweisen auf die Vergänglichkeit irdischer Größe bestand. Dieser Umstand scheint vor allem seinen Trauer- und Grabreden (oraisons funèbres) einen mächtigen Eindruck verliehen zu haben. Bossuet war ein tüchtiger Kenner der Alten, hatte sich aber fast noch eingehender mit der Bibel beschäftigt und sich auch den warnenden, strafenden Ton der Propheten und Apostel angeeignet. Seine Hinweise auf das menschliche Nichts hatten vor dem Katafalk einen majestätischen Klang; am berühmtesten waren seine Reden beim Tode der ersten Herzogin von Orleans (1670) und des Großen Condé (1687), der letzten oraison funèbre, die er überhaupt gesprochen hat. Daß in solchen Prachtstücken die schlichte Wahrheit mitunter Schaden nimmt, ist selbstverständlich. Am Sarge der Königin Maria Theresia, der sanften und frommen Gemahlin Ludwigs, entwarf der Redner ein schönes Lebensbild der Verstorbenen; ihr Gemahl erscheint darin ohne Schatten, einzig als der fürstliche Held. Bossuet hatte inzwischen sein Bistum niedergelegt, um sich der Erziehung des Dauphin zu widmen; nachdem er diesem Amte zehn Jahre lang vorgestanden, wurde er zum Bischof von Meaux ernannt, in welcher Gemeinde er seine letzten Jahre verlebte; er starb 1704.

Während Bossuet heutzutage in seinem Vaterlande wahrhaft als Verkörperung der geistlichen Beredsamkeit gilt, haben ihm seine Zeit-

genossen mehr nach anderer Seite hin Lobsprüche gespendet: sie preisen ihn als den Athleten der Kirche, den siegreichen Bekämpfer ihrer Feinde, als Geschichtsphilosophen und Bibelkenner. Ein französischer Litterarhistoriker, Demogeot, ist der Ansicht, man habe ihn zu hoch verehrt, um an seine Reden den Maßstab eines Kunstwerkes zu legen. Inwieweit diese sinnreiche Wendung begründet ist, können wir kaum entscheiden. Allerdings, wenn die Memoirenschreiber und die berühmten Briefsteller der Zeit, wie z. B. Frau von Sévigné, sich über Kanzelberedsamkeit verbreiten, halten sie sich mehr an Bourdaloue und Flechier sowie später an Massillon. Esprit Flechier (1632—1710), der die Leichenrede am Sarge Bossuets hielt, ist vor allem Stilist und läßt den Hörer (oder den Leser) keinen Augenblick die aufgewandte Kunst und Mühe vergessen. Auch Louis Bourdaloue (1632 bis 1704) sprach in strengem Stil; aber er wirkte vorzugsweise durch die Macht des Gedankens und hielt allen bestechenden Schmuck von der Predigt entfernt. Seine Deduktion ist musterhaft; er fesselt, ohne auf Rührung auszugehen. Kaum ein anderer Jesuit hat sich als Kanzelredner von allem Pathos, von aller Einwirkung auf die Geschmacksschwächen seiner Hörer so fern gehalten. So wahrte er sich eine edle Unabhängigkeit und scheute sich nicht, in Ludwigs Gegenwart für strenge Haussitte das Wort zu nehmen und den Ehebruch in seiner ganzen Strafbarkeit zu schildern; er erlaubt sich sogar, die Erblichkeit der Ämter als eine Versündigung gegen die Gerechtigkeit darzustellen; er ruft den Reichen ihre Pflichten schonungslos ins Gedächtnis und erklärt, nur die menschliche Verderbtheit habe eine gleichmäßigere Verteilung der Güter unmöglich gemacht. Bourdaloue, der die Kanzeln der Hauptstadt in demselben Jahr bestieg, in welchem Bossuet zurücktrat, nahm mehr als dieser die Geisteskräfte der Zuhörer in Anspruch. Wo es gilt, die Wahrheit der christlichen Lehre zu erweisen, macht er am liebsten auf ihren geschichtlichen Erfolg aufmerksam. „Ein Mensch", sagt er, „dessen Kreuz vom schimpflichen Orte der Hinrichtung in den Kronschmuck der Könige und Kaiser übergegangen ist, ein Mensch, der ohne Waffen den Götzendienst besiegt, über den Aberglauben triumphiert, den Erdkreis überwältigt hat, während die größten Könige zur kleinsten Eroberung so vieler Hilfe bedürfen; der, was noch wunderbarer ist, bei Lebzeiten ausdrücklich vorhergesagt hat, daß alles sich so erfüllen werde: ist der nicht mehr als ein Mensch?" Es spricht immerhin sehr zu Gunsten der Geistesbildung und der höheren Interessen, welche damals die Gesellschaft von Paris belebten, daß Prediger wie die genannten so mächtig zu wirken vermochten: ja in keiner Beziehung zeigt sich der Abstand des deutschen Kulturzustandes vom französischen in dieser Zeit so deutlich, als wenn wir unseren Abraham a Santa Clara

mit einem Flechier, Bourdaloue oder Massillon vergleichen. Jean Baptiste Massillon (1663—1742) gehört mit der größeren Hälfte seines langen Lebenslaufes dem 18. Jahrhundert an; er verlebte jedoch die letzten 20 Jahre als Bischof von Clermont in seinem Sprengel. Er ergriff das Gemüt durch die tiefe Menschenkenntnis, mit welcher er die Leidenschaften schildert. Wahrhaft erschütternd wirken seine Warnungen an die Großen und Reichen, denen er das Schreckbild des „Ennui" — der Blasiertheit, wie wir jetzt sagen — vor Augen stellt, den Mißbrauch ihrer günstigen Lage zum Vorwurf macht und weissagt, daß ihre Nachkommen dafür büßen würden. Seine Sprache war ohne Ziererei von solchem Wohllaut, daß man ihn in französischer Weise den Racine der Kanzel genannt hat. Er sprach ruhig, gleichmäßig und fast ohne alle Gesten. Seine letzte Rede hielt er am Grabe der zweiten Herzogin von Orleans, der pfälzischen Elisabeth Charlotte († 1722).

Massillon hielt auch Ludwig XIV. selbst die Leichenrede; er begann sie mit den Worten: „Gott allein ist groß", womit er wahrscheinlich seinem eigenen und noch manchen anderen gepreßten Herzen Luft machte. Unter allem Glanze des grand siècle regte sich nämlich eine doppelte Opposition. Das Gefühl der unterdrückten Geistesfreiheit und Menschenwürde, das Racine sich selbst kaum bekannte, das aber Fénelon schon kundgab, war den Franzosen nicht völlig abhanden gekommen; die vertriebenen Protestanten thaten das Nötige, um es rege zu erhalten. Dazu kam aber eine zweite Art von Widerstand: die Gesellschaft barg noch epikureische Elemente genug; die Lacher und Zweifler aus der Schule eines Montaigne und Rabelais waren nicht ausgestorben. Der gallische Geist vertrug sich nicht mit der Atmosphäre des Hofes, welche immer schwüler und drückender wurde. England und Holland waren in der Nähe; auch lebte in der Nation selbst ein Geist der Nüchternheit und Neckerei, der die feierliche Größe gern auch einmal von der Kehrseite betrachtete. Mit dem Ausgang des Jahrhunderts begann sich diese doppelte Opposition zu regen; schon vor Ludwigs Tode werden die Zornrufe über seinen wahnsinnigen Ehrgeiz nicht mehr zurückgehalten; während der Regentschaft wird dann die Bigotterie durch frechen Cynismus vertrieben, und der Zusammenbruch kündigt sich an.

Daß Fénelons Telemach seiner Wirkung nach erst in das 18. Jahrhundert gehört, ist schon oben bemerkt worden. Schon im Streite mit Bossuet hatte er den Hof gegen sich; doch war er wegen seiner gewinnenden Persönlichkeit, in welcher nach Saint-Simon der Doktor und der große Herr wunderbar verschmolzen erschienen, insgeheim von Anhängern umgeben. Voltaire bezeichnet die beiden berühmten Prälaten

als „Adler und Schwan"; die Vergleichung ist oft wiederholt worden. Wer jedoch heutzutage ihre Streitschriften miteinander vergleicht, wird finden, daß Bossuet sich allerdings zuweilen ins Poltern und Drohen verliert, daß aber sein Gegner häufig den Vorteil über ihn behält. Es klingt sehr fein, ist aber schneidend genug, wenn er dem stolzen Bischof bemerkt: „Sie wenden gegen mich oft Beleidigungen statt Gründe an; die Gründe aber, die ich vorbringe, fassen Sie als Beleidigungen auf. Wären wir doch beide in unserer Diöcese geblieben, um die Bauern zu frommen Menschen zu machen, statt der Welt mit unseren Streitigkeiten Anstoß zu geben!"*)

Die protestantischen Geistlichen, in ihren litterarischen Arbeiten auf die Verteidigung beschränkt, erhielten darin selbstverständlich weder von den Jansenisten noch von Fénelon Erleichterung. Unter den ersteren hielt Anton Arnauld, genannt der Große, die katholische Lehre mit seltener Heftigkeit gegen jenen Jurieu aufrecht, der sich später als Verbannter in Holland durch hartnäckige Bekämpfung Bayles auszeichnete. Die berühmtesten protestantischen Prediger waren Claude und Saurin. Claude hatte mit Bossuet ein Religionsgespräch, nach welchem dieser bemerkte: „Ich zitterte für das Heil derer, die ihn anhörten." Solange übrigens Ludwigs Absichten in Bezug auf die Reformierten im dunkeln blieben, suchten die hugenottischen Pastoren ihre Herde in strenger Loyalität zu erhalten. Noch im Jahr 1676 predigte Claude: „Der Schutz unseres mächtigen Monarchen muß neben demjenigen Gottes unsere einzige Zuflucht sein." Neun Jahre später, bevor er Frankreich verlassen mußte, tröstete er seine Gemeinde mit dem Zuspruch: „Ihr werdet keinen Hirten mehr haben, aber der Meister der Hirten, das Haupt und der Vollender des Gesetzes wird bei Euch sein." Nicht so gelehrt wie Claude, aber ein vollendeter Redner war Jakob Saurin (1677—1730). Nach dem Widerruf des Edikts von Nantes ging er nach Genf und machte von seinem 17. Jahr an als Fähnrich in einem Regimente, das aus französischen Flüchtlingen gebildet war, einige Feldzüge gegen Frankreich mit; genau 100 Jahre bevor die royalistischen Emigranten gegen ihr Vaterland dienten. Dennoch trat er später als Prediger im Haag ohne Bitterkeit auf, und seine Reden werden noch jetzt auch von Katholiken geschätzt. In der berühmtesten derselben, vom Jahr 1706, weist er darauf hin, wie viele

*) Fénelon, dessen Ausdruck so geschmeidig und wohllautend ist, hatte gleichwohl von der französischen Sprache eine ganz andere Meinung als Bouhours. Er schreibt: „Je suis d'autant plus touché de ce que nous avons d'exquis dans notre langue, qu'elle n'est ni harmonieuse, ni variée, ni libre, ni hardie, ni propre à donner de l'essor." (Brief an Hondart de Lamotte.)

gute Christen aus der Heimat vertrieben seien oder in Gefängnissen, ja auf den Galeeren schmachteten; dann apostrophiert er Ludwig mit den Worten: „Und Du, furchtbarer Fürst, den ich einst als meinen König ehrte, und den ich noch als die Geißel des Herrn achte, auch Dich schließe ich in mein Gebet ein. Diese Provinzen, die Du bedrohst, aber die der Herr schützt, diese Mauern, welche Du mit Märtyrern bevölkerst, hören noch Segenssprüche für Dich. Möge Gott die Binde von Deinen Augen fallen lassen; möge er die Ströme Blutes vergessen, mit denen Du die Erde bedeckt hast; möge er die Übel, die Du uns angethan hast, aus dem Buche seines Angedenkens löschen."

In der guten Gesellschaft, wo man alles beschwatzte, wurde die jüngste Predigt eines Bourdaloue oder Massillon ebenso eifrig wie eine neue Komödie durchgenommen. Frau von Sévigné ging zu Bourdaloue („allait en Bourdaloue") ebenso gern wie in ein Ballet. Mit Behagen berichtet sie ihrer Tochter über eine Predigt desselben, worin er in Gegenwart des Königs die „unreinen Sitten" strafte; „er schlug darauf los, wie ein Blinder", sagte sie; „er redete Wahrheiten mit verhängtem Zügel, sprach gegen Ehebruch rechts und links; rette sich wer kann, er trabt immer vorwärts." Aber die vornehme Welt bedurfte doch noch einer anderen Spiegelung, als die großen Dichter und die Prediger sie zu liefern vermochten. Sie fand dieselbe in einer besonderen Gattung von Schriften, in welchen ihre eigenen Genossen, feine Beobachter und Menschenkenner, ihre Umgebung zeichneten und nach ihrer Weise Lehren und Schlüsse daran knüpften. Diese Art von Schriftstellern, der eine glänzende Reihe von Montaigne bis Vauvenargue angehört, wird von den Franzosen als „Moralisten" bezeichnet. Unter ihnen ist Franz VI. von Marsillac, Herzog von Larochefoucauld (1613—1680) geistig der bedeutendste, sowenig wir ihn sonst empfehlen möchten. Als Liebhaber der Herzogin von Longueville nahm er an den Unruhen der Fronde teil; später zog er sich ins Privatleben zurück, lebte in vertrauter Freundschaft mit Frau von Lafayette und sammelte eine geistreiche Gesellschaft um sich. Sein wichtigstes Werk, die „Maximes et réflections morales", erschien 1665 und war von sehr bedeutendem Einfluß auf den französischen Stil. Es besteht aus Aphorismen, deren konzise, knappe Einkleidung sehr wirksam ist; die Schreibart gewinnt hierdurch einen funkelnden Glanz, der jedoch auch manchen trivialen Gedanken heben muß und auf die Länge wie ein Feuerwerk ermüdet. Sein Moralsystem ist ein solches, wie es sich bei einem begabten Naturell unter den Kämpfen der Fronde ausbilden konnte: denn diese stellten wirklich, wie sein Gesinnungsgenosse Hobbes sich ausdrückt, einen Krieg aller gegen alle dar. Der Lieblingsgedanke Larochefoucaulds ist der, daß die Selbstliebe der mächtigste, ja der

einzige Trieb im Menschen sei; mit einer unerbittlichen Schärfe weist er diesen Trieb sogar in den Regungen des Tugendstolzes, der Sittenstrenge, der Opferfähigkeit nach. Daß ein Gran von Wahrheit in diesen Beobachtungen liegt, leugnet wohl kein Mann von Erfahrung; auch ist es richtig, daß die edelste Aufopferung schließlich zu Gunsten eines Interesses stattfindet, das dem Menschen noch mehr am Herzen liegt als sein Leben oder was er sonst opfert. Aber ebendadurch wird die Selbstliebe zu einem solchen Grade geläutert, daß ihr der Name kaum noch zukommt. Larochefoucaulds Buch hat im ganzen 18. Jahrhundert, in welchem der Optimismus und das Vertrauen auf die Güte der Menschennatur vorherrschend waren, unter Weltleuten seine stille Gemeinde gehabt. Sie übersahen gern, daß er seine Beobachtungen zu sehr ins Allgemeine zieht, und daß er auf die Menschheit überträgt, was von der Gesellschaft im engeren Sinne sich wohl sagen ließ. In dieser Weise ist sein so häufig vorkommendes „Wir" aufzufassen. So spricht er einmal den furchtbaren Satz aus: Es liegt in dem Unglück unserer besten Freunde etwas, das uns nicht mißfällt („il y a dans les malheurs de nos meilleurs amis quelque chose qui ne nous déplaît pas"). Und derselbe Mann, von dem diese Bemerkung ausging, galt in seinen späteren Jahren am Hofe Ludwigs für einen redlichen Charakter und insbesondere für einen treuen Freund.

Neben ihm pflegte Jean de la Bruyère genannt zu werden, dessen Denkweise jedoch sympathischer ist, und der in seinem Hauptwerke mehr nach Gestaltung strebt. Geboren zu Dourdan in der Normandie, wurde er Finanzbeamter in Caen; Bossuet brachte ihn an den Hof, wo er unter Fénelons Leitung Untergouverneur des Herzogs von Bourgogne wurde. Im Jahr 1693, drei Jahre vor seinem Tode, fand seine Aufnahme in die Akademie statt, wobei er in die Antrittsrede einen glänzenden Lobspruch auf Bossuet zu verflechten wußte. La Bruyère galt für einen Ehrenmann, der sich nicht zu Ämtern und Auszeichnungen drängte; auch zeigen sich in seinem Hauptwerke die Spuren eines tiefen Mitgefühls für die Leiden der niederen Klassen, namentlich des Landvolkes, unter dem er aufgewachsen war. Jenes Hauptwerk erschien zuerst 1687 unter dem Titel: „Les caractères de Théophraste, traduits du grec, avec les caractères ou les moeurs de ce siècle". Diesem Titel nach wäre die Übersetzung der Charaktere des Theophrast, welcher nach dem Tode des Aristoteles die Leitung der peripatetischen Schule übernahm, der wesentlichste Teil des Werkes; es versteht sich aber von selbst, daß die dem Verfasser eigentümlichen „Charaktere dieses Jahrhunderts" weit mehr Bedeutung gewannen. Über das Verhältnis beider Schriften finden unsere Leser in dem dritten Bande einige Bemerkungen; beide sind auf die gute Gesellschaft einer überbildeten Zeit

berechnet. Übrigens hatte la Bruyère ein ergiebigeres Feld: die vielseitigeren Elemente der neueren Gesellschaft, die Nachwirkungen des Rittertums wie des Mittelalters überhaupt, der Einfluß der Frauen hatten das innere Leben verfeinert und mannigfacher gestaltet. Theophrast erscheint demnach in den Zeichnungen nicht nur schlicht, sondern hart, wenn man ihn mit seinem Nachfolger vergleicht. Zudem haben wenige Schriftsteller über die Kunst der Darstellung so viel nachgedacht, wie la Bruyère; er geht von dem Grundsatz aus, es gebe für jeden Gedanken nur einen völlig angemessenen Ausdruck, und dieser zeige sich, wenn man ihn, oft nach vieler Bemühung, gefunden habe, als der einfachste und natürlichste. Einige Abschnitte, wie der Gelehrte, der Egoist, der Emporkömmling (parvenu), der Feinschmecker gelten für vollendete Bildchen, wie denn das Ganze den Eindruck einer reichen, belebten Galerie macht und überall von hellem Verstande zeugt. Er ist nicht von einem so anstößigen Pessimismus beseelt wie Larochefoucauld; das innere Wohlwollen blickt zuweilen in erfreulicher Weise durch. Dagegen wird ihm nicht die naive Leichtigkeit zugestanden, die uns etwa bei Montaigne fesselt; er ist mitunter allzusehr auf treffende Wendungen bedacht. Diesen Vorwurf machte Boileau in seinem etwas mürrischen Greisenalter sowohl den „Charakteren" als auch, wohl mit größerem Rechte, den ersten Schriften Fontenelles; er sah darin ein Zeichen des Verfalls. Natürlich hat man auch bei la Bruyère Anspielungen auf wirkliche Personen angenommen, und es ist in diesem Sinne eine Ausgabe mit einem „Schlüssel" erschienen (von Coste, Amsterdam 1720), welche aber wenig Aufschluß gewährt und noch weniger den Genuß erhöht. Bemerkenswert ist übrigens folgendes Eingeständnis la Bruyères: „Ein Mensch, der als Christ und Franzose geboren ist, findet sich in der Satire beengt; die großen Gegenstände sind ihm untersagt; er muß die kleinen durch sein Genie und seine Darstellung zu heben suchen".

Den unmittelbarsten Eindruck des Hoflebens und der angesehensten Kreise erhält man aus den von jener Zeit her noch vorhandenen Briefen und vor allem aus der Briefsammlung der Marquise Marie de Sévigné, geborenen Fräuleins von Rabutin-Chantal (1626 bis 1696). Die persönlichen Züge, die Ereignisse hinter den Coulissen enthüllen sich hier noch weit lebendiger als in den Memoiren, in welchen die Franzosen einen so hohen Rang einnehmen. Frau von Sévigné hat eine nie versagende Gabe der Schilderung; sie führt uns in ihrem ungezwungenen Stil mit gleicher Anschaulichkeit irgend eine gelungene Neckerei wie auch Scenen von tragischem Ernste vor. Das kann man zugestehen und wird doch den panegyrischen Ton, in welchem von ihren Briefen gesprochen wird, gern ihren Landsleuten überlassen. Sie hatte eine

gelehrte Erziehung erhalten, verstand italienisch, spanisch und etwas Latein; sie bewegte sich im Kreise des Hotels Rambouillet, ohne die Ziererei im Ausdruck von demselben anzunehmen; Ménage und Chapelain bildeten ihre Kenntnisse aus. Mit 25 Jahren starb ihr Gemahl an den Folgen einer Wunde, die er im Duell erhalten; er hatte sie auf ein Gut in der Bretagne geschickt, während er in Paris die Gunst der bekannten Ninon genoß. Als Witwe lebte sie einige Jahre ganz der Erziehung ihres Sohnes und ihrer sehr schönen Tochter, welche im Jahre 1669 Gräfin von Grignan wurde. Bald nachher erhielt ihr Schwiegersohn eine Statthalterschaft in der Provence, wohin ihm seine Gemahlin folgte; bei der zärtlichen Mutter, die schon vorher ihre Tochter leidenschaftlich geliebt hatte, verwandelte sich diese Liebe nun in Schwärmerei, ja in Abgötterei, welche, wie es scheint, schließlich der Vergötterten selbst zuweilen lästig wurde. Dieser Trennung ist es zu verdanken, daß die Briefstellerei der Frau von Sévigné so anhaltend und umfassend wurde; sie wollte sich selbst trösten, die etwas strenge und kalte Tochter aufheitern und ihr Ansehen in der Provinz dadurch erhöhen, daß sie von allen Begebenheiten in der Hauptstadt und von den intimeren Vorgängen am Hof Kunde haben sollte. Da konnte denn freilich manches, was uns doch gar zu geringfügig und nur wegen der Lebhaftigkeit des Ausdrucks lesenswert erscheint, einen höheren Vorzug erhalten. Wenn Frau von Sévigné mit übermütiger Freude erzählt, wie sie schuld gewesen sei, daß nicht die stolze Herzogin von Gêvres, sondern Frau von Arpajon der kranken Prinzessin die Serviette gereicht habe, so kann ein ernsthafter Deutscher daran keinen besonderen Anteil nehmen, mag auch die Erzählung mit noch so liebenswürdigem Geplauder verziert sein. Sie zeigt Spuren von Gemüt, wenn sie den Eindruck von Turennes Tod oder die Scene schildert, wo die Herzogin von Longueville den Tod ihres Sohnes erfährt: aber die schweren Schicksale fernstehender Personen berichtet sie mit Kälte, und über den Tod einer armen Frau le Voisin, die lebendig verbrannt wurde, macht sie Scherze, die nicht angenehm berühren. Ein schöner Zug ist ihre Treue gegen Freunde aus früheren Jahren; sie erheitert dem alten Kardinal Retz manche Stunde; sie ruft: „Es lebe unser alter Corneille", zu einer Zeit, als dieser von Racine verdunkelt war. Sie bewahrte den Genossen von Port-Royal zeitlebens eine aufrichtige Anhänglichkeit und ließ sich von Arnauld ausschelten, daß sie ihre Tochter auf heidnische Weise zu einem Götzenbilde mache. Auch rühmt man ihr nach, daß sie doch nicht ganz in Hof- und Gesellschaftsleben aufgegangen sei und sogar die Werke des heiligen Augustin studiert habe. Sie selbst berichtet darüber, sie habe den Heiligen während zwölf regnerischer Tage „in seiner ganzen Folio-Majestät" gelesen. Aber die Hauptsache

bleibt immer, daß sie uns in ihren Briefen, welche einen Zeitraum von 26 Jahren umfassen, das lebendigste Bild jenes merkwürdigen Hoflebens erhalten hat, das sie selbst in der Beschreibung eines Festes zu Versailles charakterisiert. „Was soll ich sagen? Pracht, Illumination, ganz Frankreich, goldgestickte Kleider, Edelsteine, Blumenfülle, Gedränge von Karossen, lautes Rufen in den Straßen, Fackelschein, Zurückdrängen, Leute unter den Rädern, Wirbel, Verschwendung, Fragen ohne Antwort, Komplimente, ohne zu wissen, was man sagt, Höflichkeiten, ohne zu wissen, mit wem man spricht, Füße in Schleppkleider verwickelt!" Dagegen muß man sich wieder häufig für die strenge Förmlichkeit des Daseins entschädigen, und zwar durch Schwatzen und unschuldiges Lästern. Frau von Sévigné berichtet dem Herrn von Coulanges, daß der Herzog von Lauzun Mademoiselle von Orleans heiraten soll; sie leitet das Ereignis mit einer Wortflut von Bezeichnungen für seine Seltsamkeit und Merkwürdigkeit ein und setzt hinzu: „Voilà un beau sujet de discourir". Vier Tage später hat sie zu melden, daß der König die Vermählung plötzlich untersagt hat, und nun heißt es: „Voilà un beau sujet de roman ou de tragédie, mais surtout un beau sujet de raisonner et de parler éternellement; c'est ce que nous faisons jour et nuit, soir et matin, sans fin, sans cesse". Neben dem Schwatzen ist ihre Wonne das Briefschreiben, und sie ist ganz entzückt von der Einrichtung der Posten. Auch Ninon de l'Enclos, Frau von Sablière, die den Dichter Lafontaine beherbergte, und Frau von Maintenon waren wegen ihrer Briefe und Billets berühmt; die letztere steht in Bezug auf geordnete Schreibart am höchsten; die Sévigné aber übertrifft sie an unverkünstelter Darstellungskraft. Gerade deshalb ist sie schwer nachzuahmen, obwohl selbst Ausländer, wie z. B. Horace Walpole, dies zuweilen versucht haben. Frau von Sévigné starb zu Grignan auf dem Schloß ihrer Tochter, welcher sie in einer Krankheit Pflege spenden wollte, 70 Jahre alt; ihre Briefe wurden erst 30 Jahre nach ihrem Tode veröffentlicht; eine ganz vollständige Ausgabe erschien nicht früher als 1754 zu Paris.

Daß die eigentliche Memoirenlitteratur unter Ludwig XIV. blühte, kann nur in sehr bedingter Weise behauptet werden. Einige bedeutende Werke dieser Gattung wurden in seiner Zeit niedergeschrieben, enthielten aber im wesentlichen nur ältere Erinnerungen aus den Tagen der Fronde; andere waren in einem Geiste abgefaßt, der zu der strengen, religiös gefärbten, einheitlichen Monarchie nicht recht paßte, und blieben daher mehr oder weniger im verborgenen. Nur die unschädlicheren Denkwürdigkeiten, deren einige von Damen geschrieben waren, erfreuten sich ungestörter Verbreitung und sogar der Gunst von oben. Zu den letzteren gehörte Frau von Motteville († 1689), die am Hofe lebte,

aber ohne sich in dessen Intriguen zu mischen: Frau von Sévigné schildert sie als eine stille Beobachterin, die den Wissenschaften ergeben war. Ihre Aufzeichnungen beziehen sich auf die Zeit Annas von Österreich, und ihr Hauptvorzug besteht in der feinen und richtigen Zeichnung einzelner Charaktere, wie z. B. der Königin Henriette von England. Weit bedeutender ist Frau von Lafayette (1634—1693), Tochter des Gouverneurs von Havre, Aymar de Lavergne, und jahrelang eine Zierde des Hotels de Rambouillet. Doch beruht ihr Ruhm vorzugsweise auf ihren Romanen, ja sie nimmt in der Geschichte dieser Kunstgattung eine einflußreiche Stellung ein. Während die breiten, mit Abenteuern erfüllten Romane der Scudery an Ansehen abnahmen, andere Damen sich aber nach Perraults Vorgang in Feenmärchen verflachten, schrieb die Lafayette historische Erzählungen, in welchen das innere Leben zum Ausdrucke kam. Man muß dabei freilich den Beisatz „historisch" in ganz besonderer Weise verstehen; die geschichtlichen Ereignisse werden mit sorgfältiger Treue berichtet, aber mit der Liebesgeschichte und mit der Darstellung der Leidenschaften verflochten. Ihr erster Roman: „Zaide, eine spanische Geschichte", gehört übrigens noch nicht dieser Gattung an, sondern ist mehr phantastischen Inhalts. Später lernte sie zwei Männer kennen, die auf ihre Geschmacksbildung einen vorteilhaften Einfluß gewannen: Segrais, den Übersetzer des Virgil, und Larochefoucauld, mit dem sie bis zu seinem Tode Freundschaft pflegte. Sie nahm nun einen kühneren Aufschwung in der „Prinzessin von Kleve"; der Roman spielt am französischen Hofe zur Zeit, da Maria Stuart Königin war. Die historischen Verhältnisse sind, wie gesagt, sachkundig entwickelt; Sitten und Empfindungen dagegen gehören dem Zeitalter Ludwigs an, und in den Schicksalen der Hauptperson erzählt Frau von Lafayette ihre eigene Herzensgeschichte. Noch kühner und sonderbarer sind in „Henriette von England" Dichtung und Wahrheit gemischt. Es ist gewissermaßen ein Memoirenwerk und kann mit Vorsicht selbst als Geschichtsquelle benutzt werden; so ist z. B. die ergreifende Schilderung des Todes der Prinzessin (es ist die erste Herzogin von Orleans gemeint) völlig authentisch. Ihre eigentlichen Memoiren, die sich auf die wichtigen Jahre 1688 und 89 beziehen, schrieb sie in den letzten Lebensjahren, wo sie sich frommen Übungen ergab und ganz der Leitung der Genossen von Port-Royal anvertraute. Vielleicht hatte dies Einfluß auf ihre Aufzeichnungen; wenigstens erschienen dieselben erst 1731, und zwar in Amsterdam. Die Memoiren der Frau von Maintenon, die 1755 ebenda erschienen, sind großenteils gefälscht.

Zu denjenigen Memoirenschriftstellern, die entweder noch im stillen den Geist der Fronde hegten oder als wahre Epikureer nicht ohne Groll

ihren Abstand von der am Hofe zur Schau getragenen Denkweise empfanden, könnte man auch den Kardinal von Retz zählen, dessen wir in der politischen Geschichte vielfach Erwähnung gethan haben. Wegen seiner Übersetzung der „Verschwörung des Fiesco" von Mascardi, welche er im Alter von 18 Jahren abfaßte, hatte ihn Mazarin einen jungen Catilina genannt; über seine Memoiren urteilt ein Franzose, er habe der Sallust der Fronde werden wollen, da er als ihr Catilina kein Glück gehabt habe. Er schrieb an denselben seit seiner Rückkehr nach Paris, wo er dem Erzbistum entsagte, sich mit dem Titel eines Abbé von Saint-Denis begnügte, einen Teil seiner Schulden bezahlte und im stillen den Umgang mit geistreichen Personen pflegte; Molière und Boileau lasen ihm ihre Werke vor. Den talentvollen Mann störte die Eitelkeit in der richtigen Anwendung seiner Gaben; dazu verschmähte er fast grundsätzlich jeden sittlichen Halt. Aber im einzelnen gehören seine Memoiren zu den anziehendsten Büchern, sowohl durch die Personenschilderungen, die er im Geschmack seiner Zeit gern einfügte, als durch den Reichtum an feinen und zum Teil tiefgedachten Aussprüchen, worin er den Alten nahe steht; eine Sammlung derselben würde neben den Maximen von Larochefoucauld ihren Rang behaupten.*) Retz starb 1679 im Alter von 65 Jahren; auch seine Memoiren erschienen lange nach seinem Tode, und zwar im Ausland; erst 1717 zu Nancy, dann 1731 zu Amsterdam.

Der Herr von Saint-Evremont (1613—1703) hat eigentlich keine Memoiren geschrieben, wenn auch eine Abhandlung über die französischen Geschichtschreiber: man könnte ihn den „Moralisten" oder den Ästhetikern beizählen. Aber alles, was er schrieb, trägt das Gepräge seiner Persönlichkeit und seiner Schicksale. Er behielt ganz das Wesen eines geistvollen, ritterlichen französischen Edelmanns der heiteren und kecken alten Schule bei und machte mit seiner ganzen Art zu sein und zu denken Opposition gegen die neue geistlich und monarchisch geregelte Welt. Dieser Umstand sichert ihm unser Interesse, so wenig Vorliebe wir für jene ganze Art haben können. In manchen Bemerkungen eilt er instinktmäßig seiner Zeit voran, obwohl er keines-

*) Wir führen einige an: Die Ungnade ist in den Augen des Volks ein Läuterungsfeuer, das die schlechten Eigenschaften austilgt und die guten ins Licht setzt. — Der Schwache giebt nur dann nicht nach, wenn er es durchaus thun sollte. — Die meisten Menschen suchen, wenn sie sich ins Unglück gebracht haben, zunächst einen Entschuldigungsgrund und erst nachher ein Heilmittel. — Einem Parteimann wird es oft schwerer, mit seinen Genossen zu leben, als gegen seine Feinde zu handeln. — Von Mazarin sagt er: Die Rolle des Regenten stand ihm nie wohl an, weil er selbst im höchsten Glück und bei den größten Zwecken nicht über die Spitzbüberei (filoutage) hinauskam.

wegs ein tiefer Denker war. Er hatte die Rechte studiert, dann aber im Dreißigjährigen Krieg bei Nördlingen und bei Rocroy gefochten. Aber seine scharfen Reden brachten ihn auf die Bastille; auch später war in Frankreich seines Bleibens nicht; bald in Holland, bald am Hofe Karls II. von England fand der geistvolle Epikureer Zuflucht und freundliche Aufnahme, ja er erhielt ein Grab in der Westminsterabtei. Seine Schriften, darunter eine gegen die französische Akademie, eine zu Gunsten Corneilles, eine über Seneca, Plutarch und Petronius, ferner die bereits angeführte Abhandlung, wurden mit Ausnahme der erstgenannten lange Zeit nicht gedruckt, sondern gingen im Vertrauen von Hand zu Hand, was ihren Wert erhöhte; es galt für eine Auszeichnung, sie gelesen zu haben. Er besaß in den meisten Dingen ein klares, gesundes Urteil und eine lebhafte Darstellung, die er mit sarkastischen Ausfällen verband; er unterhielt die Gleichgesinnten vortrefflich, da ihnen die Feierlichkeit des Hoftones Langeweile machte. Aber man thut ihm viel zu viel Ehre an, wenn man ihn zu einem Vorläufer Voltaires macht. Namentlich sah er auch in England nur das Französische und brachte seinem Vaterlande keine Kunde von den Gesetzen, der Verfassung und der Freiheit des Nachbarlandes. Allerdings war die Zeit der Restauration nicht dazu angethan; aber auch die Zeit Wilhelms stand dem ergrauten Weltmann fremd gegenüber.

In einem anderen Verhältnisse stand Anthony Graf von Hamilton, von Herkunft ein Schotte, der aber ganz und gar Franzose wurde. Er stammte von einem jüngeren Zweige der Herzöge dieses Namens, war in Irland als Katholik geboren (1646) und brachte die Zeit der Republik mit seinen Eltern in Frankreich zu. Nach der Restauration ging er nach England zurück und wurde unter Jakob II. sogar Oberst eines Regiments und Kommandant von Limerick. Nach der Vertreibung des Königs begab er sich wieder nach Frankreich, welches er immer gern besucht hatte, um seine Schwester und deren Gemahl, den Herzog von Grammont, zu besuchen. Er starb 1720 zu Saint-Germain en Laye. Ob er seine Feenmärchen (Contes de Féerie), die 1705 erschienen, schon in der von uns behandelten Zeit abgefaßt hat, ist ungewiß; jedenfalls stehen sie weit höher als die faden Produkte derselben Gattung, welche damals nach Perraults Vorgang von Herren und Damen ausgearbeitet wurden. Was ihm aber unter den französischen Schriftstellern einen hohen Rang verleiht, sind seine „Mémoires de Grammont“, der Einkleidung nach noch sonderbarer als die Geschichtsromane der Frau von Lafayette. Sie gehören wenigstens dem Stoffe nach in das 17. Jahrhundert; Hamilton erzählt darin die Jugendgeschichte sowie überhaupt die Thaten und Schicksale seines Schwagers, des Herzogs von Grammont, in der

Weise, daß er den Helden selbst in erster Person seine Biographie, wie einen zweiten oder vielmehr früheren Gil Blas, erzählen läßt: denn der berühmte Roman von Lesage ist erst 1715 erschienen. Die vielen Wirtshausscenen, Spielverluste, Liebesabenteuer, die namentlich in der ersten Hälfte des Buches vorkommen, geben demselben ganz den Charakter jener sogenannten picarischen Romane, die man von den Spaniern entlehnte. Aber Hamilton übertrifft fast alle seine Genossen an lebendiger Schilderungskraft; und da die Denkwürdigkeiten doch auf Thatsachen beruhen, so geben sie ein reiches Material zur Sittengeschichte.

Ebensowenig wie der epikureische Geist, der um die Wende des Jahrhunderts aus dem Sensualismus neue Kraft schöpfte, ließ sich der Geist des Jansenismus unterdrücken. Er überlebte die Zerstörung des Port-Royal; er fand Schutz und Anhang in den Parlamenten; er wurde zwar unter der Regentschaft nicht begünstigt, da die Regierenden selbst freche Gottesleugner waren; aber er erhielt sich in der Litteratur durch einige achtbare und unabhängige Geister. Unabhängig war der Geschichtschreiber Charles Rollin (1661 — 1741) durch seine anspruchslose, nur der Lehrthätigkeit zugewandte Sinnesweise; unabhängig in anderer Weise der berühmte Graf von Saint-Simon (geb. 1675), der noch weiter ins 18. Jahrhundert reicht, denn er starb erst 1755 auf seinem Landgute la Ferté. Gleichwohl dürfen wir ihn schon hier erwähnen, denn seine Denkwürdigkeiten umfassen einen Teil der Regierung Ludwigs XIV., und dieser Teil ist für uns der wichtigste. Saint-Simon besaß eine wahre Leidenschaft der Beobachtung, bei welcher sich ihm freilich in den verdorbenen Hofkreisen die schlechte Seite der Menschheit vorzugsweise kundgab. Man hat ihn mit Tacitus verglichen, und er kommt ihm nahe durch den scharfen Blick, mit welchem er allem hohlen Scheinwesen auf den Grund sieht. Er zeichnete seine Bemerkungen, welche einen Zeitraum von 30 Jahren umfassen, an jedem Tag auf, hielt sie jedoch geheim und verfügte, daß erst seine Enkel einen Abdruck veranstalten sollten. Aber seine Denkweise blieb nicht verborgen; er war schon am Hof mehrmals mit Ungnade bedroht, und gleich nach seinem Tode ließ die Regierung Ludwigs XV. den ganzen Nachlaß in Beschlag nehmen. Voltaire und Marmontel durften ihn benutzen; eine mangelhafte Ausgabe erschien während der Revolution; aber erst unter Karl X. wurde das Original den Nachkommen, zu welchen auch der bekannte Stifter der später zu erwähnenden socialistischen Schule gehört, vollständig zurückgegeben, worauf im Jahr 1829 eine authentische Ausgabe erschien.

Saint-Simon ist ein strengerer Beurteiler des Hofes von Versailles als Frau von Sévigné: er enthüllt uns die Geldgier, das Schnap-

pen nach Geldgeschenken, das mit den Ergebenheitsphrasen verbunden war, und die Gemeinheit, die sich hinter der steifen Würde barg. Der Sohn des Großen Condé schlägt und tritt seine Frau; die Herzoginnen von Chartres und Bourbon lassen sich aus der Wachtstube Tabakspfeifen holen und geben das Rauchen erst auf des Königs Drohung wieder auf. Um in Marly aufwarten, um das kostbare Vorrecht, beim Auskleiden des Königs hinter die Balustrade (eine vergoldete Gitterwand) treten zu dürfen, werden die ärgsten Intriguen angezettelt. Dazu kommt die furchtbare Finanzwirtschaft, die dem Volke, dem Ackerbau und manchmal auch den Bankiers den Ruin bringt. Dies alles erkennt der Memoirist und zeichnet es unbemerkt auf, in lebensvollen, durch einen gerechten Zorn belebten Zügen; in einem rauhen und nachlässigen, aber stets fesselnden Stil. Saint-Simons Vater hatte als Gouverneur zu Blaye wie ein Dynast gewaltet; die Erinnerung an diese Zeit machte den Sohn zu einer Art von Frondeur, obwohl er dem König persönlich ergeben war. Er blieb nämlich durchaus ein schroffer Aristokrat; die aus dem Bürgertum stammenden Minister sind ihm widerwärtig; es ist ihm nicht unlieb, wenn der Parlamentspräsident Harlay durch den Großkammerherrn von jener Balustrade zurückgewiesen wird mit dem Bemerken, Leute, wie er, dürften sie nicht überschreiten. Dabei aber verlangt er, daß der Adel seine Stellung zum Wohl des Volkes anwende. Vor allem hegt er einen tiefen Haß gegen die Maintenon sowie gegen die Bastardkinder des Königs. Infolgedessen war er für den Herzog von Orleans, nach dessen Tod er sich auf das Land zurückzog: doch hat er sich den unheilvollen Finanzplänen der Regentschaft mutig widersetzt und ziemlich deutlich geweissagt, daß an die Steuerfrage sich ein künftiger Umsturz anknüpfen werde. Was er indes selbst an positiven Plänen zur Besserung der Sache vorschlug, war ohne praktischen Wert. Immerhin aber ist er stets aufrichtig auf das Wohl des Staates bedacht, und für die Schmarotzer desselben ist sein stets originell ausgedrücktes Urteil wahrhaft vernichtend.

Für die Geschichtschreibung im engeren Sinne war das 17. Jahrhundert in Frankreich nicht sehr geeignet; die Leistungen bleiben hinter denen der früheren Zeit auffallend zurück. Außer dem Mangel an Freiheit und staatsbürgerlichem Leben war auch die Geschmacksrichtung von ungünstigem Einfluß. Aus den Alten, den Italienern und aus Thuanus entnahm man den Erzählungston, die sehr beliebten Personenschilderungen und die Einmischung von Reden. Der edle und große neuere Geschichtsforscher der Franzosen, Augustin Thierry, macht die Bemerkung, daß man zuweilen Reden halten ließ, wo eine Versammlung, die sie hätte anhören können, in Wahrheit

gar nicht vorhanden war. Dies bezieht sich insbesondere auf Franz Odo (Eudes) de Mézeray (1610—1683), der in Ermangelung eines Besseren der Nationalhistoriker Frankreichs wurde. Die antike Manier wirkt bei ihm noch störender, da sie in der heimischen Sprache auftritt. Mézeray erhielt von Richelieu den Titel eines Historiographen von Frankreich mit einer Pension von 4000 Livres und wurde in seinem Alter zum beständigen Sekretär der Akademie ernannt. Er war übrigens ein freimütiger Franzose der guten alten Schule und schrieb den Anfang seines Werkes noch während der Regentschaft, also für ein derbes und unruhiges Geschlecht. Er will, wie er ausdrücklich erklärt, die Menschen an alte, natürliche Rechte erinnern, für die es keine Verjährung giebt. Schade nur, daß er die Kämpfe um dieses Recht, wie sie in dem Bürgertum der früheren Jahrhunderte sich regten, sehr wenig kannte; den Katholiken wie den Protestanten jener Zeit war das Verständnis des Mittelalters abhanden gekommen. Mézeray bekennt selbst seine Ansicht, daß das Studium der Quellen viel Mühe mache und wenig Ruhm einbringe; der Geschmack der Leser war seine Richtschnur. Daß man für entlegene Jahrhunderte die Lokalfarbe, den Ton der Zeit ermittle, war eine unbekannte Forderung; derselbe systematische Anachronismus, der im Drama herrschte, wirkte, jedoch viel verderblicher, auf die Geschichtschreibung ein Übrigens hat Mézeray einen Auszug aus seiner großen „Geschichte von Frankreich" verfaßt, der von weit höherem Wert ist als diese selbst, indem darin die Hauptbegebenheiten verständig, faßlich, ohne affektierte Klassizität erzählt sind. Darum erschien dieses kleinere Werk in 16 Auflagen und wurde wahrhaft volkstümlich, während das größere deren nur zwei erlebte. Auch hob sich der Mißstand nicht, als statt antiker Manier die philosophische Historiographie aufkam, mit der wir uns hier nicht zu beschäftigen haben, da sie dem 18. Jahrhundert angehört. Ja, dem gallischen und fränkischen Altertum wurde dieselbe fast noch weniger gerecht als Mézeray. Augustin Thierry stellt zur Vergleichung einen Bericht Gregors von Tours mit der Einkleidung zusammen, die der Abbé Velly ihm gab, der sich für einen philosophischen Geschichtschreiber hielt: die letztere macht fast den Eindruck einer Travestie. Gregor erzählt über Childerich, den Vater Chlodwigs: „Childerich ergab sich ganz und gar einem schwelgerischen Leben und fing an, die Mädchen in seinem Volke zu verführen. Darob ergrimmten die Franken und nahmen ihm die Herrschaft. Und als er in Erfahrung brachte, daß sie ihn töten wollten, machte er sich davon und ging nach Thüringen." Daraus macht Velly folgendes: „Childerich war ein Prinz der großen Abenteuer. Er war der wohlgestaltetste Mann in seinem Königreich; er hatte Geist und Mut. Aber, geboren mit einem

zärtlichen Herzen, überließ er sich der Liebe zu sehr; dies war die Ursache seines Sturzes. Die französischen Herren (les seigneurs français), ebenso empfänglich für Ehre, wie ihre Frauen für Childerichs Reize, verbanden sich zu seiner Entthronung. Ihrer Wut nachgebend, zog er sich nach Deutschland zurück." Diese Stelle zeigt uns, wie lange Zeit ein falscher, gemachter Ton in der Darstellung herrschend blieb. Auch die stete Hinweisung auf den Ruhm ist schon dem 17. Jahrhundert eigen; und zwar auf jenen oberflächlichsten Ruhm, der mit Trompeten und Pauken verkündet wird.

Unter den bestellten Historiographen Ludwigs nennen wir Pelisson († 1693), der als Vertrauter Fouquets fünf Jahre im Gefängnis zubrachte, nachher aber in Gunst kam und den König auf seinem kurzen Feldzug in die Franche Comté begleitete. Nachdem er zum Katholizismus übergetreten war, erhielt er beträchtliche Pfründen, eine Abtei und die Verwaltung der Summen, die zur Hugenottenbekehrung bestimmt waren. In seiner Geschichte Ludwigs XIV., die vom Pyrenäen-Frieden bis zum Beginn des Holländischen Krieges reicht, soll das zehnte Buch von Racine verfaßt sein. Der Jesuit Maimbourg († 1686), der übrigens wegen seines Eifers für die gallikanischen Forderungen auf des Papstes Veranlassung vom Orden ausgeschlossen wurde, schrieb eine Geschichte des Wycliffismus, des Luthertums und des Calvinismus. Ein vielgelesener Autor war der Abbé von Saint-Réal, aus Chambéry († 1692), dessen Geschichtswerke jedoch, wie sein „Don Carlos" und seine „Verschwörung gegen Venedig",*) geradezu in den Roman übergehen.

Blieb nun auch die Geschichtschreibung hinter anderen Leistungen dieser glänzenden Litteraturperiode zurück, so geschah doch Bedeutendes, ja Großes für diejenigen Zweige der Wissenschaft, welche der historischen Forschung dienen. Diese bedarf des Zusammenwirkens, sie bedarf öffentlicher Anstalten und Sammlungen und überhaupt solcher Mittel, welche nur der Staat gewähren kann. Nach dieser Seite hin erwies sich Colbert mit Ludwigs Zustimmung ungemein thätig. Es arbeiteten aber auch auf diesem Gebiete Kräfte ersten Ranges, wahre Riesen an Fleiß, Einsicht und Gelehrsamkeit. Mochte immerhin der König zunächst seine eigene Verherrlichung durch Münzen, Inschriften und dergleichen im Sinne haben: es entging ihm doch die Bedeutung der Urkundenforschung nicht, die er sogar als politisch wichtig erprobte. Die Kirchengeschichte hatte ohnedies ihren alten soliden Grund behauptet und bedurfte dessen um so mehr, als die gallikanischen

*) Die Verschwörung vom Jahre 1618, über die wir eine ausgezeichnete Arbeit von Ranke besitzen.

Forderungen gegen Rom aufrecht zu erhalten waren. So legte Dupin in seiner „Nouvelle Bibliothèque des Auteurs Ecclesiastiques“ ein wahres Arsenal für diejenigen an, welche vom katholischen Standpunkt aus die päpstliche Suprematie eingeschränkt sehen wollten. Die Kirchengeschichte von Claude Fleury (1640—1723), dem Erzieher mehrerer Prinzen (nicht zu verwechseln mit dem späteren Kardinal und Minister), die von 1691—1720 in 20 Bänden erschien, ist in schlichtem und würdigem Stil geschrieben. Weit bedeutender für uns sind diejenigen Bemühungen, welche eine gründliche Benutzung der mittelalterlichen Quellen für alle Zeiten, auch für die unsrige, erst möglich gemacht haben. Den höchsten Ruhm behält in dieser Hinsicht Charles Dufresne, Sieur Ducange (1610—1688) mit seinem Wörterbuch zu den lateinischen Schriftstellern der späteren Zeit (Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis), dem später ein Wörterbuch zu den griechischen Schriftstellern derselben Zeit folgte. Ducange legte seine Advokatur am Parlament nieder, um sich ganz diesen grundlegenden Arbeiten zu widmen. Dieses Nachschlagewerk, in unserem Jahrhundert neu herausgegeben und mit Zusätzen vermehrt, giebt noch immer die umfassendste und gediegenste Belehrung. Auch der Benediktinerorden erneuerte seinen alten Ruhm, für Verbreitung von Kenntnissen thätig zu sein. Die Kongregation derselben, welche 1618 von Lorenz Benard gestiftet und nach dem heiligen Maurus (Saint-Maur) genannt wurde, bildete sich zu einer Akademie aus, welche sich durch Herausgabe der Kirchenväter und durch wahrhaft kolossale Sammelwerke verdient machte, den politischen Händeln aber fern blieb. Unter ihren Genossen erlangte besonders Jean Mabillon (1632 bis 1707) großen und verdienten Ruf. Er gehört zu den Gründern einer wahrhaft wissenschaftlichen Urkundenforschung; sein Werk über Urkundenlehre (De re diplomatica, 1681) erlangte klassisches Ansehen. Für die Sammlung von Kirchenvätern, die seine Kongregation veranstaltete, übernahm er die Werke des heiligen Bernhard. Im Jahr 1683 sandte ihn Colbert nach Deutschland; er sollte in Klöstern, Archiven und Bibliotheken alles sammeln, was zur Kenntnis der Geschichte Frankreichs dienen könnte. Er hat diese Reise, die ihn durch die Schweiz und Oberbayern bis Salzburg führte, anmutig beschrieben (Iter Germanicum) und läßt nicht unbemerkt, daß die Zeit nicht gut gewählt war, indem die Deutschen sowohl noch wegen der Wegnahme Straßburgs erzürnt, als wegen der Türken in Aufregung waren*).

*) Als deutsche Eigentümlichkeiten nennt er den Ruf der Nachtwächter, die mit Tabaksrauch erfüllten Stuben, die hohen Betten, aber auch die guten Druckereien und die ausgebildete Kirchenmusik.

Zwei Jahre später unternahm er ebenfalls im Auftrage der Regierung eine Handschriftenreise nach Italien. Alle diese Bemühungen kamen weniger dem 18. Jahrhundert zu gute, als dem 19., in welchem der echte geschichtliche Sinn, der auf die Ursprünge des Völkerdaseins zurückgeht, auch in Frankreich lebhafter erwachte. Übrigens legte schon zu Richelieus Zeit André Duchesne eine von uns bereits erwähnte Sammlung von Quellenschriften an. Colbert wollte eine solche auf erweiterter Grundlage veranstalten, die jedoch erst weit später durch die Kongregation von Saint-Maur teilweise zur Ausführung kam. So kommt es, daß Frankreich sich des Vorganges rühmt, obwohl in Deutschland Leibniz wie auch in Italien Muratori, und zwar jener ganz auf eigenem Weg, früher zu durchdachter Ausführung schritten.

8. Überblick der deutschen Litteratur im siebzehnten Jahrhundert.

a. Übergangszeit; die erste schlesische Schule.

Wir haben im zehnten Bande dieses Werkes den Gang der deutschen Dichtung bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts, also bis zur Zeit ihres niedrigsten Standes begleitet. Was von Poesie in der Nation lag, sprach sich, den Gelehrten verborgen, in Volksliedern aus. Fischart und allenfalls Rollenhagen waren die letzten, die noch als Gelehrte für eine volkstümliche Dichtweise Sinn hatten. Die Meßkataloge des Jahres 1601 und der folgenden weisen eine verschwindend kleine Anzahl von deutschen Originaldichtungen auf. Daraus darf man jedoch nicht schließen, daß wenig Deutsches gelesen worden sei; im Gegenteil, die Lesewut war auch bei denjenigen Personen, die kein Latein verstanden, ziemlich verbreitet. Aber die Bücher, die man las, und die auf das Publikum einwirkten, sind nicht gerade diejenigen, welche in unseren Chrestomathieen und Litteraturgeschichten als wichtig und bedeutend angeführt werden. Man kann sich davon überzeugen, wenn man die Versandbücher der damaligen Buchhandlungen zu Rate zieht, deren sich einige in Frankfurt und an anderen Orten erhalten haben. Abgesehen von Rechenbüchern, Pflanzenbüchlein, medizinischen Anweisungen, juristischen Ratgebern, werden meist neue Bearbeitungen alter Stoffe massenhaft versandt: Markolfus, Magelone, Fortunat, Fierabras und Octavianus; ferner das Narrenschiff sowie der Eulenspiegel in mehreren Bearbeitungen; berühmte Anekdotenbücher, wie „Schimpf und Ernst" von Pauli und der „Rollwagen" von Wickram; endlich die sogenannten „Teuffel", d. h. moralisierende Schriftchen im Volkston, gegen bestimmte Laster und Übelstände gerichtet, also: Fluchteufel, Gesinde-

teufel, Geizteufel und dgl. Die Teilnahme für höhere Dinge wurde durch religiöse Streitschriften und durch Relationen über wichtige Begebenheiten, wie z. B. die Donauwörther Sache, in Anspruch genommen. Daneben erschienen zahlreiche Flugblätter, worin Zeitbegebenheiten, zum Teil in Knüttelversen, erzählt wurden; doch regte sich auch der wissenschaftliche Sinn, indem man Sammlungen von Aktenstücken veranstaltete. Zwischen beiderlei Unternehmungen stehen halbjährige Relationen über die Geschichte der Gegenwart, welche von Messe zu Messe erschienen. Deutschland nahm in Bezug auf das Druck- und Verlagwesen noch immer den ersten Rang ein, und sein Postverkehr war durch die vermittelnde Stellung in Europa bedeutend. So erschien denn auch die erste regelmäßige Zeitung, eine Nummer in der Woche, kurz vor Ausbruch des großen Krieges, bei Emmel in Frankfurt am Main (1615); sehr bald darauf (1617) begründete der Reichspostunternehmer in derselben Stadt unter dem Schutze des Kurfürsten Johann Schweickhart von Mainz die Post-Avisen (Postamts-Zeitung*).

Während in jener Zeit Kepler vor allen den Ruhm des deutschen Geistes aufrecht hielt, war in dem, was wir im besonderen Sinne Litteratur nennen, ihrem dem größeren Publikum zugänglichen und bei demselben wirksamen Teile also, kaum ein Name von hervorragender Bedeutung: nur den trefflichen Johann Valentin Andreä können wir als einen solchen gelten lassen. Ein Lebensbild dieses vielseitigen Mannes nebst Proben aus seinen Schriften würde den Leser fast in alle Gebiete des damaligen deutschen Geisteslebens einführen. Er war ein Enkel seines gleichnamigen Großvaters, der von württembergischer Seite die vielberufene Konkordienformel durchsetzen half. Er selbst war duldsam und stand einer rein menschlichen Auffassung der Dinge in jenem zanksüchtigen Zeitalter so nahe, daß er schon deshalb unsere Bewunderung verdient. Er war 1586 zu Herrenberg unweit Tübingen geboren und erhielt auf dieser Universität die gewöhnliche theologische Bildung. Obwohl sein Vater Superintendent gewesen war, verarmte doch seine Mutter so sehr, daß sie ihm, als er mit 20 Jahren auf Reisen ging, nur 12 Kreuzer mitgeben konnte. Doch gelang es ihm, fremde Länder unter günstigen Umständen zu sehen; später wurde er Hofprediger in Stuttgart, dann Superintendent in Kalw; er starb als Abt von Adelberg im Jahr 1654. Sein origineller Geist blieb von den Vorurteilen der Zeit fast unberührt; darum hat noch am Ende

*) Ein Wochenblatt: „Mercure Français" erschien zu Paris von 1605 an, ist aber noch keine Zeitung zu nennen. Ein Anzeigeblatt (Intelligenzblatt) hatte schon 30 Jahre vorher der berühmte Montaigne empfohlen und einzuführen gesucht.

des 17. Jahrhunderts Thomasius und im folgenden Herder mit Nachdruck auf ihn aufmerksam gemacht. Am besten lernt man seine Ansichten kennen in der „Mythologia Christiana", einer Sammlung kleiner allegorischer Dichtungen und Fabeln, die er in sechs Bücher (manipulos) einteilt. Im Vorwort versichert er, daß er durchaus dem Augsburgischen Bekenntnis, wie es in der Konkordienformel wiederholt sei, angehöre, und daß er alles verleugne, was demselben etwa in dem Buche widerspreche. Dies war damals eine sehr gewöhnliche Verwahrung, bei Andreä insofern ganz der Wahrheit entsprechend, als es ihm nicht darauf ankam, eine Lehrmeinung durch eine andere zu bekämpfen, sondern durch Menschenkenntnis und humane Auffassung dem Dogmatismus überhaupt das Verletzende zu nehmen. Darum ist er ein Lobredner Arnds, dessen noch jetzt berühmtes Buch: „Das wahre Christentum" von lutherischen Eiferern, wie Osiander, angefeindet wurde, den aber später die besseren Pietisten als einen deutschen Fénelon bezeichneten. Andreä versäumt keine Gelegenheit, Keplers und Galileis Lob zu verkünden. Anspielungen auf gleichzeitige Begebenheiten sind häufig; so schildert er die Ankunft des Marschalls d'Ancre in der Unterwelt, wo derselbe mit Sejanus, dem Günstling des Tiberius, zusammenkommt. Mit Bitterkeit spricht er gegen den neueren Machiavellismus, der sich hinter die Staatsraison verberge und mit dieser jedes Vergehen gegen menschliches und göttliches Recht zu decken glaube. Daß Weltkenntnis und Beschaulichkeit einander nicht ausschließen, sucht er an dem Beispiel des inbrünstigen Gottesmannes Tauler nachzuweisen: dieser habe die weltlichen Dinge so wohl gekannt, daß man die Erklärung versucht habe, er sehe dieselben zu Hause in einem Zauberspiegel.

Andreä ist unerbittlich gegen die Charlatanerieen seiner Zeit und stellt sie gern zusammen: so die Auffindung neuer Evangelien; die übertriebene Buchstabenspielerei mit Anagrammen und Akrostichen, welche besonders die lateinische Dichtung verderben half; die Geheimschriften, Jesuitenwunder, das Perpetuum mobile, Brennspiegel, Fortunatsäckel, Wünschhütlein. In dieses Gebiet seiner Thätigkeit gehören seine Schriften über den Bund der Rosenkreuzer, welche aber, wie man jetzt annimmt, gerade zur Begründung oder Erneuerung der Thorheit führten, welche Andreä bekämpfen wollte. Von diesen Schriften ist eine, die „Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz", unbezweifelt, zwei andere, die in lateinischer Sprache erschienen, wahrscheinlich von ihm abgefaßt. Er schildert mit Geist und Geschick eine schwärmerische Verbindung mystischen Charakters, deren Wappen ein Andreaskreuz mit einer von Dornen umgebenen Rose sei. Von den politischen Romanen hatte er hier den Kunstgriff entlehnt, in spielender Form

auf Mißstände der Kirche wie auch des Staates hinzuweisen. Es wurden nun wirklich Rosenkreuz-Verbindungen gegründet, gegen die sodann Andreä selbst sich lebhaft erklärte. Übrigens hat er auch nachher eine allegorische Reise verfaßt, nämlich: „Die Republik Christiansburg", welche Mohl den politischen Romanen beizählt*). Er legt den Sonnenstaat des Campanella zu Grunde, nur daß er Familie und Ehe, wie überhaupt das Sittengesetz, in protestantischer Weise aufrecht hält. Vor allem ist in seinem christlichen Freistaat das Erziehungswesen ausgebildet; der Unterricht findet in geräumigen, anmutigen Hörsälen statt; Naturalien, physikalische und mathematische Instrumente sind zahlreich vorhanden; auch Anatomie wird dort gelehrt, denn am Körper seien die größten Wunder zu schauen und Seelenwirkungen zu erkennen.

Die volkstümliche Geschmacksrichtung, der Andreä in seinen deutschen Gedichten nachgeht, giebt sich auch in den litterarischen Urteilen kund, welche in der „Mythologia" vorkommen. Er preist das Narrenschiff, er kennt den Freidank und bezeichnet ihn als einen sinnreichen Spruchmeister (eigentlich Pritschmeister, ludio). Er erdichtet eine Scene, wie ein hochmütiger Pedant den Hans Sachs aus dem Tempel des Ruhmes wegweisen will, wie aber dieser von edlen Männern, wie Fischart und dem frommen Liederdichter Nikolaus Hermann, in Schutz genommen wird. Dem entsprechen Andreäs deutsche Dichtungen, von denen er die meisten Lieder in zwei Sammlungen unter dem Titel „Christlich Gemäl" und „Christliche Kurzweil" zusammengestellt hat. Sie sind leicht hingeworfen; er gab ihnen keine Feile und hat die strenge Manier der prosodischen Silbenwägung, die Opitz einführte, nicht angenommen. Er selbst bemerkt in einem Epigramm, das er an den „Grübler" richtet: „Ohn' Kunst, ohn' Müh', ohn Fleiß ich dicht'; Drum nit nach deinem Kopf mich richt." Seine Lehrgedichte haben nur bedingten Wert, indem sie die allegorische Form überbieten; von großer Bedeutung aber ist eines darunter: „Vom guten Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes". In demselben stellt er sich selbst als einen von Schulweisheit angefüllten jungen stolzen Pedanten dar, der im Gespräch mit einem wahrhaft frommen Seelsorger der guten alten Art zu besserer Einsicht kommt. Der letztere preist seine wackeren Jugendgenossen in dem schönen Spruch: „Die sind nun tot und leben noch; Nun leben viel' und faulen doch." Wie sich denken läßt, entnimmt Andreä das

*) Rei publicae christianae descriptio, Straßburg 1619; eine deutsche Übersetzung erschien 1741 zu Eßlingen. Hiermit nicht zu verwechseln, sondern mehr theologischen Inhaltes ist die gleich ursprünglich deutsch abgefaßte Dichtung: „Die Christenburg", herausgegeben von Grüneisen, Leipzig 1836.

Bild eines wackeren Geistlichen weniger aus einer angeblich besseren Vergangenheit, als aus seinem eigenen Gemüt: die Schilderung ist so herzlich und warm, daß man ihr dauernden Wert zusprechen kann.

Auf kulturgeschichtlichem Gebiete tritt selten der Fall ein, daß man einen geistigen Umschwung bestimmt nach einer Jahreszahl datieren kann. In einem früheren Abschnitte meinten wir gleichwohl, den Beginn der höfischen Ritterdichtung in das Jahr 1184 verlegen zu dürfen, wo Heinrich von Veldecke dem Kaiserfeste zu Mainz beiwohnte und hier die Inspiration zu seiner „Eneit" schöpfte. Etwas Ähnliches dürfen wir uns noch weit eher für die nun beginnende Periode gestatten; denn die gelehrte Kunstpoesie trat mit einem noch weit bestimmteren Manifest ins Leben, als jemals die ritterliche. Es war Martin Opitz aus Bunzlau in Schlesien (1597 bis 1639), der dies Manifest gab und zwar in der Schrift: „Von der deutschen Poeterei" „in welcher alle ihre Eigenschaft und Zubehör gründlich erzählt und ausgeführt wird", und welche er 1624 in Zeit von fünf Tagen abfaßte. Der letztere Umstand beweist, wie genau er die vorgetragenen Grundsätze durchdacht hatte, und wie lebhaft sie vor seinem Geiste standen. Diese Schrift wirkte in Deutschland noch viel nachdrücklicher, als vordem du Bellays Aufruf zu einer Umgestaltung der Poesie in Frankreich, dessen wir im zehnten Bande erwähnt haben. Beide Programme hatten das gemein, daß sie von einer aufrichtigen Liebe zur heimischen Sprache ausgingen, und daß sie die Nachahmung der Alten als das Mittel zur Erlösung aus dem Verderb und zur Erreichung der höchsten Ziele anpriesen. Opitz schlug zu diesem Zweck eine neue Behandlung des deutschen Versbaues vor, die jedoch schon vorher von gelehrten Dichtern teils unbewußt, teils nach Grundsätzen geübt worden war. Man hat diese Grundsätze namentlich bei drei älteren Poeten nachweisen wollen: vorerst bei Paul Melissus (Schede), der 1602 zu Heidelberg starb, aber schon 40 Jahre vorher von Kaiser Ferdinand zum Dichter gekrönt worden war. Wir besitzen von diesem berühmten Mann, den selbst die Königin Elisabeth in England zurückhalten wollte, nur fünf deutsche Gedichte, darunter zwei Akrosticha auf die Namen Margareta und Rosina, und ein Sonett in Alexandrinern, auf welches hauptsächlich jene Annahme sich gründet. Die beiden anderen, die man noch als Vorgänger von Opitz nennt, sind Peter Denaisius († 1610 in Heidelberg) und Ernst Schwabe von der Haide, den Opitz rühmend erwähnt, von dessen Lebensumständen aber sehr wenig bekannt ist.*) Für uns ist die Frage von geringer Wichtigkeit; denn

*) Auch Nikodemus Frischlin beobachtet in seinen deutsch geschriebenen Komödien die regelmäßige Abwechselung betonter und unbetonter Silben ziemlich genau.

offenbar ist ein Reformator nur derjenige, der neue Grundsätze mit vollem Bewußtsein geltend macht. Auf das Formale können wir ohnedies, dem Plane dieses Werkes gemäß, kaum eingehen; wir wollen nur bemerken, daß Opitz der Sprache einigermaßen Gewalt anthat, indem er das Prinzip der Silbenmessung so sehr in den Vordergrund stellte, daß das echt deutsche Verhältnis der Hebungen und Senkungen sich aus der Kunstdichtung verlor. Wir dürfen dabei freilich nicht übersehen, daß diejenige Form, in welcher seit Hans Sachs die meisten Dichtungen abgefaßt wurden, die vierfüßigen Reimpaare, völlig in Verwilderung geraten war.*) Für unsere Betrachtung ist es wichtiger, hervorzuheben, wie von nun an das Publikum in ein gebildetes und ein ungebildetes zerfiel, und wie die gelehrten Dichter einzig für das erstere dichteten. Überhaupt kamen jene akademischen Vorstellungen von der Poesie auf, die teils den Nachbarvölkern, teils dem Horaz und seinen Zeitgenossen entlehnt waren. In dem an sich löblichen Bestreben, die Dichtkunst und den Dichterberuf in der allgemeinen Schätzung zu heben, macht man fortwährend auf die Wichtigkeit der Litteratur für das Staatswesen aufmerksam: man sucht die Beschäftigung mit ihr als eine edle, für das Vaterland ehrenvolle darzustellen. Man weist darauf hin, wie ruhmvoll es der Heimat sei, wenn sie in den Hauptgattungen als Mitbewerberin auftreten könne. Das Verdienst um Hebung der Sprache erscheint als ein patriotisches, und in diesem Sinne werden seit Petrarcas Zeit Kronen gespendet. Vor allem macht man den Fürsten und Großen bemerklich und legt es ihnen überaus nahe, wie sie sich selbst durch Unterstützung der Dichter ehren, und wie diese ihnen dafür die Unsterblichkeit verbürgen können. Das Selbstlob der Dichter, welches hauptsächlich ihrem Wirken im Staat und in der Gesellschaft gilt, wird fast unentbehrliche Zuthat; das Mittelalter wußte davon so wenig, daß viele Dichter ihre Namen verbargen oder bei jeder Gelegenheit die Quelle nannten, aus der sie geschöpft hatten.

Opitz verbrachte einen Teil seiner Studienjahre in Heidelberg, wo er Zinkgref und den Dänen Hamilton kennen lernte, in dessen Begleitung er nach Holland ging. Der Aufenthalt in diesem Lande war für ihn von hoher Wichtigkeit: die Art, wie die dortigen Gelehrten sich die antike Bildung aneigneten und ihre eigene Poesie an dieselbe anknüpften, schien ihm die einzig richtige zu sein. Er schloß sich besonders an Daniel Heinsius an, dessen „Lobgesang Bacchi" und „Lobgesang

*) Opitz verbannte auch die Stellung des Adjektivs nach dem Substantiv, wie z. B. in „Röslein rot". Dagegen behält er ganz im Geiste der Volkssprache die doppelte Verneinung bei und gebraucht sie nicht als eine Bejahung; z. B.: „Da noch kein Gold nicht war, Da war die goldne Zeit."

Nobilis Opitij facies est picta Poëtæ,
Dona sed ingenij pingere nemo potest.

Hier: Ammon.

HONORIFICO ET INGENIOSO VIRO, DOMINO SIGISMUNDO THEOPHILO STADEN, Inclytæ Reipublicæ Noribergensium insigni ad divum Laurentij Organœdo. amico suo pervaui et dilecto dedicat.

Paulus Forst Excud:

Martin Opitz von Boberfeld.
(Nach dem Stich von Paulus Fürst.)

Jesu Christi" er aus dem Holländischen übersetzte, und den er später mit den Worten anredete: „Ich bekenn' es frei, Daß deine Poesie der meinen Mutter sei." Heinsius schätzte ihn allerdings hoch; aber der viel naturkräftigere Vondel sprach ihm Eigentümlichkeit und Erfindungsgabe ab. Indessen hielt sich Opitz, der die Interessen der deutschen Dichtung wie ein kluger Diplomat zu vertreten wußte, zeitlebens in den Schranken seiner schönen, jedoch weder urkräftigen noch gestaltungsfähigen Begabung. Er hatte seine Lebensaufgabe schon als einundzwanzigjähriger Jüngling mit voller Sicherheit erfaßt und dies in einer lateinischen Abhandlung: „De contemptu linguae teutonicae" (Aristarchus oder über die Geringschätzung der deutschen Sprache) kundgegeben, auch sich früh als Lateindichter einen Namen gemacht. Schon 1622 wurde er von Bethlen Gabor, dem bekannten Fürsten von Siebenbürgen, als Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften nach Weißenburg berufen, wo er ein gelehrtes Werk über die Altertümer Daciens entwarf, an dem er bis zu seinem Tode fortarbeitete, das aber verloren gegangen ist. Sein Aufenthalt auf dem Landgute Zlatna gab ihm die Veranlassung zu einem Lehrgedichte, dem er diesen Namen gab. Die Freude an dem stillen Landleben im Gegensatze zu Hof und Stadt ist darin warm und stimmungsvoll ausgedrückt; Opitz erscheint hier als ein nicht unwürdiger Schüler der römischen Elegiker. Überhaupt bot ihm die Gattung des Lehrgedichtes mit angeknüpften Schilderungen den richtigen Rahmen für die Ausübung seines Talents, soweit es reichte; auch das früher abgefaßte „Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges" und das spätere, mehr beschreibende „Vesuvius" enthalten Stellen, die man noch jetzt nicht ohne Erbauung lesen wird. Für alle diese Gedichte wählt er den Alexandriner, den er recht eigentlich auf ein Jahrhundert hinaus zum herrschenden Versmaß in Deutschland machte.*) Nachdem eine Art von Heimweh den Dichter wieder nach Schlesien geführt hatte, kam er in Geschäften des Herzogs von Liegnitz nach Wien (1625), wo ihn Kaiser Ferdinand II. zur Belohnung für ein Gedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl eigenhändig mit der Dichterkrone schmückte: drei Jahre später erhielt er den Adel mit dem Beinamen „von Boberfeld" nach dem Fluß, an welchem

*) Der Alexandriner ist bei Opitz in der Cäsur schärfer und somit antithetischer, als bei Fleming und anderen. Dies tritt zumeist in den Epigrammen hervor, z. B. in der „Grabschrift eines Bettlers":

Ich hatte nie ein Haus, tot hab' ich eines hier;
Im Leben hatt' ich nichts, tot bin ich reich dafür.
Mein Leben war nur Flucht, das Grab ist meine Ruh';
Im Leben ging ich bloß, hier decket man mich zu.

Bunzlau liegt. Inzwischen war er in die Dienste des Burggrafen Karl Hannibal von Dohna getreten, der als Kammerpräsident von Schlesien die Protestanten arg bedrückte. Dieser Umstand wirft kein günstiges Licht auf den Dichter, dem es vielleicht genügte, durch würdige Haltung und Führung der Poesie in seiner Person Ansehen zu verschaffen, der daher auf Tüchtigkeit des öffentlichen Charakters kaum größeren Wert legte als auf Kriegsruhm. Sein mutloses Benehmen bei einem Ausfall (unter General Pechmann) gesteht er noch viel naiver ein als Horaz das Wegwerfen seines Schildes; er sagt geradezu: „Es war niemals mein Sinn, dem Feinde standzuhalten; Wer jung erschossen wird, der pfleget nicht zu alten." Dieser Denkweise entspricht es, daß er seine Werke gern mit Zueignungen an Fürsten und Große schmückt, wie er denn das Dedikationswesen, das schon die Humanisten eingeführt hatten, noch mehr in Schwung brachte. Auch enthalten seine Dichtungen selbst manchen Bezug auf die hohen Herren, die ihm Gunst erwiesen. So knüpft sich das Lehrgedicht „Vielguet" an einen Landsitz des Herzogs von Münsterberg-Öls an. Die „Schäferei der Nymphen Hercinie" spielt in einem Thal des Riesengebirges, wo die gräfliche Familie Schafgotsch ihre Besitzungen hat; die Nymphe selbst wird damit bemüht, den Dichter und drei andere Hirten in eine Höhle zu führen, in welcher sich die Ahnenbilder des Hauses befinden. Immerhin bleibt dieses aus Prosa und Versen gemischte Schäfergedicht ein achtungswerter Versuch, die arkadischen Vorstellungen, welche man damals in der Poesie nicht entbehren zu können glaubte, in eine heimische Umgebung zu versetzen.

Dabei aber unterhielt Opitz die Verbindung mit berühmten Gelehrten seiner Zeit ebenso eifrig, wie die mit den Großen, und es läßt sich nicht leugnen, daß dieselbe auf wirklicher gegenseitiger Wertschätzung beruhte. Eine seiner Episteln ist an Zinkgref gerichtet, eine an den edlen Herrn Dietrich von dem Werder († 1657), der den Tasso (unter dem Titel „Gottfried oder erlöstes Jerusalem") und 30 Gesänge des Ariost in achtzeiligen Reimstrophen übersetzte. In Paris, wohin ihn der Burggraf sandte, gewann Opitz die persönliche Freundschaft des Hugo Grotius; auch übersetzte er dessen Gedicht über die Wahrheit der christlichen Religion ins Deutsche. Die Gunst der Großen ward ihm bis an sein Ende zu teil: als er, dem Kriegslärm abhold, nach Danzig gezogen war, ernannte ihn König Ladislaus IV. von Polen zum Historiographen. Hier starb er 1639 an der Pest und wurde in zahllosen poetischen Nachrufen gefeiert: unter denselben befindet sich ein Sonett Paul Flemings, der ihn an Dichtergeist weit übertraf, der ihn aber hier als den Pindar, Homer und Maro seines Jahrhunderts, ja sogar als den Rächer der toten Germania preist!

Zu den Anregungen, die der überaus fleißige Dichter gab, gehören auch seine dramatischen Arbeiten. Auch auf diesem Gebiete nahm er die Grenzen seines Talentes wahr, indem er sich auf Übersetzungen und einige Singspiele beschränkte. Er übersetzte die Trojanerinnen des Seneca und die Antigone des Sophokles, und namentlich bei Beurteilung der letzteren sollte man den Standpunkt seiner Zeit nicht außer acht lassen und das Verdienst eines reinen, korrekten Ausdruckes würdigen. Von den Singspielen ist die „Judith" in hohem Stil gehalten; die Chorlieder, deren eines von gefangenen Königen vorgetragen wird, sowie die Wechselgesänge enthalten die besten Verse, die wir von Opitz haben. In seinem anderen Singspiel verdeutscht er eine der ältesten Opern, nämlich die „Daphne", die 1597 von Ottavio Rinuccini in Florenz gedichtet worden war; das deutsche Stück wurde 1627 von Heinrich Schütz (Sagittarius) in Musik gesetzt und kam in Torgau bei der Vermählung des Landgrafen von Hessen mit der Schwester des Kurfürsten von Sachsen zur Darstellung: wahrscheinlich die erste Aufführung einer deutschen Oper.

Eine Gruppe von Dichtern, welche sich in der Versifikation an Opitz anschlossen und ihn auch sonst als deutschen Musenführer verehrten, werden als die ältere oder erste schlesische Schule bezeichnet. Solche Gruppierungen sind immer ein Notbehelf und werden, allzuscharf aufgefaßt, leicht zu Mißverstand führen; doch scheint die Litteraturgeschichte ihrer nicht entbehren zu können. Von jenen Dichtern stammen Tscherning, Logau, Andreas Gryphius wirklich aus Schlesien; Paul Fleming aber war ein Sachse. Tscherning, geboren 1611 in Bunzlau, war Opitz' nächster Landsmann, was vielleicht zu seinem Ruhme beitrug, denn an sich ist er sehr unbedeutend. Überhaupt dürfen wir auf einzelne Dichter und ihre Leistungen nicht näher eingehen, als ein in den Plan dieses Werkes passender Überblick es gestattet: um so weniger, als in der neuen Zeit treffliche Litteraturwerke Verbreitung gefunden haben, in welchen man zum Teil sogar ausgiebige Proben aus den Dichtungen findet. Paul Fleming (meist minder richtig Flemming geschrieben), geboren 1609 zu Hartenstein im Erzgebirge, ist einer der liebenswürdigsten deutschen Dichter. Er ist der Zeit nach der erste unter denen, deren frühzeitiges Hinscheiden bedauert wird, doch gewährt sein Lebenslauf den erfreulichen Eindruck der Frische, der Thätigkeit und allgemeinen Beliebtheit. Schon als Student erhielt er die Würde eines kaiserlichen gekrönten Poeten: um so mehr fällt auf, daß ihn später die „Fruchtbringende Gesellschaft" nicht an sich zog. Wir haben in der politischen Geschichte den Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp erwähnt, der zur Anknüpfung von Handelsverbindungen eine Gesandtschaft an den Zaren Michael von Moskau und eine

andere an den Schah von Persien nach Ispahan schickte; an beiden Gesandtschaften nahm Fleming als Truchseß und Hofjunker teil*). Nach der Heimkehr promovierte er in Leiden und gedachte sich mit seiner Braut, die er zu Reval kennen gelernt hatte, als praktischer Arzt in Hamburg niederzulassen; doch starb er daselbst schon 1640, kaum 31 Jahre alt. Seine zahlreichen Gelegenheitsgedichte sind voll Herzlichkeit und Wärme; mehr zu bewundern aber ist die unbefangene Sicherheit, mit der er auch den fremdartigen Eindrücken seiner Reise gegenüber die Sprache des heimischen Gefühls beibehält. Das Gedicht: „In allen meinen Thaten", durch das er sich vor der Reise oder während derselben ermutigte, ist in die Gesangbücher übergegangen. Flemings Sonette sind sehr bedeutend; in einem derselben spricht er in heftiger Weise gegen die Schwachheit und Erbärmlichkeit der Deutschen, deren Prahlerei den Feind nicht abzuhalten vermag, und giebt damit einen Ton an, der später oft angeschlagen wurde. Doch ist nicht zu vergessen, daß seine Zornesworte gegen die bloßen „Namensdeutschen" von echtem Schmerz eingegeben sind, und daß er mit dem Ausrufe schließt: „Ich sags auch mir zum Hohn!" Daß übrigens auch dieser große Lyriker in einzelnen Stellen der Manier des Zeitalters einen Tribut bringt, ist nicht zu verwundern. Seine Klage auf das „Absterben" des nur sechs Tage alten Töchterleins „Herrn Timothei Poli" ist eines der schönsten deutschen Gelegenheitsgedichte; doch konnte es nur einem damaligen Kunstpoeten einfallen, bei diesem Anlaß die Vergänglichkeit alles Irdischen an historischen Exempeln nachzuweisen: „Babels Mauern sind versunken, Rhodus sein Koloß ertrunken, Assur wurde theil den Persern" u. dgl. Fleming hat auf seinem letzten Krankenlager seinen glücklichen Lebenslauf und seinen weitverbreiteten, unsterblichen Ruhm in einem schwungvollen Sonett besungen; August Wilhelm Schlegel, der diesen Dichter sehr hochhielt, nahm davon Veranlassung, sich selbst ebenfalls in einem Sonett zu preisen, und Platen folgte nach. Indessen hat Fleming das seinige drei Tage vor seinem Tode gedichtet; die Selbstschätzung, mit der er den Nachruhm als Feind des Todes zu Hilfe ruft, hat nichts Anstößiges; jene beiden aber priesen sich und ihre Werke, als sie noch Jahre vor sich hatten oder zu haben glaubten.

Der Schlesier Friedrich von Logau (1604—1655) ist berühmt durch seine zahlreichen und zum Teil vortrefflichen Epigramme, die er

*) Diejenigen, die sich über seinen merkwürdigen Lebensgang unterrichten wollen, verweisen wir auf die anziehende Darstellung von Varnhagen von Ense im IV. Band seiner „Biographischen Denkmale". Vgl. auch Lappenberg in Schröders „Lexikon Hamburger Schriftsteller".

gern als Sinngedichte bezeichnet*). Er steht hoch über den meisten späteren Epigrammatisten, die sich von den abgedroschenen Spöttereien gegen alte Frauen, Geizhälse, schlechte Advokaten oder Ärzte nicht zu trennen vermögen. Daß unter 3553 Epigrammen manche stumpf sein müssen, versteht sich von selbst; manche aber kommen den besten Volkssprüchen an Wert nahe; einige mögen alten Sprichwörtern nachgebildet sein. Was ihnen aber den Hauptvorzug verleiht, ist die mannhafte, maßvolle, verständige Denkweise und die aufrichtige Vaterlandsliebe, die aus ihnen spricht. Sie gewähren einen Umblick über alles Unheil, das während des Krieges und nach demselben jeden Wohlgesinnten schmerzlich berührte: das gesunkene Ansehen Deutschlands, den französischen Hochmut, den schwedischen Eigennutz, die Schlaffheit und Kälte der Staatsmänner, den Hader der zänkischen Theologen. Manches Epigramm drängt sich hervor wie ein Stoßseufzer aus edlem Herzen; so wenn es heißt:

Luthrisch, Päpstisch und Calvinisch;
Diese Glauben alle drei
Sind vorhanden; nur ist Frage,
Wo das Christentum denn sei.

Zwei Übelstände bieten sich dem Spotte Logaus dar, die um so wichtiger sind, als sie bis zum Schlusse des Jahrhunderts von wohlmeinenden Sittenpredigern und Satirikern unaufhörlich und, wie es scheint, ohne jeden Erfolg bekämpft werden: die Sprachmengerei und das Modewesen, besonders der ewig wechselnde Geschmack in Kleidertrachten; beide haben im Grund eine Wurzel, nämlich die Ausländerei. Logau ist einsichtsvoll genug, den sittlichen Nachteil dieser Gebrechen hervorzuheben. Er hängt mit inniger Treue an der deutschen Sprache; er findet, daß keine so lieblich von der Liebe zu sprechen vermag; eine affektierte Ausdrucksweise ist ihm ein Zeichen innerer Unwahrheit; man erhöht den Übermut der Franzosen, wenn man von ihnen Flicken erborgt. Ebenso hat er über die wechselnden Trachten den kurzen, treffenden Ausspruch: „Alamode Kleider, Alamode Sinnen; Wie sichs außen wandelt, wandelt sichs auch innen.“ Deutschland, meint er, solle sich schämen, wie ein Bedienter französische Livree zu tragen. In demselben Sinne spottete auch Lauremberg und predigte bis ins 18. Jahrhundert hinein Abraham a Santa Clara; man stimmte ihm bei, aber in einer Zeit, wo deutsche Fürsten wie deutsche Gelehrte und Staatsmänner aus Versailles Jahrgelder bezogen, saß das Übel zu

*) „Kein Deutscher füllte noch, wie ich mir ließ berichten,
Ein ganzes großes Buch mit lauter Sinngedichten.“

tief, um durch Witz und Satire beseitigt zu werden. Logau gab zuerst 1638 unter dem Namen Salomon von Golaw (Anagramm) „200 Teutscher Reimsprüche," sodann (1654, doch ohne Jahreszahl) „Deutscher Sinngedichte 3000" heraus*). Kaum begreiflich ist die Vergessenheit, in welche Logau bald nach seinem Tode geriet. Im Jahr 1702 veröffentlichte ein Ungenannter „Salomon von Golaws auferweckte Gedichte", erlaubte sich jedoch willkürliche Änderungen und verfuhr auch sonst nicht glücklich. Erst Lessing machte in seinen Litteraturbriefen wieder mit Geist und Nachdruck auf den Dichter aufmerksam und veranstaltete später (1759) gemeinschaftlich mit Ramler eine Auswahl der Sinngedichte in zwölf Büchern.

Andreas Gryphius (Greif) aus Glogau (1616—1664), von manchen zur zweiten schlesischen Schule gerechnet, hat wegen des tiefen Ernstes, der in seinen Dichtungen liegt, und wegen des Schwunges, den er dem Drama zu geben suchte, von jeher besondere Teilnahme erregt. Am ausreichendsten scheint er uns neuerdings von Cholevius gewürdigt zu sein**). Ein Blick auf das Leben dieses hochbegabten Mannes ist geeignet, uns wehmütig zu stimmen, da wir selten von einem bedeutenden Geiste so entschieden den Eindruck empfangen, daß er unter günstigen Umständen weit Größeres geleistet haben würde. Von seinen 48 Lebensjahren gehören 30 dem großen Krieg an; dazu hatte er noch eine ganz besonders unglückselige Jugend, indem er als Kind seinen Vater durch Vergiftung verlor, seine Mutter in zweiter Ehe starb, sein Stiefvater ihn um das Seinige betrog, seine Vaterstadt in Brand gesteckt wurde. Unter so drückenden Erlebnissen erwarb er sich bewundernswerte Sprachkenntnisse und dichtete schon im 18. Jahr eine Tragödie „Herodes." Ein Herr von Schönborn, dessen Kinder er erzog, und der „kaiserlicher Pfalzgraf" war, machte als solcher von seinem Rechte Gebrauch, ihn als Dichter zu krönen. Gryphius machte weite Reisen: er sah London, Paris, Florenz und Rom mit den Augen eines geschichtskundigen Dichters; er durfte einen Band Gedichte der Republik Venedig widmen und dem Dogen persönlich überreichen. Am wichtigsten wurde für ihn, wie für Opitz, der Aufenthalt in den Niederlanden; er lebte mehrere Jahre in Leiden und hielt dort Vorlesungen über die verschiedensten Fächer, über Philosophie, Geschichte, Physik, Altertumskunde, sogar über Anatomie. Eine Sammlung seiner Satiren und Epigramme erschien bei den Elzevir in Amsterdam. Nach

*) Über das Nähere vgl. die treffliche Einleitung zu „Sinngedichte von Friedrich von Logau, herausgegeben von Gustav Eitner"; Leipzig 1870.

**) In: Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, Leipzig 1854, Bd. I, S. 379.

seiner Heimkehr gestaltete sich sein Schicksal freundlicher; in einem früheren Gedichte hatte er die rührende Klage ausgesprochen: „Ich red' es offenbar: so lang als Titans Licht, Vom Himmel ab bestrahlt mein bleiches Angesicht, Ist mir noch nie ein Tag, der ganz ohn' Angst, bescheeret." Er schlug mehrere Berufungen aus (darunter eine nach Upsala) und lebte unter zweifelloser litterarischer Anerkennung als Syndikus der Landstände von Glogau. Kurz nach seiner Aufnahme in die „Fruchtbringende Gesellschaft" starb er, vom Schlag getroffen, in der Versammlung der Landesältesten. In seinen lyrischen Dichtungen herrscht meist ein ernster, schwermütiger Ton; eines darunter, die „Kirchhof-Gedanken" in 50 Strophen, bewegt sich ganz unter Gerippen, Leichen und Würmern. Aus dem mitunter eintönigen Schwulst aber dringen ergreifende Wendungen hervor, die den echten Dichter bekunden, wie wenn er in einem Lied über die Eitelkeit menschlicher Bemühungen die Lehre giebt, an die ein berühmter Spruch Goethes anklingt: „Das kleine Tier, das Seide spinnt, verwirrt sich in sein Spinnen; So müssen wir durch unsern Fleiß oft unsern Tod gewinnen." Seines trefflichen Lobspruches auf Kopernikus haben wir oben gedacht.

Ein lyrischer Dichter konnte sich auch in Unglückstagen ausbilden; immerhin hat Gryphius den leichten, warmen, frohen Ton Flemings niemals angestimmt. Weit schlimmer empfand er die Einwirkung des Volkes und der Zeit in seinem Bestreben, ein deutsches Kunstdrama zu begründen. Unsere gelehrten Poeten hatten alle Fühlung mit dem Volke verloren und hatten dasjenige nicht, was den Franzosen ein Surrogat dafür bot: Hof und Gesellschaft. Wenn auch Stücke von Gryphius hier und da aufgeführt wurden, so fehlte doch die lebendige Wechselwirkung zwischen dem Dichter, dem Publikum und den Kennern. Die Geschichte des deutschen Dramas im Anfang des 17. Jahrhunderts oder vielmehr der Versuche und Ansätze zu einem solchen ist von bedeutendem Interesse; die Forschung darüber ist noch nicht abgeschlossen, und wir dürfen es nicht unternehmen, unsere Leser darin einzuführen. Als die englische Bühne ihre höchste Ausbildung erreicht hatte, zogen „englische Komödianten" nach den Niederlanden und nach Deutschland; sie gelangten bis Dresden, Frankfurt und Heidelberg. Die kräftigen Motive, die breite Anlage und die energische Durchführung waren den deutschen Zuhörern neu und fanden großen Beifall. Ihre Stücke blieben nicht ohne Einfluß auf die dramatischen Werke des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig († 1613 zu Prag), der nicht nur ein berühmter Gelehrter und Präsident des kaiserlichen geheimen Rates war, sondern auch die erste stehende Hofbühne in Deutschland errichtete, für die er sein Schauspiel „Susanna" schrieb. Ohne von ästhetischer Kritik unterstützt zu sein, arbeitete man fortwährend für die stets rege

Schaulust des Volkes. Als die Bühnen in England geschlossen wurden, setzten einzelne Gesellschaften ihr Gastspiel in Deutschland fort. Eine lustige Person, Bouset, Clant, später auch Hanswurst*) genannt, scheint selten gefehlt und meist deutsch gesprochen zu haben; Heinrich Julius läßt ihn manchmal plattdeutsch reden. Bald kamen die „Haupt- und Staatsaktionen", Schauspiele, deren Verfasser wir meist nicht kennen; mit großer Unbefangenheit benutzten sie tragische Stoffe, überließen manchmal die Ausführung eines unvollkommenen Textbuches dem Improvisationstalent der Schauspieler, mischten opernhafte Rollen, wie Riesen und Zauberinnen, ein, kleideten auch zuweilen die heroischen Partieen in Alexandriner. Eine Sammlung solcher Stücke befindet sich in Wien; und noch um 1720 wurde ein solches in Norddeutschland verfertigt, das den Tod Karls XII. zum Gegenstande hat. Dieser naiven und lebendigen Auffassung des Dramas kam kein einsichtsvolles Verständnis von seiten der litterarischen Gesetzgeber damaliger Zeit entgegen. Opitz hatte vom Drama einen dürftigen Begriff. Nach seiner Erklärung in der „Deutschen Poeterei" sollen in der Tragödie Fürsten und Große auftreten; sie handelt von Totschlägen, Verzweiflungen, Kinder- und Vätermorden, Blutschande, Krieg, Aufruhr, Heulen, Seufzen; die Komödie führt mehr Leute niederen Standes vor und „handelt von Hochzeiten, Gastgeboten, Schalkheit der Knechte, ruhmredigen Soldaten, Geiz, Kuppelei und solchen Sachen." In Nürnberg machte man den Versuch, dieses Schema zu erweitern, wovon später die Rede sein wird. Unter diesen Umständen bezeichnen die dramatischen Arbeiten des Gryphius einen bedeutenden Kunstfortschritt, obwohl sie wenig fortgewirkt haben und bei ihrer schwerfälligen, überspannten Ausdrucksweise, im Trauerspiel wenigstens, selten einen Naturlaut oder einen treffend individuellen Charakterzug hervortreten lassen. Sie erschienen meist, nachdem die erste Blütezeit Corneilles vorüber war, dessen Cid schon 1650 von Greflinger ins Deutsche übersetzt wurde. Gryphius übersetzte dramatische Arbeiten des Auslands in der Absicht, sich daran zu schulen; doch befindet sich darunter kein Schauspiel des berühmten Corneille, wohl aber ein von dessen Bruder Thomas selbst nach einem anderen Werk abgefaßtes komisches Stück: Der schwärmende Schäfer („Le berger extravagant"), wodurch Gryphius zeigt, daß ihm die Mattigkeit und Affektation der Schäferspiele, die in Nürnberg blühten, klar geworden ist. Außerdem wählte

*) In der ursprünglich deutschen Komödie kommt der Name schon im Jahre 1553 vor. Etwas später, in der Komödie: „Adams Fall" von Georg Roll (1575) befinden sich Hans Wurst und Hans Hahn in der Begleitung von Gott Vater und Sohn.

er zur Bearbeitung aus dem Lateinischen die Märtyrertragödie „Felicitas" des französischen Jesuiten Causinus und aus dem Holländischen die „Gibeoniter" von Vondel. Für seine eigenen Stücke wählt er den Stoff, wie wir dies schon früher als im Zeitgeschmack liegend angegeben haben, nicht aus den hellen, klaren und erfreulichen Epochen der Geschichte, sondern aus denjenigen, wo Abenteuer und Verbrechen sich häufen, also, wie im „Leo Armenius" — es ist der Herrscher, welcher im Jahr 820 zu Konstantinopel am Altar einer Verschwörung erlag — aus dem Byzantinischen Kaisertum oder, wie in „Katharina von Georgien", aus dem Orient. Die Wahl des letztgenannten Stoffes zeigt übrigens einen kühnen Geist, da derselbe in die Lebenszeit des Gryphius fällt: Katharina starb 1624. Noch entschiedener tritt diese Kühnheit in der Tragödie: „Ermordete Majestät oder Carolus Stuardus" hervor, die er kurz nach der Hinrichtung des Königs abfaßte, jedoch 1663 neu bearbeitet hat. Gryphius teilt seine Stücke in Akte oder „Abteilungen" und bringt in denselben nach dem Vorgange der Holländer, vielleicht auch des Seneca, Chöre oder „Reyen" (Reigen) an, deren lyrischer Ton den einförmigen Gang der Alexandriner unterbricht. Die Reigen werden von Jungfrauen, Priestern, allegorischen Wesen (z. B. den Tugenden), oft auch von Geistern vorgetragen; auch den Prolog spricht öfter eine allegorische Figur, wie auch Shakespeare einmal das Gerücht als Prolog auftreten läßt; in „Katharina von Georgien" erscheint zu diesem Zwecke gar die „Ewigkeit." Diese Manier paßt wenig zu modernen Gegenständen. In „Karl Stuart" treten die Geister Straffords, Lauds und der Maria Stuart auf, denen sich ein Reigen ermordeter Könige anschließt; einen anderen Chor bilden Jungfrauen, von denen Karl vor seinem Tod umgeben ist. Das Trauerspiel „Cardenio und Celinde", das in Bologna spielt, hat Gryphius nach seiner eigenen Angabe nicht, wie manchmal berichtet wird, einer italienischen Novelle entnommen, sondern demselben eine wirkliche Begebenheit zu Grunde gelegt, die ihm in Italien berichtet wurde. Der Stoff ist in der neueren Zeit von Achim von Arnim und von Immermann behandelt worden. Tod und Grab kommen fast in allen diesen Stücken nicht nur als Endpunkte der Begebenheit vor, sondern sie bilden den düsteren Grund, auf den sich die Lehre des Dramas bezieht. Selbst im Cardenio, wo das Liebespaar durch furchtbare Schicksale von aller Leidenschaft geläutert wird, lautet die Schlußmoral: „Wer hier recht leben will, denk' jede Stund' ans Sterben." Auch erklärt der Dichter an einer Stelle ausdrücklich: nachdem das Vaterland sich in seine eigene Asche verscharrt habe, wolle er die Vergänglichkeit menschlicher Dinge zur Anschauung bringen. Leider hat er eines seiner Stücke, welches er der schlesischen Vorzeit

entnahm, „Heinrich der Fromme", nicht vollendet; dasselbe bezog sich auf jenen tapferen Fürsten, der 1241 im Kampfe gegen die Mongolen fiel. Übrigens wird wohl ein geläuterter Geschmack in Gryphius' ernsten Stücken selbst an denjenigen Stellen wenig Freude haben, die zur Zeit des Verfassers wahrscheinlich am meisten Beifall fanden; nämlich solche, wo die hochklingenden Ausdrücke oder, wie Lohenstein es bezeichnet, die „Zentnerworte" am meisten gehäuft sind. So in dem „Sterbenden Papinianus", wo Caracalla seinen Bruder Geta in den Armen der Mutter töten läßt und diese den Mörder mit einer Flut von zum Teil neugebildeten Schmähworten überschüttet*). Aus der lateinisch abgefaßten Dedikation, mit welcher Gryphius seinen Papinianus dem Magistrat von Breslau überreichte, ersehen wir, daß in dieser Stadt sein Leo, seine Katharina und Felicitas mit großem Beifall aufgeführt wurden.

Die Lustspiele des Gryphius haben nicht nur vortreffliche Züge, sondern sie sind zum Teil ungemein geistvoll angelegt; so gerade dasjenige, das bis auf die Neuzeit am wenigsten bekannt geworden ist, „Das verliebte Gespenst". In demselben wird eine höhere Liebesgeschichte von leidenschaftlichem Hergang im Stil der italienischen Novellen dargestellt; mit ihr aber ist ein Scherzspiel verflochten, das unter dem Namen: „Geliebte Dornrose" eine schlesische Bauernliebschaft im Landesdialekte vorführt. Aus dem letzteren besonders erkennt man, wie Gryphius der richtige Mann gewesen wäre, um aus dem Volksleben zu schöpfen. Berühmter ist das Scherzspiel: „Horribilicribrifax". Der Titel zwar erregte Mißtrauen, denn es ist immer ein gezwungener Humor, der durch Wortverrenkungen wirken soll; aber das Lustspiel selbst hat ein großes Interesse, weil darin zwei Karikaturen der Zeit vorkommen, welche die deutsche Sprache in verschiedener Richtung mißhandelten: der pedantische Schulmeister mit seinen lateinischen Citaten und der bramarbasierende Kapitän, der überall französische, spanische und italienische Brocken einmischt. Das Schimpfspiel: „Herr Peter Squenz" von Gryphius behandelt die Geschichte von Pyramus und Thisbe, wie sie von Handwerkern vor einem Fürstensohn dargestellt wird, und zwar in dem Sinne, daß die herabgekommene Volkskomödie mit ihrem unbehilflichen Stil und ihren herzbrechenden Redensarten darin parodiert wird. Es ergäbe einen ansprechenden Zusammenhang, wenn Gryphius diesen Stoff aus Shakespeare entlehnt hätte; doch ist dies nicht der Fall, sondern das Stück wurde nach einer englischen Be-

*) Julia ruft dem (abwesenden) Caracalla zu:
„Brudermörder! Vaterfeind! Mutterhenker! Rechtsverderb!
Menschenpest, Gesetzverlacher! Lasterfürst, Cocytus-Erb!"

arbeitung von Cox durch den Nürnberger Daniel Schwenter in Altdorf aufgeführt, und von diesem kam das Textbuch an Gryphius. Bei dem letzteren ist der Schauplatz nicht Athen unter Theseus, sondern ein Dorf Rumpelskirchen. Schlegel hat aus Pietät den Namen Peter Squenz von Gryphius entlehnt.

b. Die Sprachgesellschaften.

Bevor wir von einigen Dichtern reden, die unabhängig von den Reformbemühungen der Zeit auftraten, also einerseits von Weckherlin, andererseits von Spee und überhaupt von den Katholiken, werfen wir vorerst einen Blick auf jene Vereine, welche sich die Hebung der gesunkenen deutschen Sprache zum Ziele setzten. Es ist leicht, nachzuweisen, daß offizielle Verbindungen großer Herren gern in ein Schein- und Formelwesen ausarten, daß sie zu einem Mittel gegenseitigen Schönthuns werden und am allerwenigsten geeignet sind, geniale Kräfte zu erwecken. Dies kann uns jedoch nicht hindern, den wahrhaft schönen und patriotischen Eifer anzuerkennen, der die erste Sprachgesellschaft hervorrief und aufrecht erhielt, zu einer Zeit, als man in Frankreich noch nicht an eine Akademie dachte. Es ist besonders zu beachten, daß diese Bemühungen von den sächsisch-thüringischen Fürstentümern ausgingen, und daß Weimar dabei neben Anhalt in erster Linie stand. Bei den Herzogsfamilien der Ernestinischen Linie war es unvergessen, daß ihr Haus infolge Habsburgischer Reaktion von der Kur verdrängt und auf kleinere Gebiete beschränkt war. Sie wandten fortwährend ihre Teilnahme den neuen Bildungselementen zu. Dies thaten auch diejenigen unter ihnen, welche durchaus friedliebend gesinnt waren. Die Fragen der Schul- und Erziehungsreform wurden schon vor dem Dreißigjährigen Krieg von thüringischen Herzögen und Prinzessinnen ebenso lebhaft erwogen und wohlgemeinte Unternehmungen ebenso thätig begünstigt, als in unserer Zeit etwa die Fröbelschen Kindergärten. Derselbe Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, der an der Spitze des Palmenordens stand, hatte bereits früher mit dem Pädagogen Wolfgang Ratich Verbindungen angeknüpft, von dem man die Begründung einer neuen rationellen Unterrichtsmethode erwartete, und die Schwester des Fürsten, die verwitwete Herzogin Dorothea von Weimar, nahm denselben Ratich zum Lateinlehrer an und vermachte ihm für seine pädagogischen Zwecke die Summe von 2000 Gulden. Ratichs Reformen entsprachen den Erwartungen ebensowenig als die Leistungen der Fruchtbringenden Gesellschaft: doch ging die Anregung nicht verloren.

Die genannte Gesellschaft wurde 1617 zu Weimar gegründet. Der

erste Vorschlag dazu scheint an der herzoglichen Tafel gemacht worden zu sein, wo der Geheimrat Kaspar von Teutleben das Gespräch auf die italienischen Akademieen brachte, und wo man sich in der Ansicht einigte, daß eine ähnliche Gesellschaft zur Hebung der deutschen Sprache und Poesie not thue. Teutleben wurde der erste Vorsitzende: das eigentliche Haupt war der oben genannte Fürst Ludwig, ein Bruder jenes Fürsten Christian, der mit an der Spitze der evangelischen Union stand. Die Gesellschaft sollte deutsche Zucht und deutsches Wesen wahren, insbesondere aber „die Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstand, ohne Einmischung fremder und ausländischer Flickwörter, in Reden, Schreiben, Gedichten aufs allerzierlichste und deutlichste erhalten und ausüben". Der neue Orden wählte zum Sinnbild den indischen Palmbaum mit der Devise: „Alles zu Nutzen". Mit Symbolen, Sprüchen, Beinamen trieben die Herren in Nachahmung der Italiener ein lächerliches Spiel; so hieß eines der Oberhäupter, Wilhelm von Weimar, „der Schmackhafte" und hatte zum Sinnbild eine von Wespen angestochene Birne mit dem Spruch: „Erkannte Güte". In dem Gesellschaftssaale zu Köthen befand sich ein Stammbuch mit demselben Motto. Gewiß fand in diesem Vereinswesen die Eitelkeit vieler ihre Nahrung, und bald drängten sich angesehene Leute zur Mitgliedschaft. Diese wurde jedoch vorzugsweise an hohe Personen, bald auch an berühmte Gelehrte und Dichter verliehen. Opitz hieß in der Gesellschaft der Gekrönte, Andreä der Mürbe, Logau der Verkleinernde, Gryphius der Unsterbliche, Moscherosch der Träumende. Das erste bürgerliche Mitglied aber war Tobias Hübner in Dessau, der ein längeres französisches Lehrgedicht formgetreu übersetzte, also vor Opitz Alexandriner verfaßte. Im allgemeinen jedoch faßte der Orden seine Aufgabe darin richtig auf, daß er Schriften über Grammatik und Metrik veranlaßte oder unterstützte. Die Opitzschen Grundsätze erhielten vielleicht zum Nachteil eines echt volkstümlichen Versbaues kanonische Geltung; aber die „Teutsche Rechtschreibung" von Rektor Gueintz in Halle ist keineswegs gering zu schätzen; und im wesentlichen brachte er nur in geordneter Redaktion vor, was bereits in der Gesellschaft besprochen war. Weit größeren Ruf als Gueintz gewann Justus Georg Schottel (1612—1676), der zuletzt Hof- und Konsistorialrat zu Wolfenbüttel war; er war der Lehrer jenes Herzogs Anton Ulrich, der als Komödiendichter berühmt wurde. Es fehlte diesem Grammatiker weder an wissenschaftlichem Geist noch an dichterischem Verständnis. Er verfaßte 1640 eine tiefgefühlte Elegie: „Der Nymphe Germaniä Todesklage", und wie alle gutgesinnten Mitglieder des Ordens hielt er die Pflege der Sprache für ein Trostmittel in trüber Zeit. Sein Hauptwerk ist die „Ausführliche

Arbeit von der Teutschen Hauptsprache", die im Jahr 1663 erschien. Schottel bemüht sich bereits, in der Geschichte der Sprache Epochen aufzuweisen, und unterscheidet deren fünf: von der Vorzeit, von Karl dem Großen, von Rudolf von Habsburg; die vierte Denkzeit, meint er, werde „mit Herrn Luthero einfallen, der zugleich alle Lieblichkeit, Zier, Ungestüm und bewegenden Donner in die Teutsche Sprache gepflanzet", was ihm von Anhängern und Gegnern zugestanden werden müsse. Die fünfte und letzte Denkzeit ist ihm die Epoche der Sprachreinigung; die Staffeln zu einem grundfesten Stande der Sprache habe Ludwig von Anhalt durch Stiftung des Palmenordens gelegt. Ohne Schottels Namen erschien in dessen Todesjahr seine „Kurze und gründliche Anleitung zur Rechtschreibung und Wortforschung". Das letzte Oberhaupt der Fruchtbringenden Gesellschaft war Herzog August, jener sächsische Prinz, der lange das Stift Magdeburg regierte, nach dessen Tod (1680) es an Friedrich Wilhelm von Brandenburg überging. Während seiner Leitung hatte der Orden seinen Sitz in Halle; es wurden in denselben bis zu seinem Erlöschen 890 Mitglieder aufgenommen; sein Wirken aber hatte sich zuletzt ganz in Äußerlichkeiten aufgelöst.

Während des Krieges bezeugte Straßburg, das zwei Jahrhunderte lang ein Hauptsitz der deutschen Dichtung, Predigt und Schulbildung gewesen war, seine Teilnahme an der Pflege der Sprache durch Gründung der „Aufrichtigen Tannengesellschaft" (1633). Bedeutender als diese war die „Deutsch gesinnte Genossenschaft" in Hamburg, wo das reiche, lebhaft bewegte Bürgertum für solche Bestrebungen fast noch mehr Anhalt bot als in Nürnberg. Philipp von Zesen (1619 bis 1689) und Dietrich Petersen hatten bei der Begründung dieser „Deutsch gesinnten Genossenschaft" hauptsächlich die Sorgfalt für Reinhaltung der Sprache und für eine wohlbegründete Orthographie im Auge. Die Mitgliederzahl wurde so umfassend, daß man sie in vier Zünfte einteilte, die nach der Rose, Lilie, Nelke und Raute benannt wurden. Zesen gehörte zu jenen Ordensstiftern, die in ihrer phantastischen Eingenommenheit für einen an sich löblichen Zweck eine rastlose Thätigkeit, einen fast naiven Eifer zur Schau tragen, das Lächerliche nicht scheuen und neben vielen Feinden auch geschworene Anhänger gewinnen. In Deutschland, wo man die litterarische Anekdote sehr liebt, wird sein Name immer herbeigezogen, wo vom Purismus und seinen Ausschreitungen die Rede ist. Freilich hatte er bei dem damaligen Stande der Sprachkunde nicht die nötige Einsicht, um den Begriff des Fremdwortes wissenschaftlich zu begründen und bei seiner Ausmerzung nach strengen Grundsätzen zu verfahren: er schadete sogar, indem die Freunde der Sprachmengerei auf das Seltsame, ja Unmög-

liche seiner Vorschläge hinwiesen. Zwar hat er einige der letzteren, wie daß er Windfang für Mantel, Zeugemutter für Natur sagen wolle, in seiner Schrift: „Hochdeutsche Heliconische Hechel" (Hamburg 1668) ausdrücklich abgeleugnet und das Gerücht für eine „grobe, ehrlose Schand- und Landlüge", erklärt; aber was er zugesteht, ist, wenn nicht ganz so auffallend, doch fast noch gezierter, insbesondere sein Bemühen, mythologische Namen durch deutsche, also etwa Venus und Vesta durch Lustinne, Feurinne zu ersetzen. Ihm ist die deutsche Sprache, wo nicht die des Paradieses, doch mit derselben näher als andere verwandt. Zesen, für den sich Damen und hohe Herren interessierten, der den Adel und von Sachsen den Ratstitel erhielt, wurde in seinem Wirken lebhaft angefeindet durch den holsteinischen Pastor Johann Rist (1607—1667). Beide waren sehr eitel und sahen ihre Eitelkeit befriedigt, indem sie zu kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt wurden und Poeten krönen durften, von welcher Erlaubnis Rist sehr ausgiebigen Gebrauch machte. Doch war es dem lebhaft angeregten Zesen mehr um die Sache, dem ehrgeizigen Pastor mehr um sich zu thun. Von Rists überaus zahlreichen Gedichten, darunter Schäfereien, geistliche Lieder und Andachten, beziehen sich einige in strengem protestantischen Parteisinn auf Zeitbegebenheiten; er widmet sein Lob nicht nur dem König von Schweden und der Gemahlin desselben, sondern auch dem Kardinal Richelieu. Er ist eines der ältesten Vorbilder der jetzt wieder überaus zahlreichen Litteraten, die durch Cliquen und Lob-Assekuranzen einen übertriebenen Ruhm gewinnen; er wird als nordischer Apoll, als Dichterfürst gepriesen. Seinen Zwecken diente auch der von ihm gestiftete „Schwanenorden an der Elbe", der das Leben seines Begründers nicht lange überdauerte.

Von größerem Einfluß und in Bezug auf dichterische Thätigkeit sogar wirksamer, als die Fruchtbringende Gesellschaft, war der „Gekrönte Hirten- und Blumenorden", der 1644 zu Nürnberg gestiftet wurde. Die Schauluft in der alten Reichsstadt war nicht untergegangen, ebensowenig der meistersingerliche Zug, sich an dichterischen Übungen mit Liebhaberei zu beteiligen. Nachdem das Volksschauspiel verstummt war, erschien zu Nürnberg Johann Klaj aus Meißen, der fast wie ein christlicher Thespis zum ersten Anfang des Dramas zurückkehrte. Er hielt seine Vorträge am Sonntag nach Schluß des Gottesdienstes in der Kirche selbst, nachdem tags zuvor der ordentliche Prediger in einem Anschlagzettel verkündigt hatte: wer dem Poeten zuhören möchte, könne in der Kirche bleiben. Da las er denn seine Erzählung von der Passion, von Herodes, von der Himmelfahrt vor; die eingeflochtenen Reden sprach er im Charakter der verschiedenen Personen und war darauf bedacht, das Versmaß nach dem Inhalte

einzurichten, so daß fröhliche Gedanken in Daktylen, ernste in Trochäen eingekleidet wurden; auch fehlte es nicht an musikalischer Zuthat. Der Prediger selbst war des Lobes voll, und Harsdörfer, der unter den gebildeten Patriziern am meisten Sachkenntnis hatte, meinte, der Dichter würde zu Kaiser Karls oder Ottos Zeiten großen Ruhm erlangt haben. Das Urteil ist nicht ohne Grund; allerdings können wir uns in dem primitiven Dramatiker eher einen Zeitgenossen der Roswitha, als eines Andreas Gryphius oder gar eines Corneille denken.

Georg Philipp Harsdörfer (1607—1658) hatte die sorgfältigste Bildung eines Nürnberger Sprößlings der Geschlechter erhalten; er hatte zu Altdorf und Straßburg studiert, nachher Holland, Frankreich und Italien bereist und war nach seiner Heimkehr in den Rat gewählt worden; auch hatte ihn der Palmenorden zum Mitglied unter dem Namen „der Spielende" aufgenommen. Er verdankte dies Beiwort seinen „Frauenzimmer-Gesprächspielen". Harsdörfer war nämlich als Schriftsteller fortwährend darauf bedacht, die mancherlei Kenntnisse, die er besaß, der Gesellschaft wie dem „Frauenzimmer" freundlich beizubringen; er war nicht Volksschriftsteller, sondern wollte die verschiedensten Fächer, Geschichte, Mathematik, Philosophie, durch ausgewählte Annehmlichkeiten dem Dilettanten zugänglich machen. Wir erinnern uns dabei an die damals aufkommenden Methoden, die Schwierigkeiten beim Lernen zu beseitigen. Harsdörfer war vielleicht der erste Deutsche, der das „spielende Lehren" umfassend betrieb. Man erkennt dies schon aus den Titeln seiner Schriften, die sich als „Geschichtsspiegel", „Kunstquell denkwürdiger Lehrsprüche", „Mathematische Erquickstunden" und dann wieder als „Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichten" einführen. Er hielt es für ein großes Verdienst, der ohne Zweifel etwas schwerfälligen deutschen Unterhaltung etwas von dem Schliff und Firnis zu geben, den die französische Gesellschaft besaß. Ohne Seichtigkeit kann es dabei nicht immer abgehen. Zudem hatte er eine begeisterte Vorliebe für Schäfereien. Er war überzeugt, daß die Poesie der Vorzeit unter Schäfern entstanden sei, und daß man durch dichterische Annahme des Hirtenkostüms sich der Natur nähere. Dieser Gattung ist die Allegorie wahlverwandt; auch vergönnt sie ein leise verhüllendes Anspielen auf Welthändel, Zeitereignisse, Schicksale der Großen und vornehme Liebesgeschichten, wie sich dies alles schon in Virgils Eklogen kundgiebt. War die Tragödie für Adel und Fürsten, die Komödie für den Bürgerstand, so sollte das Schäferspiel einen idealisierten Bauernstand zu Worte kommen lassen. Einen solchen Mann mußte die Vermischung des akademischen Wesens mit dem arkadischen, die in Italien bestand, ungemein anziehen. Im Jahre 1644 bei einem Hochzeitsfeste stritten er und Klaj mit vorgetragenen Versen um einen

Blumenkranz; die Erinnerung daran hielten sie in einem Pegnesischen Schäfergedicht fest, das als ihre gemeinsame Arbeit gelten kann; die Blumen des Kranzes wurden übrigens verteilt. Dieser Vorfall wurde die Veranlassung zur Stiftung des Blumenordens an der Pegnitz, dem die Stimmung der Zeit bei herannahendem Frieden und die Nürnberger Überlieferung zu statten kam. Die Opitzsche Nüchternheit wich hier einer farbenreichen, sinnlichen Ausmalerei; doch wurde die Poesie allzu entschieden in das äußere Schmuckwerk verlegt. Die Pegnitzschäfer gelangten bald zu einem gewissen Ansehen. Neben Harsdörfer und Klaj trat Sigismund von Birken (1626—1681) auf, der später seinen Namen in Betulius latinisierte. Sein Vater hatte der Religion wegen aus Böhmen flüchten müssen und in Nürnberg als Diakonus eine Stellung gefunden. Birken selbst lebte eine Zeitlang in Wolfenbüttel, wo er neben Schottel als Lehrer des Herzogs Anton Ulrich und seines Bruders thätig war. Nach seiner Heimkehr unterrichtete er die vornehme Nürnberger Jugend und erlangte im Pegnitzorden als „Floridan" großes Ansehen. Birken besaß, was man damals Anstand und Feinheit nannte; auch empfahl er sich den Fürstenhäusern durch Lobschriften; so den österreichischen Prinzen und Herren durch einen „Ostländischen", den Welfischen Herzögen durch einen „Niedersächsischen Lorbeerhain", dem Haus Wettin durch einen „Churfächsischen Heldensaal". Seine Gedichte leisten das Äußerste in verkünstelter Tonmalerei;*) überhaupt wurden in diesem Kreise die Spielereien mit Anagrammen, Akrostichen und gar mit Bildgedichten bis zur möglichsten Höhe des Ungeschmacks getrieben. In der letzgenannten Gattung sucht man mit kürzeren und längeren Zeilen in der Weise abzuwechseln, daß das Gedicht beim Abdruck oder bei der Niederschrift einem bestimmten Gegenstand, etwa einer Sanduhr, einer Flasche, bei Harsdörfer einmal einem Reichsapfel, ähnlich sieht. Birken wurde so berühmt, daß viele seiner Zeitgenossen ihn sich kaum anders als mit dem Lorbeerkranze denken konnten. Für diese Pegnitzdichter kam eine sehr beschäftigte Zeit, als in Nürnberg die Konferenzen zur nachträglichen Durchführung des Westfälischen Friedens gehalten wurden. Schon der Friede selbst war sehr geeignet, durch Festlichkeiten begangen zu werden, die den Zuschauer in ein ideales Weltalter der Natur und Liebe versetzten. Klaj war ungemein thätig, Birken aber übernahm auf besonderen Wunsch des Herzogs von Amalfi, Octavio Piccolomini, die Abfassung eines Freudenspieles, wahrscheinlich „Margenis oder das befriedigte

*) Zwei Zeilen mögen genügen:
„Es säuseln und bräuseln und kräuseln windfriedige Bläste;
Es zittern und flittern und splittern frischläubichte Äste."

Deutschland"; bald nachher wurde er vom Kaiser in den Adelstand erhoben. Überhaupt genoß er, vor allen deutschen Dichtern, in Wien eines hohen Ansehens, auch als Geschichtschreiber. Wer Dichtungen aus jener Zeit lesen will, muß sich auf das Verständnis von Wortkünsten, besonders auf die Lösung von Anagrammen einüben; Margenis z. B. ist Germania, und der Friede wird zu Brunkosa, d. h. Osnabruk, abgeschlossen. Ähnliche halsbrechende Reimkünste wie Birken machte Georg Neumark (1619—1681), Bibliothekar und Archivar (Erzschreinhalter) der Fruchtbringenden Gesellschaft; ein Mann, der früher manche warme und herzliche Lieder gedichtet hatte, unter denen: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" noch jetzt mit Recht beliebt ist.

Harsdörfer, der so manche Kenntnisse populariſiert hatte, kam auf den Gedanken, eine Anleitung zur Dichtkunst abzufassen, eine Poetik, wie sie seiner Schule ganz entsprechend war; sie erschien von 1650 an in drei Teilen unter dem Titel: „Poetischer Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst ohne Behuf der lateinischen Sprache in sechs Stunden einzugießen." Dies ist der sprichwörtlich gewordene Nürnberger Trichter. Der poetische Ausdruck, der hier gelehrt wird, besteht hauptsächlich in seltsamen und sinnreichen Umschreibungen und Anspielungen; den Frühling soll man Blumenvater nennen, den Wein Poetensaft oder Kelterblut, den Apfel „des ersten Weibes Gelüst"; für das Feld findet man zwölf Adjektive, auf jeden Monat eins; so kann man es im Februar „das windbetrübte", im Dezember „das schneebesamte" nennen. Da für die wichtigsten Begriffe eine Anzahl von Umschreibungen angegeben sind, so hat man zum Reimen leichte Auswahl; so z. B. kann das Blut je nach Umständen der rote Heldenschweiß oder das nasse Lebensgold heißen. Das Ernsthafte, ja Traurige bei allem ist, daß gerade diejenigen, welche sich für die auserwählten Pfleger der Dichtkunst hielten, das Wesen derselben in die allernüchternste verkünstelte Technik setzten, und daß der Poesie, die sich beim Volk in köstlichen Liedern regte, von seiten dieser Nürnberger Gelehrten kein Verständnis entgegenkam, wie es sich doch bei Gryphius, Simon Dach und anderen zuweilen regte. Gleichwohl blieben die Pegnitzschäfer wegen ihrer patrizischen Stellung und ihres gefeilten Stiles in Ansehen; bald nachdem die Gesellschaft ihr hundertjähriges Bestehen gefeiert hatte, überließ der Rat von Nürnberg ihr ein Stück Wald, wo ein kunstreicher Irrhain angelegt wurde, und als ein gesellig-litterarischer Verein besteht sie noch gegenwärtig. Ihr Sinnbild war die Rohrpfeife des Pan als Emblem des Übereinstimmens verschiedener Töne; später kam noch die Passionsblume hinzu, vielleicht um die Pflege des geistlichen Gesanges anzudeuten.

Noch verdient hervorgehoben zu werden, daß die Mitglieder der

Sprachgesellschaften, so eifrig sie auch das vaterländische Element anpriesen, doch meist ganz in der Bewunderung der französischen Poesie und Geselligkeit aufgingen. Der Widerspruch löst sich insofern, als sie die Vorzüge der höherstehenden Nachbarlitteratur einsahen und für Deutschland ein Gleiches schaffen wollten. In Köthen selbst bildeten im Jahre 1624 pfälzische und thüringische Prinzessinnen und Herren einen Kreis, der sich als Académie des vrais amants bezeichnete. Man muß sich der engen Verbindung erinnern, die zwischen Frankreich und den Calvinisten bestand. Dieser Kreis erließ ein Sendschreiben an Honoré d'Urfé, ein Jahr vor dessen Tod, um ihm für seinen herrlichen Schäferroman „Asträa" zu danken und zu berichten, daß sie (wohl im Geiste Seladons) einen Hirtenverein unter sich gestiftet hätten. Allerdings war der letztere nicht von Dauer. Aber Zesen, der schwärmerische Deutsche, huldigte diesem Geschmack, indem er einen Roman der Scudery unter dem Titel übersetzte: „Ibrahim, oder des durchlauchtigen Bassa und der beständigen Isabellen Wundergeschichte." Moscherosch schreibt von Paris aus an Harsdörfer in sehr geschmücktem Französisch, mit dem Bemerken, er betrachte diese Sprache als den besten Braten: „car pour l'allemande, vous sçavez qu'elle nous sert de pain ordinaire et la latine de confiture." Er berichtet ihm über eine Unterhaltung bei Tische, die er als ein wahres platonisches Gastmahl schildert, und die sich auf die Frage bezog: ob Poeten zu Staats- und Weltgeschäften geeignet seien? Moscherosch ist natürlich eifrig für Bejahung dieser Frage; er bezieht sich auf Montaigne, den Sokrates der Gallier, auf Pasquier und auf den Halbgott Richelieu (ce semidieu de Richelieu, ce grand cardinal), der nicht nur fast der ganzen Erde Gesetze gebe, sondern auch einer der größten Dichter sei; endlich auf Grotius, vrai miracle de la nature: man sieht, wie auf den guten Elsässer die erhöhte Pariser Existenz eingewirkt hat. Harsdörfer, den er um Mitteilung seiner Ansicht bittet, erteilt, ebenfalls in schmuckem Französisch, eine umständliche ostensible Antwort, in welcher er vor allem zu erkennen giebt, daß er zwischen einem schmutzigen Pedanten oder Bettelgratulanten und einem gebildeten Poeten oder Meister der Beredsamkeit und Wortmalerei wohl zu unterscheiden wisse.

c. Dichtung und Dichtergruppen außerhalb der akademischen Kreise.

Die Reform, welche Opitz in der deutschen Verskunst zu Wege gebracht, wurde von manchen Zeitgenossen als ein Zwang verschmäht und fand in einigen Provinzen infolge der Grundverschiedenheit in Bildung und Denkweise keinen Eingang. Von den Dichtern, die sich

mit Bewußtsein von ihr entfernt hielten, ist Georg Rudolf Weckherlin aus Stuttgart der bedeutendste. Durch seinen ungewöhnlichen Lebenslauf hatte er die glückliche Stellung, im Kampfe der Zeit mit voller Entschiedenheit Partei nehmen zu können. Geboren 1584 in Stuttgart, machte er nach vollendeter Universitätszeit große Reisen und konnte bei seiner Heimkehr als eine ungewöhnlich begabte und gebildete Persönlichkeit gelten. Er wurde Sekretär in der herzoglich württembergischen Kanzlei und verherrlichte das Hofleben in Stuttgart durch seine Gelegenheitsgedichte. Im Jahr 1620 ging er nach London, wo er während der Kriegszeit in der deutschen Kanzlei arbeitete, welche die Verbindung der protestantischen Reichsstände mit England unterhielt. Er erlangte diplomatisches Ansehen, wurde den Königen Jakob I. und Karl I. persönlich bekannt: die Hinrichtung des letzteren überlebte er um zwei Jahre. Als Dichter hatte er eine reiche lyrische Ader und wird, nachdem seine Werke neuerdings in einer vortrefflichen Ausgabe erschienen sind, wohl genauer als bisher gewürdigt werden. Auch er dachte an eine Umgestaltung der deutschen Verskunst, doch strebte er nach Hebung des volkstümlichen Elements und war nicht zufrieden damit, daß die deutsche Sprache und Poesie entlehnten Gesetzen unterworfen werden solle. Gleichwohl nahm er von den Franzosen die Zählung der Silben ohne Messung und Wägung derselben an und rühmte sich, auf diese Weise die gewichtigen zusammengesetzten Wörter, an denen unsere Sprache reich ist, zwangloser als die neueren Poeten gebrauchen zu können. Er dichtete Sonette vor Opitz, ja wahrscheinlich ist ihm darin nur Paul Melissus vorangegangen; freilich kann man seine Alexandriner nicht regelmäßig skandieren, wie die schlesischen. Ungeachtet der Meinungsverschiedenheit preist er übrigens „Herrn Martin Opitzen, fürtrefflichen teutschen Poeten," in einem schönen Sonett. In seinen Trinkliedern und Hochzeitgedichten findet man landschaftliche, derbgesunde Wendungen: seine Epigramme zeichnen sich wie durch Sinn, so auch durch scharfdeutlichen gefeilten Ton aus*). Am bedeutendsten ist er uns als politischer Dichter; die freiere Sphäre Englands hat offenbar auf ihn eingewirkt. Wo Fleming und andere die Zeitbegebenheiten behandeln, sprechen sie klagend oder zürnend meist nur persönliche Stimmungen aus; Opitz gar hält sich in kühler Ferne; Weckherlin allein ist echter Parteimann, die Sache der evangelischen Verbündeten und später Gustav Adolfs ist ihm die Sache der Freiheit und des Vaterlandes,

*) So z. B.: „An Herrn Witzleer":
Du bist keines Weisen Freund, weil Du selber keiner;
Und den Narren bist Du feind, weil Du selber einer.

der Kampf in ihren Reihen Pflicht und der Tod in diesem Kampfe gegen Schande und Verrat ehrenvoll; die edle Freiheit ist die Frucht, die der Sterbende dem Vaterlande hinterläßt. Dieser Mahnung verleiht er in seiner berühmten Ode an die Soldaten und in dem Sonett: „An das Teutschland" eine Kraft des Ausdrucks, die in jener an Versen so reichen Zeit ohne Beispiel ist. Diese zuweilen rauhe Kraft, die er auch in einem größeren Gedichte zu Ehren Gustav Adolfs bekundet, hat sogar die romantischen Herausgeber von „Des Knaben Wunderhorn" bewogen, dasselbe ungeachtet seiner Länge als ein volkstümliches anzunehmen.

Die preußische Dichtergruppe, welche um die Mitte des Jahrhunderts in Königsberg thätig war, bewegte sich nicht in den Formen einer Gesellschaft, hielt aber in Herzlichkeit zusammen und war außerdem durch Vorliebe für die Tonkunst zur Gemeinsamkeit angeregt. Der bedeutendste in dieser Gruppe ist Simon Dach, geboren 1605 zu Memel in Preußen. Er studierte in Königsberg und lebte daselbst eine Zeitlang als Schulmann. Der ausgezeichnete Musiker Heinrich Albert, ein geborener Sachse, der als Organist in Königsberg angestellt war, hielt den Verband der Freunde, zu denen auch Roberthin und Mylius gehörten, zusammen; sie trafen sich in seinem Garten, bezeichneten sich auch mit Schäfernamen, wie Simon Dach mit dem Anagramm Chasmindo, legten sich aber keinen Ordenszwang auf. Wir haben hier die früheste jener Jünglingsvereinigungen, die in der Geschichte der deutschen Litteratur so viel Einfluß gewonnen haben. Die aufrichtige Liebe zur Sache, der meist anspruchslose warme Ton verleiht diesem Kreis ein liebenswürdiges Gepräge. Ein mächtiger Genius befindet sich nicht in demselben, auch Dach ist ungeachtet des sanften und lebendigen Wohlklanges seiner lyrischen Dichtungen nicht als ein solcher zu bezeichnen; aber durch reine Empfindung und angemessenen Ausdruck hat er Erfreulicheres geleistet als die meisten hochgestelzten Poeten der Zeit. Diejenigen seiner Gedichte, welche unter dem geschraubten Titel: „Churbrandenburgische Rose, Adler, Löwe und Zepter" gesammelt erschienen, sind meist offiziellen Inhaltes. Schon 1638 empfahl er sich dem damaligen Kurprinzen Friedrich Wilhelm durch ein glückwünschendes Gedicht, wofür er ein Jahr nachher Professor der Poesie an der Universität wurde. Der Große Kurfürst war Staatsmann genug, um einzusehen, daß jede geistige Verbindung zwischen seinem Lehnsherzogtum Preußen und Deutschland für ihn und seine Pläne von Wert sei. Er nahm es daher gnädig auf, als Simon Dach ihn, freilich in einem würdigen Ton, um ein Geschenk an Grundbesitz ersuchte und sich dabei eben auf die Anknüpfung an deutsches Geistesleben berief: „Phöbus ist bei mir daheime; Diese Kunst der

deutschen Reime Lernet Preußen erst von mir." Friedrich Wilhelm verlieh ihm das kleine Gut Kuxheim, wo Dach, glücklich vermählt, der Wissenschaft und Poesie leben konnte. Ihm und seinen Freunden ist ein Zug sanfter Wehmut eigen; sie ergehen sich gern in Sterbegedanken, wenn auch nicht in der tief düsteren Art des Gryphius. Die besten weltlichen und geistlichen Lieder Dachs finden sich nicht in der genannten Sammlung, sondern als Texte in den „Arien" und in dem „Musikalisch-poetischen Lustwäldlein" seines Freundes Albert. Am berühmtesten ist sein Lob der Freundschaft („Der Mensch hat nichts so eigen") und das in Volksmundart gedichtete Liebeslied „Anke (Änncheu) von Tharaw," das in jener Zeit als echtes Volkslied aus der Feder eines gelehrten Dichters ganz einzig dasteht: bei uns liest man es meistens in der hochdeutschen Fassung, die ihm Herder in den „Stimmen der Völker" gegeben hat.

Überblicken wir den gesamten Umkreis der von uns erwähnten litterarischen Leistungen, so geht daraus als wichtigstes Ergebnis hervor, daß deutsche Dichtung und fortschreitende allgemeine Bildung von nun an in den protestantischen Ländern ihren Sitz aufschlugen. Noch ist das Zurücktreten der katholischen Geisteskräfte bei weitem nicht so offenkundig, wie in unserer späteren, klassischen Zeit, wo Österreich, Bayern und überhaupt das ganze römisch-kirchliche Deutschland der glänzenden Dichterreihe von Haller und Klopstock an bis auf Schillers Tod nur Namen wie den allerdings achtbaren Denis und den seichten Blumauer entgegenzustellen hat; aber die Thatsache im wesenlichen steht doch bereits fest. In Wien blickte man auf Birken und Opitz mit derselben fremdartigen Hochschätzung wie ein Jahrhundert später auf Klopstock. Und doch fehlte es dem katholischen Teil der Nation begreiflicherweise nicht an Talenten und an Naturen, deren lebhaft bewegtes Innere in der Poesie nach einem Ausdruck suchte. Die bedeutendste Erscheinung unter diesen ist Friedrich von Spee, aus dem später in den Adelstand erhobenen Geschlechte Spee von Langenfeld, geboren 1591 zu Kaiserswerth. Er trat mit 19 Jahren in den Jesuitenorden und zeigte sich schon früh befähigt, die jüngeren Ordensglieder in der Philosophie und Moral zu unterrichten. Später wurde er nach Franken geschickt, wo er, vorzüglich in Bamberg und Nürnberg, als Seelsorger wirkte. In dieser Stellung hatte er die verurteilten Verbrecher zum Tode zu bereiten und insbesondere nach und nach gegen 200 Personen, die der Hexerei angeklagt waren, zum Scheiterhaufen zu führen. Dem edlen Mann ergraute früh das Haar infolge des Kummers, den ihm seine Überzeugung von der Ungerechtigkeit des ganzen Verfahrens gegen diese

Unglücklichen verursachte*). Dieses Verfahren also, nicht zunächst den Hexenglauben an sich, bekämpfte er in seinem berühmten, von uns schon erwähnten Buche: „Cautio criminalis sive liber de processu contra sagas." Der Kurfürst Anselm Kasimir von Mainz, der ihn in Würzburg kennen lernte, war der erste deutsche Fürst, der gegen den Hexenprozeß einschritt. Spee starb schon im Jahr 1635 infolge einer heldenmütigen Aufopferung: während eines Kampfes in Trier zwischen Franzosen und Kaiserlichen sowie nach demselben strengte er sich bei Tröstung der Sterbenden und Pflege der Verwundeten so übermäßig an, daß er einem Fieber erlag. Als Dichter war er, wie Opitz und Weckherlin, auf Begründung einer deutschen Verskunst bedacht, in der Überzeugung, daß man auch in der Muttersprache poetisch reden und dichten könne. Er wechselt mit langen und kurzen Silben regelmäßig ab, behält aber dabei mehr Natürlichkeit als Opitz. Über die Grundsätze seines Dichtens geben uns die Freunde Auskunft, die 14 Jahre nach seinem Tod seine schönsten Gedichte unter dem Namen: „Trutz-Nachtigall oder geistlich-poetisch Lustwäldchen" veröffentlichten. Den Titel erklären sie daraus, daß das Büchlein „trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singet und zwar aufrichtig poetisch." Schon etwas früher war sein „Guldenes Tugentbuch" erschienen, das in drei Abteilungen (Übung im Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe) Betrachtungen, mit Sprüchen und Liedern durchwoben, enthält, und das von Leibniz in der „Theodicee" hoch gerühmt wird. In unseren Tagen werden unbefangene Leser kaum bezweifeln, daß Spees profane Lieder, die übrigens sämtlich einen religiösen Anklang haben, weit höher als die geistlichen Gesänge zu schätzen sind. Die letzteren sind zum Teil durch Tändeleien entstellt, wie wenn der gekreuzigte Christus als „schönes Böcklein, rotes Röcklein" angeredet und wenn in Nachahmung des Hohenliedes das Minneverhältnis der Seele zu Gott in allerlei überzarten Wendungen dargestellt wird. Noch bedenklicher ist es, daß Spee die Form der Schäferei in seine Darstellung der christlichen Mysterien verwebt. Nach Baldes Vorgang schließt er sich an die fünfte Ekloge Virgils an, in welcher das Lob eines verstorbenen gottähnlichen Hirten Daphnis angestimmt, unter dieser Einkleidung aber wahrscheinlich der ermordete Cäsar gepriesen wird. Wie man die vierte Ekloge, welche die Geburt eines jungen Asinius Pollio feiert, auf das Weihnachtsfest bezog: so wird nun von Balde, Spee und anderen Dichtern der Schäfer Daphnis in den Kreis des Oster-

*) Wegen seines grauen Haares befragt, sagte er mit wehmütiger Ironie: „Das haben die Hexen gethan".

mythus gezogen. Auch Gleichnisse und Konzepte sind in diesen Stücken oft sehr verkünstelt. Als echt volkstümlich ist aber hervorzuheben, daß die freie Natur mit Wald, Quell und beblümten Wiesen überall den Hintergrund für die heiligen Scenen, besonders auch, bei Spee wie bei anderen katholischen Dichtern, für das Erscheinen der Maria bildet. Zudem stehen seine Verse an Reiz und Wohllaut unbedingt allen gleichzeitigen voran. Dies zeigt sich jedoch zumeist in den mehr weltlichen Liedern, wie in dem „Conterfey des menschlichen Lebens," einem Gedichte, das man dem Stoffe nach mit Rückerts berühmtem Gedichte: „Die sterbende Blume" vergleichen kann. Spees Loblied auf den heiligen Franz Xaver, den Genossen des Ignaz von Loyola, und auf dessen Bekehrungsreise nach Japan hat einen herrlichen stolzen Ton, der namentlich im Anfang an die besten neueren Balladen erinnert.

Die dichterische Thätigkeit der Jesuiten war im 17. Jahrhundert auch in Deutschland sehr ausgebreitet. Dem fortschreitenden Geistesleben der Heimat entfremdet, lehnten sie sich an die italienische und spanische Litteratur; also an solche Muster, welche zum Teil durch den Marinismus und das Haschen nach artigen Einfällen (concetti) verdorben waren. Unter denjenigen, die lateinisch dichteten, ist der Elsässer Jakob Balde (1603—1668) der berühmteste: er war eine Zeitlang Hofprediger des Kurfürsten von Bayern und starb zu Neuburg an der Donau. Seine Gedichte zeigen eine männliche Denkweise, aufrichtige Vaterlandsliebe und ernste Trauer um das Kriegsunheil, für welches er freilich die Verschuldung einzig den Gegnern beimißt. Sein Andenken ist mit besonderer Vorliebe von Herder erneuert worden, der in seiner „Terpsichore" mehrere Oden Baldes übersetzt hat, in welchen sich ein klarer Weltblick und außerdem ein klassisch einfacher Gedankengang sehr erfreulich kundgiebt. Seitdem ist der bayrische Jesuit auch deutschen Protestanten als ein bedeutender Dichter wert geworden, obwohl er in der Gesinnung seinen Orden nicht verleugnet. In dem „Paradoxon musicum", das ihm von Weißlinger, Koch und Flögel zugeschrieben wird, heißt Luther bald ein Wildschwein, bald der „Bauch von Eisleben." In einem Gedicht über die Eitelkeit der Welt spottet er über Kopernikus, worin er freilich auch Protestanten auf seiner Seite hatte*). Sehr belehrend ist es, die lateinischen Ge-

*) Die Verse in der Strophenform des damals sehr beliebten Bohnenliedes lauten also:

Die Erde steht und nicht umgeht,
Wie recht die Gelehrten meinen.

dichte Baldes mit der deutschen Bearbeitung, wo sie von ihm selbst herrührt, zu vergleichen; während er sich in jenen den Namen eines neuen Horaz verdiente, zeigt sich in diesen eine Nachlässigkeit, ja Roheit im Ausdruck, aus der wir erkennen, wie notwendig die Sprachbesserung und die Reform der Verskunst bei allen ihren Mängeln gewesen sind. Dies schließen wir z. B. aus dem merkwürdigen humoristischen Gedicht „Agathyrsus," welches die Dicken und die Mageren einander gegenüberstellt, den letzteren aber den Vorzug eines besseren und glücklicheren Lebens zuerteilt. Der Agathyrsus erschien 1647 zu München in deutschen und lateinischen Versen zugleich. Einige Dichtungen Baldes wurden schon bei seinen Lebzeiten von den Pegnitzschäfern ins Deutsche übertragen, und überhaupt waren seine Lieder für die geistliche Dichtung, auch der Protestanten, von nicht geringem Einfluß.

Da in jener Zeit die Gelehrten einen so wichtigen Teil der Nation bildeten und vorzugsweise die öffentliche Meinung machten, so nahmen auch Dichtungen in lateinischer Sprache einen breiten Raum in der Litteratur ein. Einige lyrische Sammlungen, unter dem Titel: „Poesis lyrica", haben Jesuiten zu Verfassern. Was von den Schulgelehrten beider Bekenntnisse ausging, trägt vielfach den Geist des Gekünstelten an sich. Das Anfertigen von Anagrammen wurde ein Geschäft, das kleine und große Geschenke eintrug: man setzte aus den Buchstaben des Namens, den man feiern wollte, ein beziehungsreiches Wort oder einen Satz zusammen, der wohl gar als Vorbedeutung aufgefaßt wurde; wie wenn aus „Emanuel" gemacht wurde „a me lumen", von mir kommt Licht. Die Beispiele dieser weitverbreiteten Liebhaberei und Gunstsucherei zählen nach Tausenden. Ebel aus Gießen, Professor in Ulm, veröffentlichte gar eine Sammlung von Palindromen, d. h. von solchen Gedichten, von denen man jede Zeile Wort für Wort oder auch Buchstabe für Buchstabe vorwärts und rückwärts lesen kann, wobei sie entweder den gleichen oder, was für noch geistreicher galt, einen entgegengesetzten Sinn ergeben. Manche dieser Spielereien cirkulieren noch jetzt unter Freunden eines pedantischen Witzes. In den Schulen wurden noch immer lateinische Komödien aufgeführt, bald Stücke von Plautus und Terenz, bald sorgten die Rektoren selbst für den Bedarf, wie Hirtzwig in Frankfurt, der einen Lutherus, einen Belsatzar und einen Jesulus, eine heilige Komödie über die Kindheit Christi, aufführen ließ. Berühmt waren die Leistungen der Schüler von Straßburg und Magdeburg. Das reiche

---

Ein jeder ist seins Wurmbs vergwist,
Copernikus des seinen.

Goethe hat sich diesen Gedanken auf die sonderbarste Weise angeeignet; s. Werke, Ausg. von 1840, Bd. III, S. 17.

Gebiet der Mariengeschichten und der Legende überhaupt war den Protestanten abgeschnitten: sie hielten sich an das Alte Testament und an die Profangeschichte. Auf dem Gymnasium zu Salzwedel gab man einen „Alexander", der aus Berichten und Reden bei Curtius zusammengestellt war, und einen „Epaminondas vor dem Halsgericht in Theben." Als Zweck dieser Aufführungen, unter welchen sonderbarerweise die bedenkliche Geschichte Josephs in Ägypten die beliebteste war, gab man nicht nur die Übung in der klassischen Sprache an, sondern noch mehr den Nutzen für ein weltmännisches Benehmen, für die „Conduite." Die Jesuiten hatten ebenfalls Komödien, dichteten aber auch Dramen zur Erbauung für gebildete Leser. Dieselben erinnern zum Teil entschieden an die geistlichen Spiele (Autos) des Calderon. Nikolaus Avancini aus Tirol, der am Wiener Hofe geschätzt war, gab eine Poesis dramatica in drei Bänden heraus, darunter ein Spiel zu Ehren des oben genannten Franz Xaver. Er verherrlicht Triumphe des Christentums aus alter Zeit: so den Sieg Konstantins über Maxentius (312), die Bekehrung Wittekinds, den Martyrtod des westgotischen Königssohns Hermenegild, aber auch das Ende des Marius. Als Muster von Feinheit und Eleganz galten die sehr vornehm gehaltenen Poemata des gelehrten Freiherrn Ferdinand von Fürstenberg, in welchen derselbe seine italienischen Erinnerungen und besonders die Eindrücke aus dem Verkehr mit der hohen und höchsten Gesellschaft zu Rom besang. In Rom ließ der Jesuit Alexander Donatus von adeligen Schülern eine Tragödie „Suevia" aufführen, in welcher der Untergang der Hohenstaufen als gerechte Bestrafung eines ruchlosen Geschlechtes dargestellt wird.

Wir haben in der politischen Geschichte dargethan, wie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Reihe von begabten Persönlichkeiten, darunter mehrere Welfische Fürsten, im Protestantismus keine Befriedigung für Geist und Phantasie zu finden glaubten und deshalb zur römischen Kirche „zurücktraten." Auch unter den Gelehrten und Dichtern kamen solche Bekehrungen vor. Der bedeutendste Konvertit ist Johann Scheffler, genannt Angelus Silesius. Er war 1624 in Breslau geboren, studierte in Holland und später in Padua und wurde Leibarzt des Herzogs von Öls. Schlesien war zu verschiedenen Zeiten der Sitz beschaulicher Denker, die sich in die göttlichen Geheimnisse vertieften. Wir erinnern uns, daß Jakob Böhme, dessen Schriften Scheffler früh studierte, diesem Land angehört hat. Nun aber standen Mystiker und Theosophen stets zu den strengen Dogmatikern im Gegensatz. Jene Gesinnung, die sich der Gottheit einzig auf dem Wege der inneren Erleuchtung und der Liebe nähern will, war der lutherischen Orthodoxie nie willkommen. Wer aber von der letzteren angefochten

wurde, schloß sich ebenso naturgemäß an die Katholiken an, wie dies in England die praktisch verständigen Quäker thaten. Ein anderer Schlesier, Christian Knorr (1636—1689), der sich nach seiner Erhebung in den Reichsadel von Rosenroth nannte, Verfasser schöner geistlicher Lieder, war mit Alchimie und Kabbala beschäftigt; er wurde erster Minister bei dem Pfalzgrafen von Sulzbach, der selbst zur römischen Kirche übertrat. Ein jüngerer Schlesier, Quirin Kuhlmann (geb. 1651), hochbegabt, aber schwärmerisch bis zum Wahnsinn, ging ebenfalls von der Ansicht aus, daß die göttlichen Geheimnisse dem gelehrten Verstand unzugänglich seien: er verfiel auf Sektenstiftung, glaubte in Rußland einen Boden für dieselbe zu finden, wurde aber vom Patriarchen von Moskau angeklagt und starb im ersten Jahre der selbständigen Regierung Peters des Großen (1689) auf dem Scheiterhaufen. Da schon Jakob Böhme die lutherische Kirchenverfassung für schlimmer hält als die türkische, so haben wir bei Scheffler keine eigennützigen Absichten anzunehmen, wenn er 1653 zum Katholizismus überging. Er nahm bei dieser Gelegenheit den Namen Angelus an, wahrscheinlich zu Ehren des spanischen Mystikers Johannes ab Angelis, der ein Gedicht „Triumph der Liebe" verfaßt hatte. Später trat er in den Minoritenorden, erhielt die Priesterweihe und wurde „Hofmarschall" beim Fürstbischof von Breslau; er starb 1677, in demselben Jahr wie Spinoza, dem er, wie schon Leibniz bemerkt, näher steht, als man nach dieser Lebensskizze vermuten sollte. Scheffler hatte sich schon in Holland in die Schriften eines Tauler, Ruysbroek und anderer Mystiker vertieft, deren Denkweise wir früher dargestellt haben. Seine zum Teil vorzüglichen lyrischen Dichtungen erschienen unter dem Titel: „Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche;" auch hier ist das Schäferwesen auf die Gottesminne übertragen. Wichtiger für uns ist seine Sammlung geistlicher oder vielmehr theosophischer Epigramme, der sogenannte „Cherubinische Wandersmann" (1657 zu Wien, vermehrt 1674 zu Glatz). Seine mystische Weltanschauung wird hier so entschieden zu einer pantheistischen, daß die Vermischung der eigenen Persönlichkeit mit der Natur Gottes den Zeitgenossen anstößig wurde und er sich in der späteren Ausgabe zu einer einschränkenden Erläuterung veranlaßt sah. Es sind bei ihm überhaupt die Perioden zu unterscheiden. Sein Mystizismus fachte in ihm die Stimmung einer allumfassenden, duldsamen Liebe an: als er aber den Übertritt vollzogen hatte, mußte er sich allmählich der strengen katholischen Glaubensforderung fügen, die Mystik trat in den Hintergrund, und er trat sogar in recht gehässiger Weise polemisch gegen das Luthertum auf. In dem „Wandersmann" sind manche Betrachtungen von dem milden Geist inneren Gottesbewußtseins eingeflochten; diese

sind auch dichterisch von hoher Schönheit*). Andere jedoch, in welchen das Pochen auf Einheit mit Gott sich am lautesten macht, sind in der Fassung trocken und dogmatisch; wie wenn es heißt: „Ich bin so groß wie Gott, er ist wie ich so klein;" oder: „Werd' ich zu nicht, er muß von Not den Geist aufgeben." Scheffler hat noch in unserem Jahrhundert das lebhafteste Interesse bei solchen Konvertiten erregt, die wie er sich eines reichen inneren Lebens rühmen mochten: Friedrich Schlegel beschäftigte sich eifrig mit ihm. Aber auch der mildgesinnte Domherr Christoph von Schmid, der berühmte Kinderschriftsteller, stellte Sprüche von ihm in einem „Geistlichen Vergißmeinnicht" zusammen; und von der anderen Seite war er durch seinen Pantheismus auch für Freidenker anziehend, wie denn Varnhagen von Ense einen Auszug aus dem „Cherubinischen Wandersmann" veranstaltete, wobei seine geistvolle Gemahlin Rahel ihn unterstützte.

Wir wenden uns aus dieser immerhin etwas schwülen Atmosphäre weg zu einer ganz entgegengesetzten, indem wir dem großen protestantischen Liederdichter Paul Gerhardt (1607—1676), dessen wir in der politischen Geschichte gedacht haben, noch einige Worte widmen. Bei ihm ist von einem weichlichen Vermengen der Glaubensansichten, von einer unklaren Verzückung nicht die Rede; Gerhardt vertritt seine Lehre bis zur Ausschließlichkeit, leistet aber das Höchste und Erfreulichste, dessen eine orthodoxe Dichtung fähig ist. Aus ihm spricht ein unerschütterliches Vertrauen zu der evangelischen Lehre, auf den Gewinn der Seligkeit durch den Tod Christi. Dies verleiht seinem Ton etwas Heiteres und Sieghaftes, das ihn neben Luther stellt. Sein Versbau hat eine seltene Kraft und Natürlichkeit, dabei oft einen ergreifenden, ja erschütternden Wohllaut. Von den Künsteleien der Pegnitzdichter hält er sich fern: es ist schon viel, daß in dem berühmten Liede: „Befiehl du deine Wege" die Anfangsworte der Verse, gewissermaßen als Akrostichon, einen Bibelspruch bilden. Auch wenn er einmal dem Jesulein das Mündlein küßt, so ist dies unter so vielen Liedern doch nur ein schwaches und fast zufälliges Zugeständnis an die tändelnde Manier der Zeit. Daß sich manches Schwache, ja Mißlungene bei ihm findet, ist oft genug hervorgehoben worden; besonders tadelt man den Liedanfang: „Herr, ich will ja gerne bleiben, wie ich bin, dein armer

*) Wir führen deren zwei an:

Die Liebe, wenn sie neu, braust wie ein neuer Wein;
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie sein.

Das folgende stellt einen reformatorischen Gedanken in meisterhafter Kürze dar:

Ist Christus tausendmal in Bethlehem geboren
Und nicht in Dir: Du bleibst doch ewiglich verloren.

Hund"; das Lied aber, dem diese Worte angehören, ist nur Übersetzung einer lateinischen Elegie von Nathanael Chyträus: „Sum canis indignus, fateor". Wenn man aber das Lied: „Nun ruhen alle Wälder" verunglimpft hat, so ist dies vielleicht auf Friedrich den Großen zurückzuführen, der dasselbe in einem Reskript nebst anderen Gesängen als „thörichtes Zeug" bezeichnete. Gerhardts Lieder sind reich an Stellen, von denen man kaum begreift, daß sie in der Zeit des Nürnberger Trichters gedichtet sind, und zwei herrliche Strophen aus seinem Ostergedichte („O Haupt voll Blut"), von Sebastian Bach in der Matthäuspassion harmonisiert, wirken noch heute mit unvergleichlicher Macht auf die Seele. Das Verdienst aber, die Opitzschen Reformen zuerst in die kirchliche Dichtung eingeführt zu haben, wird in der Litteraturgeschichte einem älteren Geistlichen, dem gemütvollen Johannes Heermann († 1647 in Lissa) zugeschrieben, dessen Lied: „O Gott, du frommer Gott" noch heutzutage im Munde der Kinder und im Kirchengesang der evangelischen Gemeinden lebt.

d. Satire, Zeitschilderung, Roman und Lehrprosa.

Die Gebrechen der Zeit lagen in der Periode, die auf den großen Krieg folgte, so offen da, daß sie zur tadelnden Schilderung aufforderten, um so mehr, als man die verkehrten Gewohnheiten, denen sich Hohe und Niedere hingaben, als neu eingedrungen betrachtete. Hierzu gehört vor allem, wie schon bemerkt, die Herrschaft ausländischer Moden, der stete Wechsel derselben, die Sprachmengerei, das Vornehmthun. Merkwürdigerweise richten sich die Angriffe in letzterem Sinn auch auf die neumodische Poesie mit ihrer erkünstelten Regelmäßigkeit, auf die Gunstbuhlerei und Lobhudelei der Dichter: doch wird dabei nur sehr selten, nur versteckt auf Opitz selbst und die ihm zunächst Stehenden hingewiesen. Satire und Sittenschilderung führen uns den Zeitgeist weit lebendiger und anschaulicher vor, als die poetischen Kunstgattungen, die uns bisher beschäftigt haben. Man pflegt als Satirendichter vorzugsweise zwei Dichter zu nennen, die fast gleichzeitig im nördlichsten Gebiete deutschen Wesens als Schulmänner lebten, nämlich Lauremberg, der 1659 als Professor der Mathematik an der Ritterakademie zu Sorö auf Seeland starb, und den Holsteiner Joachim Rachel, Rektor in Schleswig († 1669). Der letztere dichtet als Opitzianer in korrekten Alexandrinern und nimmt sich unmittelbar die Alten zum Muster. In einer Satire gegen die Frauen verfährt er wie der Grieche Simonides*): er schildert die bösen Weiber unter dem

*) Nicht der berühmtere Dichter dieses Namens aus Keos, sondern Simonides von Amorgos. Rachels Satire war unter dem Namen: „Die böse Sieben" bekannt,

Bilde von Tieren und stellt ihnen die züchtige Hausfrau gegenüber. Einige Male legt er seinen Dichtungen Satiren von Juvenal und Persius zu Grunde. Rachel ist ungeachtet seiner gelehrten Haltung zuweilen derb bis zur Unflätigkeit, so in seinen Ausfällen gegen die Poetinnen. Überhaupt nimmt er gegen die von ihm gerügten Schwächen einen unpassenden Ton der heftigsten Bitterkeit an, wie er allenfalls bei Juvenal im Kampf gegen Erbschleicherei, Giftmischerei und andere spätrömische Laster am Platze war. In dieser Hinsicht ist ihm Lauremberg weit vorzuziehen, der mehr im Charakter eines gutmütig spottenden Beobachters bleibt und an die neueren Verkehrtheiten den Maßstab einer guten alten Zeit legt. Zudem interessiert uns Lauremberg als der (bis auf unser Zeitalter) letzte plattdeutsche Dichter von selbständiger Bedeutung. Dieser Umstand sowie seine Abneigung gegen das hochdeutsche Kunstwesen, seine Vorliebe für den Reineke Vos, in welchem Buche die Weisheit verborgen liege wie das Feuer unter der Asche*), läßt ihn weit volkstümlicher und origineller erscheinen, als Rachel. Die erste Ausgabe der Satiren Laurembergs „in Neddersdütsch gerymet dörch Hans Willmsen L. Rost" (Lauremberg Rostochiensis) erschien ohne Druckort und Jahreszahl; die zweite, vom Jahr 1654, trägt den Titel: „De vier olde beröhmte Schertzgedichte; — mit eenem Anhang van etliken in düssen Tyden nyen ingeschlekenen Mißbrüken". Beide Schulmänner haben uns auch ihre litterarischen Ansichten mitgeteilt; Rachel in der Satire: „Der Poet", in welcher er den gelehrten Kunstcharakter hervorhebt; denn ein Poet muß ihm ein Mann sein, der in nächtlichen Studien mehr Öl als Wein verzehrt, „Der durch den bleichen Fleiß aus Schriften hat erfahren, Was merklichs ist geschehen vor vielmal 100 Jahren". Lauremberg dagegen in seinem Scherzgedicht: „Van allemodischer Poesie un Reymen" zieht ausdrücklich gegen die Tyrannei der neuen Poetik zu Felde sowie gegen den hochtrabenden Ton, der neuerdings aufgekommen sei, und gegen die Leichtigkeit, mit welcher dürftige Köpfe zu Ruhm gelangen. Noch bei weitem heftiger, aber mit vielem Geist wird diese Polemik in einer Schrift aufgenommen, die 1673 erschien, und deren Titel sprichwörtlich geworden ist: „Reime dich, oder ich fresse dich" von Hartmann Reinhold (pseudonym), von welcher Gervinus eine treffliche Analyse giebt.

---

und hieraus ist die verbreitete Redensart weit besser herzuleiten, als von den sieben Todsünden.

*) „In weltlicker Wyßheit is keen Boeck geschreven, Dem man billick mehr Rohm un Loff kan geven, Als Reineke Vos, een schlicht Boeck, darinnen Tho sehnd ys een Speegel hoger Sinnen."

Einen Zeitspiegel von weiterem Umfang hielt Johann Michael Moscherosch in seinen „Gesichten" der Nation und dem Jahrhundert vor. Dieser einflußreiche Schriftsteller ist uns um so achtbarer, als er bei seinen Schilderungen von edlen und verständigen sittlichen Motiven ausging. Er stammte aus einem ausgewanderten aragonischen Adelsgeschlechte und wurde 1601 zu Wilstädt an der Kinzig geboren. Er wurde Hofmeister, dann Amtmann, später schwedischer Kriegsrat, endlich Sekretär und Fiskal der Stadt Straßburg. Im Dreißigjährigen Krieg erlitt er fortwährend große Verluste und mußte mehrmals flüchtig werden. Wie lebhaft er von dem Glanz der Pariser Gesellschaft eingenommen war, haben wir oben gesehen; doch zeigt sich dieser romanische Sproß später in der würdigsten Weise deutsch gesinnt; dem Elsaß und der deutschen Sprache zu Ehren gab er eine Schrift Wimphelings neu heraus („Wimphelingers Deutschland", Straßburg 1648). Er wurde von Straßburg aus zum Grafen von Hanau berufen, der ihn zum Geheimrat ernannte; später besorgte er die Geschäfte der Landgräfin von Hessen und starb 1669 auf einer Reise zu Worms. Er verfaßte mehrere Sittenbücher, übersetzte aus dem Französischen eine „Anleitung zum adeligen Leben" und teilte in der Schrift: „Cura parentum, d. i. Christlich Vermächtnis eines treuen Vaters" (Straßburg 1643) seine Ansichten und Erfahrungen mit, die hauptsächlich auf Erziehung fürs Leben abzielen. Sein Hauptwerk: „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald" erschien in zwei Teilen 1645 zu Straßburg. Es erhielt später Fortsetzungen, indem Moscherosch neue „Gesichte" hinzufügte, aber auch Fälschungen, unter welchen ihn besonders eine verdroß, weil in derselben sein Held Philander schließlich ins Kloster geht. Der Name „Sittewald" ist Anagramm von Wilstädt; das Buch selbst ist noch immer nicht in ausreichender Weise kritisch behandelt. Moscherosch selbst bezeichnete es zuerst als eine Bearbeitung der „Träume und Reden" (Sueños y discursos) eines spanischen Zeitgenossen, des Quevedo Vilegas († 1645). Quevedo selbst war durch Dante angeregt; aber die Form der Visionen, in welchen der Dichter sich in erträumte Welten oder allegorische Umgebungen versetzt, war seit dem späteren Mittelalter ungemein beliebt. Moscherosch machte natürlich mit denjenigen Erfindungen am meisten Glück, die er, von Quevedo unabhängig zur Schilderung deutscher Verhältnisse anwandte. Auch seine Lieblingsgegenstände sind Modenarrheit, Ausländerei, Titelsucht; eines der vorzüglichsten Kapitel ist gegen den falschen, aus welschen Ländern in Deutschland importierten Begriff von Ehre und „Reputation" gerichtet. Sehr beliebt war das erste Gesicht des zweiten Teiles „A la mode Kehraus". Auf dem Schlosse Geroldseck, wo der Sage nach uralte deutsche Helden wie Arioviſt,

Armin, Wittekind und der hörnene Siegfried hausen, wird Philander wegen seiner Tracht, seines Bartes, seiner Perücke, noch mehr aber wegen seiner Manieren und Ausdrucksweise zur Rede gestellt. Arioviſt, der die Franzosen und Welschen wegen der im Krieg verübten Greuel noch mehr als zuvor verabscheut, will den Gast nicht für einen Deutschen gelten lassen, bis Philander verspricht, künftighin in vaterländischer Weise aufzutreten, die Muttersprache unverfälscht zu reden und mit keinen fremden Wörtern zu verunehren. Sonderbar nur, daß Moscherosch selbst in diesem Werke wenigstens die Citate aus fremden Sprachen häuft, wodurch er doch gewiß zierlich erscheinen will; die Darstellung artet überhaupt häufig in ein Vademekum von Anekdoten und Sprüchen aus. Gerade um deswillen ist das Buch, wo nicht ästhetisch, doch in anderer Hinsicht hochzuschätzen: es ist eine wahre Fundgrube von merkwürdigen Wendungen der Art, die man jetzt geflügelte Worte nennt, und in dieser Hinsicht noch wenig ausgebeutet. Es vergegenwärtigt uns vollständig den Kreis der Erfahrungen, Vorstellungen und der Lektüre eines gebildeten Deutschen jener Zeit. Auch kommt es uns nicht in den Sinn, die Echtheit und Würde der von Gervinus, Kurz und anderen hochgepriesenen Vaterlandsliebe Moscheroschs zu bestreiten: nur will es uns dünken, als ob gerade von diesen elenden Zeiten an der Patriotismus ungemein wortreich geworden sei, und als ob doch Philander dazu den Ton mit angegeben habe.

Für ein bedeutendes Dichtertalent lag der Gedanke nahe, den großen Krieg mit den durch ihn hervorgebrachten Zuständen zum Gegenstande zu nehmen. Andreas Gryphius hatte dazu angesetzt und Hofmannswaldau ein solches Werk ziemlich weit geführt, aber später vernichtet. Man täuschte sich, wenn man glaubte, in einer Zeit, wie die damalige war, dem gewaltigen Stoff ein entsprechend ernstes Gewand umlegen zu können. Das bedeutendste litterarische Denkmal, das uns vom Krieg geblieben, ist von ganz anderer Art: wir meinen den Roman Simplicissimus. Hier hat ein trefflicher Beobachter, ein Welt- und Menschenkenner den richtigen Vorwurf für seine leichte und geschickte Darstellung gefunden. Die Romane jener Zeit haben meist keinen organisch durchgebildeten Erzählungsgang; sie bestehen aus aneinandergereihten Bildern und Abenteuern, die durch keinen andern Faden zusammengehalten werden, als durch die eine Person, welche in jedem Kapitel die Hauptrolle spielt. Für den Zweck der Erzählung ist es daher passend und sogar erforderlich, daß der Held keine allzutiefe Natur sei, daß er sich nach den Umständen in jede Lage findet und es mit der Art der Liebe wie des Erwerbes nicht allzu genau nimmt. Diese Gattung, der sogenannte picareske Roman, stammt aus Spanien, wo Mendoza († 1575) in seinem „Leben des Lazarillo de Tormes“

und der oben erwähnte Quevedo in seinem „Gran Tacaño" die Musterwerke schufen. Wenn auch eine Art von Entwickelung durch die Abenteuerfolge geht, so könnten doch ganze Kapitel unbeschadet des Verständnisses wegfallen. Die Schicksale der fahrenden Helden haben übrigens das Eigentümliche, daß sie uns die hohen und niederen Stände in fortwährender Annäherung und Vermischung zeigen, was, wenn man uns den Vergleich nicht übelnehmen will, noch im Wilhelm Meister der Fall ist. Die Gattung der Schelmenromane ist in Deutschland aus dem bedeutend späteren Gil Blas des Lesage bekannter, als aus dem Simplicissimus. Der Verfasser des letzteren ist Hans (Jakob) Christoph von Grimmelshausen, der sich auf den Titeln anderer Schriften mit den sonderbarsten Anagrammen, wie z. B. Samuel Greifensohn von Hirschfeld, benannte; er war um 1625 zu Gelnhausen geboren und starb 1676 als bischöflich straßburgischer Schultheiß zu Renchen im Badischen, war demnach Katholik, wie auch sein Totenschein ausweist. Das Wenige, was über sein Leben zu ermitteln war, sowie auch das Bibliographische über sein Hauptwerk ist neuerdings mit Sorgfalt erforscht worden.

Simplicissimus, ein Waisenknabe, der bei einem Bauern im Spessart die ersten Kinderjahre verlebt hat, kommt zu einem Einsiedler, wird dann von den Schweden aufgegriffen, kommt als Page zum Kommandanten von Hanau und von der Zeit an in die verschiedensten Verhältnisse, die uns in ihrer bunten Folge die Unsicherheit, das tumultuarische, verwilderte Treiben und die Glückswechsel des Dreißigjährigen Krieges in der lebhaftesten Weise vor Augen führen. Die volkstümliche, durchweg anschauliche Darstellungsweise, die vielen bald drolligen bald gemütvollen Züge lassen bei dem Leser den Eindruck des Grauens, der sich zuweilen regt, nicht aufkommen. Dabei hat Simplicius ungeachtet seiner Verwahrlosung, seiner Eulenspiegeleien, ja seiner Schalks- und Diebsstreiche doch mehr Innerlichkeit, mehr Herzliches und Naives, als Gil Blas und andere seiner Genossen. Der ungeheure Beifall, den das Werk fand, veranlaßte den Verfasser, es etwas matter fortzusetzen, obwohl er bereits den Helden nach vielen vollbrachten Reisen in eine beschauliche Einsamkeit zurückgeführt hatte. In dieser Fortsetzung läßt er den Simplicius, gleichsam als Vorläufer der Robinsongeschichten, auf einer Insel ohne menschliche Gesellschaft sein Leben beschließen. Als echter Volksschriftsteller zeigt sich Grimmelshausen noch in anderen Erzählungen, so in der „Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin Courage", welche sich als „Landstürzerin", ein ziemlich rohes weibliches Gegenstück zum Simplicissimus, meist in Begleitung der Heere bis nach Ungarn und Italien begiebt. Grimmelshausens Erzählung: „Der stolze Melcher" erinnert einigermaßen an den „Meier

Helmbrecht" des 13. Jahrhunderts, doch mit milderem Ausgang; eine andere, „Der erste Bärenhäuter", ist von Klemens Brentano nachgebildet worden.

Den Simplicissimus selbst nennt sein Verfasser „ein dunkles Scherzgedicht, das Geschichtsweise etlichermaßen erzehlet und vorstellet das Begehen des dreißigjährigen Kriegswesens". In seiner anspruchslosen Natürlichkeit enthält das Buch einen nicht geringen Schatz von Romantik, die sich ungezwungen aus der Schilderung des Lebens in Wald und Hütte, in Dorf und Zelt entwickelt. Kein Schriftsteller, vielleicht kein Zeitgenosse war mit den Leiden, Wünschen und Hoffnungen der unteren Stände so vertraut. Bekannt ist es, daß er zuerst von einem deutschen Parlamente spricht: freilich legt er die Idee einem wandernden Phantasten in den Mund, der sich für den Gott Jupiter hält. Indessen sind dergleichen ahnungsvolle Vorschläge immer gern in humoristischer Einkleidung ans Licht gebracht worden; man zieht gleichsam dem Gedanken eine Narrenjacke an, die ihm Schutz gewährt und das Verfängliche benimmt. Jener Jupiter will „von jeder Stadt in ganz Teutschland zween von den klügsten und gelehrtesten Männern zu sich nehmen, aus denselben ein Parlament machen, die Leibeigenschaften sammt allen Zöllen, Accisen, Zinsen, Gülten und Umgelten aufheben und solche Anstalten machen, daß man von keinen Frohnen, Wachen, Contibuiren noch Beschwerung beim Volk wissen wird". Alsdann wird er mit dem Götterchor herunter zu den Teutschen steigen, den Helikon mitten unter ihre Grenzen setzen und die Musen von neuem darauf pflanzen. Den Großen wird er die Wahl geben, im Lande zu bleiben oder nicht. Was bleibt und sein Vaterland liebt, die werden leben müssen wie andere Leute; aber das Privatleben der Teutschen wird glückseliger sein, als jetzund der Stand eines Königs. Die aber, die immerzu herrschen wollen, wird er durch Ungarn in die Moldau, Walachei, ja in Asiam hinüberführen, ihnen alle Kriegsgurgeln mitgeben und sie dort zu Königen machen. Da Simplicius ihn fragt, ob die unterschiedlichen Pfaffen nicht einen neuen Krieg anspinnen würden, erwidert Jupiter, der von ihm erwählte Held werde den geist- und weltlichen Häuptern die bisherigen hochschädlichen Spaltungen in Glaubenssachen trefflich zu Gemüte führen und sie durch hochvernünftige Argumente dahin bringen, daß sie eine allgemeine Vereinigung schließen; nachher wird er ein groß Jubelfest anstellen und der Welt die geläuterte Religion publizieren. In dem Roman bringt übrigens Simplicius die Gründe vor, warum er nicht katholisch werden könne, er wird aber von seinem Freund Bonamico widerlegt. Grimmelshausen war mit Bewußtsein und von Beruf Volksschriftsteller: dies zeigt sich in seinem „Ewigwährenden Kalender", der neben Kriegs-

geschichten auch gemeinnützige Belehrungen, Anekdoten und Schwänke enthält, ähnlich wie im Anfang unseres Jahrhunderts in benachbarter Gegend Hebels Rheinländischer Hausfreund. Von der Kunstpoesie seiner Zeit nimmt er durchaus keine Notiz; seine Verse sind schlichte achtsilbige Reime. Wohl aber beteiligt er sich lebhaft an dem Kampfe gegen die Sprachmengerei und rühmt den Schlesiern und Sachsen gegenüber die Mundart seiner oberrheinischen Heimat, wo namentlich bei den Gebildeten unter dem Einfluß des Kammergerichts zu Speier sowie der Universitäten zu Straßburg, Heidelberg, Freiburg ein gutes Deutsch gesprochen werde; dasselbe sei der Fall auch auf der Kleinseite zu Prag, weil dort kein Bauerndeutsch bekannt sei. Die Schrift, in welcher er dies ausführt, führt zwar den Namen des Simplicissimus im Titel, hat aber sonst zu ihm keinen Bezug.*)

Während Grimmelshausens Werk in seiner Natürlichkeit und Frische noch jetzt an Interesse kaum verloren hat, sind die anspruchsvollen Romane des Jahrhunderts alle vergessen: und doch hatten sowohl die Verfasser als ihr Publikum die höchste Vorstellung von dem Werte dieser Kunstgattung. Der Roman, mochte er nun schäferisch oder heroisch sein, war eine vornehme Arbeit; entweder verhüllte er höfische Abenteuer und Liebschaften, oder er spendete geradezu politische Belehrung, wie die lateinisch geschriebene „Argenis" des in Frankreich geborenen katholischen Schotten Barclay. Diese im Jahre 1621 veröffentlichte Erzählung, die 700 Quartseiten umfaßt, war eines der gelesensten Werke der Zeit und galt für Leibniz' Lieblingsbuch; wie denn überhaupt der große Denker im Ästhetischen ganz den Geschmack seiner Zeit teilte, die Gedichte der späteren Schlesier wegen ihrer „amurösen" Natur anpries und manche derselben den ihm befreundeten fürstlichen Personen empfahl. Die Lesewut war nicht geringer als heutzutage; es gab aber der Bücher weniger, obschon am Schlusse des Jahrhunderts in Hamburg schon eine wahre Fabrik von Unterhaltungsschriften bestand. Ein dicker Romanband war schon seines Stoffreichtums halber willkommen. Man nahm an, daß diese Bücher wegen ihres geschmückten, faltenreichen Stils der höheren Jugend vorteilhaft seien, die aus ihnen den Gesprächston der Fürsten und des Hofes kennen lerne. Vor allen beliebt waren die gelehrten Episoden, in welchen der Autor sich über die verschiedensten Fächer, Länderkunde, Heraldik, Kriegs- und Staatsaltertümer verbreitete, so daß auch der Weltmann, ja das Frauenzimmer aus ihnen „artliche" Belehrung schöpfen konnte. Man bezeichnete die Romane wegen ihrer Anlehnung an wirkliche Begeben-

*) Des Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng in seinem teutschen Michel, von Signeur Meßmahl (Anagramm von Grimmelshausen), 1673.

heiten auch als Gedicht-Geschichten. Philipp von Zesen, der durch Übersetzung eines Romans der Scudery diesen Geschmack beförderte, erfuhr heftigen Tadel, weil er in der „Adriatischen Rosamund"*) nicht eine fürstliche Liebschaft, sondern nach Angabe der Gegner sein eigenes Verhältnis zu einer Jungenmagd oder Wäscherin in hohem Ton verherrlicht habe. Einen solchen Vorwurf konnte man seinen zum Teil nur bearbeiteten biblischen Romanen „Assenath" und „Simson" nicht machen; denn das erstgenannte Buch, dessen Heldin die Braut Josephs, des Sohnes Jakobs, ist, steckt voll von ägyptischen Altertümern. Hohen Ruhm erlangte Herzog Anton Ulrich von Braunschweig (1633—1714), der in der Fruchtbringenden Gesellschaft der Siegprangende hieß, mit seiner „Aramena oder die durchlauchtige Syrerin"; doch in seiner „Römischen Octavia" glaubte man noch reichere Belehrung zu finden, und ein Mann wie Thomasius zollt ihm dafür das höchste Lob. In der Vorrede zu seinem lateinischen Sammelwerk: „Geschichte der Weisheit und Thorheit" (1693) weist nämlich Thomasius an der Octavia nach, wie dieselben Charaktere und Thatsachen mit leichter Änderung im Darstellen ganz verschiedene Gestalt annehmen, und wie sich hierdurch der Grundsatz rechtfertigt, daß der kleinste Umstand das Recht ändere; denn Anton Ulrich habe aus Messalina und Locusta, den Buhlerinnen und Giftmischerinnen, durch kleine Modifikationen (paucis saltem circumstantiis rerum clanculum gestarum additis) edle Frauen zu machen verstanden; was allerdings schon ein Stück Arbeit ist. In einer Episode des Romans, der Geschichte der Prinzessin Solane, soll das Schicksal der von uns früher erwähnten unglücklichen Sophia Dorothea von Celle dargestellt sein, die, bevor sie an Georg I. von Hannover vermählt wurde, mit dem Sohn Anton Ulrichs verlobt war.

Unter den gravitätischen Romanen dieser Zeit wird keiner so oft genannt, als derjenige des Freiherrn Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen (1653—1697): „Asiatische Banise, oder blutiges, doch mutiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhend." Pegu ist ein Reich in Hinterindien: das Interesse für die entlegensten Erdteile war durch Reisebeschreibungen und Handelsfahrten angeregt, und der Verfasser, der später eine Art von Zeitchronik in Folio herausgab, nahm hier die Gelegenheit wahr, sein Publikum über „wundersame Gebräuche der Asiaten" zu belehren. Der schwülstige Stil der Banise ist sprichwörtlich geworden, obwohl die meisten ihn nur aus dem ersten Satze

*) Er nannte sich auf dem Titel Ritterhold vom Blauen; Ritterhold ist Verdeutschung von Philipp; Blau, lateinisch caesius, soll an Zesen erinnern.

kennen, indem dieser in einem so verbreiteten Buche, wie Vilmars Litteraturgeschichte, beispielsweise angeführt ist.

Von größerem Verdienst und ungleich höherer Bedeutung ist der, wie man sagen könnte, patriotisch-encyklopädische Roman Arminius, von Lohenstein, den wir noch unter den Dichtern der zweiten schlesischen Schule zu nennen haben. Dieses von seinem Urheber nicht vollendete Werk wurde erst 1689, sechs Jahre nach Lohensteins Tode, durch Benjamin Neukirch herausgegeben, dann wieder 1731 von Gebauer; es war inzwischen, wahrscheinlich von des Verfassers Bruder und von einem Leipziger Prediger Namens Wagner mit einer Fortsetzung und einem Schluß versehen worden. Obwohl Neukirch in der Vorrede die drei Absichten richtig angiebt, welche bei dem Dichter obwalteten, zweifeln wir doch, ob er dieselben ausreichend charakterisiert hat. Es ist leicht, über dieses Buch zu spotten, schon wegen seines ungeheuren Umfangs, denn es zählt in der späteren Gebauerschen Ausgabe 2868 doppelspaltige Quartseiten. Auch verletzt uns die Offenheit, mit der Neukirch bekennt, der Verfasser habe eine klügliche Anwendung seiner weitläufigen Gelehrsamkeit geben wollen, denn nur erdichtete Dinge zu schreiben, sei „vor ihn eine allzuschlechte Bemühung" gewesen. Lohenstein hat allerdings in diesem Roman vieles ausgekramt, aber er kam dem Bedürfnisse seiner Zeitgenossen in einem edleren Sinn entgegen, als dies sonst geschah. Er dichtete in den für Deutschland so jämmerlichen Zeiten des Nimwegener Friedens und der Reunionen; er wollte, wie sein Freund Aßmann von Abschatz, darauf hinwirken, daß alle Deutschen unter der Führung der Fürsten wie des Adels sich zum Schutze des Reiches vereinigten. Dazu schien ihm eine belebte Schilderung des altdeutschen Wesens mit fortwährendem Bezug auf die Gegenwart ein treffliches Mittel. Er sucht mit vielem Geist, nur freilich in einem Zeitalter, dem die Kenntnis des heimischen Altertums abhanden gekommen war, mit unzureichenden Mitteln und in verfehltem Geschmack, das alte Heldentum mit der Gegenwart in Verbindung zu setzen. Er will den Armin an Kaiser Leopold knüpfen, wie Virgil den Äneas an Augustus geknüpft hatte. Der Titel des Buches besagt, diese „sinnreiche Staats-, Liebes- und Heldengeschichte" sei „dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und ähnlicher Nachfolge" vorgestellt. Lohenstein umgiebt demnach sein cheruskisches Heldenpaar mit Edlen, welche den Namen deutscher Grafengeschlechter tragen, wie Starhemberg, Tecklenburg, Nassau, Waldeck, Wittgenstein, Hoya; ein Nesselrode entdeckt den Verrat des Segestes. Er belebt manche von Naturfreunden gern besuchte Gebirgslandschaften, indem er bedeutende Scenen dahin verlegt. Manches berührt uns dabei fast komisch, wie wenn Thusnelda und Agrippina, die Gemahlin des Germanicus, im

Bad Schwalbach miteinander verkehren. Auch tritt der Freiheitskrieg oft hinter die galanten Abenteuer zurück, mit denen Hermann und sein schöner Bruder Flavius von den römischen Damen heimgesucht werden, während Thusnelda sich vor Marbod und Tiberius kaum zu schützen weiß. Zudem wird die Erzählung unter der Fülle von Belehrungen gleichsam erstickt; bei einer Jagd wird alle mögliche Auskunft über das Tierleben angebracht; bei einer Tischunterhaltung wird die ganze Urgeschichte Deutschlands erzählt. Arioviſt lebt als Einsiedler in einer Höhle und zeigt dem Marbod das kristallene Grab des Tuisko. Marbod will Thusnelden durch ein Geschenk für sich gewinnen und wirft in ihren Becher den Ring des Polykrates, was zu einem gelehrten Exkurs Veranlassung giebt. Ein wurzelsuchender uralter Bewohner des Riesengebirges erzählt von den Wundern desselben. Auch das Mittel der Prophetie wird angewandt und z. B. die Entdeckung von Amerika im voraus berichtet. Diese Mannigfaltigkeit entzückte die Zeitgenossen so, daß nach Aßmanns Bericht selbst Thomasius meinte, Lohenstein könne sich dreifach mit Virgil messen. Was die Darstellung betrifft, so ist bekannt, daß Moses Mendelssohn Vorzüge an ihr anerkannte, die er hinter dem berufenen Schwulst nicht gesucht hätte. Der Titel des Romans beginnt mit den Worten: „Großmütiger Feldherr Arminius"; im Buch selbst aber wird meistens die Namensform Hermann gebraucht, welche dadurch in Schwung kam und später in Elias Schlegels und Klopstocks Dichtungen überging.

Was die rein belehrende deutsche Prosa in diesem Jahrhundert betrifft, so ist ihr Gebiet durch den Gebrauch des Lateinischen überaus eingeschränkt. Von der Predigt, die sich in Frankreich so hochbedeutend entwickelte, ist in litterarischer Beziehung wenig zu sagen; sie gewann erst mit dem Ausgang des Jahrhunderts unter der Einwirkung des Pietismus Leben und Wärme. Der geistvolle und helldenkende Prediger Johann Balthasar Schupp steht als Schriftsteller einem Moscherosch näher als den Dogmatikern seiner Zeit. Er war 1610 in Gießen geboren und wurde daselbst schon mit 25 Jahren Professor der Geschichte und Beredsamkeit, später Hofprediger des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der ihn wegen seiner Tüchtigkeit und Weltkenntnis so hoch schätzte, daß er ihn 1647 zu den Westfälischen Friedensunterhandlungen absandte. Bald nachher wurde er Prediger in Hamburg, wo er schon 1661 starb. Seine Amtsthätigkeit war auf Erweckung eines sittlichen Lebens, auf Stärkung des Willens gerichtet, oft mit ganz bestimmten Zielpunkten; er sprach gegen üppig prunkende Mahlzeiten, wie auch gegen die Annahme fremder Ammen zum Nähren der Kinder, welches er für Mutterpflicht erklärte; ganz im Sinne Rousseaus, nur daß Schupp seine Beweis-

gründe der Bibel entnahm. Solche praktischen Anwendungen waren ihm wichtiger als dogmatisches Poltern und als Verfluchung der Andersgläubigen, doch fand er damit bei dem orthodoxen Teil der Gemeinde wenig Anklang. In seinen Schriften spricht er sich über die oft genannten Lieblingsgegenstände der damaligen Moralisten meist sehr witzig aus, mitunter in halb novellistischer Einkleidung. Die beliebte, mit Anekdoten und Scherzen verwebte Darstellung, deren er sich hier bedient, behielt er auch auf der Kanzel bei, daher seine Gegner ihn immer „Fabul-Hanß" schalten: daher wählte er diese Bezeichnung für eine seiner Schriften und fragt in der Vorrede, ob das eine Todsünde sei, daß ein Theologus aus guter Intention eine Fabel erzähle, dem gemeinen Mann dadurch gute Lehre beizubringen? Er kämpft übrigens nicht nur gegen die Mißstände in Sitte und Familienleben, sondern deckt ebenso eifrig die Verkommenheit des Staats- und Kirchenwesens auf. Er erinnert insofern an Andreä, obwohl er nicht dessen milden, gemütvollen Ton hat. Merkwürdig ist es, daß den Schriftstellern dieser Zeit, sobald sie volkstümlich gesinnt waren, auch volkstümliche Vorstellungen zu Gebote stehen; Schupp fährt im Traum mit dem wilden Heer durch Deutschland und erklärt dem mitziehenden Kaiser Karl die Mißbräuche in katholischen wie in protestantischen Gemeinden, namentlich im Stiftungswesen. Deshalb darf man ihn aber nicht, wie manchmal geschieht, eines unkirchlichen Sinnes anklagen; er eifert für Heilighaltung der Sonn- und Feiertage und spricht sich mit Bitterkeit darüber aus, daß der Zahlungstermin der Frankfurter Messe auf die Osterwoche, der Kasseler Markt auf den Dreikönigstag falle, und daß am letzteren Tag der Kieler Umschlag beginne. Unter den katholischen Predigern ist manchmal Ulrich Megerle (Abraham a Santa Clara, 1644—1709) mit Schupp zusammengestellt worden. Wir haben ihn bereits als Redner in den Zeiten der Türkengefahr und als Vorbild von Schillers Kapuziner genannt. An Geisteskraft und an jenem sittlichen Ernst, welcher den Scherzen Würde und Zusammenhang verleiht, steht er dem Hamburger Prediger nicht gleich; von humaner Würdigung dessen, was der Gegner für sich anführen könnte, ist bei ihm keine Spur; seine Gesinnung gegen Protestanten und Juden ist so plump fanatisch wie bei dem borniertesten Pfäfflein. Dagegen ist seine Darstellungsgabe bewundernswert: die entlegensten Anekdoten, Wortspiele und Gleichnisse hält er am Faden des Gedankenganges fest, so daß nie der Eindruck des bloßen Anhäufens von Einzelheiten entsteht, wie z. B. oft bei Fischart; er kommt der Schönheitslinie weit näher als dieser. Die Gestaltungskraft äußert sich bei ihm wie bei Schupp darin, daß er seine Betrachtungen gern zu einer Gesamtschilderung, etwa einer

Vision, vereinigt, seine Gleichnisse in der Art von Priameln zusammenreiht. Freilich sind die Betrachtungen selbst mitunter schal, die Witzeleien oft gar zu äußerlich; Abraham durfte sich, wie es scheint, eine streng gehaltene Vortragsweise nicht fünf Minuten lang gestatten. Einen Bourdaloue oder Massillon besaß der Wiener Hof nicht und hätte ihn schwerlich gewürdigt oder auch nur ertragen.

So theologisch die Zeit war, wurden doch gedruckte Predigten wenig gelesen, wohl aber Erbauungsschriften, wie Arnds „Vier Bücher vom wahren Christentum", das zwar von starren Orthodoxen wie Corvinus und Osiander heftig angefeindet wurde, aber nach des Verfassers Tod (1621) erst recht in Aufnahme kam, dem frommgesinnten Bürgerstand immer werter wurde, im Lauf des Jahrhunderts immer neue Auflagen erlebt hat und noch heut ein vielgelesenes Buch ist. Daneben las man geistliche Liedersammlungen, welche zum Teil von sehr berühmten Verfassern, wie Johann Rist, ausgingen und meist bis zur Abgeschmacktheit gezierte Titel trugen, wie: Seelenparadies, Gekreuzigte Liebesflammen, Geistlicher Pechweihrauch; die letztere von einem der vorzüglichsten Liederdichter, dem Schlesier Benjamin Schmolck († 1737).

Traktate und Relationen über die Zeitgeschichte waren sowohl während des großen Krieges, als nach demselben sehr gebräuchlich; dagegen fehlte es durchaus an Schriften in der Muttersprache, welche den geschichtlichen Sinn hätten heranbilden können. Um ein solches zu nennen, müssen wir auf den Anfang des Jahrhunderts zurückgehen; wir meinen: „Teutsche Apophthegmata, das ist der Teutschen scharfsinnige kluge Sprüche," zusammengetragen dnrch Julius Wilhelm Zinkgref. Der Verfasser war 1591 in Heidelberg geboren, wo man schon vor Opitz an Begründung einer strengeren deutschen Versform dachte; er ließ sich, nachdem er Frankreich und die Niederlande bereist hatte, als Jurist in seiner Vaterstadt nieder und lebte in demselben Kreise mit Opitz, an dessen Bestrebungen er den lebhaftesten Anteil nahm. Später besuchte er als französischer Gesandschaftssekretär mehrere deutsche Höfe, fand nacheinander Anstellungen in Worms und Alzey, starb aber an den Folgen eines Kriegsschreckens oder an der Pest schon 1635. Zinkgref war selbst Dichter, eines seiner Liebeslieder ist durch echt volkstümlichen Ton ausgezeichnet, und sein Soldatenlob mit dem Zurufe: „Drum gehet tapfer an, ihr meine Landsgenossen" steht zwischen Fischarts „Germania domitrix gentium" und Weckherlins kriegerischem Gesang nicht unwürdig in der Mitte. Er ging bei seinem Anschluß an Opitz von dem Gedanken aus, daß durch Hebung der Litteratur das Vaterland geehrt werden müsse; derselbe Gedanke leitete ihn bei der Sammlung jener

Sprüche. Nichts hatte das klassische Altertum dem Bürger und Weltmann so wert gemacht, als sein Anekdotenschatz: jene Fülle von Aussprüchen, aus denen die vier weltlichen Kardinaltugenden, Weisheit, Tapferkeit, Mäßigung im Glück und Unglück, Gerechtigkeit uns so ansprechend, gleichsam mit so hellen Augen und so würdigen Gebärden entgegentreten. Es war demnach ein überaus glücklicher Gedanke, der deutschen Vorzeit einen ähnlichen Schatz zu entnehmen, die Kaiser, Bischöfe und Rittersleute dem bildungslustigen Geschlecht näher zu bringen. Zinkgref hat in der That mehr als ein anderer die Liebe zur deutschen Geschichte angefacht; dazu kommt der in seiner Schlichtheit ganz vortreffliche Vortrag, der jene historischen Züge in aller Treue, ohne Pathos und Ziererei, hervortreten läßt. Das alles erkannte auch Opitz, der nach dem Erscheinen der Apophthegmata eine seiner schönsten Episteln an Zinkgref richtete. Noch jetzt sind die von dem letzteren gewählten Aussprüche zum großen Teil allbekannt, obwohl ihre Thatsächlichkeit vor dem Lichte der unerbittlichen neueren Kritik selten besteht.

Reisebeschreibungen wurden häufig gelesen; zum Teil waren es noch immer die älteren, wie sie der Frankfurter Buchhändler Feyerabend in seinem „Reyssbuch des Heyligen Landes" zusammengestellt hatte, zum Teil neue Übersetzungen, und nur weniges, was als Bereicherung der Litteratur genannt werden könnte. In erster Reihe steht unter diesen des Adam Olearius (Ölenschläger) „Moskowitische und Persianische Reisebeschreibung" (zuerst Schleswig 1647). Olearius ist einer der bedeutendsten deutschen Schriftsteller des Jahrhunderts. Geboren zu Aschersleben (1599), kam er nach Vollendung seiner Studien als Mathematikus und Bibliothekar in die Dienste des Herzogs Friedrich III. von Holstein-Gottorp und nahm als herzoglicher Rat an den beiden Gesandtschaftsreisen nach Moskau und Ispahan teil, deren wir in der politischen Geschichte und im Leben Paul Flemings Erwähnung gethan haben. Sein Einfluß und sein würdiges Benehmen verschaffte den Mitreisenden, auch eben dem letztgenannten Dichter, Trost in manchen Widerwärtigkeiten. Olearius erlernte gründlich die persische Sprache und verfaßte eine lateinische Übersetzung des „Rosengartens" oder der Gedichtsammlung des berühmten Saadi. Als er unter dem Namen „der Vielbemühte" in den Palmenorden aufgenommen worden war, glaubte er sich verpflichtet, die Zwecke dieser Gesellschaft durch eine neue Leistung zu fördern, und bearbeitete nun den Rosengarten in deutscher Sprache, auch hierin den Ruhm eines geschmackvollen und hochgebildeten Mannes bewährend, indem er sich von Überladung und Ziererei freihielt. Mehr aber leistete er durch sein Reisewerk, das bei voller Zuverlässigkeit in der Erzählung und

Schilderung die vielseitigste Auskunft über Land und Volk gewährt. Der Persönlichkeit Flemings gedenkt er mehrfach mit Liebe und Achtung: er teilt auch mehrere Gedichte desselben mit, namentlich ein herrliches Sonett zum Lob eines in Ispahan lebenden Schweizers, der infolge von schmählichen Angriffen zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde, da er es verschmähte, durch Abschwörung des Christentums sein Leben zu retten. Des Olearius Reise ist im 17. Jahrhundert bis gegen den Ausgang desselben das vorzüglichste deutsche Werk in wissenschaftlicher Prosa, denn was geschichtliche Darstellungen betrifft, wurden die wenigen, welche diesen Namen verdienen, wie z. B. noch Pufendorfs Geschichte des Großen Kurfürsten, in lateinischer Sprache abgefaßt.

e. Die zweite schlesische Schule und ihre Gegner.

Die Dichter, welche man zur Gruppe der zweiten schlesischen Schule rechnet, haben für die Nachwelt auffallend wenig Bedeutung, ja ihre Werke sind völlig aus dem Kreis der Lektüre verschwunden. Und doch standen sie bei Lebzeiten in zweifelloser Anerkennung; nicht nur ihre Parteigenossen, sondern sogar ausgezeichnete Denker waren der Ansicht, mit Hofmannswaldau, Gryphius, Lohenstein habe die Dichtung eine Höhe erreicht, die nicht mehr zu überbieten sei; was noch folgen könne, sei nur Nachlese. Man sieht daraus nur, wie völlig dieses Geschlecht von jeder Berührung mit dem Volksleben abgekommen war. Daß in einem großen Dichter der Pulsschlag der Zeit, der Geisteskämpfe, des nationalen Daseins sich regen müsse, kam keinem mehr in den Sinn. Der mit Einfällen und Gleichnissen aufgefütterte Stil, den wir als Gongorismus, Euphuismus und unter anderen Namen kennen gelernt haben, suchte unter den europäischen Litteraturen die deutsche zuletzt heim. Christian Hofmann von Hofmannswaldau (1618—1679) gestand aufrichtig, daß er die Liebe für das wesentlichste Motiv der Dichtung halte; er hätte nur von seinem Standpunkt aus Galanterie statt Liebe sagen müssen. Alle die süßen, verlockenden, zuchtlosen Umschreibungen, womit er den körperlichen Schauplatz des Liebesglückes vergegenwärtigen will, machen nicht den Eindruck einer mächtigen Leidenschaft. Hofmann war der Sohn eines sehr angesehenen Bürgers von Breslau, lernte auf Reisen im Gefolge eines Fürsten von Tremonville die vornehme Welt des Auslandes kennen und wäre noch mit dem kaiserlichen Gesandten nach Konstantinopel gegangen, wenn ihm nicht sein Vater die Stelle eines Ratsherrn verschafft und ihn dadurch an die Heimat gefesselt hätte. Diese Stelle soll er daheim und bei wiederholten Sendungen an den Wiener Hof musterhaft verwaltet haben; er konnte auf seine achtbare bürgerliche Stellung verweisen, wenn er in

seinen Dichtungen der Lüsternheit schmeichelte. Im Sinne der Zeit gab es ihm schon ein Ansehen, daß er der Poeterei nur seine Nebenstunden widmete; er dichtete wie ein bescheidener Liebhaber, obwohl man gerade die ausbündige Technik des Ausdrucks bei ihm bewunderte. Er hatte schon als Gymnasiast in Danzig gedichtet und bei Opitz Förderung gefunden, wandte sich aber von dessen nüchternem Wesen durchaus ab, was ihm vielleicht als Verdienst anzurechnen ist. Hofmanns Stil ist nicht hochtrabend, aber mit Zieraten überladen. Da er, abgesehen von seinen geistlichen Liedern, nicht erheben und belehren, sondern ergötzen will, so bestrebt er sich, in jeder Zeile anmutige Gleichnisse, gefällige, überraschende, kitzelnde Wendungen anzubringen. Alle möglichen Edelsteine, Blumen, Wohlgerüche, wie Zimmet und Ambra, und Näschereien, vor allem Zucker und Marzipan werden aufgeboten, um das „liebwerteste Frauenzimmer", den Duft ihres Atems, die Weiße ihrer Hand und ihres Nackens, den Glanz ihres Auges und andere Reize zu schildern. Ein falscher Freund dagegen wird mit nicht weniger als 24 Dingen verglichen, darunter ein Rechenpfennig, ein Basiliskenei, ein Giftbaum, ein Krokodil, ein Vogelsteller aufgezählt sind. Diesen Stil fand man vortrefflich und glaubte damit die französische Zierlichkeit völlig erreicht, also für das Vaterland eine Errungenschaft gemacht zu haben. Der neuschlesische Ton fand Nachahmer; man lernt ihn am besten aus der nach und nach in sieben Teilen erschienenen Sammlung: „Auserlesene Gedichte des Herrn von Hofmannswaldau und anderer Deutschen" kennen, die Benjamin Neukirch von 1695 an herausgab. Hofmannswaldau brachte auch eine Dichtungsart in Schwung, welche schon im alten Rom, wo Ovid sich ihr widmete, als ein Erzeugnis moderner Unnatur betrachtet werden kann, nämlich die Heroiden oder, wie man im Deutschen sagte, Heldenbriefe; d. h. briefliche Ergüsse des Gefühls und der Leidenschaft, welche Männern und Frauen aus den Kreisen der Heldensage beigelegt werden. Bei Ovid schreibt Helena an den Paris, Deianira an den Herkules, Leander an Hero; die Schilderungen schlossen sich an einen allbekannten epischen Hintergrund an. Hofmannswaldau, dessen „Curiöse Heldenbriefe und andere herrliche Gedichte" 1673 zu Breslau erschienen, hatte diesen Vorteil weit weniger; wenn er den Thüringer Landgrafen Ludwig den Springer mit seiner Geliebten Adelheid von Stade, oder selbst wenn er Heloisen mit Abälard gereimte Briefe wechseln ließ, so mußte er allen Reiz vom Ausdruck der Begierde hernehmen. Das Äußerste leisten darin die Alexandriner, in welchen Armin und Thusnelda ihre Gefühle austauschen und Armin seine Geliebte stückweise mit den Örtlichkeiten der Stadt Rom vergleicht. Uns war es stets unbegreiflich, wie man solche kühle Schamlosigkeiten, die nicht wie in Heinses Ardinghello und

Hildegard durch sinnliches Feuer zu erklären sind, entschuldigen mochte. Die Italiener, denen Hofmann sich in der Manier anschloß, sind reiner geblieben. Ziegler, Verfasser der Banise, war in der Auswahl der Stoffe noch ausgreifender als Hofmann, er läßt Abraham mit Sara, ja sogar Eva mit Adam Heldenbriefe wechseln; auch Bathseba richtet einen an den König David, immer in Alexandrinern und in demjenigen Ton, in welchem nach der Auffassung dieser Pedanten etwa Ludwig XIV. sich mit der Montespan unterhielt; ja die letztgenannte Epistel enthält geradezu eine Verherrlichung des Maitressenberufes.

Neben Hofmannswaldau pflegt man Daniel Kaspar von Lohenstein, den Verfasser des Romans Arminius, zu nennen, der sich in seinen Schriften zuweilen nur mit seinen beiden Vornamen bezeichnet. Er wurde im folgenden Jahrhundert von Bodmer und seinen Freunden zum Gegenstande der heftigsten Angriffe ausersehen, durch welche der Ausdruck „Lohensteinischer Schwulst" sprichwörtlich geworden ist. Sein Lebensgang ist dem des Hofmannswaldau ähnlich; er war in Schlesien geboren (zu Nimptsch 1635), zeigte sich als ein frühreifer Knabe, machte Bildungsreisen, erhielt hohe Ämter, wurde von Wien aus zum kaiserlichen Rat ernannt und starb 1683 als erster Syndikus der Stadt Breslau. Als Nachahmer des von ihm verehrten Hofmannswaldau dichtete auch er Heldenbriefwechsel, so z. B. einen zwischen Philipp II. und der Prinzessin Eboli. Lohenstein war ein gelehrter Jurist, auch sonst ungeheuer belesen, und ließ sich dafür bewundern, daß er seine Dichtungen in Nebenstunden abfaßte. Das Beste, was er in Versen gedichtet hat, ist eine geistvolle und im ganzen reingehaltene Behandlung des Mythus von der Geburt der Venus und ihrer Aufnahme bei den Göttern. In ganz anderem Stil sind seine Tragödien gehalten. Er hält sich in der Form an Gryphius, bringt wie dieser Chöre oder Reyen an und wählt seine Stoffe aus denselben geschichtlichen Kreisen. Aber bei Gryphius blickt aus allem Wörterpomp eine stille Kraft und Würde der Denkweise hervor, von der bei Lohenstein nichts zu finden ist; er schildert das Gräßlichste, Unzucht, Mord, lange Reihen von Hinrichtungen, nur weil er darin das echt Tragische zu finden glaubt. Seinen „Ibrahim Bassa", der noch am meisten Talent zeigt, verfaßte er in seinem fünfzehnten Lebensjahre. Dieses Stück ist nicht mit dem „Ibrahim Sultan" zu verwechseln, der 1679 zur Feier der „keuschen Vermählung Kaiser Leopolds" gedichtet wurde. Ibrahim ist der um die Mitte des Jahrhunderts im Kerker erdrosselte unfähige Herrscher, dessen Regierung mit Freveln angefüllt war. Die Beziehung des an Unzucht und Greueln reichen Stückes zu der Vermählung des tugendhaften Kaisers deutet eine allegorische Person an, der Bosporus, der den Prolog spricht: das Haus Habsburg nämlich, damals im Türken-

kampfe begriffen, hat die Bestimmung, der morgenländischen Barbarei ein Ende zu machen. Sinnreicher und nicht ohne einen großartigen Zug erklärt Lohenstein seine reichstreue Gesinnung in der „Kleopatra;" nach ihrem und des Antonius Tode läßt Augustus, im Begriffe, das römische Weltreich zu begründen, sich das Grab Alexanders öffnen; doch verkündigt der Chor, daß die entstehende Monarchie einst an die Deutschen und samt einer neuen Welt an das Haus Habsburg kommen werde. Zwei seiner tragischen Stoffe hat Lohenstein der Regierung Neros entnommen; in dem einen, „Epicharis", wird die Entdeckung und Bestrafung eines gegen den Kaiser gerichteten republikanischen Komplottes geschildert, welches den Seneca auf den Thron zu erheben bezweckt. Epicharis, die Anstifterin der Verschwörung, ist ein Zerrbild der Heldinnen Corneilles; der vierte Akt handelt nur von Köpfen, Verstümmeln und Totpeitschen. In der „Agrippina" aber hat der Dichter nicht ohne bedeutendes Darstellertalent die ruchloseste Scene gezeichnet, die je dramatisch behandelt wurde. Man begreift die Gesellschaft kaum, welcher dergleichen von einem achtbaren und geachteten Mann geboten werden konnte.

Die übrigen Dichter der zweiten schlesischen Schule sind, mit Einschluß des Christian Gryphius, eines Sohnes des Andreas, zu geringfügig, um hier besprochen zu werden. Vergessen wollen wir jedoch nicht den in manchem Betracht vortrefflichen Hans Aßmann von Abschatz (1646—1699), den wir in der politischen Geschichte als den Verfasser eines ausgezeichneten vaterländischen Liedes genannt haben. Dieser schlesische Edelmann, in seiner Jugend wie Gryphius vom Unglück verfolgt, genoß später eine geachtete Stellung, indem er die Rechte und Freiheiten der Herzogtümer Brieg, Liegnitz und Wohlau wahren half, welche Kaiser Leopold an sich gezogen hatte; gleichwohl erwarb er sich die Gunst des Wiener Hofes. Abschatz bekundet nicht nur in seinen politischen Liedern, sondern auch in den wenigen geistlichen und in den erotischen eine sehr glückliche lyrische Ader und Sinn für natürlichen Wohllaut. Er hat sich um des Zeitgeschmackes willen und aus landschaftlicher Anhänglichkeit zur Schule Hofmannswaldaus gesellt, ohne recht in ihren Rahmen zu passen; sein Liedchen „Liebestod" könnte, wenn nicht die Namen Filidor und Galathea darin vorkämen, geradezu für ein Volkslied gelten.

Die zweite schlesische Schule ist uns am wichtigsten durch die Gegensätze, die sie hervorrief. Diese konnten nicht ausbleiben; denn es fehlte weder an Freunden der natürlich-volkstümlichen Einfachheit, noch der klaren und geschmackvollen, deren Muster man bei den französischen Klassikern suchte. Nur können wir nicht behaupten, daß die Dichtungen, welche dieser Gegensatz vorerst ins Leben rief, die neu-

schlesischen an Wert und Gehalt übertrafen, kaum daß sie ihnen darin immer gleichkamen; aber der Kampf selbst führte zur Ahnung eines besseren Geschmacks und einer höheren Poesie. Er machte der gegenseitigen Anbeterei, dem gedankenlosen Spenden von Lorbeeren und Dichterkronen ein Ende. Der befreiende Geist der Untersuchung drang allmählich doch auch in das Gebiet der ästhetischen Kritik ein, wenn auch seine ersten Leistungen noch dürftig waren. Wir haben gesehen, mit welchem Eifer damals die Frage vom Werte der Alten und der Neuen in Frankreich und England behandelt wurde, wie Bentley und Temple in den Kampf eintraten, wie Boileau und Huet gegen Perrault standen. Die Nachwirkung konnte in Deutschland nicht ausbleiben; selbst die Schulmeister mochten es nicht länger mit ansehen, daß man die Breslauer Poeten neben Homer, Horaz und Virgil stellte. Es entwickelte sich eine Polemik, die mit ihren Gegenständen wuchs, in der Zeit Gottscheds und Bodmers einen bedeutenden Aufschwung nahm und dann seit Lessing eine Kraft und Tiefe gewann, wie nirgendwo im Auslande. Es traten aber noch andere bedeutendere Momente hinzu. Zuerst die Notwendigkeit einer gründlicheren Kenntnis der älteren deutschen Dichtungen; durch Morhof und andere wurde der erste Grund zu einer Litteraturgeschichte gelegt, die auf Höheres als auf Bücherverzeichnisse ausging. Sodann das siegreiche Eindringen der deutschen Sprache in das Gebiet der Wissenschaften und Studien; ein Ergebnis, an welchem der bessere Teil des deutschen Bürgertums im Bunde mit wackeren Schulmännern und freigesinnten Gelehrten ein halbes Jahrhundert lang unter den ungünstigsten Umständen mit rührender Treue gearbeitet hat. Sodann erhielt das Schriftwesen einen erhöhten Inhalt durch die theologische Richtung der ersten Pietisten, welche mehr auf Erbauung und Gemütswärme, als auf dogmatische Klopffechterei ausgingen. Hierzu kamen die ersten Flügelschläge der Aufklärung und einer Moralphilosophie, welche den Menschen mit der wirklichen Welt befreundete und bald sogar auf die Natur als auf eine Quelle der Erkenntnis Gottes hinzuweisen wagte.

Unter denjenigen, welche sich aus Vorliebe für das Natürliche und aus Überdruß an dem ermüdenden Stelzengang der neuen Schlesier dem Banne derselben entzogen, steht Christian Weise aus Zittau (1642—1708) oben an, der eine Zeitlang in Helmstedt lebte, dann Professor der Politik und Beredsamkeit in Weißenfels war und endlich dem Gymnasium seiner Vaterstadt 30 Jahre lang als Rektor vorstand. Diesem eigentümlichen Manne war die Lehre vom Natürlichen und Verständlichen zu einem Lebensprinzip geworden. Er hatte die Vorstellung von einer ins Breite gehenden, die Welt abspiegelnden Poesie; aber dieser hohe Begriff konnte nicht bei ihm zur Ausbildung kommen.

Die Zeit schien ihm für Virgile und Homere nicht gemacht, und was die Poesie vorerst leisten konnte, schien ihm einer besonders tiefen Weihe und Sammlung nicht wert zu sein. In seinen „Curiösen Gedanken von deutschen Versen" erklärt er, die Dichtung habe dreierlei Vorteile: man könne durch sie 1. manchem Mann einen Dienst erweisen; 2. seine Affekte vergnügen; 3. sich und anderen zur Erholung etwas aufsetzen. Alles dies hat er reichlich gethan; schon als Student reimte er frischweg, mit leichtem, oft melodischem Redefluß, und einige seiner Lieder haben sich bis in unser Jahrhundert erhalten. Dann trat er als „Moralist" in der Weise des Moscherosch auf und machte besonders mit der Schrift: „Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt" (1672) großes Glück: schon vorher hatte er „Die drei Hauptverderber" und eine Erzählung „Die drei klügsten Leute" geschrieben. Die drei Verderber für Deutschland sind ihm die Abnahme der frommen Zucht, die den Alten abgeborgte Schulweisheit und die Ausländerei. In diesem Buche findet sich die merkwürdige Fiktion von einem Nationalfeinde der Deutschen, dem slawischen oder wendischen König Mistevo, der, um sich für die Unterdrückung seines Stammes zu rächen, von seinem Waldversteck aus jene drei Übel in Deutschland befördert. In einem anderen moralisierenden Roman: „Der politische Näscher" (1679) stellt er gewissermaßen schöpferisch einen neuen Typus auf, der bei den Lesern und in der Litteratur schlagend wirkte. „Der Näscher" hat in sich einen unruhigen Wissenstrieb; ohne den inneren Halt einer gläubigen Denkweise und festen Meinung will er sich Kenntnis, Weltverstand und Einfluß verschaffen. Crescentio zieht mit Philander in der Welt herum, die Näscher kennen zu lernen. Dieses Buch wurde in allen Ständen gelesen und rief eine Flut von Nachahmungen hervor; bald gab es einen politischen Maulaffen, Grillenfänger und noch eine ganze Reihe. Der gesunde Menschenverstand und einfache Glaube war noch nie so entschieden als das beste Prinzip empfohlen worden. Aber nicht minder umfassend wirkte Weise durch seine zahllosen dramatischen Werke. Wie er in Bezug auf Lyrik richtig geahnt hatte, in der alten Einfalt liege etwas, das manchem Lorbeerträger verborgen sei: so ging er auch im Drama von der wohlbegründeten Ansicht aus, daß in der Handlung und in der Vorführung der Charaktere das Wesentlichste liege. Er that nur des Guten gar zu viel, wie denn schon Leibniz beklagt, daß der talentvolle Mann sich durch Vielschreiberei verflache. Als Rektor von Zittau ließ er eine Unzahl von biblischen, geschichtlichen oder phantastisch erfundenen Schauspielen von seinen Schülern aufführen; Einfälle, die früher Glück gemacht hatten, kleidete er neu ein. Die antike Form und die Regeln des Aristoteles verschmäht er ganz und gar; er hatte nur seine Schüler im

Auge und versah manches Stück mit so viel Rollen, als die Anstalt Zöglinge hatte. Simson und Ahab, Masaniello und der Marschall d'Ancre treten bei ihm als dramatische Helden auf. Manche seiner Erfindungen sind so glücklich, daß man den Mangel an durchdachter Ausführung zu bedauern hat.

Wenn Weise und seine Nachfolger in Plattheit versanken, so kam eine andere Art von Poesie auf, die sich in Klarheit, Eleganz und reinem Ausdruck an die Franzosen hielt und offenbar in damaliger Zeit höchst günstig gewirkt hat. Man bezeichnete die Gruppe, welche dieser Richtung folgte, zuweilen als Hofpoeten, obwohl diese Beziehung auf den berühmtesten derselben, den Freiherrn Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz (1654—1699) nicht eigentlich paßt. Canitz hatte sich an Höfen gebildet und den Großen Kurfürsten auf seinen Feldzügen als Kammerjunker begleitet, wurde nachher Legationsrat und war bei einer ganzen Reihe von Gesandtschaften beteiligt, zuletzt bei den Unterhandlungen, die im Haag wegen der spanischen Erbfolge geführt wurden. Während eines Aufenthalts in Hamburg, welches damals ein Hauptsitz der Litteratur war, scheint sich bei ihm die Überzeugung von dem Unwerte des regellosen, sozusagen anarchischen poetischen Treibens in Deutschland festgestellt zu haben. Als vollendeter Weltmann wußte er die Verbindung zu schätzen, welche in Paris zwischen Litteratur und Gesellschaft herrschte; der Geschmack, die Klarheit und Würde, die bei den französischen Dichtern herrschte, die feine Rechenschaft, die sie sich und anderen von ihrem Verfahren ablegten, schienen ihm auch für Deutschland wünschenswert. Canitz hatte in Berlin die richtige Stellung, um seine Ansichten geltend zu machen. Er hatte selbst mehr Verstand und Takt als Phantasie oder gar eigentliche Schöpferkraft; aber er liebte die Poesie aufrichtig und wußte im Umgang mit Gelehrten und Dichtern den Ton steifer Gönnerschaft abzulegen: obwohl Staatsmann, liebte er doch einen traulichen und beschaulichen Verkehr mit Gleichgesinnten. Boileau war in allen Stücken sein Muster; wie dieser, bekämpfte er den affektierten Stil der Romane und somit auch der neuschlesischen Dichter, obwohl er sie niemals in Unehren nennt*). Er widmete sich insbesondere den beiden einzigen Gattungen, welche die Neuzeit nicht von den Griechen, sondern von den nüchternen Römern entlehnt hat: der Epistel und der Satire. In seiner dritten Satire (von der Poesie) beklagt er sich mit Recht über den allzubeliebten hochtrabenden Ton: „Kein Wort kommt für den

*) Doch kann es kaum auf sonst jemand gehen, wenn von Dichtern gesprochen wird, die ihre Liebe mit „des Aetna Feuerklufft" vergleichen und von einem Schäfer Coridon, der nichts als Zibet und Ambra von sich haucht.

Tag, das nicht auf Stelzen geht"; noch mehr trifft sein Spott die Gelegenheitspoeten, die beim Begräbnis jedes Dorfschulmeisters den ganzen Olymp zur Leiche bitten. Der angemessene Ton, die ruhige Haltung seiner Verse waren den gebildeten Zeitgenossen eine Wohlthat; aus der Verwilderung schien sich ein Pfad zu besseren Zielen zu eröffnen. Das ist aber auch alles; denn seine Gedanken sind gewöhnlich, seine Empfindungen kühl und sein Wohllaut mechanisch, aber weder einschmeichelnd noch ergreifend. Von seinen Liedern hat sich nur das eine erhalten: „Ich trachte nicht nach hohen Dingen". Die überaus lange Trauerode freilich, die er dem Andenken seiner Gattin Dorothea, einer geborenen von Arnimb, widmete, galt für ein Kleinod deutscher Poesie, und wie Varnhagen berichtet, gab es noch bis in unser Jahrhundert alte Herren (er nennt den General von Kalkreuth), die sie auswendig wußten und über alle späteren Leistungen setzten. Der um Canitz vereinigte Parnaß gab natürlich seiner Teilnahme bei diesem Trauerfall nicht sparsamen Ausdruck; vor allen Besser, von welchem Canitz in jener Satire sagt, daß er allein unter den deutschen Zeitgenossen den wahren Quell der Hippokrene kenne. Es ist sehr bezeichnend, daß Besser seine Trauergedichte auf die Frau von Canitz dem betrübten Witwer zusendet und ihn bittet, den Gedanken der fünften Strophe passend einzukleiden, sowie daß Canitz ihm wirklich nicht nur eine, sondern zwei Varianten zur Auswahl übersendet.

Johann von Besser (1654—1729), geboren zu Frauenburg in Kurland, war ein eigentlicher Hofpoet und zwar im höchsten Sinne, den man dem Worte damals beilegte. Obwohl Sohn eines Predigers, zeigte er in seiner Persönlichkeit chevalereskeu Anstand. Er begleitete einen jungen Edelmann auf die Universität Leipzig, entsagte der Theologie und ging nach Berlin, wurde von Friedrich Wilhelm zum Legationsrat ernannt und nach London geschickt, wo er seinen Rang mit Geistesgegenwart behauptete; der Große Kurfürst verhalf ihm zu einer reichen Heirat. Doch beginnt sein höchster Glanz erst mit der Erhebung Friedrichs III. zum König; Besser wurde in den Adelstand erhoben und zum Oberceremonienmeister ernannt. Er hatte nun alle Festlichkeiten, allegorische und mythologische Schaustellungen, Begrüßungen und dergleichen zu ordnen; das Dichten war nur der kleinere Teil seiner Arbeit. In der Heraldik und verwandten Wissenschaften war er die erste Autorität seiner Zeit; er besaß eine Bibliothek von 18 000 Bänden, die ihm später der sächsische Hof abkaufte, aber auf Lebenszeit überließ, unter der Bedingung, daß er einen jüngeren Mann in seine Wissenschaft einführe. Doch fällt dieser Teil seiner Wirksamkeit nicht in die hier einzuhaltenden Grenzen. Seine mühsame Gelegenheitspoesie hat geringen Wert, obwohl man es loben

muß, daß er unter dem Einflusse seines Freundes Canitz den üblichen Schwulst ablegte. Seine hübschesten Verse finden sich in zwei Gedichten über den Vorrang der blauen und schwarzen Augen, welches galante Thema ungemein beliebt war; denn schon in Lohensteins Arminius wird derselbe Streit geführt, indem die blonde Thusnelda die schwarzen Augen, die brünette armenische Prinzessin Erato aber die blauen verteidigt*).

Unter denjenigen, die von der Schule Hofmannswaldaus zu der verstandesmäßigen Poesie, die Canitz empfahl, übergingen, ist der Schlesier Benjamin Neukirch (1665—1729) zu nennen. Wir haben ihn als Herausgeber der Gedichtsammlung genannt, aus welcher wir hauptsächlich jene Schule kennen lernen; er selbst klagt späterhin, daß er nur so lange Beifall und Lohn gefunden habe, als er selbst seine Verse mit Schwulst auszierte. In Berlin fand er nämlich ungeachtet der Protektion Bessers nur wenig Förderung, obwohl er in „heroischen Gedichten" den neuen König als Salomo besang und das Andenken der geistvollen Königin Sophie Charlotte feierte; doch erhielt er später an dem verwandten Hofe zu Ansbach ein vorteilhaftes Amt als Erzieher des Erbprinzen. In dieser Stellung kam er auf den Gedanken, Fénelons Telemach in deutsche Alexandriner zu übertragen und somit, wie er meinte, jungen Fürsten einen Spiegel, dem Vaterlande aber ein Epos zu schenken. Das Werk erschien in drei Bänden prachtvoll ausgestattet und mit Kupfern geziert, unter dem Titel: „Begebenheiten des Prinzen von Ithaka" und gehörte noch zu Goethes geistiger Nahrung in seinen Kindesjahren.

Auch der geistvolle Epigrammendichter Christian Wernicke (oder Warnecke) wandte sich in seinen reiferen Jahren gegen Lohenstein und Hofmannswaldau, die er in der Jugend verehrt hatte. Wir sind über sein Leben unvollständig unterrichtet; er verbrachte mehrere Jahre in Hamburg und geriet mit den dortigen Poeten Postel, dem Verfasser eines Epos „Wittekind" und Hunold in einen lebhaften Federkrieg, indem diese beiden sich der Schlesier annahmen. Der Streit, der in den Anfang des 18. Jahrhunderts fällt, und auf den wir hier nicht eingehen können, artete in gemeine Angriffe aus, war aber nicht unwichtig, indem Hamburg damals die bedeutendsten litterarischen Kräfte beherbergte. Wernicke, der vortrefflich französisch und englisch verstand und schrieb, wurde später vom König von Dänemark als Resident nach

*) Berühmt war Bessers Vers:

Blaues Feuer brennt, wo Schätze liegen,
Und Dein blaues Auge wird nicht trügen;
Denn es sind der Schätze reiche Gaben
In den Bergen Deiner Brust begraben.

Paris gesandt, wo er um 1720 starb. An klarer Einsicht und ästhetischer Bildung war er seinen Gegnern überlegen; es ist nur zu bedauern, daß er dieselben in seinem Heldengedichte, „Hans Sachs" genannt (Altona 1703), durch Vergleichung mit dem wackeren Schuhmacher verhöhnen will, den er als Muster eines Stümpers auffaßt. Seine Epigramme, die er in sechs Bücher einteilt, bezeichnet er als „Überschriften"; sie enthalten zum Teil Urteile über alte und neue Schriftsteller, z. B. ein geistvolles über den Tacitus, zum Teil aber auch Bemerkungen über politische Zustände. Er vergleicht schlagend die endlosen Verhandlungen in Regensburg mit den fünf „französischen Donnerworten: Car tel est notre plaisir"; er weist den Übermut des Abbé Bouhours zurecht und beklagt die Gallomanie in einem Epigramme wahrheitstreuer, zugleich aber vermöge der kaustischen Schlußwendung bitterer und stolzer, als andere in wortreichen Jeremiaden:

„Daß Frankreich uns pflegt zu verwunden
Mit Pulver, welches wir erfunden;
Daß es in Büchern uns verlacht,
Nachdem das Drucken wir erdacht;
Daß wir dort unser Geld verschwenden,
Mit dem es uns nachher besticht;
Daß es durch unsre Länder bricht
Mit Pferden, die wir ihnen senden:
Geht eh' in meinen Kopf hinein,
Als daß wir dort die Kraft verlieren
Daß ihre Weiber wir verführen
Und unsrer Feinde Väter sein."

Gewiß urteilt noch Hagedorn, der ebenfalls in Hamburg lebte, nicht mit Unrecht, Wernicke sei an Sprache und Wohllaut leicht, an Geist schwer zu übertreffen.

f. Umschwung beim Ausgange des Jahrhunderts; Hebung der Sprache; Pietismus, Aufklärung und Popularphilosophie.

Was am Ausgange des Jahrhunderts in der deutschen Dichtung geleistet wurde, war bei weitem nicht so bedeutsam und folgenreich, wie die Bestrebungen in einigen verwandten Gebieten. Hierzu gehört vor allem die Einführung der Muttersprache in die Studien und in die wissenschaftliche Litteratur. Wir berühren hier die erfreulichste Seite unseres heimischen Lebens. Selbst in der traurigsten Periode gab der Deutsche die Sorge für Schule und Volksbildung nicht auf; Städteobrigkeiten, wohldenkende Gelehrte, auch Edelleute und Fürsten beteiligten sich an derselben. Wie schon der deutsche Humanismus sich dadurch vom romanischen unterschied, daß er die neu gewonnene Bildung in Schule und Haus brachte: so zeigte sich derselbe Gegensatz

auch nach dem großen Kriege, in den für uns ungünstigsten Verhältnissen. Fénelon schrieb über Mädchenerziehung, später verfaßte Rollin als Schulmann seine Römische Geschichte; aber an eigentliche Volksbildung wurde in der ganzen französischen Glanzperiode nicht gedacht. Dagegen hörte Deutschland selbst während des Krieges nicht auf, sich für den schon genannten Wolfgang Ratich zu interessieren, der eine Methode für leichteren Sprachunterricht erfunden hatte und jüngere Lehrer für dieselbe auszubilden versprach. Der Fürst Ludwig von Anhalt richtete eine Druckerei ein, um die neuen Schulbücher liefern zu können; in Magdeburg suchte man Ratich zu gewinnen; der berühmte Jungius wurde zu einem Gutachten über ihn aufgefordert. Wenn uns der stets wandernde Ratich an Basedow erinnert, so gemahnt das Lebensbild des würdigen Amos Comenius (eigentlich Komenski, aus Komna bei Brünn; 1592—1671) eher an Pestalozzi. Er war erst Prediger bei den böhmischen Brüdern in Fulneck, mußte aber 1624 der Religion wegen die österreichischen Staaten verlassen und lebte seitdem meist in Lissa. Als die Schweden 1656 diese Stadt verbrannten, verlor er alle seine Handschriften und Bücher. Von da an lebte er, stets lehrend, in Schlesien, in Hamburg, zuletzt in Amsterdam, wo er, 77 Jahre alt, verschied. Comenius war ein Denker von hoher sittlicher Würde, ganz von der Idee durchdrungen, daß die Hebung und Beglückung des Menschengeschlechts von der Jugendbildung ausgehen müsse. Der Grundzug seiner Lehrmethode bestand darin, die Kenntnis der Sprache zugleich mit der Kenntnis der realen Gegenstände zu überliefern. Da er dies in ausgedehnter Weise nur durch Abbildungen zu leisten vermochte, so verfaßte er das berühmte Jugendwerk: „Orbis terrarum pictus oder die sichtbare Welt", das zuerst 1657 in Nürnberg erschien. Die Wirkung war außerordentlich; doch noch weiter erstreckte sich der Einfluß eines älteren Werkes von Comenius, der lateinisch abgefaßten „Erschlossenen Pforte der Sprachen". Dieses Buch wurde in zwölf europäische Sprachen, ja sogar in asiatische übersetzt; ins Arabische von Golius, einem Bruder des berühmten holländischen Gelehrten. Im Jahre 1641 wurde Comenius nach England berufen, um das Schulwesen zu reformieren, und die Angelegenheit kam im Parlamente zur Sprache, aber der Bürgerkrieg trat hindernd ein. Hierauf arbeitete er im Auftrag Oxenstiernas zu Elbing einige Schulbücher aus. In einem derselben, seiner „Neuen Sprachmethode", das zu Ende des Jahres 1648 erschien, wendet er sich an die Fürsten mit der Anrede: „Ihr Mächtigen habt vieles zerstört, nun baut wieder auf!"

Unmittelbar nach dem Frieden begann man in den Städten sich mit neuen Schulordnungen zu beschäftigen. Hier nun trat überall die Frage in den Vordergrund, welche Stellung die Muttersprache ein-

nehmen sollte. Die verschiedensten Motive vereinigten sich, um für das Deutsche eine größere Sorgfalt in Anspruch zu nehmen: das Wirken der Sprachgesellschaften, das Aufkommen einer neuen Dichtkunst, vor allem die nicht erstorbene Vorliebe für das einzige volkstümliche Besitztum. Damit wirkte auf die sonderbarste Weise das Streben zusammen, es den bewunderten Franzosen an Zierlichkeit und modernem Schliff gleich zu thun. Dies führte auf den Gedanken, man müsse wie das Nachbarvolk die eigene Sprache ausbilden. Es herrschte bei den Schulmeistern das Bestreben, die unbehilfliche Pedanterie abzulegen und sich zur feineren Ausbildung der höheren Jugend fähig zu erweisen.*) Überhaupt regte sich ein Streben aus der dumpfen „Schulfuchserei" hinaus zum Weltmännischen und Praktischen. Die Schulkomödie kam wieder zur Blüte, weil man erklärte, durch theatralische Aufführungen werde die Jugend eine „anständige Hardiesse" gewinnen; aber schon vor Christian Weise begann man hier und da deutsche Stücke zu verwenden. Auch sonst begann man an dem lateinischen Unterricht zu rütteln und auf das Quälende der grammatischen Regel- und Ausnahmsplackereien hinzuweisen. Schupp trat hierbei besonders lebhaft hervor, zuweilen mit Berufung auf Comenius. In seiner Schrift: „Teutscher Lehrmeister", welche er, hierin selbst pedantisch, in die Form eines Diskurses mit dem edlen Daphnis aus Cimbrien (Johann Rist) einkleidet, erklärt er, die Weisheit sei an keine Sprache gebunden, man könne auch auf deutsch lernen, wie einem Kranken zu helfen sei; die Franzosen lernten alle Fakultäten und freien Künste in ihrer Muttersprache. Diese Beweisführung ist nicht eben tief, aber als Beginn einer heilsamen Opposition merkwürdig. Selbst Thomasius ist von dem Vorwurf nicht frei zu sprechen, daß er bei Empfehlung der deutschen Sprache allzuviel Rücksicht auf weltmännisches Auftreten legte. Welchen Sturm er erregte, als er deutsche Vorlesungen hielt und gelehrte Materien in deutscher Sprache behandelte, haben wir schon erwähnt. Sein Auftreten erregte bei Theologen aufrichtige Angst; man hielt es für allzugefährlich, wenn subtile Glaubensmaterien in einer dem gemeinen Mann zugänglichen Form behandelt werden sollten; auch schien das Band, das die Studien in ganz Europa zusammenhielt, sich lösen zu müssen, wenn das Latein aufhören würde, die Brief- und Umgangssprache der Gelehrten zu sein. Dagegen macht der geistvolle Philolog Johann Matthias Gesner, der um 1730 in Leipzig Rektor

*) Naumer führt aus einem Görlitzer Programm folgende Äußerung des Rektors Baumeister an: „Wir unterscheiden adlicher und vornehmer Leute Kinder von anderen, so niedriger Geburt sind, auch darin, daß wir ihnen einen näheren, liebreicheren und vertrauteren Umgang mit den Lehrern unter Bezeigung aller anständigen Höflichkeit gestatten".

war, eine feine Bemerkung zu Gunsten der von Thomasius angeregten Neuerung. Ob er im Recht ist, wenn er behauptet, Thomasius habe deutsch vorgetragen, weil er kein Latein verstand, wollen wir nicht entscheiden; wohl aber erklärt er mit Grund, die Unkenntnis der Muttersprache habe es verschuldet, daß man das Latein in ganz verdorbener, fast barbarischer Weise gesprochen habe; darum hätten gelehrte Männer seit Stiftung der Universität Halle zum Studium und zur Anwendung des Deutschen auch bei akademischen Vorträgen geraten, was vorher für ganz unerlaubt erachtet worden sei.

Tiefer und bedeutsamer als die Gründe des Schupp und Thomasius waren diejenigen, welche Gabriel Wagner aus Quedlinburg für die Pflege deutscher Eigentümlichkeit anführte. Die Schrift, in welcher er sich darüber ausspricht, führt den Titel: „Prüfung des europäischen Verstandes durch die weltweise Geschichte von Realis de Vienna"; er wohnte nämlich eine Zeitlang in Wien, mußte aber infolge seiner hellen Ansichten, die er rückhaltlos aussprach, von dort entfliehen. Seine Schrift wurde im Jahre 1693 dem Verleger in Leipzig entwendet; nur ein Bericht über dieselbe erschien 1715 im Druck und wurde nicht nach Verdienst gewürdigt. An der Hand dieses Berichtes hat Herder, der mit seinem vielseitigen Verständnis und Feingefühl so manches Echte und Bedeutende zu erneuern wußte, die Ansichten Wagners in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" entwickelt. Der letztere gehörte unstreitig zu den scharfsinnigsten Köpfen seiner Zeit. Er stellt die Deutschen darin mit den Griechen zusammen, daß beide Völker den Beruf zur Verbreitung geistiger Bildung erhalten hätten; den Deutschen fehle es bei aller Intelligenz an edlem Ehrgeiz und großmütiger Vaterlandsliebe, daher rühre ihre Armut und Ohnmacht, die Verstandesverfinsterung, der Stolz und Trotz des Auslandes, der Verlust von Ländern und Städten, die Kriegführung auf unsere Kosten. Das Märchen von der deutschen Einfalt glauben wir selbst aus Niedertracht und Mangel an Geschichtskenntnis. Unsere Schulmeister, Pfarrer, Sprachkünstler und das geduldig schwitzende Volk halten Anstrengung für Verstand; wir verteidigen nicht einmal unsere Erfindungen gegen das Ausland. Wir glauben den Freunden mit Kindereien wehe zu thun, wie wenn wir ihnen nachweisen, daß einer unter ihnen etwa eine Stadt wie Rostock und Altorf nicht gekannt hat. (Dies paßt noch heute vortrefflich.) In Deutschland, bemerkt er sodann, wohnt der Verstand außer den Schulen; das Volk ist oft sinnreich, die Vornehmen schulfüchsig; im Auslande dagegen sind die Gelehrten zum Teil die klügsten. Er erklärt, lange vor Brockes: die Natur sei Gottes Buch, nicht Gottes Feindin; Naturkünste machen aufrichtig, Schulkünste hartherzig und stolz.

In diese Periode beginnender Gärung trat nun das Zeitschriftenwesen als ein mächtiges Ferment ein. Es begann für Deutschland mit den in lateinischer Sprache abgefaßten Verhandlungen der Gelehrten (Acta eruditorum), die in Nachahmung des Journal des Savants und anderer Unternehmungen 1682 zu Leipzig durch Otto Mencke ins Leben gerufen wurden; der letzte ihrer 117 Bände erschien genau ein Jahrhundert später. An dieser Zeitschrift, die in monatlichen Quartheften erschien, arbeiteten zu Anfang Gelehrte wie Tenzel, Carpzov, Sagittarius, Thomasius und Leibniz mit; der letztere veröffentlichte hier seine Grundzüge der Differentialrechnung. Thomasius ging bald einen Schritt weiter, indem er (1688) die erste litterarische Zeitschrift in deutscher Sprache begründete, unter dem Titel: „Freimütige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken oder Monatsgespräche über allerhand, vornehmlich über neue Bücher." Kaum minder schwerfällig als dieser Titel war stellenweise die Form; doch zeigten sich die Wirkungen bald, namentlich da Nachahmungen nicht auf sich warten ließen. Jetzt erst entspann sich ein lebendigeres Verhältnis zwischen Litteratur und Leben; das öffentliche Bedürfnis, der öffentliche Geschmack wurden als Richter über geistige Arbeiten angerufen. Hieraus ergab sich die Beseitigung der bisherigen Unsicherheit in den Grundsätzen der Darstellung als unumgänglich; die beginnende Kritik und Polemik erhielt nunmehr deutliche Ziele. Auch erkannte man die Notwendigkeit, die sehr vereinzelten Kenntnisse, welche über die frühere Litteratur verbreitet waren, zu ordnen und zu vertiefen.

Wir haben schon bemerkt, daß im Anfang des 17. Jahrhunderts unsere Gelehrten fast jede Berührung mit dem altnationalen Wesen aufgegeben hatten. Die mittelhochdeutschen Dichtungen wurden kaum mehr gelesen, und Wolfgang Lazius, der um 1614 vom Nibelungenlied sprach, hielt dasselbe für eine Art von Reimchronik der Thaten Attilas. Indessen war der Sinn für deutsches Altertum nicht abgestorben, und es ist bemerkenswert, daß namentlich Juristen und Publizisten ihn lebendig erhielten. So hat unter anderen Melchior Goldast von Heimingsfeld († 1635), der meist ein unstätes, dürftiges Litteratenleben führte, zuletzt aber doch Kanzler an der Universität Gießen wurde, einer besseren Zeit vorgearbeitet. Vom Urkundensammeln, worin er nicht immer sehr zuverlässig ist, kam er auf das Lesen der Dichter, welche er für die Altertümer zu verwerten gedachte. Didaktische Werke scheinen ihn am meisten angezogen zu haben; man erstaunt, wenn man seine selten gewordene Sammlung von Lehrgedichten liest, über den Umfang seiner Lektüre in dieser dunklen Zeit. Er macht in derselben (Paraeneticorum veterum pars I, 1604) Mitteilungen aus dem Winsbecke und der Winsbeckin; er erwähnt den Wolfdietrich, den König

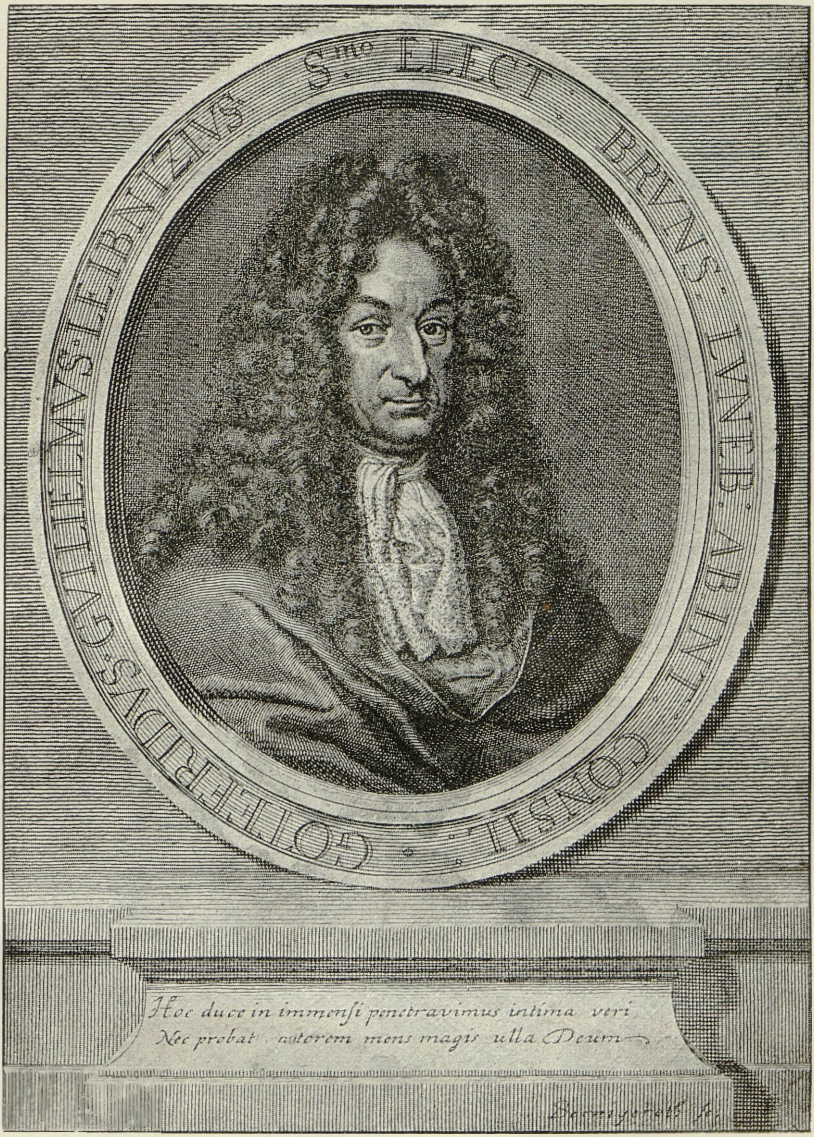
Laurin, den Dietrich von Verona, den gehörnten Siegfried von Köln (Agrippinensis), den Ernst von Schwaben (nach ihm von Österreich oder Bayern) und fragt mit Recht, warum man diesen Gedichten nicht ebensoviel Aufmerksamkeit zuwende, als den hebräischen und arabischen; von Dichtern kennt er Wolfram, Wernher, Stricker, Marner und andere; dem Walther widmet er als einem trefflichen Sittenrichter hohes Lob. Der Tannhäuser ist ihm ein Geschichtschreiber; doch führt er auch das Volkslied an, das diesen Namen trägt. Nach Goldast verdient Johann Schilter genannt zu werden, dem es ausschließlicher um das Juristische und Antiquarische zu thun war; er starb 1705 als Ratsherr zu Straßburg. Aber auch Opitz besaß offenen Sinn genug, um seine Teilnahme dem Annoliede zuzuwenden; er fertigte eine Abschrift desselben an, die bald hohen Wert erhielt, da das Original verbrannte. Doch fanden diese Ermittelungen einen sehr beschränkten Leserkreis. Anders war es am Ausgang des Jahrhunderts, als der Streit um die Theorie der Dichtung den Sinn für solche Studien erhöht hatte. Daniel Georg Morhof (1639—1691), zuletzt Professor und Bibliothekar in Kiel, stellte nicht nur in seinem „Polyhistor" eine Masse von litterarischen Notizen zusammen, sondern gab in seinem wertvollen Buche: „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätzen" (zuerst 1682) einen planmäßigen Überblick des damaligen Bestandes der Litteraturkunde, wobei er auch auf Sprachformen und Versmaße Rücksicht nimmt. Die Anregung war ungemein fruchtbar, und schon 1715 bezeichnet Burkart Mencke die Litteraturgeschichte als die „Modewissenschaft itziger Zeiten."

Vom höchsten Wert aber war es, daß Poesie und Prosa durch die neuen religiösen Bewegungen einen lebendigen Gehalt erhielten. In damaliger Zeit konnten sich die Elemente der Befreiung auf keinem anderen Gebiet entwickeln, als auf dem des Glaubens. Von Arnd und Andreä an hatte es nie an Männern gefehlt, welche die Forderung erhoben, man solle über den Streit um religiöse Meinungen nicht die Reinheit des Herzens, die Bedürfnisse des Gemütes und die Liebe vergessen. Dieser Richtung entsprach der Pietismus, der dem subjektiven inneren Leben sein Recht zu verschaffen suchte. Indem Gläubige sich zusammenfanden, die das Erbauliche höher anschlugen als das Dogmatische, barg ihr Bestreben den Keim der Toleranz in sich, die bald zu einer Forderung der Zeit wurde. Daß die Pietisten selbst sich früh von ihr abwandten, daß sie aus einseitiger Rücksicht auf Frömmigkeit und Gemüt den scharfen Geist der Untersuchung zu fürchten anfingen, aus Kopfhängerei die Philosophie anfeindeten, kommt in der Epoche, die wir eben besprechen, noch nicht in Betracht. Diese Epoche knüpft sich an den von uns schon mehrfach erwähnten Philipp Jakob

Spener an. Zu seinen Anhängern gehörte der berühmte August Hermann Francke aus Lübeck (1663—1727), der in Leipzig ein Kollegium für Bibelfreunde hielt und darum verdächtigt wurde; Thomasius nahm sich des schüchternen Mannes mit allem Eifer an. Als Diakonus in Erfurt, welches zum Erzbistum Mainz gehörte, war Francke als angeblicher Sektenstifter neuen Anfechtungen ausgesetzt und wurde sogar durch ein kurfürstliches Reskript von seinem Amte entfernt Spener selbst folgte 1691 einem Rufe nach Berlin und war bei den Vorbereitungen zur Stiftung der Universität Halle thätig, welche der Mittelpunkt der neuen Richtung werden sollte. Schon mit Anfang des folgenden Jahres wurde Francke zum Professor bestimmt und zugleich zum Pfarrer in der Halleschen Vorstadt Glaucha ernannt. Die umfassenden wohlthätigen Stiftungen, die er bald zu errichten begann, können wir hier nicht besprechen: doch wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß der Pietismus in seiner guten Anfangszeit sich überhaupt durch praktischen Unternehmungsgeist kundgab. Hierher gehört unter anderen die von dem Freiherrn und Kammerjunker Karl Hildebrand von Canstein († 1719) im Sinne seiner Freunde Spener und Francke gegründete Bibelanstalt, welche noch jetzt besteht. Um „Gottes Wort den Armen zur Erbauung für einen geringen Preis in die Hände zu bringen", wurden das Alte und Neue Testament mit „stehenbleibenden Lettern" (Stereotypen) in deutscher, später auch in böhmischer und polnischer Sprache vervielfältigt; bis jetzt sind viele Millionen Exemplare ausgegeben worden.

Daß die Spenersche oder hallesche Theologie auf den Stil der Predigt mächtig und vorwiegend günstig einwirkte, konnte nicht ausbleiben. Durch sie wurde das Gefühl, die gebundene Herzenswärme zum Ausdrucke gebracht, die sich bald auch im weltlichen Gebiet als Philanthropie, wohl auch als Empfindsamkeit und Schwärmerei zu äußern begann. Der Kanzelton eines Schupp, der Anekdoten und Fabeln in seine Reden verflocht, konnte sich innerhalb der protestantischen Kirche nicht erhalten. An seine Stelle trat ein schleppender Ton, ein ciceronianischer Faltenwurf, über welchen sich noch Herder beklagt. Vor allem aber erhielt sich die Manier dogmatischer Beweisführung; der streitbare Orthodoxe verfluchte seinen Gegner, nachdem er ihn vorher mit Schlußfolgerungen und namentlich mit Citaten vernichtet hatte. Einen solchen Prediger schildert später Gellert in geistvoller Weise:

Er hatte recht auf seinen Text studieret
Und Gottes Wort, wie sich's gebühret,
Bald griechisch, bald hebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft citieret,



Gottfried Wilhelm von Leibniz.
(Nach dem Stich von Vernigeroth.)

Die Ketzer fleißig ausschändieret
Und stets so fein schematisieret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.

Da dieses Unwesen am Schlusse des 17. Jahrhunderts noch weit mehr in Blüte stand als zu Gellerts Zeit, so war die milde Betrachtung und erbauliche Zusprache, welche vom Kreise Speners ausging, im Anfang wenigstens, eine Wohlthat, ja eine Befreiung für Herz und Geist.

Eines der bedeutendsten und einflußreichsten wissenschaftlichen Werke, die um jene Zeit verfaßt wurden, ging aus dem Kreise Speners hervor: die „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie" von Gottfried Arnold (2 Bände, Frankfurt 1699). Unsere Generation, in Zeiten der Revolution und Reform aufgewachsen, verbindet mit dem Worte Ketzer nicht mehr den gehässigen Begriff, der ihm in früheren Jahrhunderten anhaftete. Es ist uns daher nicht leicht, die von bedeutendem Wissen unterstützte Kühnheit, die Arnold in jenem Werke bewies, völlig zu würdigen. Arnold behauptete mit einem damals unerhörten Freimut, die Ketzerei sei zu manchen Zeiten ein hochbedeutendes Element in der Entwickelung der Glaubenslehre gewesen. Indem er nachweist, daß die Verfolgung frommer und erleuchteter Ketzer meist von der Prälatur ausgegangen sei, bestreitet er auch die Gültigkeit der Verdammungsurteile, die von den Kirchenversammlungen ausgegangen sind. Arnold wurde noch heftiger von der lutherischen Orthodoxie als von katholischer Seite angegriffen; doch war die Wirkung seines Werkes eine außerordentliche und entsprach besonders dem im 18. Jahrhundert immer mehr aufkommenden Triebe, für die im Laufe der Menschengeschichte Unterdrückten Partei zu nehmen. Die Darstellung in seinem Hauptwerke (er verfaßte mehr als 40 Schriften) ist nicht lichtvoll genug und etwas schwerfällig, doch für jene Zeit verdienstlich; man schrieb dem Thomasius einigen Anteil daran zu. Arnold war in Dresden mit Spener, den er innig verehrte, persönlich bekannt; später lebte er einige Zeit in Frankfurt als Korrektor, dann in Gießen als Professor der Geschichte. Er starb 1714 als Prediger zu Perleberg während des Gottesdienstes an den Folgen eines Schrecks, da Werber in seine Kirche eindrangen.

Auch der hochberühmte Gottfried Wilhelm von Leibniz (1646—1716) stand mit den ersten Pietisten in freundlichem Verkehr, sowie er auch die Bestrebungen zur Hebung der Muttersprache aufmunterte, obwohl er selbst seine Hauptwerke lateinisch oder französisch abfaßt. Da das Wirken dieses großen Denkers und Forschers sich auf die verschiedensten Gebiete erstreckte, so hatten wir seiner in der politischen und litterarischen Geschichte bereits vielfach zu gedenken.

Als Staatsmann kennen wir ihn aus jener Denkschrift über die Eroberung von Ägypten, die er der Regierung Ludwigs XIV. überreichte, sowie aus einem Kriegsmanifeste gegen Frankreich. Seine Bemühungen um Vereinigung der christlichen Bekenntnisse zeigten ihn uns im Verkehr mit Bossuet. Auch unter den Erneuerern der Rechts- und Staatslehre hatten wir ihn anzuführen. Im Dienste der Welfischen Fürstenhäuser entdeckte er den genealogischen Zusammenhang derselben mit dem Haus Este; aber, was von höherem Wert ist, durch seine Urkundensammlung gehört er zu den ersten Begründern einer neuen methodischen Geschichtsforschung. Als Erfinder der Differentialrechnung oder des Kalküls des Unendlichen hatten wir ihn neben Newton zu nennen. Leibniz verlor im sechsten Jahre seinen Vater, der Professor der Moral in Leipzig war, auf der Nikolaischule hatte er den Jakob Thomasius, Vater des berühmten Schriftstellers, zum Lehrer. Er verfaßte früh lateinische Gedichte und verteidigte mit 18 Jahren seine philosophische Schrift vom Grunde der Individualität („De principio individuationis"). Doch ließ man ihn wegen seiner Jugend nicht zur Promotion zu, worauf er an der Nürnberger Universität Altdorf den Doktorgrad erwarb. An der Wirtstafel in Nürnberg machte er die für ihn sehr folgenreiche Bekanntschaft des helldenkenden kurmainzischen Ministers von Boyneburg und ging auf dessen Anregung 1672 nach Paris, wo er Pascals Rechenmaschine verbesserte und mit Huyghens, wie auch mit Colbert in Verbindung trat. Leibniz wies alle Anträge, die ihm von Paris und Rom aus mit der Bedingung gemacht wurden, daß er zum Katholizismus übertrete, standhaft zurück. Er blieb von 1673 an in den Diensten der Herzöge von Hannover, nahm seinen Wohnsitz in der Hauptstadt derselben, machte aber bis zum Beginn seines Greisenalters viele Reisen. Seines Aufenthaltes in Berlin, wo er die Akademie der Wissenschaften einrichtete, und in Wien, wo die Gründung einer ähnlichen Societät nicht zu stande kam, haben wir schon gedacht. Es galt für Deutschland als höchst ehrenvoll, daß ein Deutscher an der Spitze der geistigen Angelegenheiten Europas stand. Der Kaiser erhob Leibniz zum Reichsfreiherrn, Peter der Große zum Geheimrat; Würdendiplome, Pensionen, Bitten um wissenschaftliche Ratschläge strömten ihm von allen Seiten zu*). Leibniz starb 1716 zu Hannover in seinem Arbeitsessel. Der Geistlichkeit war er nicht

*) Unter einem Abdruck seines Bildnisses wurden später vier Zeilen von Voltaire angebracht:

Il fut dans l'univers connu par ses ouvrages
Et dans son pays même il se fit respecter;
Il éclaira les rois, il instruisit les sages;
Plus sage qu'eux il sut douter.

befreundet, den Bürgern stand er fern; daher fand sein Leichenbegängnis fast ohne jegliches Geleit statt.

Was Leibniz in deutscher Sprache schrieb (darunter auch einige Gedichte) ist meist erst nach seinem Tode gedruckt worden. In Versen klagt er, „daß manche Höfe sich der deutschen Sprache schämen, Franzosen an den Tisch und gar zu Rate nehmen." Im Jahr 1697 verfaßte er die ausgezeichnete Schrift: „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache," in welcher er ausführt, daß unsere Sprache, soweit sie vom Volk ausgebildet werden könne, keiner anderen nachstehe, um so mehr aber in allen Beziehungen, die vom Hof und von der Wissenschaft ausgingen, entwickelt werden müßte. In seinen französischen und lateinischen Schriften ist die Darstellung trefflich durch Klarheit und Bestimmtheit, doch, wie Kenner meinen, nicht durchaus ungezwungen*).

Der streng theoretische Teil der Leibnizschen Philosophie, die sogenannte Monadenlehre, mag in Fachschriften besprochen werden. Dagegen haben wir einige Andeutungen zu geben über seine Lehre von der Natur und von der sittlichen Welt in ihrem Verhältnis zu Gott; denn diese Lehre, die er am ausführlichsten in seiner Theodicee vorträgt, hat auf die Denkweise der Deutschen bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts den mächtigsten Einfluß geübt, ja ist für dieselbe geradezu bestimmend gewesen. Der gewöhnlichen Annahme nach ist dieses Buch aus den mündlichen und schriftlichen Unterhaltungen des Philosophen mit der berühmten preußischen Königin Sophie Charlotte hervorgegangen. Am Hofe derselben zu Charlottenburg herrschte der freieste Geistesverkehr um dieselbe Zeit, wo in Versailles ein dumpfer Druck auf den Gemütern lastete. Die Prediger der französischen Gemeinde von Berlin, von welchen Beausobre den größten Ruf genoß, durften dort ihre Ansichten so zwanglos vortragen, wie der Jesuit Vota und der geflüchtete irländische Freigeist Toland. Hier war Leibniz der geehrteste Gast; hier soll ihm die Königin auch die Gedanken mitgeteilt haben, zu denen die Lektüre der skeptischen Schriften Bayles sie angeregt hatte. Kant spricht über die Art, wie

*) Der Verfasser giebt darüber in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" folgendes Urteil: „Leibniz wagte nicht, sich durch den Gebrauch von Luthers Sprache ein deutsches Publikum zu schaffen, wie sich Locke ein englisches geschaffen hatte. Leibniz, dem Zeitgeist und der Aristokratie huldigend, wollte oder durfte Franzosen und Engländern nicht zumuten, wenn sie ihn lesen wollten, deutsch zu lernen, sondern er bediente sich als Hofmann auch der Hofsprache, oder mit anderen Worten, er schrieb nicht deutsch, sondern in fremden Sprachen. Leibniz schrieb in einem Latein voller Gallicismen, in einem Französisch voller Latinismen, so daß ihn Bolingbroke nicht ganz mit Unrecht der Barbarei und Unverständlichkeit anklagt".

Leibniz an diesem Damenhofe philosophische Fragen behandelte, mit leisem Spotte. Zweifel, wie sie der Königin sich aufdrängten, wurden in jenem theologischen Zeitalter oft genug in eleganter Gesellschaft erörtert; sie drängen sich übrigens denkenden Kindern schon bei der Konfirmation auf. So die beiden Fragen, warum Gott bei seiner unbedingten Allmacht das Böse in der Welt, der materiellen wie der sittlichen, zulasse; und ferner, wie sich die göttliche Vorherbestimmung aller Dinge, also auch aller Handlungen, mit der Freiheit des menschlichen Willens vertrage? Die Theodicee, welche diese Fragen lösen soll, handelt daher „über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Bösen." Leibniz nimmt an, daß bei jeder einzelnen Handlung Willensfreiheit obwalte, daß aber die Ergebnisse aller Handlungen durch göttliche Voraussicht nach einem harmonischen Plane zusammenwirken. Die Welt ist unter denen, die Gott schaffen konnte, die beste; denn es ist unmöglich, anzunehmen, daß Gott eine bessere nicht gekannt oder nicht gewollt habe. Das Böse ist vorhanden, damit sich das Gute an demselben übe, zur Erkenntnis seiner selbst und zur Freude an seiner eigenen Bethätigung gelange. Dieser Glaube, daß die Welt ungeachtet ihrer Mängel auf die Glückseligkeit der in ihr lebenden Geschöpfe berechnet sei, der sogenannte Optimismus, mochte strengeren Philosophen nur für das Erzeugnis einer weltmännischen Beruhigungsphilosophie gelten: so viel aber ist gewiß, daß er in einer Zeit, wo Deutschland sich den Katechismushändeln und den Litaneien über die in Sünden ertrunkene Menschheit zu entziehen begann, den Fingerzeig in ein neues Reich der Hoffnung, Menschenliebe und Lebensfreude eröffnete. War die Welt nicht mehr ein Jammerthal ohne Ausgang, war sie nach ewigen Gesetzen auf Heil und Glück berechnet, so verlor auch die Natur ihre feindseligen Schrecken; die Betrachtung derselben, die Versenkung in ihre Reize und Geheimnisse erschien, wie Brockes bald verkündete, nur als eine neue Form der Gottesverehrung. Freilich, die Vorstellung von der Vollkommenheit der Welt war dem Wunderglauben nicht günstig; auch war die Orthodoxie damit nicht einverstanden, daß man nun religiöse Wahrheiten, statt aus Bibel und Katechismus, aus der Beobachtung einer Quelle, eines Käfers, eines Bienenschwarmes schöpfen solle; doch wurde gerade dieser Gedanke den Deutschen vor allen wert und drang schließlich in alle Kinderschriften ein. Das Böse aber, statt den Menschen niederzudrücken, sollte, so begann man zu lehren, vielmehr seinen Stolz anregen, denn es bestätige ihm seine Bestimmung zur Freiheit. In diesem Sinne verfaßte noch Haller sein Lehrgedicht vom Ursprung des Übels, in dem es heißt: „Gott liebet keinen Zwang; die Welt mit ihren Mängeln Gilt mehr ihm, als ein Schwarm von

willenlosen Engeln.“ Und noch am Schlusse des Jahrhunderts giebt Schiller, bei welchem die Spuren eines häuslich frommen Kinderlebens sich sehr langsam verloren, im Karlos demselben Gedanken einen freilich weit schwungvolleren Ausdruck: „Er (Gott), der Freiheit entzückende Erscheinung nicht zu stören, läßt der Übel grauenvolles Heer in seinem Weltall lieber toben.“ An die Vorstellung von einer zum Glück führenden Weltordnung schloß sich leicht auch die weitere von der Befähigung und Bestimmung der Menschheit zur Vervollkommnung. Selbst Ereignisse, welche den Optimismus zu widerlegen schienen, wie um die Mitte des folgenden Jahrhunderts das Erdbeben von Lissabon, regten wohl Kontroversen an, brachten aber dem Glauben an die möglich beste Welt vorerst keine Gefahr. Erst nach dem Aufkommen und der weiteren Verbreitung der Kantischen Philosophie einerseits und mit den Enttäuschungen, die mit der Revolutionszeit eintrafen, andererseits trat ein Umschwung zur entgegengesetzten Ansicht, zum Pessimismus ein, der in unserem Jahrhundert dann auch seine Philosophie gefunden hat.

Inhaltsverzeichnis.

Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Seite

X. Frankreich, Spanien und Italien zu Mazarins Zeit.

1. Militärische und diplomatische Erfolge der Franzosen in Spanien, Deutschland und den Niederlanden 3
2. Italien und Frankreich 12
3. Die Zeit der Fronde bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges . . . 33
4. Krieg der Fronde mit der Regierung 51
5. Letzte Zeit Mazarins 73

XI. Europa von Mazarins Tode bis zum Frieden von Nimwegen.

1. Deutschland vom Westfälischen Frieden bis zum Beginn der Raubkriege Ludwigs XIV. 83
2. England von Oliver Cromwells Tode bis zur Rückkehr Karls II. 91
3. Erste Zeit von Karls II. Regierung 110
4. Ludwig XIV. und seine Minister 120
5. Ludwig XIV., Karl II. von England und de Witt bis zum Frieden von Breda 126
6. Der Devolutionskrieg Ludwigs XIV. und die inneren Angelegenheiten Englands und Hollands während desselben 140
7. Frankreich, England, Deutschland und die Niederlande vor dem Holländischen Kriege Ludwigs XIV. 150
8. Ludwigs XIV. Holländischer Krieg bis zum Frieden von Vossem und Deutschlands innere Angelegenheiten 159
9. Der Holländische Krieg vom Frieden zu Vossem bis zur Schlacht bei Fehrbellin 171
10. Ende des Holländischen Krieges 193

XII. Letzte Zeit des siebzehnten Jahrhunderts.

1. Wiederherstellung der Schwedischen Monarchie durch Karl XI. und Dänemark unter Christian V. 207
2. England in der letzten Zeit Karls II. 217

Seite

3. Jakob II. als Beherrscher von England 233
4. Ludwigs XIV. despotisches Verfahren gegen den Papst, die Jansenisten und die Hugenotten 246
5. Türkische und ungarische Händel bis zum Waffenstillstande von Vasvar 1664 262
6. Verhältnisse im Osten vom Vasvarer Waffenstillstande bis zum Karlowitzer Frieden 1699 277
7. Ludwigs XIV. Verletzung der Friedensschlüsse mit Spanien und Deutschland 301
8. Wilhelms III. Erhebung auf den englischen Thron 310
9. Neue Raubzüge Ludwigs XIV. bis zum Ryswyker Frieden . . . 326
10. Brandenburg und Preußen bis zur Erwerbung der Königswürde 345
11. Sachsen und Polen 356
12. Hannover und die englische Thronfolge 362

XIII. Litteratur und Geistesbildung des siebzehnten Jahrhunderts.

1. Bacon und Descartes; nächste Ausbildung ihrer Denkweise . . . 368
2. Astronomie und Erfahrungswissenschaften 375
3. Politische Litteratur im 17. Jahrhundert; Natur- und Völkerrecht 387
4. Wissenschaften, Litteratur und Kunst in den Niederlanden . . . 406
5. Die englische Dichtung im siebzehnten Jahrhundert 424
6. Französische Litteratur bis zur selbständigen Regierung Ludwigs XIV. 439
7. Die glänzende Zeit der französischen Litteratur unter der Monarchie Ludwigs XIV. 454
8. Überblick der deutschen Litteratur im siebzehnten Jahrhundert.
   a. Übergangszeit; die erste schlesische Schule 491
   b. Die Sprachgesellschaften 507
   c. Dichtung und Dichtergruppen außerhalb der akademischen Kreise 514
   d. Satire, Zeitschilderung, Roman und Lehrprosa 524
   e. Die zweite schlesische Schule und ihre Gegner 537
   f. Umschwung beim Ausgange des Jahrhunderts; Hebung der Sprache; Pietismus, Aufklärung und Popularphilosophie . 546

Verzeichnis
der Abbildungen und Karten.

Ludwig XIV., König von Frankreich. Nach dem Leben gemalt und gestochen von R. Nanteuil im Jahre 1667 — Zum Titel

Herzog Heinrich de la Tour d'Auvergne, Vicomte von Turenne. . . . . } Zu Seite 5

Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Condé . . . } Zu Seite 5

Kardinal Mazarin. Reproduktion des Stiches von Nanteuil: nach Van-mol. . . . . " " 34

Kaiser Leopold I. Reproduktion des Stiches von P. Kilian . " " 88

Karl II., König von England. Reproduktion des Stiches von B. Picart: nach G. Kneller . . . . . " " 110

Marquis von Louvois } . . . . . " " 125
Jean Baptiste Colbert }

Johann de Witt, Großpensionär von Holland. Reproduktion des Stiches von L. Visscher . . . . . " " 162

Jakob II., König von England. Nach dem Gemälde von G. Kneller . . . . . " " 233

Markgraf Leopold Wilhelm von Baden . . . . . " " 272

Herzog Karl IV. von Lothringen, der Türkenbesieger. Reproduktion des Stiches von A. de Blois: nach C. Kerber . . " " 275

Johann III. Sobieski, König von Polen, der Befreier Wiens 1683 . . . . . } " " 287
Ernst Rüdiger, Graf von Starhemberg, der Verteidiger Wiens 1683 . . . . . }

Wilhelm III. von Oranien, König von England. Reproduktion des Stiches von B. Picart: nach Adrian van der Werff . . . . . " " 313

Friedrich I., König von Preußen. Reproduktion des Stiches von E. Desrochers: nach des Königs Hofmaler J. F. Wenzel " " 354

René Descartes (Cartesius) } . . . . . " " 369
Francis Bacon von Verulam }

Johannes Kepler } . . . . . " " 377
Galileo Galilei }

John Milton. Nach dem Stich von G. F. Schmidt } . . . " " 387
Isaak Newton . . . . . }

Fénelon . . . . . Zu Seite 403
Baruch Spinoza . . . . . „ „ 411
Peter Paul Rubens und Anton van Dyck. Reproduktion des Stiches von Paul Pontius: nach Ant. van Dyck . . . „ „ 418
Pierre Corneille. Reproduktion des Stiches von C. Gaucher: nach C. le Brun . . . . . „ „ 446
Jean Racine . . . . . „ „ 457
Jean Baptist Poquelin de Molière. Reproduktion des Stiches von Ficquet: nach Coypel . . . . . „ „ 461
Jean de Lafontaine . . . . }
Nicolas Boileau Despréaux } . . . . . „ „ 471
Martin Opitz von Boberfeld. Reproduktion des Stiches von Paulus Fürst . . . . . „ „ 497
Gottfried Wilhelm von Leibniz. Reproduktion des Stiches von Bernigeroth . . . . . „ „ 553
Karte Nr. 19: Mitteleuropa im Jahre 1650 . . Zum Schluß des Bandes

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

MITTELEUROPA
im Jahre 1650.
Römisch-Deutsches Kaiserreich.
NORDSEE
OSTSEE
MITTELLÄNDISCHES MEER
ADRIATISCHES MEER
SCHWARZES MEER
KÖNIGREICH SCHWEDEN
KÖNIGREICH DÄNEMARK
KÖNIGREICH NORWEGEN
KÖNIGREICH GROSSBRITANNIEN UND IRLAND
KÖNIGREICH POLEN
KÖNIGREICH FRANKREICH
KÖNIGREICH SPANIEN
KÖNIGREICH NEAPEL
KÖNIGREICH BÖHMEN
KÖNIGREICH UNGARN
MOSKOWITISCHES REICH
Livland
Estland
Ingermanland
Kurland u. Semgallen
Preussen
Pommern
Brandenburg
Sachsen
Schlesien
Mähren
Tirol
Österreich
Steyermark
Kärnten
Krain
Friaul
Venedig
Mailand
Toscana
Parma
Modena
Genua
Lucca
Florenz
Urbino
Ancona
Perugia
Siena
Pisa
Piombino
Elba
Corsica
(zu Genua)
Sardinien
(zu Spanien)
Mallorca
Menorca
Ivica
Sicilien
(zu Spanien)
Neapel
Benevent
Piombino
Rom
Gaeta
Sassari
Ajaccio
Bastia
Bonifacio
Tarent
Brindisi
Salerno
Otranto
Durazzo
Valona
Janina
Verria
Salamiki
Thessalonich
Imbros
Lemnos
Brussa
Kjutahia
Bergama
Smyrna
Konstantinopel
Adrianopel
Philippopel
Sofia
Widdin
Nikopolis
Turnow Schwanna
Rustschuk
Silistria
Varna
Bukarest
Galatz
Braila
Jassy
Otschakow
Akerman
Bessarabien
Budschak
Jedisan
Saporogische Kosaken
Podolien
Wolhynien
Ukraine
Kiew
Poltawa
Tschernigow
Orel
Rylsk
Sewerien
Smolensk
Moskau
Twer
Rybinsk
Nowgorod
Pskow
Dorpat
Narwa
Reval
Pernau
Oesel
Dagö
Pilten Hz.
Libau
Mitau
Memel
Samogitien
Wilna
Königsberg
Pozwole
Polotzk
Witebsk
Minsk
Grodno
Brjansk
Kaluga
Tula
Mohilow
Tschaschniki
Wetlitza
Opotschka
Kiwerowa Horka
Pinsk
Brest Litowsk
Brzesk
Plotzk
Masovien
Warschau
Lublin
Krasnystaw
Lemberg
Tarnopol
Kamenetz
Chotin
Bender
Balta
Mohilow
Bratzlaw
Targowitz
Kaschau
Eperies
Munkatsch
Tokay
Hatzfeld
Neusatz
Peterwardein
Karlowitz
Semlin
Belgrad
Mohatsch
Fünfkirchen
Szegedin
Temesvar
Arad
Weissenburg
Hermannstadt
Kronstadt
Grosswardein
Klausenburg
Gran
Pest
Ofen
Raab
Pressburg
Wien
Neustadt
Graz
Gätz
Laibach
Agram
Triest
Udine
Görz
Mantua
Verona
Trient
Innsbruck
Konstanz
Basel
Zürich
Bern
Schweiz
Augsburg
Ulm
Stuttgart
Nürnberg
Regensburg
Passau
München
Landshut
Linz
Salzburg
Ansbach
Bamberg
Würzburg
Frankfurt
Mainz
Worms
Speyer
Heidelberg
Mannheim
Trier
Metz
Nancy
Toul
Verdun
Reims
Paris
Orléans
Blois
Tours
Poitiers
Rochelle
Nantes
Bordeaux
Limoges
Clermont
Lyon
Dijon
Besançon
Burgund
Provence
Marseille
Toulon
Nizza
Arles
Avignon
Montpellier
Toulouse
Narbonne
Carcassonne
Foix
Gascogne
Guienne
Languedoc
Auvergne
Aurillac
Valence
Grenoble
Turin
Pignerol
Casale
Mailand
Pavia
Genua
Parma
Modena
Bologna
Florenz
Lucca
Pisa
Siena
Perugia
Ancona
Urbino
Rimini
Ravenna
Ferrara
Mantua
Verona
Venedig
Padua
Vicenza
Treviso
Udine
Görz
Triest
Laibach
Agram
Karlstadt
Fiume
Zara
Ragusa
Cattaro
Skutari
Uskub
Prestina
Mostar
Serajewo
Bihatsch
Belgrad

BIBLIOTEKA
t. XIII
31534/2